STATE LIBRARY OF PENNSYLVANIA
3 0144 00487558 9

SR

CLASS 830.9 BOOK H554

VOLUME 1

PENNSYLVANIA
STATE LIBRARY

...en National Literature
...beginning of 1800,
...from the time of
...ing to the present, based
...pon historical & aesthetic
Criticism. 3 Vols
by Dr. Joseph Hillebrand

Die

deutsche Nationalliteratur

seit dem Anfange des

achtzehnten Jahrhunderts, besonders seit Lessing,

bis auf die Gegenwart,

historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt

von

Dr. Joseph Hillebrand,

Großherzogl. Hessischem Oberstudienrathe und Professor der Philosophie an der Universität in Gießen, des Großherzoglichen Ludwigsordens Ritter.

Erster Theil.

Hamburg und Gotha,

Friedrich und Andreas Perthes.

1845.

Gedruckt
bei Friedrich Frommann
in Jena.

Univer
ar

Einleitendes Vorwort.

Indem ich mich nach vieljährigem Wandeln auf einer anderen Bahn schriftstellerischer Thätigkeit mit vorliegender Schrift in ein Gebiet wage, das vor noch nicht langer Zeit durch einen ausgezeichneten Geschichtschreiber auf das Rühmlichste bearbeitet worden ist [1]), so verkenne ich weder die Wichtigkeit der Aufgabe noch die Menge der Schwierigkeiten, welche die Lösung derselben umgeben. Darum habe ich mich auch zu dem Werke zögernd und langsam entschlossen, oft beginnend und wieder zurücktretend, und es siegte zuletzt nur die Überlegung, daß vielleicht in der Wahl des Gesichtspunkts und in der Art der Behandlung ein hinreichendes Motiv gefunden werden könne für eine so baldige

1) Gervinus, Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 2 Theile. Leipzig, 1840—42. (4ter und 5ter Band der Geschichte der deutschen Dichtung.) — Das Buch von Gelzer, die deutsche poetische Literatur seit Klopstock und Lessing (Leipzig 1841), ist nicht sowohl eine Literatur-Geschichte, als eine Sammlung von einzelnen Charakteristiken mehrerer poetischer Persönlichkeiten, wobei die Beurtheilung der Werke im Besonderen wenig in Rücksicht kommt. Der Gesichtspunkt soll der christlich-ethische seyn gegenüber der modernen deutschen Bildung.

23484

Wiederaufnahme dieses Gegenstandes. Denn wie sehr man dem Verfasser der eben berührten Geschichte zugeben muß, daß er, wie er selbst sagt, „das wahre Mark unserer poetischen Schöpfungen" gesammelt habe [1]), so scheint doch die Methode der Anordnung und die Weise der ganzen Ausführung mehr dem Bedürfnisse der Gelehrsamkeit, als dem der allgemeineren Bildung und dem Interesse eines größeren Publikums zu entsprechen; wie sich denn diese Überzeugung bereits mehrseitig aufzudrängen scheint. Allein weit entfernt, hierin, vom Standpunkte jenes Werkes selbst aus, einen Mangel zu finden, möchte man vielmehr sich zu freuen haben, daß der treffliche Verfasser es über sich gewann, unter Verzichtleistung auf diese mehr exoterische Vorzüglichkeit die schwerere und ruhmvollere Arbeit der gründlichsten Ausprägung des reichen Gehalts unserer Literatur mit der ganzen Energie seiner Wissenschaft wie seiner Gesinnung zu unternehmen, eine Arbeit, die er in einem Maße und einer Weise vollendete, welche bis dahin bei uns auf diesem Felde ohne Gleichen waren.

Durch mehrjährige Erfahrung nun, welche ich bei meinen wiederholten Vorträgen über die deutsche Literatur machte, mußte ich mich überzeugen, daß es für eine Darstellung derselben aus dem Gesichtspunkte der allgemeineren Bildung vornehmlich darauf ankomme, das Ganze in den wichtigsten Vertretungen möglichst zur Anschauung zu bringen, das Typische der Gattungen und Zeiten in den Hauptträgern

1) A. a. O. Thl. 2 (oder 5) Vorr. VI.

individuell zu vergegenwärtigen, ohne den mannichfaltigen untergeordneten Punkten in ihren wesentlichsten Bezügen ihr Recht zu versagen, dabei aber überhaupt die Gründlichkeit in die freie Bearbeitung und übersichtliche Gestaltung so zu verweben, daß ein lebendiges und zugleich gediegenes Bild der Sache vor die Augen treten möge. Es schien mir das Zweckmäßigste, zuvor den jedesmaligen Gesichtskreis zu zeichnen, Charakter und Geist der Zeiten zu bestimmen und die einwirkenden Umstände anzudeuten, um die literarischen Hauptfiguren auf geeignetem Grunde und in entsprechender Umgebung vorzuführen, sowie die bezüglichen Werke vollständiger Beschauung darzustellen; wobei ich es für das Wesentlichste hielt, die Urstelle zu finden und zu umgrenzen, welche einem Jeden im Zusammenhange der Geschichte zukommt, damit auf sie das Gesammtwirken einer bedeutsamen literarischen Persönlichkeit gleichsam in voller Lebensgröße zurückgeführt und zugleich von ihr aus erklärt würde. Das chronologische Moment sollte dabei sein Recht keineswegs verlieren, nur es nicht in seiner ganzen Punktualität geltend machen. Auf diese Weise allein, glaubte ich, müßte es möglich werden, das Kontinuum der nationalen Literatur-Geschichte und ihres Geistes an den Hauptorganen ihrer lebendigen Erscheinung und nach der Innerlichkeit ihres Fortschrittes selbst aufzuzeigen.

Was mir so durch die Praxis klar und zu einer Art positiven Realität geworden war, unternahm ich nun, in dem Werke, welches ich hiermit veröffentliche, auszuführen, und indem ich zugleich die wissenschaftliche Nationalliteratur als

ebenbürtig neben der poetischen mit zu berücksichtigen bemühet war, auch die neueste Literatur, welche Gervinus von seiner Darstellung ausgeschlossen, in den Kreis meiner Aufgabe zog und mit der geschichtlichen Entwickelung die ästhetisch-kritische auf's Engste zu verbinden suchte [1]); so möchte wohl ein solches Werk an und für sich an der Zeit seyn, und es würde nur darauf ankommen, ob das vorliegende in seiner Ausführung seiner Idee würdig genug entspreche. Daß ich das Meinige habe thun wollen, daß Liebe zur Sache mich dabei begleitet, Studium und gewissenhaftes Erwägen mir zur Seite gestanden, daß das Buch überhaupt weder ein Kind des Augenblicks, noch eines dilettantischen Gelüstes sey [2]),

---

1) Obwohl Gervinus meint, an unserer schönen Literatur, „die man (nach ihm) nur ästhetisch zu bereden gewohnt ist, das reine Geschäft des Historikers zu üben," so hat er sich in dieser Hinsicht durch die That selbst ein Dementi gegeben, indem seine Schrift ebenso reich ist an ästhetischen Urtheilen als an geschichtlichen Entwickelungen, ja jene diese hier und da sogar zu überwuchern Lust haben. Wie hätte sich aber auch ein Mann, der von sich gestehen darf, daß „Sinn und Liebe für Kunst und Dichtung mit seiner ganzen Existenz verwachsen seyen," des Urtheilens über die Werke beider enthalten mögen? Es ist freilich ein persönliches, kein doktrinäres Urtheilen. Vgl. dessen angeführte neuere Geschichte der deutschen Nationallit. Thl. I. (Dedikation an Dahlmann).

2) Schon 1828 suchte ich in meiner deutschen Literaraästhetik, der ich eine lateinische über die antike Literatur (Aesthetica antiqua classica) folgen ließ, nicht bloß die Theorie, sondern auch die Geschichte der Literatur, namentlich der deutschen (im 2ten Theile), in übersichtlicher Charakteristik zu geben. Obwohl dort Vieles vorkommt,

wird der Sachkundige wohl bald merken und demselben schon deswegen einige Gunst zuwenden, um so mehr, als ihm die Schwierigkeiten bekannt sind, welche gerade die hier bearbeitete Periode sowohl dem Stoffe als auch den eigenthümlichen Verhältnissen nach, in denen die Gegenstände zu den mannichfaltigen Interessen der Gegenwart stehen, mit sich führt. Denn wenn es wahr ist, daß der allgemeine Charakter unserer Literatur, der von der kosmopolitischen Bestimmung und Stellung unserer Nation in dem Völkersysteme des neuen Europa bedingt und getragen wird, den auswärtigen Literaturen gegenüber vornehmlich das Eigenthümliche hat, das germanische Princip der subjektiven Besonderung und Vielseitigkeit vorzugsweise an sich darzustellen, zugleich das Herz zu seyn, in welchem die anderen Literaturen sich lebendig begegnen; so haben sich diese Beziehungen gerade seit Lessing in Absicht auf Bedeutung und Bestimmtheit im vollsten Maße hervorgestellt und ausgeprägt. Ein allseitiges Versuchen, die neue Erweckung des deutschen Geistes auszusprechen, ein unruhiges Streben, auf den verschiedensten Wegen die Ehre der nationalen Muse zu erobern, die Kontraste der Parteien, Meinungen und Theorien, das Hineindrängen der Politik und Socialfragen, die regsamsten Bemühungen, die Blüten der ausländischen Literaturen auf dem Baume der nationalen zu sammeln und hier zur reichsten Krone zu versammeln — dieses Alles hat sich von jenem Zeitpunkte an bis auf die Ge-

was theils nicht gründlich genug erwogen, theils auch jetzt veraltet seyn mag, so beweist das Buch doch, daß meine Beschäftigung mit der Sache nicht von gestern ist.

genwart in einer solchen Fülle und Drängniß geltend gemacht, daß die umfassendste Belesenheit und die umsichtigste Vergleichung erfordert wird, um ein gehaltenes Bild zu entwerfen, in welchem die Mannichfaltigkeit der Richtungen und Leistungen in der Einheit und Gemeinschaft der nationalen Grundidee den wesentlichen Zügen nach zusammentreten, und zwar so, daß auch das Verhältniß zum Ausländischen der Vorstellung nahe gebracht wird. Will man noch bedenken, wie mißlich es ist, mitten in dem Streite, welcher gegenwärtig in Politik, Religion, Philosophie und auf dem Felde ästhetischer Principien geführt wird, eine entschiedene Stellung zu nehmen, um von hier aus das Recht der Sache mit entschiedener Gesinnung zu wahren, Partei zu nehmen für das Wesen ohne Parteibeschränktheit, der Freiheit des Geistes zu huldigen im Gefühle der Wahrheit ohne Furcht vor Mißdeutung, woher sie auch komme, kurz, mit dem Ernste und der Strenge der Idee in das Gewirre und auf die Kreuzwege der Strebungen einer aufgeregten, dem unmittelbaren Lebensinteresse vorwiegend zugewandten Gegenwart vorzutreten; so wird man wohl einzugestehen geneigt seyn, daß sich an ein Werk, wie das vorliegende ist, nicht geringe Mühen knüpfen. Es kostete viel Überlegung, langes Wählen, öfteres Verwerfen, um das Unterschiedliche, vielfach Widerstrebende unter bestimmte Gesichtspunkte zu bringen, um der Gründlichkeit nichts zu vergeben und doch den Forderungen einer allgemeineren Verständlichkeit und einer gewissen Kunstdarstellung zu genügen. Auch glaubte ich, daß es bei der bezeichneten Vielseitigkeit und dem sich vordrängenden Partikularismus in un-

serer neuen Nationalliteratur der Beruf des Geschichtschreibers derselben mit sich bringe, das Urtheil nicht der bunten Menge zu überlassen, oder mit bloßer thatsächlicher Objektivität sich zufrieden zu geben, vielmehr das volle Gewicht der subjektiven Überzeugung in die Darstellung zu legen und den objektiven Inhalt mit dem Lichte selbst erworbener Ansicht zu durchdringen, auf daß nicht literarische Sonder- und Parteiinteressen das echte nationalklassische Gemeingut dem Sinne und Gefühle der Leser entrücken und das ästhetische Bewußtseyn trüben, ohne das Gemüth mit nachhaltiger Liebe und Begeisterung für das Edle und Schöne zu erfüllen, was der Schatz unserer Literatur in so reicher Fülle birgt.

Was die äußerliche Anordnung des Werkes angeht, so ist das Ganze auf sechs Bücher vertheilt, welche in zwei Bänden erscheinen sollen, deren jeder drei Bücher enthalten wird. Der erste Band, den ich hiermit in die Hände des Publikums lege, umfaßt das achtzehnte Jahrhundert bis zu den neunziger Jahren. Nach dem Grundsatze, die Hauptvertreter unserer Literatur in ihrem Totalbilde und von der Stelle aus, die sie dem Wesentlichen nach einnehmen, vorzuführen, werden Göthe und Schiller erst in dem folgenden Bande ihren Platz finden, wo auch noch einige frühere Punkte des Zusammenhangs und der Übersicht wegen nachgeholt werden sollen, so z. B. bei J. Paul die vorhergehenden Erscheinungen in der s. g. humoristischen Literatur. Der Entwickelungsgang unserer wissenschaftlichen Nationalliteratur bringt es mit sich, daß diese Seite gleichfalls erst dort nähere Aufmerksamkeit erhalten kann. Jedes Buch wird nun eine

bestimmte Epoche umfassen, wobei ich es für zweckdienlich erachtet, diese selbst durch allgemeine Überschriften ihrem typischen Charakter nach zu bezeichnen, um so Gesichtspunkt und Aufmerksamkeit möglichst zu bestimmen und die Übersicht zu erleichtern, ohne darum eine absolute Regel aufstellen zu wollen. Ausnahmen verstehen sich ja von selbst, und daß damit keine abstrakte, aprioriſche Konstruktion des Inhalts bezielt worden, wird bei näherer Ansicht der Ausführung selbst einleuchten. Das erste Buch dieses ersten Bandes soll nun unter der Kategorie „nationalliterarische Regeneration" zum Theil eine übersichtlich einleitende Vorbereitung bilden für das nachfolgende zweite Buch, welches „die eigentliche nationalliterarische Reformation" unter Lessing's Führung enthält, während das dritte die „kraftgenialischen" Bestrebungen charakterisirt, wodurch die reformatorischen Richtungen mehr oder minder in eine Art revolutionäre Bewegung hinübergeführt wurden. Hierbei kann auffallen, daß der Ausdruck „Regeneration" dem „der Reformation" gegenüber in einem bestimmt unterschiedlichen Sinne als eigenthümliche Bezeichnung einer besonderen Epoche unserer Literatur gebraucht wird. Ich denke, die Motive für diese Unterscheidung liegen in dem geschichtlichen Gange selbst hinlänglich ausgesprochen, indem es nicht zu verkennen ist, daß während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Bemühungen um Herstellung einer selbstständigen und klassisch-bedeutsamen Nationalliteratur noch keineswegs von dem eigentlichen Grunde nationaler Innerlichkeit ausgingen, sondern sich mehr oder weniger nur in Modifikationen, Be-

schränkungen oder auch unwesentlichen Verbesserungen der überkommenen Formen kundgaben und hiermit wohl die Wiedergeburt unserer Literatur anstrebten und vorbereiteten, aber keine durchgreifende und gründliche Umwandelung derselben erreichten. Es waren regenerative Regungen, keine reformatorische Arbeit. Diese gelang erst Lessingen und seiner Zeit, indem nunmehr wirklich neue, innerhalb der Sache selbst gelegene Standpunkte hervorgestellt und zur Geltung gebracht wurden. Die kirchliche Reformation bietet hierbei eine ebenso bedeutsame als zureichende Analogie.

Manches würde größere Ausführlichkeit erhalten haben, wäre nicht die Raumgrenze maßgebend gewesen. Sehr wünschenswerth scheint es namentlich, daß gewisse Zeiterscheinungen, z. B. die mystischen Strebungen in den siebenziger und achtziger Jahren, nach ihrem Zusammenhange mit der Literatur näher hätten entwickelt werden können. Sollte dem Werke die Gunst des Publikums zu Theil werden, so dürfte die Verlagshandlung sich in diesem Bezuge wohl nachgiebig erweisen, obwohl ich der Ansicht bin, daß eine zu große Ausdehnung der Anschaulichkeit des Wesentlichen und Ganzen, was ich zunächst und hauptsächlich bezielte, eher hinderlich als förderlich gewesen seyn würde.

Der zweite Band, welcher diese Geschichte bis in die Gegenwart fortführen soll, wird bis nächsten Herbst erscheinen.

Soll ich mich schließlich noch über das Princip erklären, welches mich in der Darstellung und Kritik bestimmt und geleitet hat; so wüßte ich kaum eine ausschließliche For-

mulirung anzugeben. Müßte ich nicht fürchten, bei dieser für das größere Publikum mitberechneten Schrift gleich an der Schwelle durch einen nach der Schule klingenden Ausdruck zu mißfallen; so würde ich jenes Princip als das des idealen Pragmatismus bezeichnen, insofern es mir darauf ankam, überall das Walten der Idee in der Positivität des Thatsächlichen zum Standpunkte sowohl für die Betrachtung des geschichtlichen Entwickelungsganges als auch für die ästhetische Werthschätzung zu machen. Denn da sich gerade in der Literatur der Geist in der Form seines freien Selbstbewußtseyns, d. h. eben von seinem idealen Grunde aus, vorzugsweise zur Darstellung zu bringen sucht; so fragt sich natürlich, wie weit ihm dieses im Fortschritte seiner geschichtlichen Wirklichkeit nach Volk, Zeit und sonstigen gegebenen Verhältnissen gelungen sey, und wie er gestrebt, daß es ihm gelinge. Solches aufzufassen und nachzuweisen, war mein Zweck und mein Bemühen. Dieser ideale Pragmatismus unterscheidet sich von dem mechanischen, lediglich empirisch-verständigen dadurch, daß es ihm zugleich darum zu thun ist, die äußerliche Welt der Umstände auf die Innerlichkeit des Grundes, das Verhältniß der Erscheinungen auf das des Wesens zurückzuführen, überhaupt die Dinge und Begebnisse nach der Wahrheit der Sache und nicht nach dem bloßen Scheine einer unmittelbaren Utilität oder abstrakten Zweckmäßigkeit und Kausalität zu betrachten und zu würdigen.

Wenn ich mich nun bemühet habe, von diesem Standpunkte aus den Reichthum unserer neueren und neuesten Lite-

ratur nach seinem gediegensten und werthvollsten Inhalte dem nationalen Bewußtseyn näher zu bringen und dieses selbst in der Schätzung des Besseren und Wesentlichen dem Mangelhaften und Zufälligen gegenüber zu orientiren; so darf ich wohl wenigstens für diese Bemühung selbst, gesetzt auch, sie habe ihres Zweckes gefehlt, die Gunst der Leser ansprechen, wobei ich nur darauf hinweisen möchte, daß der folgende zweite Band seinem Inhalte nach der wichtigere und interessantere seyn wird, indem er über die klassischen Resultate der reformatorischen Anstrengungen und Bewegungen der vorhergehenden Epochen vorzugsweise zu berichten hat.

Daß ein großer Apparat von Citaten und sonstiger literarischer Gelehrsamkeit der Bestimmung des Werks nicht entsprechen würde, bedarf kaum der Bemerkung. Die Studien der Sache mußten sich in die Darstellung lebendig verweben und werden sich deshalb darin auch von selbst offenbaren. Nur das Nöthigste, was etwa weiterer Orientirung dienlich seyn kann, mochte besondere Erwähnung finden.

Gießen, im November 1844.

Hillebrand.

Verbesserungen.

S. 4 Z. 14 von oben lies welcher statt welche.

Ebendaselbst von oben Z. 16 ließ seiner statt ihrer.

S. 88 Z. 14 von oben lies Goeze statt Götze, und sonst noch an den Stellen, wo es als Eigennahme steht.

S. 200 Note 2 Z. 1 lies Leipzig statt Berlin.

S. 397 Note 2 Z. 1 ist bei der Ausgabe der Klinger'schen Werke von 1794 zu bemerken, daß sie nur eine Auswahl der dramatischen Werke enthält.

Inhalt.

Erstes Buch.

Die literarische Regeneration.

Erstes Kapitel.

Seite

Allgemeiner Zustand der Geistesbildung in Deutschland während der ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts 3

Zweites Kapitel.

Die regenerativen Literaturversuche, oder Hauptpunkte der Geschichte der deutschen Nationalliteratur vor Lessing seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts 20

Drittes Kapitel.

Klopstock und Wieland 96

Zweites Buch.

Die nationalliterarische Reformation.

Erstes Kapitel.

Von den nationalliterarischen Reformationsbeziehungen überhaupt . . 175

Zweites Kapitel.

Lessing und die nationalliterarische Reformation 205

Drittes Kapitel.

Seite
Die reformatorischen Bewegungen im Gebiete der Schule und Wissenschaft 246

Drittes Buch.

Die nationalliterarische Kraftgenialität.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Ansicht dieser Epoche 265

Zweites Kapitel.

Die kraftgenialische Kritik 285

Drittes Kapitel.

Die kraftgenialische Dichtung 326

Viertes Kapitel.

Die kraftgenialischen Bewegungen im Gebiete der Wissenschaft 424

Erstes Buch.

Die nationalliterarische Regeneration.

Erstes Buch.

Die nationalliterarische Regeneration.

Erstes Kapitel.

Allgemeiner Zustand der Geistesbildung in Deutschland während der ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts.

Wenn Deutschland seit der kirchlichen Reformation in der Entwickelung seiner nationalen Geistesbildung überhaupt und der literarischen insbesondere der Zeit nach hinter den meisten anderen Ländern Europa's weit genug zurückblieb, so kam es hauptsächlich daher, daß das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert, jenes theilweise, dieses ganz, mit hemmender Gewalt in den Gang seiner volksthümlichen Bewegung eingriffen, den Volksgeist in sich selbst entzweieten und allmälig aus seiner Heimat und seinem eigensten Leben rissen, um ihn der Lieblosigkeit und Autorität der Fremde zu übergeben. Während daher die übrigen gebildeten Nationen um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Reife nationaler Kultur bereits theils erreicht, theils längst überlebt hatten und glänzende Triumphe der Literatur feiern konnten, hatte unser Vaterland sich mit der traurigen Erbschaft jener Vergangenheit auseinanderzusetzen und die schweren Bürden abzuwerfen, welche auf der Freiheit seines Lebens lasteten. Durch die ganze erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts windet sich nur mühsam und gedrückt das Aufstreben eines neuen, volksmäßigeren Bewußtseyns, und wir dürfen selbst um die Mitte desselben uns noch nicht unserer selbst rühmen. „Nur für Arbeit und Mühe verkaufen die

Götter das Gute den Sterblichen", sagt der alte Hesiod. Auf welche Nation wäre dieses wohl mehr anzuwenden, als auf die deutsche, der es dessenungeachtet, zum Theil bis auf die Gegenwart, nicht vergönnt werden sollte, sich ihrer Güter in heiterer Stunde ohne Sorge und Vormundschaft zu freuen?

Sehen wir von anderen Verhältnissen ab, so begegnen wir vornehmlich zwei finsteren Mächten, welche, aus dem siebenzehnten Jahrhundert herübergekommen, im Beginne des achtzehnten noch fester aufzutreten droheten und den Fortgang des nationalen Geistes aufzuhalten geneigt waren, daher vor Allem zuvörderst besiegt werden mußten, ehe auch in der Literatur die schlimmen Traditionen und Gewohnheiten, welche sich im Gefolge jener mit hereingedrängt hatten, zurückgewiesen werden konnten. Jene Mächte aber waren einerseits die scholastische Barbarei der religiösen Dogmatik und der Wissenschaft überhaupt, andererseits der Absolutismus der landesfürstlichen Politik, welche unter dem Schatten kaiserlicher und Reichs-Unmacht üppig emporwucherte und mit der eisernen Hand ihrer Polizeigewalt jede freie Bewegung selbstständigen Lebens zu erdrücken suchte. Ein korporativer Egoismus trat hinzu und legte, wie der Schule und Wissenschaft, so auch der Socialität seine starren Fesseln an. Wie sehr nun die nationale Literatur von diesen Zuständen bedrängt werden mußte, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß sie der eigenste Ausdruck des inneren Selbstlebens des Volks ist und in ihrer Vollendung nur die reinste Blüte des letzteren selbst darstellt. Während daher bei den Franzosen und Engländern Sprache und Literatur in der schönsten Reife prangten, kümmerten beide in unserem Vaterlande noch unter den traurigen Einflüssen fremder Regel, geschmackloser Formalität und konventioneller Unnatur; während längst, zum Theil noch im siebenzehnten Jahrhundert, Bayle bei den Einen und Locke bei den Andern in freier klassischer Weise ihre Nationalsprachen für Erörterung und Darstellung philosophischer und verwandter Fragen anwendeten, während dort wie hier Geschichte und Beredsamkeit in durchgebildeter Prosa bereits die schönsten Werke zeigten, durfte unsere Sprache sich noch nicht einmal des wissenschaftlichen Worts bemächtigen, weder in Schrift, noch in mündlichem Vortrage. Der lateinische Scholasticismus lag wie ein Alp auf der deutschen Rede, und die französische Schwester, neben

der sie nur hier und da höchst schüchtern und steif, wie ein Mensch aus schlechter Gesellschaft in der vornehmen Welt, aufzutreten wagte, hofmeisterte sie in Ausdruck und Form.

Sollte demnach eine nationalfreie Literatur bei uns möglich werden, so mußten vor Allem jene beiden hindernden Gewalten, die Geistesbarbarei und die politische Tyrannei und Unselbstständigkeit, überwunden werden. Wie in der letzteren Beziehung erst gegen die Mitte des Jahrhunderts von Friedrich II. einigermaßen Abhilfe geleistet wurde, soll später Erwähnung finden. Gegen die erste erhob sich schon früher ernstes Streben, in welches sich freilich auch bereits das Bewußtseyn einer nothwendigen Reform der politisch-socialen Zustände mitunter einzudrängen suchte.

Die Gebiete, in denen sich die scholastischen Traditionen mit ihren unfreien Tendenzen am entschiedensten und gefährlichsten geltend machten, waren die Kirche und Schule, die Religion und die eigentliche Wissenschaft. In beiderlei Hinsicht mußte daher das neuerwachende Bewußtseyn den Krieg unternehmen, der ein Krieg der Aufklärung gegen die Dunkelmächte des Geistes war. Der Kampf konnte in Deutschland seiner ganzen geistigen Stellung nach zunächst nur vom Standpunkte der protestantischen Freiheit geführt werden. Denn es kam hier darauf an, das Princip der subjektiven Innerlichkeit, welches, der deutschen Nationalität eigen, von der Reformation neu erobert worden, aus seiner Selbstentfremdung zur Wiedergeburt zu vermitteln und es durchzusetzen gegen die Anmaßung äußerlicher Zwangsgewalt, wie diese hauptsächlich von einer geistlosen orthodoxen Schultheologie und korporativen Schulautorität ausgeübt wurde. Gegen solche unberechtigte Anmaßung gab es hauptsächlich zwei Waffen, die des idealen Gemüths und die der idealen Wissenschaft; jene bot sich in dem s. g. Pietismus, diese in der Philosophie. Wenn der Natur der Sache und dem Geiste der damaligen Zeit nach die letztere vorzugsweise den Durchbruch zu vermitteln hatte, so kann doch nicht unbemerkt bleiben, daß jener wenigstens für eine gewisse Strecke des Weges an dem Kampfe für Geistesfreiheit sich rühmlich betheiligte, so sehr er auch weiter abwärts diesen Ruhm durch eigenen Rückfall in die kaum bestrittene Tyrannei wieder verwirkte. Übrigens ist sogleich diese Doppelseitigkeit des Widerspruchs gegen die Herrschaft der scholastischen Gewalten für die nachfolgende Litera-

turbewegung bedeutsam, indem diese gleichfalls in zwei mehr oder minder entsprechenden Richtungen gegen die literarischen Traditionen des siebenzehnten Jahrhunderts fortgeht. Es läßt sich nämlich bis auf Klopstock und Wieland eine Art pietistische (religiös-fromme) und eine weltlich-philosophische Bahn in unserer poetischen Literatur verfolgen, wie wir dieses bald in wenigen Zügen nachzuweisen gedenken.

Der Pietismus galt in seiner oppositionellen Richtung ganz eigentlich der starren theologischen Schulorthodoxie und trug hier an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht die stolz-demüthige Miene, welche er später so oft annahm, wo er (bis auf die Gegenwart) ausschließlicher, als die alte Orthodoxie des Systems, die Geister in seine Kreise zu bannen suchte. Mit dem Gepräge edler Begeisterung für die Befreiung des Subjekts von der Fessel absolutistischer Autorität eines scholastischen Dogmatismus erhob er sich damals gegen die geisttödtende Formalität leerer Symbolik, und seine nächsten Pfleger, namentlich der ehrwürdige Spener († 1705) und der menschenfreundliche Francke († 1727), wandelten so ziemlich auf derselben Bahn, welche die frommen Mystiker des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts gingen, die der Äußerlichkeit des mittelalterlichen Kirchenthums und dem theologischen Formenwesen ihrer Zeit die Tiefe der Gemüthsinnerlichkeit entgegensetzten und in der Bekämpfung der dogmatischen und kirchlichen Mißbräuche die Reformation vorbereiteten. Mit jenem Mysticismus überhaupt im Principe der idealen Innerlichkeit in Absicht auf Religion und Gesinnung zusammentreffend, erscheint der Pietismus dieser Zeit nur als eine andere Form desselben, welche durch die von der Reformation bedingte Stellung und die separatistische Gegensätzlichkeit gegen die antievangelische Schulhierarchie eigenthümlich bestimmt wird. Die Anmaßung dieser letzteren Macht drückte fest auf die gesammte Wissenschaft, welche unter ihr in geistloser Formalität erstarrte; in der Theologie und von ihr aus aber entwickelte sie ihre Thätigkeit am empfindlichsten und in den Folgen am gefährlichsten. Die Geistlichkeit verband sich mit den weltlichen Behörden, der pfäffische Eifer mit dem Schwerte der fürstlichen Gewalt, um das innere Leben des Christenthums durch den Zwang symbolischer Förmlichkeit zu ertödten. Am nächsten verwandt dieser theologischen Abstraktion zeigte sich die Juris-

prudenz, welche sich in der starren römischen Rechtsdogmatik verkörpert hatte und dem blindesten Positivismus huldigte, dessen Grundsätze sie leider auch auf die Strafrechtspflege nur zu oft mit einseitiger Strenge anwendete. Sie arbeitete Hand in Hand mit der Orthodoxie des Pfaffenthums, und es entstand so eine heilige Allianz, welche nicht bloß die freie Entwickelung des staatlichen und rechtlichen Lebens hemmte, sondern auch mit oft grausamer Konsequenz in die praktische Sphäre eingriff, wie außer Anderm die Hexenprocesse beweisen, welche um jene Zeit, gleichfalls als ein trauriges Erbstück vornehmlich des siebenzehnten Jahrhunderts, auch in der protestantischen Welt noch die Ehre der Menschheit schändeten. Universitäten, ihrer Urbestimmung nach die Pflegestellen freierer Wissenschaft, die Ausgangspunkte der reformatorischen Glaubensfreiheit, waren zu Werkstätten des gemeinen gelehrten Handwerks herabgesunken und einem geistlosen Mechanismus anheimgefallen. Die Musen schämten sich, an diesen geweiheten Plätzen die tiefgemüthliche Sprache des Volks zu sprechen; sie redeten in der fremden, abgestorbenen des alten imperatorisch-dogmatischen Roms, dem Organe der Zwangsystematik und der Schuldespotie von Anbeginn. Dabei dienten auch diese Anstalten den Zwecken einer hierarchischen Orthodoxie, sowie sie den Neigungen eines erwerbsüchtigen Egoismus fröhnten, der sich in den Formen korporativer Steifheit und Würde befestigte und Ansehn gab. So mußte natürlich die Wissenschaft immer mehr und mehr in der unseligsten Scholastik absterben, und eine Geistesdunkelheit auf das deutsche Volk niedersinken, die ihm jeden höheren idealen Aufschwung unmöglich machte. Indem nun, wie bemerkt, der Pietismus, welcher sich unter Spener's Begünstigung um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zunächst in Leipzig zu bilden begonnen, dem bezeichneten neuscholastischen Dogmatismus und der hierarchischen Orthodoxie in der protestantischen Lehre entgegentrat, um die Ansprüche freier, innerlicher Subjectivität zu behaupten, suchte er vom Standpunkte der religiösen Berechtigung dasselbe zu vermitteln, was Thomasius (1655—1728) gleichzeitig durch die Waffen der Philosophie zu erkämpfen bemühet war. Beide arbeiteten, freilich mit anderen Mitteln, an demselben Werke für Deutschland, welches in Frankreich und England die Freigeisterei längst begonnen, an dem Werke der Aufklärung, die dem Jahrhunderte selbst in

der Geschichte ihren Namen mitgetheilt hat. Wie sich die Pietisten und Thomasius in demselben Zwecke begegneten, so trafen sie auch so ziemlich auf denselben Schauplätzen zusammen. Beide gingen von Leipzig aus, beide fanden sich später auf der durch Thomasius (1694) hauptsächlich begründeten neuen Universität Halle wieder, um von hier ihre Strebungen für die Emancipation des Subjekts sowie der Wissenschaft von der Schulautorität in freierer Bewegung fortzusetzen. Die Stiftung der letzteren Universität muß schon dieses Umstands wegen als ein wichtiges Ereigniß in der deutschen Kulturgeschichte betrachtet werden. Es knüpft sich an dieselbe in ähnlicher Weise, wie nachmals an die Gründung Göttingens, eine Art Epoche des Fortschritts, indem beide, obwohl später zum Theil ihren Beruf vergessend oder doch für einige Zeit verleugnend, unter dem antischolastischen Principe geboren wurden und daher mehr im Geiste und in den Formen des neuen Jahrhunderts sich darstellten. Da Thomasius vornehmlich vom Standpunkte der Philosophie aus den Kampf gegen die Unterdrückung der Menschheit und wider die Despotie des Systems sowie des Schulformalismus führte; so richtete er sich auch zunächst nicht bloß gegen die geistliche Seite, sondern ging auf das Allgemeinere und suchte die Wurzeln der geistigen Sklaverei überhaupt durch die Herstellung des Princips der Freiheit des Subjekts zu untergraben. Er signalisirte seit der Reformation zuerst wieder das Recht des freien Denkens als das Urrecht aller wahrhaft menschlichen Bildung und als die sicherste Gewähr ihres Fortschrittes. „Die göttliche Freiheit," sagt er, „ist es, die Allem das rechte Leben giebt, und ohne welche der menschliche Verstand gleichsam todt und entseelt zu seyn scheint" [1]). Er begegnete hierin seinem berühmten Zeitgenossen Locke, der, wenn auch unter anderen Umgebungen und Bildungszuständen, in England sich in ähnlicher Stellung gegen das anglikanisch-scholastische Christenthum und den patriarchalischen Absolutismus des Staatsrechts befand und der hauptsächliche Gründer wurde des verständigen Rationalismus, welcher der gesammten Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts als eigenthümliche Basis unterliegt [2]).

1) Vgl. Luden's Biographie des Thomasius.

2) Auch an Bayle hat Thomasius eine Art Streitgenossen, indem derselbe zum Theil gleichzeitig in Frankreich den Absolutismus in Kirche und Staat bekämpfte und namentlich dem Zauber- und Hexenglauben entgegenarbeitete.

Wie einst Luther sich an's Volk wandte, als es galt, dem neuen Glauben sein Recht zu sichern, dabei die deutsche Sprache zum Werkzeuge und zur Waffe wählend, so auch Thomasius in dem Streite für die Wiedergeburt der geistigen Freiheit. Mit vollem Bewußtseyn und im Elemente des Denkens wollte er vermitteln, was neben ihm der Pietismus im Drange der Unmittelbarkeit des Gefühls anstrebte. Es gehört nicht zur Aufgabe dieser Schrift, in das Einzelne der vor-lessing'schen Literatur-Erscheinungen genauer einzugehen, darum darf denn auch die gesammte literarische Wirksamkeit des Thomasius hier nicht in besondere Erwägung gezogen werden. Sehen wir demnach ab sowohl von seinen Lebensschicksalen, als auch von der näheren Charakteristik seiner Persönlichkeit und seiner Schriften, übergehen wir auch das Mangelhafte, was seine praktische Thätigkeit wie seine Werke mehrfach begleitet; so haben wir vornehmlich nur darauf hinzuweisen, wie er den Wendepunkt bezeichnet der Wiederherstellung deutscher Selbstständigkeit im Gebiete der nationalen Literatur und Wissenschaft. Es war die Reformation der Schulwissenschaft, die Verbesserung der Gesetzgebung und Rechtspflege und der wissenschaftliche Gebrauch der deutschen Sprache statt der ausschließlich in diesem Gebiete herrschenden lateinischen, worauf sich seine Bemühungen fast gleichmäßig hinwendeten. Übrigens hat er nicht sowohl durch Tiefe der Gedanken und klassische Gründlichkeit des Wissens, als dadurch regeneratorisch gewirkt, daß er das Bedürfniß der Zeit richtig auffaßte, dessen Dringlichkeit und Berechtigung klar bezeichnete, endlich Muth genug hatte, als nachdrücklicher Sprecher der Interessen des freien Geistes aufzutreten in der Mitte zünftiger Zeloten und zwangübender Diener der fürstlichen Gewalt. Der deutschen Wissenschaftlichkeit suchte er dadurch aufzuhelfen, daß er sie aus der gelehrten Zunftbeschränkung, in welcher sie auf den Universitäten gefangen lag, in's freie Leben des Volks hinüberführen wollte. Er drang deshalb darauf, daß bei den höheren Studien das praktische Interesse mehr, als bisher, mit berücksichtiget werden möchte, und wies nach dieser Seite auf die Franzosen hin, denen er sonst mit entschiedenem Patriotismus entgegentrat; „denn sie", meinte er, „wissen allen Sachen ein rechtes

Doch war Thomasius kein dekomponirendes Genie, wie Bayle, nach J. Paul's treffendem Ausdrucke.

Leben zu geben“ [1]). Mit dieser praktischen Richtung verband er die Philosophie, durch deren Vermittelung, wie wir bereits angeführt, er hauptsächlich die Freiheit des Denkens zu erringen suchte. Doch huldigte er keiner Schulphilosophie, vielmehr erklärte er dieser in ihrer scholastisch-aristotelischen Geistlosigkeit, womit sie damals noch betrieben wurde, eben so sehr den Krieg, als der Schulformalität überhaupt. Er wollte die Philosophie des s. g. gesunden Menschenverstandes, wie sie gerade in England zu herrschen angefangen, auch in Deutschland zu Ehren bringen. Mit Vermeidung jeder spekulativen Spitzfindigkeit drang er daher vor Allem auf klare Verstandeserkenntniß; er wollte eben aufklären im Sinne des beginnenden Jahrhunderts, wobei ihm der schon hervorgehobene Mangel an Gründlichkeit und geschmackvoller Behandlung, gerade vom Standpunkte seines Wirkens aus, nicht zu übel angerechnet werden darf. Friedrich II. hat nicht Unrecht, wenn er (für jene Zeit) behauptet, daß unter den deutschen Gelehrten Thomasius neben Leibnitz dem menschlichen Geiste die größten Dienste erwiesen habe [2]). Hätte er auch sonst nichts geleistet, als daß er den höheren wissenschaftlichen Unterricht von dem Drucke der Pedanterie zu befreien anfing und durch die von ihm veranlaßte Universität Halle einen neuen akademischen Gesichtspunkt herstellte; so würde er trotz der Spuren einer noch unklassischen Ausführung, welche gerade seine deutschen Schriften vielfach verrathen, schon hiermit in der Geschichte unserer deutschen Literatur, die mehr als irgend eine andere von der Schule und namentlich von den Universitäten abhängig gewesen, sich eine literarhistorische Stellung und ein hohes nationales Verdienst errungen haben.

Mit diesen seinen Strebungen für eine bessere wissenschaftliche Methodik, sowie für die Freiheit des Gedankens im Gebiete des Glaubens wie des Wissens überhaupt, fallen die Bemühungen zusammen, womit er dem dogmatischen Positivismus der Jurisprudenz und der absolutistischen Zwangspraxis in der Rechtspflege ent-

1) Thomasius hat über die Art und die Grenzen, die Franzosen in Absicht auf das praktische Leben nachzuahmen, ein eigenes Programm (Discours) geschrieben. Leipzig 1687.

2) De tous les savants, qui ont illustré l'Allemagne, Leibnitz et Thomasius rendirent les plus grands services à l'esprit humain. Oeuvre T. I. (Berlin 1789.)

gegenarbeitete. Dort suchte er zum Theil dadurch Abhilfe, daß er der römischen Rechtsdogmatik gegenüber dem Naturrechte mehr Eingang verschaffen wollte. Wie mangelhaft dieses bei ihm auch seyn, wie sehr es selbst wieder auf die Grundprincipien des römischen Rechts zurückgehen mochte, immerhin hat es doch eine freiere Bewegung in diesem Studienzweige mitbefördert und zugleich gedient, in der juristischen Praxis allmälig den Grundsätzen der Humanität eine größere Rücksicht zu erringen. Das Verdienst, welches sich Thomasius in diesem Bezuge erworben, indem er der Barbarei im Gebrauche der Tortur, dem finsteren pfäffischen Aberglauben und der schändlichen Praxis in den Hexenprocessen kühnen Muthes entgegenstrebte, wird erst recht erkannt, wenn man die Hindernisse erwägt, die hier ein Heer von geistlichen und weltlichen Eiferern bereitete, wenn man die ungemeine Rohheit vergleicht, womit damals noch so viele deutsche Juristenfakultäten ihre unmenschlichen Gutachten in solchen unglückseligen Verhandlungen abgaben. Es ist nicht abzustreiten, daß dieserlei Schandprocesse erst durch die Bemühungen des Thomasius im protestantischen Deutschlande gemach verdrängt wurden, wie hoch auch sonst die bezüglichen ehrenhaften Strebungen seiner Vorgänger, eines Johann Weier (1563), Friedr. Spee (1631), besonders aber des philosophisch-kühnen Balthasar Bekker in Amsterdam (1691) und anderer Kämpfer in dieser Sache der Menschheit anzuschlagen seyn mögen [1]). Thomasius scheuete weder Haß, noch Verfolgungen und ertrug es mit ruhiger Fassung, wenn er sich von den Orthodoxen (z. B. einem Pfiffer und Carpzow) sogar der Atheisterei beschuldigen lassen mußte.

Am glänzendsten und am wenigsten bestritten ist die Ehre, die sich Thomasius in unserer Nationalliteratur dadurch gewonnen hat, daß er die deutsche Sprache in Schule und Wissenschaft ein-

1) Bekker schrieb 1691—93 sein in dieser Hinsicht epochemachendes Werk: „Die bezauberte Welt", worin er den fürchterlichen Aberglauben im Principe und in der Wurzel selbst angriff. — Wie sehr sich im siebenzehnten und zum Theil selbst noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die deutschen Juristenfakultäten in den Hexenprocessen durch ihre Gutachten brandmarkten (z. B. 1713 noch Tübingen), ist in Soldan's empfehlenswerther Geschichte der Hexenprocesse (1843) nachzulesen, wo auch besonders S. 443 ff. das Verhältniß des Thomasius zu dieser Seite der Kulturgeschichte dargestellt und gewürdiget ist.

führte, welches selbst der gleichzeitige Leibnitz, obwohl die Trefflichkeit dieses vaterländischen Organs für den wissenschaftlichen Ausdruck in einer besonderen Abhandlung unumwunden anerkennend, nicht ernstlich versuchte. Um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bewegten sich, wie schon vorhin beiläufig berichtet worden, in Deutschland noch Schule und Wissenschaft in den Fesseln der lateinischen Sprache. Philosophie wie positive Wissenschaften, selbst die Geschichte blieben in dieser antinationalen Form Monopol der Schule und vom Leben völlig abgetrennt [1]). Luther's großartige Anregung war in den theologischen Schulstreitigkeiten alsbald untergegangen, Opitz [2]) hatte ohne Erfolg gegen diese unpatriotische Vernachlässigung geeifert, der fleißige und gelehrte Schottel aber vergebens in seiner „deutschen Sprachkenntniß" die Gelehrten auf den Reichthum und die Vorzüge der deutschen Sprache hingewiesen [3]). Daß später Leibnitz in seiner Abhandlung über die deutsche Sprache [4]) ein Gleiches gethan, haben wir so eben angedeutet. Diese Ausschließung der Muttersprache von dem Gebiete der Wissenschaft hatte bisher die für die Nationalbildung so wichtige Wechselwirkung zwischen Schule und Volk gehindert, auch die Entwickelung der Nation in politisch-socialer Hinsicht aufgehalten. Der offene Blick in's Leben wurde den Gelehrten durch solche sprachliche Schulfensterläden eben so sehr verschlossen, als umgekehrt dem Volke dadurch die Theilnahme an dem höheren Bildungsgange benommen war. Wenn Frankreich und England um diese Zeit bereits auf der Höhe klassischer Prosa und volksthümlicher Socialbildung standen, so lag davon ein Hauptgrund darin,

1) Selbst zu Gottsched's Zeit hielt man es theilweise noch in Deutschland für Profanirung der Wissenschaften, wenn man für sie die deutsche Sprache gebrauchte. S. Gottsched, Versuch einer kritisch. Dichtkunst. 1742, 3. Ausg. Dieser im Übrigen keineswegs klassische Verfechter der Muttersprache klagt hier noch sehr über die Pedanten seiner Zeit, welche dem Gebrauche der deutschen Sprache in Sachen der Gelehrsamkeit entgegen waren.

2) Bekannt ist ja seine Schrift: Aristarchus, sive de contemtu linguæ teutonicæ.

3) Schottel's deutsche Sprachkenntniß erschien 1641.

4) Dessen „Unvorgreifliche Gedanken, die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache betreffend", wo besonders die speculativ-philosophische Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache gerühmt wird, obwohl Leibnitz selbst sich in seinen philosophischen und wissenschaftlichen Werken fast ausschließlich der französischen und zum Theil der lateinischen Sprache bediente.

daß man den Nationalsprachen längst ihr wissenschaftliches und soziales Recht hatte wiederfahren lassen. Um so höher ist daher das Verdienst anzuschlagen, welches sich Thomasius in dieser Hinsicht um die Freiheit des deutschen Geistes erworben hat. Von dem Augenblicke, als er 1688 in Leipzig am schwarzen Brete deutsche Vorlesungen ankündigte und zugleich sein bereits erwähntes deutsches Programm: „Diskours, welchergestalt man denen Franzosen u. s. w. nachahmen soll", hier öffentlich anschlug, beginnt eine neue Zeitrechnung für unsere Schule und für die nationale Wissenschaftlichkeit. Wie in andern Beziehungen leitete ihn bei diesem Unterfangen, welches allgemeine Entrüstung unter der lateinisch-gelehrten Zunft bewirkte, ein sicherer Takt in der Erkenntniß dessen, was die Zeit verlangte. Mit Entschiedenheit fodert er in jener Schrift das wissenschaftliche Recht der deutschen Sprache gegenüber der lateinischen, deren klassisches Ansehn er darum nicht verkennen will. Von den Gelehrten angefeindet, brachte er die Sache vor das Volk, indem er nach dem Vorgange der Franzosen seit 1688 eine Monatsschrift[1]) herausgab, in welcher er gelehrte Gegenstände und Bücher deutsch zu besprechen unternahm. Hiermit wurde er nun zugleich der eigentliche Gründer der deutschen Journalistik, welche sich alsbald in vielseitigen Nachahmungen entwickelte, wodurch das scholastische Zunftwesen recht eigentlich in seinen Wurzeln angegriffen werden mußte. Wie Thomasius, wegen dieserlei Beginnen von Leipzig gleichsam vertrieben, in Preußen Zuflucht suchte, wie er hier in Halle Veranlassung zur Gründung der Universität ward, wie von hier aus, namentlich im Gebrauche der deutschen Sprache für akademische Vorlesungen und akademisch-wissenschaftlichen Betrieb überhaupt, ein neuer Tag aufging, wie die Theologie, wenn auch mit einiger Unterbrechung, die Philologie und besonders die Philosophie dorther mit freierem Gange in ein größeres Publikum sich verbreiteten, wie Preußen hiermit an die Spitze der deutsch-protestantischen Aufklärung und Wissenschaftlichkeit trat, solche und ähnliche Erscheinungen mögen hier um so mehr nur im Vorübergehen berührt werden, als sich im Verlaufe unserer Darstellung, darauf näher zurückzukommen, mehrfach Gelegenheit bieten wird.

1) Der Titel dieser Monatsschrift war: Freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über allerhand u. s. w.

Besonders war es nun die Philosophie, welche bald darauf durch Christian Wolf (1679 — 1754) von Halle aus in die übrigen Wissenschaften, namentlich in die theologischen und die ästhetisch-kritischen, eindrang und überhaupt den Geist der Aufklärung nachdrücklichst förderte. Bis auf Kant herab datiren fast alle philosophische Doktrinen in Deutschland, mehr oder weniger bestimmt, von der Wolf'schen Schule. Wolf arbeitete im Ganzen nach der Richtung, welche Thomasius gegeben, obwohl auf dem Grunde Leibnitz'scher Lehre und mit größerer systematischer Strenge. Sein allgemein-philosophisches Verdienst besteht darin, daß er außer der bezeichneten Förderung des freien Denkens auch eine größere Klarheit und Begriffsbestimmtheit in die Behandlung und den Vortrag nicht bloß der Philosophie, sondern auch der übrigen Wissenschaften brachte und durch den ganzen Charakter seiner Lehre nicht minder, als durch die Weise der Behandlung, die englisch-französische räsonnirende und gebildete Empirik mit der deutschen Denkrichtung in gewissem Grade, und zwar bis auf Mendelssohn und Garve herab, vermittelte. Wie er nun hiermit auf der Bahn des Thomasius wissenschaftlich weiterschritt, so auch in Absicht auf die Geltendmachung der deutschen Sprache im Gebiete gelehrter Darstellungen. Er führte die Versuche des Ersteren in einer Reihe philosophischer Schriften, welche er seit 1709 erscheinen ließ, mit Erfolg weiter fort und brachte in den prosaischen Ausdruck mehr Deutschheit neben größerer Bestimmtheit, Sicherheit und Haltung [1]). Das Gepräge, welches Wolf dem deutsch-prosaischen Style gab, entsprach ganz der Art und Richtung seiner Philosophie. Diese, mehr logisch-abstrakt als speculativ-gründlich, mehr verständig-deutlich als originell-eigenthümlich, mehr aufklärend als erklärend, suchte in mathematischer Form und Methode ihre Begriffssystematik vorzuführen. Der Ausdruck erscheint daher bei Wolf ohne alle individuelle Färbung, ohne Lebendigkeit und freie Bewegung, dabei in oberflächlicher Weise klar und ziemlich korrekt. Wir haben schon bemerkt, daß die Wolf'sche Philosophie im All-

1) Wie wenig man übrigens noch immer dem deutsch-wissenschaftlichen Vortrage geneigt war, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß Wolf sich genöthiget sah, von seiner deutsch geschriebenen Logik eine lateinische Übersetzung zu machen.

gemeinen in Deutschland, bis auf Kant herab, die Grundlage der philosophischen Lehren bildete. Sie modificirte sich nur insofern, als sie mehr oder minder mit der gebildeten Erfahrungsphilosophie der Engländer und später der Franzosen in Verbindung trat und so der Anlehnungspunkt des rationalistischen Eklekticismus wurde, der seit den sechziger Jahren heranwuchs. Jena und Frankfurt a. d. O. waren später ihre Hauptsitze, obwohl auch Halle nicht aufhörte, sich an ihr zu betheiligen. In Göttingen hatte die Philosophie vor Feder so gut wie gar keine Vertretung. Dieser führte dort den eben berührten Eklekticismus ein und gab damit den philosophischen Ton an, den jene Universität bis auf die spätesten Zeiten im Wesentlichen beizubehalten suchte. Auch der deutsche Ausdruck blieb im Ganzen auf der bezeichneten Stufe, nur daß er gleichfalls nach Maßgabe des Anschlusses an den Ton der ausländischen Wissenschaft sich zu einer höhern Stufe äußerlich-formaler Ausbildung erhob, ohne an innerlicher zu gewinnen. Unter den Schriftstellern, welche diesen prosaisch-sprachlichen und zugleich philosophisch-populären Typus, den erst Lessing gründlich umwandelte, am vollkommensten darstellen, ist Gellert (1715 — 1769) vorzugsweise zu bemerken. Er repräsentirt gewissermaßen die klassische Höhe desselben. Wir haben hier seine poetische Stellung noch nicht zu berücksichtigen, sondern nur anzudeuten, daß er durch seine philosophischen Vorträge, wie Schriften, z. B. seine moralischen Vorlesungen, ungemein zur Herstellung einer geschmackvollern Denk- und Ausdrucksweise in Deutschland mitgewirkt hat, und daß seine Darstellung, bei aller Breite und farblosen Glätte, doch einen unverkennbaren Fortschritt im Tone wissenschaftlich-gebildeter Rede beweist, worin ihm jedoch Spalding, in seinen Gedanken über die Bestimmung des Menschen (1748), gewissermaßen vorausgegangen war, indem hier bereits eine gesunde philosophische Aufklärung in gefälliger, prunkloser und klarer Darstellung, die Gellert selbst in seinen moralischen Vorlesungen mit Ruhm erwähnt, vorgetragen wird. Wie sehr übrigens Gellert zugleich durch praktische Anleitung den prosaischen Ausdruck in unserer Sprache zu fördern suchte, ist hinlänglich bekannt und auch von Göthe nicht unberührt geblieben, dessen rhein- und mainländische Lebendigkeit sich freilich mit dem

bedachtsamen Schritte des Styls seines Lehrers nicht recht befreunden konnte[1]).

Ein bedeutendes Ereigniß in dem Fortschritte der deutsch-wissenschaftlichen Bildung ist die Gründung der Universität Göttingen (1737). Diese Anstalt tritt als echte Geburt des neuen Geistes, als wahres Kind des achtzehnten Jahrhunderts in die Mitte der wissenschaftlichen Bewegungen, unbeschwert mit dem scholastischen Formenwesen, welches die bisherigen Schwesteranstalten drückte, und wovon sich selbst Halle noch nicht ganz befreiet hatte. Göttingen konnte mit frischer Jugendkraft frei und ungehindert auf der Bahn fortgehen, welche ihm Halle mit seiner Philosophie und seinen sprachlich-neuen Strebungen geöffnet und selbst theilweise schon geebnet hatte. Es ist aber auf diese neue Stiftung auch in Hinsicht der Nationalliteratur ein um so größerer Nachdruck zu legen, als es zur Eigenthümlichkeit der Entwickelung der letzteren gehört, daß sie sich, wie der höhere wissenschaftliche Bildungsgang in unserem Volke überhaupt, an die Universitäten und deren verschiedene Stellungen vorzugsweise anlehnt. Diese sind gleichsam die Knotenpunkte des literarischen Nervensystems unseres Volks, die Meilenzeiger in dem Fortschritte des deutschen Geistes. Die Reformation ging von ihnen aus, wurde durch sie ein zeitlang wiederum scholastisch verderbt, dann von Neuem fortgeführt; die politische Erreifung knüpft ihre Hauptstadien an sie bis auf die letzte nationale Erhebung gegen Frankreich und den Kampf der Sieben für die Rechte der Verfassung. Auch die Poesie erhielt, hauptsächlich in ihren Regenerationsversuchen, von ihnen mehrfach Erweckung und Pflege. Alles dieses geschah aber um so leichter, je weniger ihnen die Polizeigewalt ihre Vormundschaft aufzudrängen geneigt war. Obwohl nun Göttingen sich bei dem philosophischen Aufklärungsprocesse weniger betheiligte, als die meisten anderen Universitäten, sich dagegen dem empirisch-historischen Realismus vorzugsweise zuwendete und in der Förderung desselben vielseitig thätig war; so hat es doch selbst auf diesem Wege und gerade in den ersten Stadien seiner Geschichte ungemein viel für die Emancipation des nationalen Geistes von der Tyrannei der todten Form und für seine freiere selbstständige Bewegung in kirchlichen wie

1) Dichtung und Wahrheit Bd. II.

politischen Dingen beigetragen. Was Michaelis in der theologischen Wissenschaft, Schlözer in der Politik, Heyne in der Humanistik, etwas später Spittler in der Geschichte reformirend eingeleitet haben, wie dürfte dieses und so viel Anderes ähnlicher Art in der Kulturgeschichte unserer Nation übersehen werden? Wenn die Anstalt, ihrer ursprünglichen Tendenz historisch-positiver Realität auf Kosten der Philosophie fortwährend zu ängstlich ergeben, namentlich in späteren Perioden hin und wieder hinter dem Geiste und der Höhe der Zeit zurückblieb und sich den verjüngenden Pulsschlägen der freien Idee in Wissenschaft und Poesie oft zu wenig empfänglich erwies, so mag solche Negativität allerdings in mehr als einer Hinsicht zu bedauern seyn, allein der große Ruhm, an dem Werke der neuen nationalen Geistesbildung im achtzehnten Jahrhunderte in ausgezeichneter Weise und gerade in den Zeitpunkten des dringendsten Bedürfnisses mitgearbeitet zu haben, muß ihr unbestritten und ungeschmälert erhalten werden; wie denn überhaupt nicht unbeachtet zu lassen ist, daß alle wahre Aufklärung und Geistesfreiheit, wenn sie Nachhaltigkeit und Bestand behaupten soll, sich an der Fülle des historischen Realismus Inhalt und Bodenfestigkeit zu erwerben hat.

Zu diesen und ähnlichen Eroberungen im Gebiete der freien Wissenschaft gesellte sich eine Hilfsmacht, welche um so bedeutsamer erscheint, je beweglicher sie in die Operationen des Fortschrittes eingriff; wir meinen die literarische Journalistik. Zweierlei wurde vornehmlich durch diese vermittelt, die Resultate der Schule fanden in ihr ein willkommenes Organ für ihre Verbreitung unter das größere Publikum, die literarischen Strebungen selbst aber traten dadurch aus ihrer Vereinzelung und konnten sich in gedeihlicher Wechselwirkung leichter und lebendiger begegnen. Wie auch dieser Zweig des Fortschrittes in Deutschland ganz eigentlich an Thomasius seinen Anfang und Ausgang knüpft, ist schon oben berührt worden. Auch dauerte er dem Wesen nach in derselben Richtung und Haltung fort, welche er durch seinen Urheber erhalten, bis die Literaturbriefe (1759), hauptsächlich unter Lessing's Einflusse, ihm einen neuen Ton und Charakter gaben, wie sie überhaupt einen bedeutenden Wendepunkt in der ganzen Literaturstimmung bildeten. Genau genommen, geht freilich der

Anfang der wissenschaftlichen Journalistik in Deutschland über Thomasius hinaus, indem sie der Sache nach schon mit den actis eruditorum beginnt, welche von dem Professor Otto Menke in Leipzig nach dem Muster des Journal des Savans, das 1665 in Frankreich die Reihe der gelehrten Journalistik eröffnete, seit 1682 herausgegeben wurden. Allein abgesehen davon, daß diese acta in lateinischer Sprache erschienen und mithin dem nationalen Literaturkreise nicht eigentlich angehören, war auch ihre Tendenz nicht der Art, daß sie dem Geiste des Fortschrittes zusagen konnte. Mit der bereits angeführten Monatsschrift des Thomasius (seit 1688) fängt daher die deutsch-wissenschaftliche Journalistik zuerst an und zwar gleich mit dem Charakter der Kritik und Polemik, welchen sie alsbald in vielseitigster Weise weiter entwickelte, indem jenes erste Unternehmen Anregung gab zu mannichfaltigen Nachahmungen, die sich rasch in dichter Folge drängten. Erwägt man, wie durch jene kritische Zeitschrift die Werke der Wissenschaft zuerst aus dem geheimen Schulverfahren vor das Gericht der Öffentlichkeit traten, wie in ihr das Princip des freien Denkens mit offenem Visir vertheidiget und die Sache der Aufklärung nach allen Richtungen durch Ernst und Spott, in Beurtheilungen und Abhandlungen, geführt wurde, wie von da an die Nation selbst, wenigstens in ihrem gebildeten Theile, sich mehr und mehr zur Theilnahme an den literarischen Angelegenheiten aufgefordert und veranlaßt fand; so darf ohne Bedenken gesagt werden, daß die Monatsschrift des Thomasius am meisten dazu beigetragen, die regenerative Epoche der nationalliterarischen Betriebsamkeit in unserm Vaterlande zu begründen. Wir enthalten uns hier wohl mit Recht einer besondern Charakteristik der folgenden journalistischen Erscheinungen während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und bemerken nur, daß sie die energisch-lebendige Haltung, wodurch sich jene Monatsschrift auszeichnet, nicht bekunden. Ihr Ton ist im Allgemeinen die populäre Mittelmäßigkeit, ihre Tendenz aber mehr moralisirend, als rein literarisch. Die Philosophie wird mit verständiger Oberflächlichkeit behandelt, die Kritik ist meistens ohne Schärfe, die ästhetische Auffassung ohne gediegenen Geschmack, die moralischen Abhandlungen ohne Grundsatz und Tiefe, dabei im Ganzen viel Angeeignetes und wenig Originelles, viel Gesuchtheit und wenig unmittelbares Leben; immer bleibt indeß

das Verdienst der Erweiterung des literarischen Bewußtseyns im Volke dabei anzuerkennen.

An die literarische Journalistik schlossen sich die literarischen Vereine, welche fast gleichzeitig mehrfach gegründet wurden und überhaupt als eigenthümliche Erscheinungen in der Fortentwickelung der deutschen Literatur hervortreten. Sie sind aber für diese um so nothwendiger, als in Deutschland ein nationaler Mittelpunkt und öffentliches Leben meist gefehlt haben, an die sich die literarische Thätigkeit hätte anlehnen, und von wo aus sie Erkräftigung hätte erwarten können. Schon während des siebenzehnten Jahrhunderts waren derartige Genossenschaften gebildet worden, die aber damals bei der Ungunst der Zeiten und dem Standpunkte der ganzen Bildung zu keiner nachhaltigen Wirksamkeit gelangen konnten. Die literarischen Gesellschaften des achtzehnten Jahrhunderts gingen, wie die Zeitschriften, von Leipzig aus, wo besonders die deutsche Gesellschaft unter dem Vorsitze von Burkhard Menke († 1732), der in encyklopädischer Vielwisserei Alles trieb und sich auch in der Dichtung, freilich ohne Glück, versuchte, Berühmtheit erlangte. Sie trat später unter Gottsched's Protektorate neu hervor und machte es sich zur Hauptaufgabe, die deutsche Sprache in grammatischer und geschichtlicher Hinsicht zu fördern und deren Gebrauch zu erweitern. Im Fache der Literatur selbst aber sind aus ihr wenige bedeutsame Resultate hervorgegangen. Durch sie angeregt, erwuchsen theils ungefähr gleichzeitig, theils in allmäliger Folge an den verschiedensten Orten, in Sachsen und Preußen, Westphalen und der Schweiz, ähnliche Vereine, welche sich bald mehr oder minder in ihren Zwecken und Richtungen näherten, bald aber auch polemisch einander gegenübertraten. Daß sich diese Vereinsneigung noch in der späteren Zeit bewährte, werden wir im weiteren Verlaufe dieser Geschichte näher zu bemerken Gelegenheit haben.

Zweites Kapitel.

Die regenerativen Literaturversuche oder Hauptpunkte der Geschichte der deutschen Nationalliteratur vor Lessing seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Wenn die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts uns nur langsam weiter bringt in dem Fortschritte zur nationalliterarischen Klassik und kaum Ein oder Anderes zu bieten hat, dem die Ehre der letzteren zugetheilt werden darf; so sind die Ursachen hiervon im Allgemeinen schon im vorhergehenden Kapitel angegeben worden. Erst mußte die Freiheit des Geistes überhaupt erobert werden, bevor er sich in freien Produktionen selbst angemessen darzustellen vermochte. Als ein bedeutendes Hinderniß aber stellt sich vor Anderm die gleichfalls bereits angemerkte mangelhafte Ausbildung der deutschen Sprache dar. Es fehlte dem Volksgeiste das angemessene nationale Organ für Gestaltung und Darstellung seines höheren Bildungslebens. Hierauf mußte sich daher zunächst und vornehmlich die regenerative Strebung richten. Zweierlei aber bedrückte die deutsche Sprachdarstellung, die geschmacklose metaphorische Prunkhaftigkeit und das Übermaß der Ausländerei. Das siebenzehnte Jahrhundert hatte sich, besonders in seiner zweiten Hälfte, auch in diesem Bezuge gegen das Vaterländische schwer versündiget, von den marinistischen Italienern den unnatürlichen Schwulst, von den Franzosen Wort und Wendung leichtfertig entlehnend, beides mit der latinisirenden Stylistik der Schule vielfach durchwirkend, so daß ein buntes Allerlei den deutschen Grundton kaum mehr hervortreten ließ. Mochte Einzelnes eine Ausnahme bilden, das Ganze trug jene Carnevalsphysiognomie nur zu sehr zur Schau. Was die Produktionen selbst angeht, so zeigten sie meist dasselbe Gepräge. Bei unnatürlicher Auffassung und haltungsloser Ausführung ermangelten sie aller volksthümlichen Bedeutung und innerlichen Belebung. Dabei stellten sie sich fast durchgängig unter den ästhetischen Standpunkt der italienischen Literatur des siebenzehnten Jahrhunderts,

von der sie in Styl und Ton sich über Gebühr bedingen ließen. Geschmacklosigkeit und Unnatur, Gesuchtheit und Zufälligkeit, sinnlicher Luxus und Pretiosität, falsche Erhabenheit nebst gesinnungsloser Frivolität und selbstgefälliger Breite bildeten die Haupteigenschaften dieser vorgeblich deutschen Literatur um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Es kam also zunächst darauf an, sowohl die Reinheit und Selbstständigkeit der Sprache, als auch einen einfacheren, geläuterten Geschmack im Gebiete der nationalliterarischen Produktivität herzustellen, und hierauf wendete sich gleich im Beginnen des Jahrhunderts die literarische Thätigkeit in vielseitigen unterschiedlichen Versuchen, welche insgesammt, insofern sie eben in jenem Zwecke zusammentreffen und meist ohne nationale Originalität sind, als regenerative bezeichnet werden können. Sieht man nicht zu sehr auf Einzelheiten und besondere Nüanzirungen, so lassen sie sich auf zwei Hauptrichtungen zurückführen, indem sie einerseits vorzugsweise nur durch größere Einfachheit und Regelmäßigkeit in der Form die Geschmacksverbesserung anstrebten, andererseits aber zugleich und hauptsächlich um einen angemesseneren nationalen Inhalt und Ton bemühet waren. Dem allgemeinen Charakter nach schlossen sie sich an die im vorigen Kapitel geschilderten zwei regeneratorischen Urstrebungen des achtzehnten Jahrhunderts an, deren eine, wie dort bemerkt, auf dem Grunde der Philosophie die deutschen Bildungszustände auf das Princip der Freiheit zurückbringen wollte und zunächst von Thomasius vertreten wurde, die andre aber, von religiösen Motiven ausgehend, im Pietismus ihr eigenthümliches Organ hatte. Wie dort die Verständigkeit vorherrschte, während im letzteren Gefühl und Phantasie die treibenden Punkte bildeten, so wiederholte sich in diesen eigentlich literar-regenerativen Richtungen dasselbe Verhältniß. In der ersten befleißigte man sich der besonnenen Abstraktion, in der anderen einer gemüthlicheren, freieren Lebendigkeit und Frische; dort aber verlor sich die Behutsamkeit und die Sucht nach Korrektheit meistens in nüchterne Gehaltlosigkeit, zuletzt durch Gottsched in völlige Entmannung des nationalen Ausdrucks; hier ging sie vielfach in sentimentale Überschwenglichkeit und erzwungene Erhabenheit über; dort blieb man in Absicht auf das literarische Princip fast ausschließlich auf dem französischen Standpunkte stehen,

während man hier sich dem englischen Geschmacke, als dem deutschen Wesen verwandter, mit Vorliebe zuneigte. Zwischen beiden hin gingen gleichsam einige Nebenwege, welche dem einen oder dem anderen Hauptwege sich näher anschlossen, im Ganzen aber vermittelnd erschienen, wie z. B. die Bremer Beiträge und die Halberstädter Genossenschaft. Die erste Hauptrichtung, welche man nun als die formell-konventionelle bezeichnen kann, lief in ihrem Endpunkte in Wieland's französisches Griechenthum aus, die andere, die sich als die malerisch-didaktische charakterisiren läßt, fand in Klopstock's christlicher Epik ihren Wendepunkt und Abschluß. Beide genannte Männer gehören daher mit ihren Leistungen im Principe noch in die Reihe der regenerativen Strebungen, so hoch sie auch in Absicht auf Bedeutsamkeit und Gehalt ihrer literarischen Wirksamkeit über ihre Vorgänger sich erheben und der mit Lessing hereintretenden nationalen Klassik sich annähern mögen. Sie bezeichnen den Übergang zwischen der Regeneration und der eigentlichen literarischen Reformation, welche letztere in jener ihre wesentliche Voraussetzung und Vorbereitung hat. Es kann nun diesen regenerativen Bemühungen in beiderlei Richtung ein ernstes Absehen auf wirkliche Nationalisirung unserer Literatur und auf ihre Erhebung zu höherer ästhetischer Bedeutsamkeit nicht abgesprochen werden, eben so wenig als an den dahingehörigen Leistungen auch in Hinsicht auf literarischen Werth überall ein besseres Verdienst zu verkennen ist. Allein weit entfernt, das Ziel echt nationaler Musterhaftigkeit zu erreichen, verloren sich die meisten Schriftsteller dieser Kategorie auf ihren Bahnen in solche Einseitigkeiten des Geschmackes und blieben in Absicht auf wahren Kunstgehalt meistens soweit hinter den wesentlichen Anforderungen zurück, daß die literarische Reformation, welche Lessing anführte, zunächst eben gegen diese Regenerationsversuche selbst und ihre Principien sich polemisch erweisen mußte. Es waren ihnen noch zuviel vom Geiste des vorigen Jahrhunderts, ja, man kann behaupten, daß selbst die beiden Richtungen, in welchen sie sich bewegten, nur eine veränderte Fortsetzung zweier ähnlicher Literaturformen bildeten, die bereits dort sich in dem Unterschiede der ersten und zweiten schlesischen Dichterschule bethätiget hatten, obwohl sie, wie bemerkt, gerade gegen die Auswüchse der letzteren ihr Streben entwickelten. Übrigens lag jene Beschränktheit

in den sonst so lobenswerthen Anstrengungen nicht sowohl, wie Göthe richtig bemerkt, an den Talenten, als vielmehr in dem Mangel eines nationalen Gehalts. Dieser mußte sich erst durch mehrfache Vermittelung allmälig gestalten, das Bewußtseyn des Volks mußte erst vielseitiger geweckt und auf nationale Interessen hingewendet werden, bevor aus dem Innersten der Nation sich der Quell eines volksthümlich-bedeutsamen und fruchtbaren Lebens und damit auch einer nationalgehaltigen literarischen Produktivität eröffnen konnte. Daß dieses theils durch den allgemeinen Fortschritt in dem neuen Jahrhundert überhaupt, insbesondere aber durch die ausgezeichnete politische und geistesfreie Wirksamkeit Friedrich des Großen geschah, wollen wir hier nur vorläufig andeuten, um gelegentlich und an passender Stelle bestimmter darauf zurückzukommen.

Wenn wir nun versuchen, in kürzester Übersichtlichkeit das Gemälde dieser vorreformatorischen Nationalliteratur darzustellen, so geschieht es vornehmlich aus dem Gesichtspunkte, um das rechte Verständniß der großen Umwandelung selbst, welche nach dem Verlaufe der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eintrat, durch Darlegung ihrer eigenthümlichen historischen Beziehungen hinlänglich zu vermitteln. Freilich ist es schwer, aus dem Gewirre der sich vielfach durchkreuzenden literarischen Ansichten und Formen bei der Unbestimmtheit und Charakterlosigkeit der meisten Produktionen, bei dem Ineinander- und Gegeneinanderlaufen der verschiedenen Parteien nach Maßgabe provincieller, ästhetischer und religiöser Neigungen ein vollständig befriedigendes Bild der bezüglichen Literaturzustände zu entwerfen; allein immerhin lassen sich doch gewisse Gesichtspunkte auffinden, welche es gestatten, wenigstens eine allgemeine Anschauung der Sache zu gewinnen.

Zuvörderst ist zu bemerken, daß die Versuche dieser ganzen regenerativen Vorschule theils produktiver, theils kritischer Art sind und hauptsächlich nur das Gebiet der Dichtkunst berühren, indem die freie Prosa erst gegen Ende dieser Epoche zu einiger Bedeutung gelangte. Jene beiden Formen nun hängen nach verwandtschaftlichen Verhältnissen genau zusammen und gehen so ziemlich vom Anfange des Jahrhunderts an parallel neben einander; wie denn überhaupt, auch seit der regenerativen Periode, die Kritik die stete Vermittlerin und Begleiterin der deutschen Nationalliteratur

auf dem Wege ihres gesammten Entwickelungsganges bis in die Gegenwart hinein geblieben ist. Jede der weiter oben bezeichneten literarischen Hauptrichtungen laufen daher in eine Art kritischen Fokus aus. Gottsched personificirt die Kritik vom Standpunkte der französirenden Konventionalität, Bodmer und Breitinger von dem der englisch-malerischen Didaxis. Bald darauf suchen diese beiden Parteien in der Berliner kritischen Schule unter Ramler eine Art Vermittelung; Lessing erhob sich über sie alle, indem er zuerst die rein-ästhetischen und national-idealen Principien für unsere Literatur mit philosophischem Geiste und gründlicher Kenntniß der Sache auffaßte und geltend machte. Er begann eben daher auch gerade im Elemente und durch die Mittel seiner höheren freieren Kritik das eigentliche Werk der Umwandelung unserer Literatur in ihre nationalklassische Form und Bedeutung.

Kommt es nun darauf an, die fraglichen Zustände der Anschauung etwas näher zu rücken, so ist wohl das Zweckmäßigste, die so eben hervorgehobenen Kategorien zu Grunde zu legen und darnach die Zeichnung in einigen wesentlichen Hauptzügen zu vollziehen. Es wäre somit zuerst die regenerative Produktion zu charakterisiren und hier von den beiden herrschenden Literatur-Richtungen zu reden, welche wir als die formell-konventionelle und als die malerisch-didaktische bezeichnet haben, ebenso von den vermittelnden Leistungen der Gesellschaft der Bremer Beiträge und der Preußen, soweit letztere noch unter den Formen der vorreformatorischen Ästhetik stehen und besonders sich um Gleim gruppiren; folgen würde dann die Kritik, und endlich eine kurze Schilderung der wissenschaftlichen Literatur am Ende dieser regenerativen Vorepoche selbst. Klopstock und Wieland erhalten ihre Charakteristik wohl am passendsten in einem eigenen Kapitel, insofern durch sie die Reformationsepoche unmittelbar eingeleitet wird, und ihre eigenthümliche literar-historische Stellung die des Übergangs ist.

Die regenerative Produktion.

Es ist schon bemerkt worden, wie unsere Nationalliteratur des achtzehnten Jahrhunderts in ihren Ausgangspunkten sich unmittelbar an die des siebenzehnten Jahrhunderts knüpft und, ob-

wohl alsbald mehr oder minder mittels Gegensatzes sich aus ihr entwickelnd, doch im Ganzen ihre Richtungen fortsetzt. In einem ähnlichen Verhältnisse werden wir später die neue national-klassische Literatur zur regenerativen erblicken, indem sie ihrerseits aus dieser „durch Widerspruch", um mit Göthe zu reden, hervortrieb und gleichfalls die Hauptwege der Regeneration, freilich von höheren Standpunkten aus und nach reineren Principien, verfolgte. So geht durch Wieland der weltlich-französirende Ton bis zu Göthe hinauf, der malerisch-didaktische dagegen durch Klopstock und theilweise durch die Göttinger Bündler bis zu Schiller, und wird von diesen beiden größten deutschen Nationaldichtern auf der Höhe echt nationalen Selbstbewußtseyns durch die waltende Macht der Genialität aus seiner Gebundenheit zur reinen ästhetischen Freiheit vermittelt und zur klassischen Form verklärt.

Zunächst an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts zeigen sich die ersten regenerativen Versuche in der Richtung der formell-konventionellen Regelmäßigkeit. Durch die zweite schlesische Dichterschule war, unter Anführung von Lohenstein und Hoffmann von Hoffmannswaldau, in den letzten Jahrzehnten des siebenzehnten Jahrhunderts einerseits der Ton sinnlicher Pracht und Überschwenglichkeit, unwahrer, unnatürlicher Erhabenheit, andererseits die Sucht nach geistreicher Frivolität in Gesellschaft sinnlicher Üppigkeit und lüsterner Gemeinheit in die Poesie eingedrungen, wobei der italienische Geschmack, wie sich derselbe seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts nach dem Vorgange von Marino (oder Marini) gebildet und geltend gemacht hatte, befolgt wurde. Gegen diese literarische Verderbniß erhob sich nun eine Reihe von Schriftstellern, welche mit größerer oder geringerer Bewußtheit die Wiederherstellung des klassischen Geschmacks bezweckten. Um diese Zeit hatte die französische Literatur sich zu ihrer vielgepriesenen Klassik emporgebildet und in Verbindung mit französischer Sitte und Mode eine ziemlich allgemeine Herrschaft über Europa gewonnen. Selbst die englische Literatur ließ sich von ihr bedingen und regeln, wovon außer Anderen Dryden, Addisson und Pope die unverkennbarsten Züge tragen. Mehr aber als irgend eine andere Nation war die deutsche unter den französischen Einfluß getreten und hatte an ihn ihre politische wie sociale Selbstständigkeit vielfach veräußert. Daher kam es denn,

daß jene ersten regenerativen Literatur-Versuche sich dem ästhetischen Principe nach dem französischen Standpunkte und Geschmacke unterordneten, während sie freilich in Absicht auf die Sprache mit Entschiedenheit jeder Ausländerei entgegenwirkten und die Reinheit des vaterländischen Idioms erstreben wollten. So entstand eine Literatur, welche gleichsam französisch in deutscher Sprache redete und sich durch technische Gebildetheit, die nicht selten in die geistloseste Form ausartete, bei Mangel an innerem Gehalte und lebendiger Natürlichkeit charakterisirte. Der Grundton war im Übrigen eine Art Weltlichkeit, wodurch sie sich von der anderen Richtung, die dem ethischen Ernste unter dem Principe der Religion vorwiegend zuneigte, theilweise mit unterscheidet. Auch waren die Vertreter derselben meistens Männer, die in der größeren gebildeten Welt sich bewegten, wo französische Gewohnheiten und Lebensansichten vorzüglich ihre Herrschaft übten. Daß sie zugleich fast ausschließlich dem Norden Deutschlands angehörten, wo im Ganzen die formelle Verständigkeit überwiegt, mag nicht übersehen werden. Hamburg, die deutsche Weltstadt, damals die Heimat der deutschen Oper, bildete so ziemlich den Hauptbeziehungspunkt, wodurch das niedersächsische Element grundbestimmend wurde; wie denn die s. g. Niedersachsen als vornehmste Vertreter der gesammten Richtung erscheinen, obwohl unter diesen auch Namen vorkommen, die, wie z. B. Brockes, mit ihrer literarischen Tendenz der andern Seite näher angehören [1]).

Als den Wendepunkt, gleichsam als den offenen Bruch der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit der des siebenzehnten darf man die Epigramme von Christian Wernike oder Warnak bezeichnen, dessen Lebenszeit sich chronologisch nicht genau begrenzen läßt, der aber sicher um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts blühete, indem der berühmte Polyhistor Morhof in Kiel nicht nur sein Lehrer war, sondern auch in dem Anhange zu seinem Unterrichte von der deutschen Sprach und Poesie (1702) seiner als eines bekannten Dichters erwähnt. Obwohl von Geburt ein Preuße, hat er doch in Hamburg den eigentlichen Schauplatz seiner literarischen Wirksamkeit gehabt. I

1) Chr. Friedr. Weichmann gab seit 1721 eine Sammlung der Poesie der Niedersachsen heraus, zu denen er selbst mit seinen eigenen Gedichten gehört. Auch Brockes wird darin aufgeführt.

ihm ging zuerst das bestimmte Bewußtseyn auf von der Nichtigkeit und Fehlerhaftigkeit des falschen Geschmacks der Zeit, welcher sich in sklavischer Nachahmung an Hoffmannswaldau und Lohenstein anschloß, ohne jedoch den Geist, der bei diesen beiden Schlesiern oft in eigenthümlicher Weise kund wird, sich aneignen zu können. In seiner Jugend (nach eigener Erklärung) jener Schule selbst angehörig, hatte Wernike ihre Mängel um so besser kennen gelernt und seinen Widerspruch dagegen entschiedener gestimmt [1]). Durch Reisen in den gebildetsten Ländern, namentlich auch in England, wobei ihm seine diplomatischen Verhältnisse nebst einer trefflichen Kunst der Beobachtung nicht wenig zu statten kamen, hatte er eine bedeutende Welterfahrung gewonnen und sich höhere Weltsitte angeeignet, womit er weiter eine sehr gute ausländische Literaturkenntniß verband. So fühlte er sich denn hinlänglich gerüstet, um den literarischen Kampf zu bestehen, welchen er in den bereits erwähnten Epigrammen oder „Überschriften", wie er sie selbst nennt, (1697) mit größter Freimüthigkeit führte. Wenn sich diese Überschriften selbst gegen die unberufenen Poeten und besonders ihre verkehrten Nachahmungen der letzten Schlesier mit poetischer Freiheit, dabei meistens mit Witz und treffender satyrischer Laune aussprechen, so werden in den beigegebenen Anmerkungen die historischen Beziehungen und literarischen Verhältnisse näher erörtert. In diesen Anmerkungen bezeichnet er auch seine Absicht und seinen Standpunkt dem damaligen Schriftstellertone gegenüber, indem er unter Anderem sagt, daß er „die Zuckerbäckerei den mitlebenden schlesischen Poeten überlasse", daß es ihm darauf ankomme, das Fehlerhafte dieser Art zu bemerken, obwohl er wisse, „daß man sogleich einen ganzen Schwarm Dichterlinge sich auf den Hals lade, sobald man Liebe genug zum Vaterlande trage, derselben Fehler anzumerken." Bei dieser bestimmten polemischen Richtung auf die Sache blieb er freilich selbst mehrfach hinter den Forderungen seiner plastischer Sprachdarstellung zurück. Auch kann eine Art Unsicherheit in seiner Kritik, sowie eine gewisse Schärfe des Charakters, nicht verkannt werden; Beides läßt sich aber aus des Verfassers

1) Selbst in seinen Überschriften oder Sinngedichten finden sich noch Spuren jener Anhänglichkeit, worüber er sich in einer besonderen Anmerkung eben durch den Unterschied der Jahre und der literarischen Ausbildung zu rechtfertigen sucht.

Stellung zur Literatur in jener Zeit hinlänglich erklären und zugleich entschuldigen, und wir möchten deshalb das Eine wie das Andere nicht zu sehr betonen, wie es Gervinus zu thun scheint [1]). Wernike selbst gesteht, daß seine Sinngedichte Gutes und Schlechtes enthalten; „sunt mala mixta bonis" sagt er von ihnen. Uns haben diese Überschriften immer an die berühmten Xenien von Göthe und Schiller erinnert, welche genau ein Jahrhundert später (1797) erschienen und in Absicht auf literarische Verhältnisse, polemische Tendenz und Ton wohl eine Vergleichung gestatten, wie sehr auch sonst Genie und Höhe der literarischen Zeitbildung die letzteren über jene in Geist und Form erheben mögen. Auch darin findet Ähnlichkeit statt, daß dort, wie hier, ein lautes Wiedergebell der Getroffenen sich vernehmbar machte, und in dem Postel gleichsam ein vorgebildeter Nicolai steckte. Man hat Wernike zu seiner Zeit (wo man von seinem in vieler Beziehung trefflichen, obgleich nicht so scharfsinnigen Vorgänger Logau (1604—1655), den Lessing erst wieder hervorstellte, nicht gar viel gewußt zu haben scheint [2])) und auch wohl später noch den deutschen Martial genannt, und nicht ganz mit Unrecht, wenn man von der Form absehen will. „Wernike," sagt Lessing, „besitzt mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen ist, dem Martial ging mehr gemünztes Geld durch die Hände." — Was Wernike's weitere Dichtungen angeht, so erweisen sie keine besondere Begabung, obwohl sein „Hans Sachs", ein komisch-satirisches Heldengedicht, welches vorzüglich gegen die meistersängerische Geschmacklosigkeit des eben angeführten, damals bekannten Dichters Postel gerichtet war, wenigstens theilweise nicht ohne Werth ist [3]). — Fragt man nach dem eigentlich ästhetischen Standpunkte Wernike's, so findet man sich auf den berühmten französischen Geschmackslehrer und Dichter Boileau hingewiesen, der ihm meist

1) A. a. O. Bd. III. S. 535.

2) Wernike selbst, wie sein Lehrer Morhof, scheinen ihn nicht gekannt zu haben.

3) Postel hatte ein Epos herauszugeben angefangen unter dem Titel: Der große Wittekind, worin er bei allen Fehlern der Lohenstein'schen Schwulstmanier und unnatürlichen Erhabenheit keine Spur von dem besseren Geiste zeigte, welchen Lohenstein trotz aller seiner Geschmacklosigkeit in vielen Hinsichten, z. B. namentlich oft in der Kraft des deutschen Ausdrucks, bethätigt.

als sein klassischer und wichtigster Gewährsmann gilt. Durch Boileau knüpft er an Horaz und dessen Grundsätze, wie sie in der ars poetica vorliegen. Auf diese Weise bezeichnet Wernike auch positiv die neue Literaturwendung und zwar in der formell-konventionellen Richtung, deren Urheber er gewissermaßen ist, und die bis auf Hagedorn und Gottsched hin ununterbrochen fortgeht.

Gleichzeitig und gleichfalls Preuße (Berliner), betrat Fr. R. L. v. Canitz (1654—99) denselben Weg, insofern er dem ästhetischen Principe nach, wie Wernike, unter Boileau's Fahne sich reihete. Doch blieb er im Ganzen der Polemik fern und zeigte sich nur in Ton und Haltung seiner Gedichte als einen Gegner der herrschenden Verderbniß in der damaligen Literatur[1]). Canitz bildete den Mittel- oder Anhaltpunkt für eine Art preußischen Dichterkreis, der später sich wiederholte und in Gleim eine ähnliche persönliche Vermittelung fand. Wie an diesen Uz, Götz, J. G. Jacobi, Kl. Schmidt, v. Göckingk, zum Theil auch Kleist und Ramler nebst mehreren Anderen sich näher oder entfernter anschlossen, so v. Fuchs, besonders Besser († 1729) und Benj. Neukirch († 1729) an Canitz. Entschiedener und ausschließlicher, als von Wernike geschah, wurde in dieser Dichterschule der abstrakt-formale französische Geschmack maßgebend gemacht und erlangte hier um so leichter Anerkennung und bedeutenden Einfluß, je mehr er sich mit den herrschenden französischen Sitten und Lebensformen der vornehmen Hofwelt in Verbindung setzte. Canitz selbst, durch Geburt, vielseitige Reisen und diplomatische Geschäftsführungen in die höhere Gesellschaftskunst und Welterfahrung eingeweihet, dabei ein Mann von ehrenhaftem Charakter und mit dem Talente feiner sprachlicher Darstellung ziemlich begabt, war geeignet genug, für eine gewisse Umgebung Ton und Regel zu bestimmen. Mit ihm beginnt die eigentliche Hofpoesie, welche seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte desselben fortdauerte, und sich durch ihren Gegensatz gegen die poetische Schulpedanterie eine Art höheres weltmännisches Air zu geben suchte. Zu dieser Adelspoesie gesellte sich die Gelegenheitsdichtung, welche sich hier freilich in einem andern Sinne, als

1) Nur die dritte seiner Satyren, „von dem Verderben der Poesie," hat eine Art literar-polemischen Charakter.

Göthe ihr gern unterlegen wollte, in geschmackloser Nüchternheit ausbreitete. So wurde denn in dieser Richtung die verständige Konvenienz die Hauptsache; Phantasie und Herz wurden dabei wenig betheiligt, von Genie und produktiver Ursprünglichkeit konnte ohnedies keine Rede seyn. Künstliche Empfindungen, selbstgefällige Reflexionen, gehaltlose Versmacherei mit der Prätension von weltkluger und menschenkennerischer Vornehmigkeit bilden die Hauptzüge in der Physiognomie dieser Dichtung. Canitz ist das Gegenbild von Opitz, dessen Standpunkt und Weise er im Allgemeinen erneuete, und mit dem er auch in Bildung und dichterischer Begabung verwandt erscheint. Von seinen poetischen Produktionen, welche verschiedenen Gebieten angehören, läßt sich aus dem Gesichtspunkte der Poesie selbst nicht viel Rühmliches sagen. Es fehlt ihnen nebst idealer Ursprünglichkeit diejenige Unmittelbarkeit der Anschauung, ohne welche eine Dichtung immer mehr oder minder Prosa bleibt. Sie können sich deshalb nur durch ihre formelle Bildung, durch das Bemühen um sprachliche Reinheit und Eleganz ästhetisch empfehlen. Am wenigsten mochte ihm die Lyrik, insofern sie der ideale Ausdruck der gemüthlichen Subjektivität seyn soll, gelingen. Die Wahrheit der Empfindung kann nicht zu ihrem Rechte kommen vor der Zudringlichkeit der Reflexion, und die geschraubte Verständigkeit mühet sich vergebens ab, um sich den Schein der musikalischen Unmittelbarkeit zu geben. Mehr hat man wohl seine Satyren gerühmt. Aber, obgleich die reflexive Gedankenbewegung auf diesem Felde größere Berechtigung hat, so kann doch auch selbst hier wieder von Poesie nur insofern die Rede seyn, als irgendwie die reflexiven Allgemeinheiten in freier Individualisirung sich veranschaulichen, die Gegebenheit gegenwärtiger Zustände in lebendiger Betheiligung erscheint, und eine freie Ironie die Thorheit des Endlichen im Gegensatze gegen die Wahrheit der Idee verräth und erblicken läßt. Allgemeine Wahrheiten und Lebensregeln, Kategorien, wie z. B. „das Hof- und Stadtleben", sind keine Gegenstände der Satyre, sondern gehören der Abhandlung an. Außerdem tödtet der Mechanismus der Form in der ganzen Darstellung und Weise der Canitz'schen Satyre Leben und freie Bewegung; Boileau und Horaz, welche als Vorbilder dienen, bleiben, am meisten der letzte, fast in jeder Hinsicht unerreicht. Daß dennoch bei solchen bloß abstrakt-formellen Tugenden Gottsched in

Canitz klassische Meisterhaftigkeit finden mochte, läßt sich begreifen, wenn man bedenkt, daß der ganze ästhetische Standpunkt dieses Kritikers mit dem der poetischen Produktion von Canitz zusammenfiel.

Der Ton, wie ihn besonders Canitz in dieser Richtung bestimmt hatte, erhielt sich, wie schon angedeutet, theilweise bis gegen die Mitte des Jahrhunderts. Die konventionelle Ceremonie des Hofes verdrängte namentlich bei den nächsten Anhängern und Nachfolgern die ideelle Innerlichkeit und Freiheit fast ganz aus der Sphäre der poetischen Produktion, und dieses um so mehr, als viele dieser Dichter ihrem Amte nach wirkliche Hofpoeten waren; so z. B. der schon genannte Joh. v. Besser (1654—1729), der als Oberceremonienmeister unter König Friedrich I. v. Preußen fungirte und seine nüchterne Gelegenheitspoesie in aller Weise zu Geld zu machen verstand. Auch Joh. Ulrich v. König (1688—1744), welcher mit Besser näher bekannt war, stand bei dem sächsischen Hofe in einem ähnlichen Amte und Verhältnisse. Er vermehrte die Literatur theils durch dramatische, theils durch epische und lyrische Gedichte, durchaus im Tone der höfischen Pritschmeisterei[1]). In derselben Tonweise ließ sich Benjamin Neukirch (1665—1729) vernehmen, der, ein Schlesier von Geburt, auch anfangs ganz nach Art seiner berühmten Landsleute, von Lohenstein und von Hofmannswaldau, dichtete. Später wendete er sich nach seinen eigenen Worten von dieser „Muskateller-, Ambrakuchen-, Zibeth- und Bisam-Dichterei" ab, um der Hofgelegenheitsversemacherei sein Talent zu widmen. Er ward nun durch und durch ein Schüler von Canitz, dessen Boileau-französische Glattheit und Regelmäßigkeit er fast sklavisch nachahmte. Mit solcher Lobhudelei bettelte er um die Gunst seines Königs (Friedrich I.), der ihn aber, den armen hungernden Dichter, keiner Aufmerksamkeit und Gnade würdigte. Übrigens gelang es ihm nun und wieder, in seinen lyrischen Dichtungen die feineren Töne der französischen Muse nachzubilden, wobei er freilich immer mehr geschniegelt, als musikalisch-melodisch erscheint. Ihm wiederfuhr

1) Pritschmeister bezeichnete damals solche Dichter, welche zur Belustigung bei festlichen Gelegenheiten Verse machten und Reime improvisirten. Der Ausdruck, welcher, wahrscheinlich wegen analogischer Beziehungen, von der Pritsche der Hanswurste entlehnt seyn mag, schrieb sich von der alten Meistersängerei her.

deshalb wohl hauptsächlich die Ehre, von Gottsched neben Canitz zu den klassischen Dichtern des Vaterlands gezählt zu werden. Sonst verdient er eher wegen seiner Satyren, als seiner lyrischen Gedichte genannt zu werden, indem er dort nicht ohne anschauliche Charakteristik herrschende Mängel der Zeit in den Bezügen bestimmter Gegenwart mehr oder minder zu individualisiren versteht und hierin seinen Meister Canitz bedeutend übertrifft.

Wir versuchen nicht, diese poetische Genossenschaft und „ihre Kanzleipoesien", wie es Herder nennt, weiter und vielseitiger zu verfolgen[1]). Sie arbeiteten Alle daran, die französische akademische Civilisationsliteratur auf's Möglichste nachzubilden. Es genügt, nur noch diejenigen zwei Dichter in flüchtiger Charakteristik vorzuführen, welche das Princip und den Standpunkt dieser Richtung am bedeutsamsten ausgesprochen haben, wir meinen Günther und Hagedorn. Denn auch Gottsched, in welchem sich außerdem, daß er auch produktiv in dieser Art sich versuchte, die theoretische Codifikation derselben gleichsam personificirte, soll hier noch übergangen werden, um von ihm später unter der Kategorie der Kritik, die sein eigentliches Fach war, das Weitere zu sagen.

Wie ein Meteor glänzt, wenngleich selbst eine Art Hof- und Gelegenheitsdichter, Joh. Christian Günther aus Striegau in Schlesien (1695—1723) aus der Mitte dieser konventionellen Formalisten uns lichtvoll entgegen, dem, um ein Dichter im vollen Sinne des Worts zu seyn, zum Genie nur das Glück guter Erziehung, höherer Bildung und besserer Zeiten fehlte. Phantasie und Gemüth, rasche lebendige Auffassung und Gewandtheit der Darbildung, Wahrheit der Empfindung und Frische des Lebens zeichnen seine literarische Produktivität im Ganzen vortheilhaft aus. Daß er trotz dem Allen den Preis der reinen Klassik nicht gewinnen konnte, davon lag die Schuld in der traurigen Verwüstung seiner Jugend neben dem Mangel günstiger Verhältnisse[2]).

1) In Weichmann's Poesie der Niedersachsen, 6 Bände (von 1721—1738), findet man eine große Zahl meist hierher gehöriger Dichter.

2) Göthe schreibt von ihm (Dichtung und Wahrh. II. S. 81): „Hier gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf." Wir geben den Ausspruch in Absicht auf poetische Begabung gern zu, ohne jedoch ihn im Übrigen ganz zu unterschreiben. — Daß Gervinus (Bd. III. S. 517 ff.) mit einem unberechtigten Seitenblicke auf Göthe's lobendes Urtheil über Günther's Dichtung auf eine

„Geburt, Exempel, Noth und Jugend
Sind Ursach, daß ich fehlen muß."

So sagt er von sich selber, und es scheint, er sagt so ziemlich die Wahrheit. Überhaupt sind seine Gedichte meistens Selbstgeständnisse seines Lebens, und weil er fast überall ihr Mittel- und Beziehungspunkt ist, bilden sie eine eigentlich poetische Charakteristik seiner Person. Günther, von Natur mehr den pathologischen Mächten anheimgegeben, als mit der Energie des Willens begünstiget, fand zu bald Gelegenheit, jene Seite seines Charakters durch frühzeitige und zu weit getriebene ästhetische Beschäftigung zu fördern, welche oft lebendige Jünglinge, in denen die Empfindungen über die Geistesintensität vorwalten, zu sinnlicher Charakterlosigkeit verführt. So ohne rechte sittliche und geisteskräftige Vorübung trat er in die Mitte einer rohen, wilden Studentenwelt, welche ihren Beruf mehr in die Barbarei des Renommistenwesens, als in den Ernst freier Wissenschaft setzen wollte. Günther gerieth bald in die Extreme dieses Treibens, worin er zuerst seinen moralischen und nicht lange darauf auch seinen physischen Untergang fand. Zerfallen mit seinem Gotte wie mit seinem Willen und Gewissen, mit der Welt entzweiet und von ihrer Gunst verlassen, der Noth und dem Zorne eines unbarmherzigen Vaters ausgesetzt, verlor er wie den Muth so allen Halt des Lebens. „Ich strauchle selber mit Verdruß", singt er im traurigen Bewußtseyn seiner Schwäche. Und so sehen wir ihn denn auch in seinen Gedichten schwankend und unsicher, von ungezügelter Wildheit zu zartester Gefühligkeit, von leidenschaftlichem Hasse zu weicher Milde übergehen, hier demüthig fromm, dort trotzig sich gebährden, bald in reinem Flusse echt poetischer Melodik daherschreiten, bald in den Tönen gemeiner Sinnlichkeit und platter Obscönität sich verlieren. Wenn ihn heute die reine Idee begeisterte, dichtete er morgen im Taumel des Rausches. So konnte er denn bei aller Gunst des Talents die lichte Höhe ästhetischer Freiheit nicht gewinnen, und giebt uns in seinen Dichtungen mehr die Zufälligkeit seiner Subjektivität, als die reine Gestalt objektiver Schönheit.

ästhetisch nicht hinlänglich motivirte Weise den Stab bricht, ist bereits von Andern (z. B. Prutz) mißbilligend bemerkt worden. Dieser Letztere hat in seiner Schrift: „Der Göttinger Dichterbund" S. 56 ff. eine kurze, aber im Ganzen ziemlich treffende Charakteristik Günther's gegeben.

Wie in der poetischen Begabung, in der gesammten Persönlichkeit und den Lebensschicksalen, ist er auch in der ästhetischen Charakteristik seiner Produktionen dem späteren Bürger vergleichbar, der ihm gleichsam als sein poetischer Doppelgänger nachgeboren wurde. Anfangs war Günther, gleich den Meisten unter den damaligen Dichtern, in der unnatürlichen Weise der letzten Schlesier befangen und daher im Stande, wie einst Wernike, nach seiner Umkehr das Mangelhafte derselben seinerseits um so treffender zu bezeichnen. Mit Recht weist Görbe darauf hin, wie er in Gelegenheitsgedichten mit Leichtigkeit alle Zustände durch's Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Überlieferungen zu schmücken verstanden habe. Er hebt sich gerade hiermit über seine poetische Umgebung bedeutsam empor, wie er seine originale Weihe dadurch noch insbesondere bethätiget, daß er die formale Konvenienz der Zeit mit dem Hauche lebendiger Wahrheit zu durchdringen vermochte. Günther hat sich so ziemlich in allen Fächern und Weisen der Lyrik versucht, im Liede wie in der Ode, im Gebiete des Geistlichen wie des Weltlichen. Den geistlichen Dichtungen fehlt bei oft unverkennbarer Erhebung und Gefühlsinnigkeit doch die angemessene Haltung und Würde. Unter den weltlichen Gedichten klingen uns einige erotische Lieder mit echt anakreontischer Leichtigkeit und Gefälligkeit, zugleich mit echter Naturwahrheit der Empfindung entgegen. Wir möchten ihn auf diesem Felde, namentlich wo er die Erotik an die Gelegenheit knüpft, als einen unserer besten Lyriker begrüßen, hätte er den Ton durchgehends rein und gleichmäßig zu halten gewußt. Die Studentenlieder zeigen, obwohl oft markig und voll schöner Lebensfrische, doch meist zu sehr ihren Ursprung und die damalige Stimmung akademischer Jugendlust. Seine vielgefeierte und, sonderbar genug, auch von Gervinus aus dem ästhetischen Gesichtspunkte vorzugsweise betonte Ode „auf den Frieden mit der Pforte" trägt gerade den Hauptfehler des Dichters, die Unsicherheit und Haltungslosigkeit in der Ausführung, wenigstens nach unserem Dafürhalten, am offenbarsten an sich. Die poetische Erhebung wird durch die lohndienerische Panegyrik paralysirt, das Feierliche von dem Gemeinen verdrängt, die Begeisterung von der Plattheit begleitet. — Was im Übrigen durch seine ganze Dichtung eigenthümlich hindurchzieht, ist die emancipative Richtung,

welche später in der Zeit des Sturmes und Dranges die deutsche junggenialische Dichterwelt charakterisirte. Daher vernimmt man denn fast überall in seinen Gedichten den Ton satirischer Gereiztheit, der sich nach allen Seiten hin ausspricht, gleichsam um die subjektive Verstimmung des Dichters an den Gebrechen der Zeit ihre Launen büßen zu lassen. Hierin mag auch, wie Gervinus meint, die Quelle großen Unglücks für Günther gelegen gewesen seyn, wenn wir nicht lieber annehmen wollen, daß, namentlich in den späteren Gedichten, das Unglück selbst erst die Satire vielfach aufgestachelt hat. Im Ganzen dürfte Göthe wohl Recht haben, wenn er von ihm sagt: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten."

Weniger originell begabt, aber geregelter in Absicht auf Bildung und Leben war Friedrich v. Hagedorn aus Hamburg (1708—1754). Er steht dem Grundcharakter seiner Dichtungen nach in der Reihe der französirenden Konvenienz-Dichter, allein er zeichnet sich dadurch unter den Gleichstrebenden vortheilhaft aus, daß er das Princip dieser Richtung mit freiem ästhetischen Geiste befolgte. Er ist in gewisser Hinsicht das Vermittelungsglied zwischen der niedersächsischen und der preußischen Poesie, welche sich unter Gleim's Anführung bildete, indem er die französische Technik mit Horazischen Weisen verband und die Sokratische Heiterkeit und ironische Urbanität als Farben für die Darstellung lebensphilosophischer Ansichten gebrauchte. Daß er in dieser Richtung und Beweglichkeit ebensowenig mit Haller gehen konnte, dessen Muse sich in der ernsten Haltung des Gedankens und Wortes gefiel, als er an Gottsched's polemischem Treiben Theil zu nehmen Lust haben mochte, ist leicht erklärlich. Dagegen half er, an der Hand freundlicher Musen und fern vom Geräusche des Schulgezänks still vorschreitend, eine bessere Zeit des Geschmackes einzuleiten, ohne daß ihn gerade der höhere poetische Genius begeisterte. Nach Stand, Neigung und Bildung der Grazie feinerer, obwohl lebensfreudiger Geselligkeit zugeneigt und in den Kreisen behaglicher Wohlhäbigkeit sich bewegend, konnte er weder die Pedanterie der ceremoniellen Curialität, noch die finstere Miene der romm-moralischen Didaris lieb gewinnen. Indem er nun unter solchen Verhältnissen, namentlich in seinen späteren Dichtungen, eine reinere Melodie ertönen ließ und den Standpunkt der nieder-

sächsischen Sphäre möglichst idealisirte, kann man ihn wohl mit Herder als „den klassischen Gipfel der Poesie der Niedersachsen" bezeichnen, ohne ihm damit schon den Preis der nationalen Klassicität selbst zu ertheilen. Das eigentliche Lied, die Fabel und moralische Erzählung bilden das Gebiet, worauf er sich versuchte, weniger mit origineller Produktivität als in glücklicher Nachbildung fremder Muster. Im Liede waren die französischen Lyriker Chaulieu und Chapelle, in der Fabel Lafontaine, in der Erzählung Boileau und Pope seine nächsten Vorbilder. Bemerkenswerth ist es, wie er, seinen Ausgang nehmend von der hofpoetischen Versemacherei, einen stetigen Fortschritt zu höherer ästhetischer Vollkommenheit auf dem Entwickelungswege seiner poetischen Ausbildung darstellt. Seine früheren Gedichte in der Weichmann'schen Sammlung der Niedersachsen offenbaren noch ganz das Gepräge der Canitz'schen Schule; aber allmälig war er auf seiner stillen Bahn wie ein schöner Stern am Himmel der damaligen Literatur emporgestiegen und zog zuerst durch sein freundlichklares Licht die Blicke des Volks auf sich, das seine gefällig-heiteren Lieder gerne hörte und in entsprechenden Melodien sang. Übrigens wehet in seinen Gesängen noch nicht der frische Hauch des Volkslebens, und im Ganzen borgt noch zu oft die Reflexion den Ton der Poesie; die Empfindungen sind mehr gedacht, als unmittelbar erlebt, die Naivetät entbehrt der Wahrheit, und die leichtgeschürzte Muse liebäugelt oft mehr als billig mit sich selbst und gefällt sich theilweise zu sehr in der Nüchternheit formeller Spielerei. So ermangelt denn seine Dichtung, wie wir schon angedeutet, noch des eigentlich nationalen Gehaltes, so vortheilhaft sie durch technische Sauberkeit sich empfiehlt. Als ein besonderes Verdienst darf es Hagedorn angerechnet werden, daß er zugleich mit Haller, seinem Zeitgenossen, die unfreie Gelegenheitsdichterei verließ und dagegen die feinere sittliche Lebensbildung in die Poesie aufnahm. Wie er die preußische Dichtung zum Theil einleitete, ist schon beiläufig bemerkt worden. Ebenso knüpfen an ihn auch sonst noch die Fäden der nachfolgenden Literatur sich mehrfach an, namentlich die Fabel und Satire, wie jene von Gellert, diese von Rabener vertreten wird.

Die andere Hauptrichtung der regenerativen Versuche haben wir als die malerisch-didaktische bezeichnet. Sie geht mit

der formell-konventionellen so ziemlich parallel. Ihre allgemeine Charakteristik der letztern gegenüber ist bereits oben in flüchtigen Zügen angedeutet, hauptsächlich in Absicht auf das Princip, welches bei ihr mehr die subjektive Innerlichkeit war neben der sinnlichen Beschreibung, als die technisch-abstrakte Verständigkeit. Daß sie sich deshalb in ihrem Anfange an den Pietismus lehnte, mit dem sie bald auch die religiösen Stimmungen theilte, ist gleichfalls schon angeführt, ebenso, daß sie in Sprache und Styl sich mehr der italienischen Weise des Marino († 1625) näherte, welcher Lohenstein's und Hoffmannswaldau's Vorbild war, während die Konventionellen sich näher an Opitz hielten und dem Geschmacke der französischen Akademie, besonders nach den Grundsätzen der Poetik des Boileau, huldigten. In diesem letzteren Punkte wendete sich diese andere Richtung mehr den Engländern zu, namentlich Milton und Thomson, indem beide Dichter gerade die Momente vertraten, worauf es unserer Partei ankam, Milton in seinem verlorenen Paradiese das religiöse, und Thomson in seinen Jahrszeiten das malerische und die Kontemplation. In Klopstock, der als der produktive Gipfel und Abschluß dieser ganzen Richtung zu betrachten ist, durchdrangen sich die beiden Elemente auf's innigste; in ihm gingen Milton und Thomson zu einer Person zusammen. Es lag in dem sachlichen Verhältnisse, daß in diese Dichtung alsbald auch die elegische Sentimentalität und die Sympathie mit der Natur Eingang fand, wodurch sie mit den späteren empfindsamen Tendenzen der Werher-Literatur und dem ästhetischen Naturevangelium der Sturm- und Drangzeit zusammenhängt.

Wie die konventionelle Regeneration von Wernike hauptsächlich ausgeht, so knüpft sich diese malerisch-didaktische in ihrem Anfange vornehmlich an Brockes (Berth. Heinr. aus Hamburg 1680—1747) [1]). Dem Vaterlande nach und durch die Opposition gegen die literarische Autorität der ostdeutschen Dichter (in Obersachsen und Schlesien) gehörte er, wie die meisten Vertreter der konventionellen Dichtung, den Niedersachsen an [2]), von denen er jedoch dem wesentlichen Charakter seiner Dichtungen nach sich

1) Eine sehr interessante Schilderung dieses Dichters giebt Gervinus Bd. III. S. 547 ff.

2) In Weichmann's Sammlung der Dichtungen der Niedersachsen findet sich daher auch Brockes.

entfernt und nach Süddeutschland hinüberführt. Drollinger und die Schweizer gehen auf der Bahn, die er eingeschlagen. Marino und Thomson sind seine nächsten Wegweiser und Führer. Mit beiden war er durch eigene Übersetzungen näher vertraut [1]; von ihnen lernte er die Kunst der poetischen Malerei und Naturschilderung, die er vorzüglich in unsere neuere Literatur eingeführt hat. Hiermit verband er die religiös-kontemplative Didaxis, woraus eine Art physikotheologische Dichtung erwuchs. In seinem bekannten Werke „Irdisches Vergnügen in Gott" giebt Brockes ein vollständiges Panorama teleologischer Naturbetrachtung; es wird darin eine wahre poetisch-mikroskopische Naturtheologie vorgetragen, und jede mögliche Sinnesanschauung zur Verherrlichung der göttlichen Macht und Weisheit aufgeboten. Alle fünf Sinne, den Geschmack nicht ausgenommen, liefern Beiträge zu dem wohlgemeinten Panegyrikus des Schöpfers; Augen, Ohren und selbst die Nase [2]) sind nach allen Seiten hin offen, um jegliches Fäserchen, jeglichen Ton und jegliche Bewegung in der Natur aufzufassen und als Beleg zur Theorie der Zweckmäßigkeit in der Weltschöpfung darzubieten. Der Frühling insbesondere wird nach allen seinen Schönheiten und Scenen betrachtet und geschildert, so daß das berühmte Gedicht von Kleist (der Frühling) gleichsam nur als ein poetischer Auszug aus dem Werke von Brockes zu betrachten ist. Obwohl nun durch dieses bunte und breite Durcheinander (9 Theile) manche schöne Farbe schimmert, aus dem wortreichen Verssysteme mancher Ton reiner Melodie erklingt und neben dem Gesuchten die Wahrheit des Gemüths sich in vielfachen Zügen offenbart; so herrscht doch im Ganzen eine pedan-

1) So übersetzte er den bethlehemitischen Kindermord (la strage degli Innocenti) des Marino aus dem Italienischen und die Jahrszeiten des Thomson aus dem Englischen. Auch Pope's Versuch über den Menschen wurde von ihm verdeutscht.

2) So viel hundert tausend Blumen,
So viel süße Specerei,
Was in Indien, Idumen
Wächst und in der Barbarei,
Könnte kein Geschöpf gebrauchen
Und müßt' ohne Nutz verrauchen,
Wär' die Nase nicht geschickt,
Daß sie sich dadurch erquickt.

tische Monotonie, welche um so ermüdender ist, als weder durch originelle Auffassung noch durch echt philosophische Weltbetrachtung dem Geiste sonst ein höheres Interesse geboten wird, abgesehen davon, daß die mikrologische Detailmalerei sich sehr oft in's Alberne und Läppische verirrt, gedankenleeres Geschwätz die ästhetische Anschauung trübt, die Versificirung nicht selten in bare Reimerei ausgeht, und überhaupt vielfach ein bloßes empfindsames Spiel mit Gott und seinen Werken getrieben wird. Die Sache aber, auf welche es hier eigentlich ankommt, bleibt zunächst, daß Brockes in seinen Dichtungen und namentlich in jener größeren die Elemente und Weisen der ganzen Schweizer-Klopstock'schen Poesie vorgebildet und dargeboten hat. Malerei und Musik, Sentimentalität und Naturſinn, Religion und Moral, diese Punkte sind es, welche er überhaupt unserer Poesie näher brachte; und sowohl hierdurch als auch durch die Betonung des englischen Geschmackes vor dem französischen hat er mit bedeutsamer Wirkung in Art und Gang der neuen Nationalliteratur eingegriffen, wogegen nicht streitet, daß dem Enthusiasmus seiner Zeitgenossen (Weichmann nennt ihn den niedersächsischen Apoll) bald eine Art Vergessenheit folgte, die jedenfalls Motive genug in der ganzen literarischen Haltung seiner Werke hat, doch in Absicht auf einzelne Partien nicht so durchgehends verdient ist, als es Manchem scheinen möchte.

An Brockes reihet sich in gewissem Bezuge Karl Friedr. Drollinger (1688—1740), der, aus Durlach gebürtig und später in Basel lebend, den Übergang aus dem Norden nach der Schweiz hin bezeichnet, wo diese Richtung ihre höhere Ausbildung und ihren bestimmteren Charakter gewinnen sollte. Drollinger stand anfangs, wie die meisten bisher genannten regenerativen Dichter, noch auf dem Standpunkte der letzten Schlesier, gegen welche er dann, zunächst in der Weise der konventionellen Hofpoesie, später aber, unter dem Einflusse von Brockes, mit ernster Bemühung um ein besseres Ziel seine literarischen Kräfte wendete. Seine Produktionen zeigen mehr oder minder noch die Folgen seiner ersten Neigung und verrathen der Form nach vielfach die Spuren der konventionellen Zierlichkeit und sprachlichen Eleganz, oft selbst auf Kosten des Gehalts, allein im Ganzen erheben sie sich doch ebenso erfreulich über die nüchterne Pedanterei jener Hofpoe-

ten, als sie die Züge der Lohenstein'schen und Hoffmann'schen Üppigkeit und Gesuchtheit von sich abgestreift haben. Gegen die nihilistische Gelegenheitsreimerei hat er sich mit ebenso viel Entschiedenheit ausgesprochen, als er eine freiere Bewegung in Rhythmus und Sprache in Anspruch nahm. In ihm regte sich der eigentliche Quell, woraus die Dichtung sich beleben muß, das Herz, so sehr er auch wieder eine reine Technik der Darstellung fordern zu müssen glaubte. Er stand von dieser Seite auf dem wahren Punkte hinsichtlich klassischer Werthbedeutung der Poesie, wenn auch der richtigen Ansicht und dem rechten Wollen die Vollbringung nicht ganz entsprach. Daß er in Absicht auf den Gehalt das Dürftige und Mangelhafte der bisherigen Literatur fühlte, geht daraus hervor, daß er meinte, nur durch den geistlichen Stoff könne die deutsche Muse angemessen begeistert werden; wie denn auch gerade seine eigenen besten Dichtungen diesem Gebiete angehören. Er stellt sich hiermit schon zu Brockes, dem er auch durch mehrere Gedichte, in welchen die Naturschilderung und das didaktisch-kontemplative Moment vorherrschen, näher tritt. Drollinger ist namentlich in Absicht auf das Gehaltene im Tone und die Präcision im Ausdrucke der eigentliche Vorläufer Haller's, welchen er übrigens an gemüthlicher Innerlichkeit bedeutend übertrifft.

Albr. v. Haller (1708—1777) aus Bern versetzte die antikonventionelle Regenerationspoesie bestimmt in die Schweiz, wo sie nach Lokalität und Volkscharakter ein günstiges Clima finden mußte. Von Geburt dem Patriciate angehörig, durch aristokratisch-republikanische Umgebung, sowie später durch eine Art socialer Vereinsamung und Vertiefung in wissenschaftliche Studien in seiner natürlichen Ernsthaftigkeit befestiget, betrat er in seinen poetischen Versuchen den Weg der didaktischen Strenge, nachdem sich sein dichterisches Talent zuerst an dem Flackerfeuer der Lohenstein'schen Pracht und Erhabenheit entzündet hatte. Seine Jugenddichtung „der Morgen" glänzt und funkelt noch von Rubinen und Saphiren und duftet von dem Ambrahauch der Lilie. Von Natur auf dem Principe des Verstandes ruhend, konnte er sich in jener Sphäre nicht lange heimisch fühlen und trat bald als entschiedener Gegner aus ihr heraus, ohne sich jedoch in das andere Extrem der ceremoniellen Konvenienz zu verirren. Hiervor bewahrte ihn ebenso sehr sein aristokratisch-republikanischer Ernst, als der

Naturreichthum seines Vaterlandes, welcher letztere ihn wohl mitestimmen mochte, das malerische Princip mit der Didaxis in möglichste Verbindung zu bringen. Die beschreibende und didaktische Gattung, gegen welche später Lessing's Polemik vorzüglich eiferte, hat an ihm in unserer neueren Literatur ihren vornehmsten Begründer erhalten. Mit seiner männlich-praktischen Richtung und melancholisch-finsteren Gemüthsstimmung neigte er mehr der englischen Literatur zu, wohin ihn auch ein längerer Aufenthalt in diesem Lande selbst wohl ziehen mochte. Unter den Alten fühlte er für Virgil besondere Vorliebe, „dessen Harmonie, Malerei und Korrektheit" nach seinem Urtheile noch von keinem Andern erreicht worden. Seine ganze Darstellung zeigt eine muskulöse Energie, eine absichtliche Gedrängtheit und sententiöse Präcision. Da es ihm bei unverkennbarer Verstandeskraft an eigentlich poetischer Originalität und idealer Phantasie fehlte, so überwiegt in seinen Werken der Begriff das lebendige Gemüth, die Reflexion die freie anschauliche Individualisirung, und die gedrungene, oft schroff emporgetriebene Gedankenmacht vertritt den Mangel wahrhaft ästhetischer Erhabenheit. Die pragmatische Tendenz durchzieht daher seine ganze Dichtung. „Statt Empfindungen", sagt Schiller von ihm, „giebt er uns Gedanken über dieselben." [1]) Rechnet man nun noch hinzu, daß, um mit Herder zu reden, „die Alpenlast der Gelehrsamkeit" auf seinen Dichtungen liegt, so kann es nicht Wunder nehmen, daß diese sich nicht in die ätherische Höhe der reien Idealität erheben konnten, und daß selbst Hagedorn, sein Zeitgenosse und Freund, in der Literatur der Konvenienz sein Gegenbild, ihn in diesem Bezuge übertreffen mochte. Übrigens stand er den polemischen Tendenzen der Schweizer unter Bodmer ebenso fern, als Hagedorn denen der Leipziger unter Gottsched's Befehlshaberschaft fremd blieb. Wie wenig nun Hallern die Lyrik gelingen mußte, und wie sehr dagegen das Lehrgedicht seine eigentliche Domäne war, erklärt sich nach dem Gesagten von selbst. Für die erstere fehlte ihm die Musik des Herzens, während ihm für die andere seine praktische Verständigkeit wohl zu Statten kam. Selbst die berühmte Elegie auf den Tod seiner Mariane ist mehr Reflexionsempfindung als reine Trauermelodie des Schmer-

1) Schiller, über naive und sentiment. Dichtung. Sonderbar aber, daß Schiller gerade in diesem Punkte ihm oft näher kommt, als er selbst fühlte.

zes. Mit Recht hat man das Gedicht „die Alpen" unter seinen Produktionen vorzüglich hervorgehoben. Es ist aus der unmittelbarsten Anschauung der heimatlichen Natur entsprungen, das Resultat einer Reise durch die Wunderwelt der Gebirge, die ihn seit seiner Kindheit von ihren erhabenen Höhen mit ernster Pracht angeblickt hatten. In diesem Gedichte stellt sich gleichsam der poetische Kanon dar für die gesammte Gattung der beschreibenden didaktischen Poesie. Es soll darin ein praktisch-philosophischer Grundgedanke in einer Reihe von Natur- und Sittengemälden veranschaulicht werden. „Einfachheit des Lebens in innigster Befreundung mit der Natur ist das reinste und schönste Glück" — dieser Gedanke ist das eigentliche Thema des ganzen Gedichts, in welchem übrigens bei manchen ansprechenden Scenen und Stimmungen doch die charakteristische Derbheit des Dichters vorwaltet, so, daß die zarten Farben und das milde Kolorit der Empfindung meistens den harten kräftigen Pinselstrichen, womit die Machtzüge der Naturhand dargestellt werden, weichen müssen. In seinen eigentlichen Lehrgedichten, namentlich in dem berühmtesten „Über den Ursprung des Übels" tritt der Gedanke mit seiner philosophischen Miene unverholener hervor und sucht mehr in der Energie des Ausdrucks als in individualisirter Gestaltung sich poetische Haltung zu geben. Es sind gereimte Abhandlungen, worin scharf präcisirte Sentenzen den doktrinären Vortrag von Zeit zu Zeit unterbrechen. Die Virgilianische Mannichfaltigkeit und scenische Lieblichkeit sucht man vergebens. Einzelne Schildereien, die mit der Sache selbst ohnehin oft nicht so recht zusammenhängen, wie z. B. der Anfang des eben erwähnten Gedichts, wo sich der Dichter in die breiteste Niederländerei verliert und sogar zu zeichnen sucht, wie „der Rinder schwere Heerde den geblümten Klee im Kauen doppelt schmeckt", können die unpoetische Farblosigkeit des Ganzen nicht ersetzen. In gleicher dogmatischer Strenge erscheint Haller's Satire, die theilweise auch in seinen Lehrgedichten durchbricht. Der Ernst der Auffassung harmonirt mit der Härte des Styls, von Horazischer Urbanität keine Spur. Seine politischen Romane sind nur weitere Zeugnisse seines poetischen oder auch unpoetischen Pragmatismus und bethätigen ihrerseits den aristokratischen Ernst der Gesinnung, der ihm vererbt war. Im „Usong" wird dem wohlmeinenden patriarcha-

lischen Despotismus, im „Alfred" der konstitutionellen Monarchie, im „Fabius und Kato" dem aristokratischen Republikanismus das Wort geredet, doch so, daß die Vorliebe für den letztern Geburt und Gewohnheit des Dichters signalisirt. Daß bei Versuchen solcher Art, in denen die Lehre geradezu als die eigentliche Sache sich darlegt, und das verständige Räsonnement in selbstgenügsamer Breite auseinanderfließt, von Dichtung kaum die Rede seyn könne, ist für sich klar und begreiflich.

Wie viel nun auch Haller vom Gesichtspunkte eigentlicher poetischer Schätzung in seinen Werken vermissen lasse, immer gebührt ihm in unserer Literatur insofern eine bedeutende Stelle, als er einerseits mit energischer Entschiedenheit dem geschmacklosen Unwesen der schlesischen Unnatur und Zerfahrenheit ein Ende gemacht und der Darstellung jedenfalls Würde und Kraft gegeben, andererseits auf die folgende Dichtergeneration, theils direkt in der beschreibenden und didaktischen Dichtart, theils indirekt durch Hebung des poetischen Tones überhaupt, vortheilhaft gewirkt und im Ganzen fast mehr noch als Hagedorn das Bewußtseyn eines edleren Geschmacks hervorgerufen und bestimmt hat.

Indem wir die nächsten Anhänger Haller's, wie z. B. Witthof, Creuz und Andere übergehen, ebenso den kritischen Streit, der sich in Leipzig und der Schweiz an die beiden genannten Dichtungsrichtungen knüpfte, für's Erste noch bei Seite lassen, verfolgen wir ohne Unterbrechung, vornehmlich der Übersicht wegen, die weitere Entwickelung der produktiven Regenerationsversuche.

Zwischen den beiden charakterisirten Richtungen nun stehen gewissermaßen in vermittelnder Weise die Gesellschaft der Bremer Beiträge und die preußischen Dichtergruppen. In ihrem literarischen Wirken gleiche Ziele erstrebend, begegneten sie sich auch dem Wesentlichen nach auf den ästhetischen Standpunkten, namentlich in dem Anschlusse an die antike Literatur. Wir gedenken, hier beide Seiten bis zu ihrem spätesten Ausgange hin zu begleiten, weil sie, wenn auch nicht streng chronologisch, doch ihrem eigentlichen Charakter nach in die vorlessing'sche Zeit gehören; denn, obgleich sie im Allgemeinen einen merklichen Fortschritt bekunden, sind sie doch den neuen reformatorischen Principien im Wesentlichen fremd geblieben und haften mit ihren Wur-

zeln noch in dem Boden der Regeneration, deren Tendenzen und Farbe sie gleichfalls theilen.

Wir sprechen zunächst von der Gesellschaft der Bremer Beiträge, welche sich in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Leipzig bildete. Von Gottsched und seiner Schule ausgehend, wendete sie sich in ihrer Richtung und Weise später gegen diese selbst. Anfangs nämlich waren die Mitglieder meist Jünger jenes Leipziger literarischen Regenten und fielen von ihm ab, als er, sein Ansehn mißbrauchend, einen despotischen Absolutismus im Gebiete des Geschmacks usurpirte. Immerhin aber hat Gottsched das Verdienst, diese Talente angeregt und ihnen durch eifrige Berücksichtigung der deutschen Sprache ein nationaleres Organ bereitet zu haben. Indem diese Dichter, wenigstens anfangs, vornehmlich Hagedorn zu ihrem Führer nahmen, stifteten sie zunächst eine Art Versöhnung zwischen den Nieder- und Obersachsen, durch ihre spätere Hinneigung zur englischen Literatur aber traten sie vermittelnd zwischen die leipzig-sächsische (meißnische) und schweizer'sche Schule. Der eigentliche Stifter des Vereins war Gärtner aus Freiberg in Sachsen (1712—1791). Er gründete (1744) eine eigene literarische Zeitschrift unter dem Titel „Neue Beiträge zum Vergnügen des Witzes und Verstandes", auf welche neben Leipzig, wo die „Belustigungen des Witzes und Verstandes" von J. J. Schwabe herauskamen, noch der Druckort Bremen gesetzt wurde, woher denn der Name der Genossenschaft selbst seinen Ursprung hat. Jene neue Zeitschrift war ein Absenker der letztgenannten, indem die Theilnehmer an ihr fast alle Mitarbeiter an dieser gewesen, von der sie sich nur deswegen trennten, weil sie, dem Gottsched'schen Stabilitäts-Regimente zu sehr ergeben, dem Fortschritte des Geschmacks sich widersetzte und in dem Mittelmäßigen das Klassische finden wollte. Zu der Gesellschaft gehörten neben Gärtner, der mehr ein verständig-kritisches als produktives Talent war, Fr. W. Zachariä, bekannt durch komische Epopöen, Konr. Arn. Schmid, ein Mann von feinem ästhetischen Takte, J. Elias Schlegel, fortstrebend und rasch, berühmt durch seine dramatisch-regenerativen Leistungen, Ad. Schlegel, des Vorigen Bruder, der Übersetzer des Batteux, Ebert, der sich durch Übertragungen aus dem Englischen, namentlich der Complaints (Klagen — Nachtgedanken) von Young,

Verdienste erwarb, J. And. Cramer, besonders als geistlicher Lyriker nicht ohne Ruf, Giseke, gleichfalls hauptsächlich der Lyrik zugewandt. Außer diesen stand auch Gellert, dessen bereits oben gedacht, als populärer Dichter durch Fabeln und geistliche Lieder vornehmlich im Volke geliebt und geachtet, in diesem Kreise, ebenso Rabener, der zu seiner Zeit und aus dem Standpunkte ihrer literarischen und besonders satirischen Beschränktheit als Satiriker zu einer Art klassischen Autorität emporstieg, obwohl er, abgesehen von einem gewissen Talente technisch-klarer Darstellung und harmloser Humoristik, Alles dessen entbehrte, was zunächst einem Dichter überhaupt nothwendig ist, der Idealität nämlich wie der Phantasie und originalen Auffassung. In Beziehung auf die Satire insbesondere erscheint er ohne die erfoderliche poetische Freiheit der Behandlung, ohne die Kunst, in dem Einzelnen das Allgemeine zur Anschauung zu bringen und das Provincielle zum Nationellen zu erweitern, dabei ohne allen philosophischen und welthistorischen Überblick in Absicht auf Leben und Geist der Zeit. Sowie Gellert hielt auch er sich auf der Stufe gewöhnlicher menschlich-bürgerlicher Lebensauffassung, eines ethischen Mittelmaßes, wobei der Verstand sich genügt und das Gefühl nicht aus dem Gleichgewichte kommt.

In Zweck, Form und Schicksal erinnert dieser Verein an den späteren Göttinger Dichterbund. Vaterländisches Bewußtseyn, der Enthusiasmus der Freundschaft, die Weise der literarischen Verhandlungen, die Auflösung und Zerstreuung, selbst die Beziehung zu Klopstock, der zwischen beiden eine Art persönlichen Zusammenhang bildet, und dessen Messias hier gewissermaßen seine Geburtsstätte hat [1]), dieses und noch manches Andere sind eben so viele Züge der Verwandtschaft. Nur in Absicht auf den ästhetischen Standpunkt und die literarische Produktion tritt der Unterschied der verschiedenen Zeiten trennend hervor. Während die Göttinger auf dem Grunde der von Lessing eingeleiteten Reformation den Zweck der Poesie in dieser selbst fanden und die Naturwahrheit zum Ausgangspunkte ihrer Dichtung machten, verharrten die Bremer Beiträger noch wesentlich bei den Grundsätzen theils der französirenden Konvenienz, theils der schweizer

1) Die drei ersten Gesänge des Messias erschienen in den Bremer Beiträgen, im 4. Bande, und zwar hier zum ersten Male.

Didaxis und Malerei. Sie verbanden mit ihrem literarischen Streben im Besonderen die Opposition gegen die deistische Freidenkerei, welche damals aus England, zum Theil auch aus Frankreich in Deutschland einzudringen anfing. Nach Talent und Lebensbildung verschieden, waren sie fest vereint durch das Band der Freundschaft, welche, sowie sie für ihr geselliges Zusammensein die Quelle der heitersten Weltauffassung gewesen, nach ihrer Trennung der Gegenstand der wehmüthigsten Erinnerung und vielfacher elegischer Dichtungen wurde. Klopstock, der in seiner bekannten Ode „Wingolf" die Bundesglieder poetisch charakterisirt, drückt in einer andern, an „Ebert" gerichteten [1]), jene elegische Freundschafts-Wehmuth in den tiefsten Klagetönen aus, sowie er in der Ode „der Zürchersee" es für das Schönste erklärt

„In dem Arme des Freundes wissen, ein Freund zu seyn."

Wie sehr übrigens der Geist der literarischen Wirksamkeit dieser Männer sich noch in den traditionellen Formen bewegen mochte, jedenfalls haben sie nicht bloß durch ihre Beiträge vielseitig einen besseren Geschmack vorbereitet und manche Talente angeregt, sondern sind auch dadurch, daß sie in ihrer späteren Zerstreuung meist als Lehrer in fruchtbare Wirkungskreise versetzt wurden, fördernde Pfleger einer heranwachsenden neuen literarischen Generation geworden.

Mit dieser Genossenschaft gleichzeitig und nach mehreren persönlichen und sachlichen Beziehungen mit ihr zusammenhängend, erscheint die preußische Dichtung, welche sich in verschiedenen Gruppen darstellt, im Ganzen aber von Anfang bis zu Ende mittelbar oder unmittelbar an Gleim (1719—1803) anknüpft und nach ihm, als ihrem persönlichen und literarischen Mittelpunkte, gravitirt. Bis um das fünfte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hatte sich die Nationalliteratur in Preußen nur in sporadischen Erscheinungen bekundet. So lange Friedrich Wilhelm I. mit dem Stocke regierte und, obwohl bei unverkennbarem Streben für die Verbesserung der Volkszustände, doch mit willkürlicher, oft harter Hand in die heiligsten Rechte der Freiheit eingriff, die Wissenschaft und zum Theil selbst die Religion dem Zuchtzwange un-

1) „Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine Tief in die Melancholei." U. s. w.

terordnete, konnten die Musen wohl keine rechte Heimat in seinen Staaten finden. Sobald aber sein Sohn Friedrich II. die geistigen Bewegungen emancipirte, selbststrebend und beschützend die Interessen der Geistesfreiheit förderte und das Princip der Humanität ohne Rückhalt verkündigte, wanderten auch jene freundlichen Göttinnen nach Preußen, als dem gelobten Lande ihrer Erwartung, um dort in Poesie und Wissenschaft einen großen, umfassenden Schauplatz zu gewinnen. Sie fühlten sich hierzu um so mehr getrieben, als gleichzeitig Sachsen, wo sie sich bisher vornehmlich heimisch gefunden, durch Unpolitik und Nachlässigkeit seiner Regenten Preußen gegenüber die nationalgeistige Hegemonie verloren, und diesem mit der politischen Bedeutsamkeit auch den Beruf einer protestantischen Schutzmacht abgetreten hatte. Seit dieser Zeit erscheint Preußen an der Spitze deutsch-freier Bildung mit der beneidenswerthen Mission, die volksthümliche Geistesmacht zu schirmen und zu führen. Möge es niemals unter dem Rathe undeutscher und unpreußischer Beschränktheit an sich selbst wie an dem ganzen Vaterlande der großen deutschen Nation die Sünde des Verraths der Geistesfreiheit begehen!

Halle bildete in diesem ersten Stadium der preußischen Literatur seit ungefähr 1740 den Ausgangspunkt und reichte allmälig über Halberstadt hin Berlin die Hand, wo dann die literarische Reformation selbst zunächst ihren eigentlichen Heerd finden sollte. Für die Literaturbriefe, die gemeinschaftliche Waffe von Lessing, Nicolai und Mendelssohn, war Berlin die Werkstätte, in welcher sonst noch viele rüstige Arbeiter gleicher Gesinnung zusammentrafen. Obwohl in produktiver Hinsicht vielfach sich versuchend, war diese literarische Partie doch im Wesentlichen nur theoretisch-kritisch bedeutsam, ein Charakterzug, der bis auf die Gegenwart dem preußischen Norden eigen geblieben ist. Der Zeit nach läuft nun freilich diese ältere preußische Literaturrichtung über die Reformation Lessing's und Herder's ziemlich weit hinaus und reicht theilweise noch selbst bis in die letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts, der Bedeutung nach aber steht sie, Ramler's kritisches Walten nicht ausgenommen, auf dem Standpunkte der vorreformatorischen Regeneration. Friedrich II. bildet für sie den eigentlichen Stützpunkt; sowie denn im Allgemeinen auch der Inhalt der poetischen Versuche auf dieser Seite, um

uns eines bezeichnenden Ausdrucks von Prutz zu bedienen, „der specifisch-preußische Patriotismus" ist [1]), wie er sich an jenem großen Könige eigenthümlich herangestaltete, von dessen Persönlichkeit und ganzem Wirken gleichsam wider dessen Willen die poetische Begeisterung dieser preußischen Schriftsteller getragen wurde. „An dem großen Begriffe", sagt Göthe, „den die preußischen Schriftsteller von ihrem Könige hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie Alles thaten, ein für alle Mal nichts von ihnen wissen wollte."

Diese preußische Literatur hatte, wie wir vorhin bemerkt, ihre Wurzeln in Halle. Hier dichteten Pyra und Lange unter der Firma des Horaz bereits zwischen den dreißiger und vierziger Jahren. Sie sind die ersten Glieder der ganzen Reihe. In Halle erhob sich auch auf dem Grunde der Leibnitz-Wolf'schen Philosophie durch Baumgarten und Meier, bald nachdem jene ihre Leier hatten ertönen lassen, die ästhetische Theorie, und der berüchtigte Philolog Klotz stiftete hier etwas später auf den Ruinen jener Dichtergesellschaft, welche sich um Gleim, der dort studirte, bestimmter gruppirte und außer diesem besonders Uz und Götz umfaßte, die egoistisch-literarische Feudalgenossenschaft, gegen die Lessing seine schärfsten Waffen (z. B. in den antiquarischen Briefen) richtete. Der Grundton der Haller Gesellschaft, welche nachher sich nach Halberstadt zog und hier gleichfalls um Gleim, nur in erweiterten Kreisen und gleichsam concentrischer, sich bewegte, war nun der anakreontisch-horazische, wie ihn bereits Hagedorn angeschlagen hatte, dem der Bund sich auch freundlich zuneigte. Heiterer Lebensgenuß bildete den Hauptpunkt der Lieder, und Gleim giebt in seinem Gedichte „Ermahnung eines Weisen" gewissermaßen das Programm dieser Halle-Halberstädt'schen poetischen Sippe; in welcher Hinsicht besonders die Verse

„Bedienet euch mit weiser Hurtigkeit
Der frohen Gegenwärtigkeit
— — — — —
Und zählet nur zu eurer Lebenszeit
Die Stunden der Vergangenheit,
In denen ihr vergnügt gewesen seyd"

charakteristisch erscheinen.

1) Prutz, a. a. O.

Übrigens findet sich in dieser Literatur fast nirgends eine Spur idealer Erhebung und rein poetischer Begeisterung. Das gemeine Leben, seine alltäglichen Bezüge und die gewöhnlichen Herzensangelegenheiten werden mit großer Bewußtheit und reflexiver Selbstgefälligkeit vorgetragen und in ziemlich leidliche Reime gebracht. Mit Recht bezeichnet Gervinus die Epistel als die eigentliche Repräsentativform des ganzen Kreises. Horaz war, wie schon angedeutet, das Vorbild dieser Dichter, Anakreon und Petrarca wurden hinzugenommen. Jener erhielt gleich von Anfang an eine Art kanonisches Ansehn, man übersetzte ihn (Pyra, später Ramler) und bildete seinen Vers und Rhythmus auf das Vielseitigste nach. Man gab sich die Miene antiker Grazie, ohne daß jedoch die Kopie dem Urbilde besonders gleichen wollte. Viel Falsches und Gemachtes drängte sich ein und verdarb nicht selten auch das, was sonst löblich war. Tändelei und Geziertheit galt für anakreontische Naivetät, selbstgefällige Koketterie mit Liebe und Freundschaft für Innigkeit und Gemüth, weichliche Empfindsamkeit, die ihre süßlichen Worte und Küsse in Liedern und hauptsächlich in Briefchen nach allen Seiten hin versendete, vertrat die Stelle der lebendigen Wahrheit und Natur. Das französirende Spiel in Madrigalen, Rondeau's und Triolet-ten, worin sich schon Hagedorn gefiel, war nicht geeignet, der Dichtung selbst höheren Werth zu geben. Überhaupt dachten und fühlten diese Dichterfreunde zu kleinstädtisch, und, was Göthe zunächst von Klopstock und Gleim sagt, gilt so ziemlich von der ganzen großen Zunft, welche um letzteren sich in engen und weiteren Kreisen concentrisch gebildet hatte. „Sie blieben," meint er, „gegen die Welt nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältnisse nichtig." Auch das trifft zu, was er weiter bemerkt, daß sie auf ihre besonderen engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit legten, „die sie sich nur unter einander zugestehen mochten." Dabei freuten sie sich mehr als billig ihrer Scherze, „die, wenn sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten." Daß nun dessenungeachtet diese Schriftsteller für den Fortschritt unserer Literatur in lobenswerther Weise gewirkt, daß Einzelne und Einzelnes verdienen, ihre Zeit zu überleben, daß durch Mehreres

neue Anregung entstand, wer könnte es leugnen, wenn er sich mit den literarischen Zuständen des Vaterlandes um jene Zeit etwas näher bekannt macht? Daß aber, wäre nicht bald ein ernstes Gegenwirken hervorgetreten, durch diese schönthuerische Produktivität selbst bessere Talente hätten verdorben werden können, hat Göthe ebenfalls und zwar in Beziehung auf sich selber offenherzig gestanden. Für ihn war es Herder, der ihn von dem Irrwege dieser leeren Phrasenpoeterei noch zu rechter Zeit ablenkte.

Sollen wir Einzelnes hervorheben, so erinnern wir an Uz, der den Horaz vorzugsweise in Absicht auf Inhalt und Ton reproduciren wollte, und daher hauptsächlich in der Epistel horazisirte. Ihm gebührt in mancher Hinsicht das Lob, was ihm seine Zeit, später selbst Herder noch reichlich zollte [1]). Ramler, welcher denselben Dichter mehr in formeller Hinsicht, in rhythmischer Technik, wieder zu geben suchte, gehört zum Theil hierher, obwohl seine eigentliche literarische Thätigkeit der Klopstock'schen Schule und der Berliner Kritik anheimfällt. Näher stehen Götz aus Worms und Joh. Georg Jacobi aus Düsseldorf (Bruder des Philosophen Friedr. Heinr. Jacobi), welche beide die zarte Grazienlyrik emsig pflegten. Der letztere, obgleich diesem Kreise mehr nur mittelbar angehörig und in der Farbe seiner Produktionen späterhin etwas wechselnd, hat doch dem Grundcharakter seiner Schriften nach, sowie in der Freundschaftsspielerei und Liebesbriefelei, die er mit Gleim verführte, ganz eigentlich hier seine Stelle. Er ist der echteste Repräsentant der Amorettenpoesie und petrarchisch-platonischen Erotik und setzte, als später Eingetretener, bei ei-

---

1) Adrastea N. 3. Es ist bekannt, daß Wieland sich in dem seraphischen Eifer, womit er seine literarische Jugend bethätigte, besonders gegen die horazisch-anakreontisch-petrarchische Dichterzunft erboste, die er unter der Kategorie „Ungeziefer" zusammenfaßte, wobei er denn vornehmlich auf Uz seine unwillige Begeisterung ausgoß, und sogar, wie hier und da jetzt wieder manche Stimme in ähnlichen Beziehungen thut, zu einer förmlichen Denunciation jener unchristlichen Dichtermoralisten sich herbeiließ. (Vergl. Wieland Sympathien, besonders die Empfindungen eines Christen, erste Ausgabe, wo in der Zuschrift an den Oberkonsistorialrath Sack diese namhafte Denunciation zu lesen.) Daß Wieland nicht lange darauf sich selbst als den eifrigsten Verkündiger der von ihm so sehr verfolgten Weltmoral erwies, ist aus seinen Werken hinlänglich zu ersehn und soll weiter unten näher hervorgehoben werden.

nem langen Leben (1740—1814) diese allmälig veraltende Tonweise weit abwärts fort, ja, suchte durch sie sogar an den Originalitäten der Sturm- und Drangepoche ein literarisches Ritterthum zu verdienen. Als beliebter Toilettendichter behauptete er sich lange in einer gewissen Gunst bei einem gewissen Publikum, wobei übrigens nicht unbemerkt bleiben soll, daß er durch gefällige Melodie, Feinheit und Leichtigkeit der Darstellung und Korrektheit des Ausdrucks in der Liedeslyrik nicht ohne Verdienst erscheint und manches werthvolle Gedicht gegeben hat. — Eine ernstere Gestalt tritt uns aus dieser Gegend in Chr. Ewald von Kleist († 1759) entgegen, der, ohne zu der Halberstädtischen Sippschaft zu gehören, doch nach Vaterland und nach seiner Beziehung zu Gleim in dieser preußischen Literatur seinen historischen Platz einnimmt. Der petrarchistischen Sentimentalität fremd, verfolgte er vorzugsweise die elegische Bahn, welche auch die seines Lebens war. In Ton und Darstellungsweise steht er den Schweizern, namentlich Hallern, näher, dessen Alpen er in seinem „Frühling" nachbildete, und die seiner Bilderlust besonders entsprachen. Sowie nun seine Elegie zu krankhaft ist, um einen ästhetischen Werth zu haben, so steht sein Frühling, der ihm hauptsächlich in der Literatur Ruhm gebracht, zu locker und unverbunden da, um als ein poetisches Gemälde, von dem man Einheit und übersichtliche Klarheit zu erwarten hat, vollkommen genügen zu können. Was darin vornehmlich anzieht, ist die elegische Persönlichkeit des Dichters selbst, welche sich in der Mannichfaltigkeit der Bilder und den Sympathien mit der Natur gern eine entsprechende Stimme geben möchte. Überhaupt mangelte ihm die Kunst der Individualisirung des Menschlichen und der sicheren Abrundung in der Darstellung, sowie die freie Bewegung und leichtgestaltende Phantasie, während der kontemplative Gedanke überwiegt, und „die Reflexion das geheime Werk der Empfindung stört." Die unbeschwichtigte Unruhe seiner Subjektivität hindert die Sammlung des Gemüths und die Ausbildung der Anschauung zu bestimmten Formen. „Was er fliehet, ist in ihm, was er suchet, ist ewig außer ihm — nie kann er den übeln Einfluß des Jahrhunderts überwinden." Und so „verfolgt auch ihn das ängstliche Bild des Zeitalters und seine Fesseln [1])." Übrigens

1) Schiller, über naive und sentimentalische Dichtung.

war Kleist es hauptsächlich, durch den später unter den Göttinger Dichtern die Naturidylle und die poetische Landschafterei eigenthümlich belebt wurde, zu der sie freilich meistens schon durch ursprüngliche Neigung gezogen wurden. Weiter abwärts klingen in Matthisson's und Anderer lyrischen Schildereien sein Frühling und seine elegischen Liederstimmen mehrfach wieder.

Im Centrum aller dieser literarischen Gestalten und Bewegungen nun steht, wie wir bereits im Vorübergehen mehrmals bemerkt haben, J. Wilh. L. Gleim (1719—1803), dessen besondere Charakteristik schon deshalb hier nicht ganz fehlen darf, weil er, abgesehen von dem Werthe oder Unwerthe seiner eigenen Arbeiten, als ein vielseitiger Vermittler besserer Strebungen gelten muß und sich hiermit in der That eine Stelle in unserer Literatur erworben hat. Nicht bloß die eben genannten Schriftsteller lehnten an ihn, sondern noch eine große Zahl anderer standen zu ihm in näherer oder entfernterer Beziehung. Seit seinem ersten Auftreten in Halle (1738—40), wo sich, wie wir gehört, bereits Uz, Götz und Andere mit ihm befreundeten, näherten sich in allmäliger Folge die meisten literarischen Persönlichkeiten des gesammten Deutschlands bis in die Schweiz hinab seinem Kreise. Auch Voß, obwohl wie seine Bundesgenossen den Halberstädtischen Tändeleien widerstrebend, verehrt und begrüßt doch freundlich den „Vater" Gleim. Klopstock sentimentalisirte brieflich mit ihm, ja selbst Lessing blieb ihm nicht fremd, wenngleich er der veralteten Weise seines poetischen Preußenthums kräftig entgegentrat und dieselbe sogar nachmals in Klotz, der sich später in Halle als ihr kritisches Organ, der bereits eingetretenen Reformation zum Trotz geltend machen wollte, mit empfindlicher Ruthe züchtigte. Als die letzten Sprößlinge seiner Brief- und Freundschaftspflege erscheinen J. von Müller und Bonstetten, in denen (sowie in ihrem Matthisson) überhaupt diese ganze weibmännliche Herzensspielerei und Briefküsserei ihre Endschaft erreichte. Nicht leicht hat sich übrigens in einer Person der Trieb zu produciren mit dem Eifer, Andere zu Produktionen zu veranlassen, so regsam verbunden, als in Gleim. Schon in Halle sang er nach Pyra's und Lange's Weisen seine „scherzhaften Lieder", während jene beiden „die freundschaftlichen Lieder des Thyrsis und Damon" dichteten und Horaz und Anakreon nachzubilden suchten; von da an blieb er über ei

halbes Jahrhundert hindurch auf der schriftstellerischen Arena, wennauch mit ungleicher Kraft. Es war ihm ebenso sehr Bedürfniß, die literarischen Freunde zu beschützen als in selbstthätiger Vielschreiberei zu wirken, und, wenn er durch letztere die Unsterblichkeit nicht erringen konnte, so hat er sie durch das Erstere sich wohl verdient. Mit edler Freigebigkeit und freundlicher Hand unterstützte er das bedürftige Talent und die strebende Jugend, rathend, sorgend, austheilend und ermunternd. „Er hätte," schreibt Göthe von ihm, „ebensowohl des Athemholens entbehrt, als des Dichtens und Schenkens." Diese Vielgeschäftigkeit in Schaffen und Vermitteln macht, daß man ihm überall begegnet, wo seit 1740 bis in die siebziger Jahre sich unsere Literatur neue Wege und Organe suchte. Selbst das Gebiet der Klopstock'schen Harfendichter war ihm befreundet; wie denn Denis, ein Hauptharfeniſt, von ihm singt:

„Allen Harfensöhnen
Gönnet er den Beifall,
Den ihr Lied erfingt" [1]).

Sieht man auf seine eigenen Produktionen, so hat er sich in jeder Art der Dichtung versucht. Am Wollen hat es ihm gewiß nicht gefehlt, wenn auch an genialem Vollbringen. Die anakreontisch-petrarchische Tändelei und die hohe religiöse Feier in seinem Halladat, die Kriegslieder und Schäferpoesien, Oden und Balladen — welche letzteren er gewissermaßen neu in unsere Literatur eingeführt hat — Alles liegt in seinem literarischen Bereiche, Jeglichem glaubt er sich gewachsen. Indeß, wie angedeutet, ohne Genialität, im Ganzen selbst ohne besonderes technisches Talent, konnte er es in seinen zahlreichen Werken zu keiner idealen Begeisterung, zu keiner Wahrheit und lebendigen Unmittelbarkeit bringen. Die konventionelle Blässe liegt noch so ziemlich als Grundfärbung auf der Gesammtphysiognomie seiner Gedichte, und die nüchterne Reflexion, sowie die Trivialität und Breite des Ausdrucks, überherrscht beinahe Alles, was er literarisch geboten. Es ist gutgemeintes Machwerk, oft mit ganz leidlichem Zierrath; und Göthe, der ihm in Absicht auf lebendige Wirkung und Förderniß des literarischen Thuns und Treibens Anderer selbst den Vorzug vor Klop-

1) „Ode Auf den Bardenführer der Brennenheere."

stock ertheilt, bemerkt, daß man ihm schon zu seiner Zeit „seine breite Poesie gelten ließ, weil man ihm für seine reichlichen Wohlthaten nichts zu erwiedern vermochte, als Duldung seiner Gedichte." Wenn seine berühmten „Kriegslieder" etwas von poetischem Odem in sich tragen, so kommt es, weil ihn hier eine unmittelbar anschauliche Gegenwart und eine bedeutsame Persönlichkeit, Friedrich II., mit ihren andringenden Thaten begeisterten. Doch herrscht auch in ihnen die Redseligkeit mehr, als es in Kriegsliedern seyn sollte, und wenn wir auch mit Göthe den Vortheil an diesen Gedichten, „daß sie mit und in der That entsprungen sind", gern anerkennen, so können wir doch die „Concinnität", welche er anderswo an ihnen hervorzuheben scheint, nicht eben finden, noch weniger aber den Enthusiasmus theilen, womit Herder von ihnen spricht [1]). Obwohl Gleim noch spät am Abende des achtzehnten Jahrhunderts, der auch der Abend seines Lebens war, dichtete und seine Leier erst zur Seite legte, als ihm einige Zeit vor seinem Tode das Licht des Auges erlosch; so bezeichnen doch seine „Volkslieder" (1772) die eigentliche Grenze seiner literarischen Epoche. Seine Zeit, wie die seiner Genossen und Freundschaftsbündler, war vorüber; Lessing's frischer Geist, Herder's vorstrebender Sinn und die Schaar der originalen Stürmer drängten den Sänger-Grenadier bald in den Hintergrund des Gedächtnisses. Mit Friedrich's Thaten sank ihm die Sonne seiner Lieder. Gleim hat übrigens den Ruhm, nie in anmaßlicher Überschätzung eine ausschließliche Autoritätswürde angesprochen zu haben, und, wenn auch dem höheren Gedankengange der neuen Philosophie, deren Andrang er noch erlebte, weder zugänglich noch gewachsen, blieb er doch ein Freund des Lichts bis an das Ende seiner Tage, sowie er seiner Zeit ein freundlicher Genius einer besseren literarischen Zukunft gewesen war.

Die regenerative Kritik.

Es ist schon sonst vielfach hervorgehoben worden, daß die deutsche Literatur im Elemente der Kritik erwachsen und zur klassischen Reife gelangt ist. Mehr als irgend eine andere trägt sie daher auch

1) Fragmente, zweite Sammlung, (Werke II. S. 124 ff.). „Platon", meint Herder (S. 127), „würde unserm Landsmann (dem deutschen Tyrtäus) den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben."

die Signatur dieser Pflege und Erziehung, und wenn es darauf ankommt, ihre nationale Eigenthümlichkeit recht zu fassen, so darf nicht unbeachtet bleiben, wie eben dieses Verhältniß der Kritik zu unserer kulturhistorischen Stellung in Wissenschaft, Geschichte, Sprache und Kunst wesentlich ein nationales ist, und darum auch seine Züge in die lebendige Gesammtphysiognomie unserer Nationalliteratur hineingebildet hat. Gleich mit den ersten Regungen nun des Strebens, diese auf einen neuen und angemesseneren Standpunkt zu bringen, mit den ersten Versuchen ihrer Emancipation aus der Geschmacklosigkeit und der ausländischen Dienstbarkeit tritt auch die kritische Bewegung heran und gesellt sich begleitend zu jedem Schritte ihres Fortgangs und mitwirkend zu jeder neuen Gestaltung, bis auf die Gegenwart die Hauptepochen vermittelnd und die lebendige Entwickelung bestimmend und treibend. Von Wernike's kritisch-polemischen Überschriften bis zu den Xenien (1797) tönt ihre ununterbrochene Sprache durch das ganze Jahrhundert hin; von den Xenien empfängt dann die neue Romantik die kritische Rolle, deren sich späterhin im neunzehnten Jahrhundert die philosophischen Schulen mehr und mehr zu bemächtigen suchen.

Gleichwie in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die regenerativen Richtungen der literarischen Produktion sich noch in unsicherer und unklarer Gegenseitigkeit durchkreuzten und, in der Krisis ihrer Entwickelung aus den Traditionen des siebenzehnten Jahrhunderts, noch vielfach ineinanderliefen, so daß z. B. in Weichmann's Sammlung der niedersächsischen Dichtungen Anhänger von Hoffmannswaldau neben den ceremoniellen Hof- und Gelegenheitsdichtern, der religiös-sentimentale Brockes neben dem schwülstigen Postel in bunter Mischung lagern; so blieb auch die Kritik damals noch ohne bestimmte Standpunkte und entschiedene Grundsätze, mehr versuchend als in folgerichtiger Bestimmtheit auftretend. Erst als die produktiven Wege selbst sich deutlicher schieden, erhob auch sie sich allmälig zu größerer Selbstständigkeit und festerer Haltung, und gegen die Mitte des Jahrhunderts erblicken wir Gottsched und Bodmer auf ragenden Warten mit ihren kritischen Panieren einander gegenüber. Auch das erklärt sich aus den Umständen, daß die Kritik zunächst mehr polemisch plänkelte, als in theoretischer Schlachtordnung vorschritt.

Bereits haben wir Wernike als den Vordermann in diesem kritischen Guerillaskriege charakterisirt. Obwohl in gleichem Bezuge neben ihm noch Andere, wie z. B. schon Canitz und dann Neukirch, sich in satirischer Weise vernehmen ließen, so reihet sich doch an jenen polemischen Epigrammatisten, nach Tendenz und Methode, Chr. L. Liscov († 1760) zunächst an, den man wohl zu seiner Zeit den deutschen Swift zu nennen pflegte. Seine Satire hat ihm einen Platz neben dem etwas späteren Rabener in unserer Literaturgeschichte gegeben, den er jedoch, obwohl weniger genannt, an Männlichkeit der Gesinnung, an geistreicher Schärfe der Ironie, an philosophischer Auffassung, vor Allem an Muth und Kunst, das Allgemeine an persönlichen Repräsentanten anschaulich zu individualisiren, bei Weitem übertrifft. In sprachlicher Bildung mag er ihm freilich weichen, doch nicht an stylistischer Charakteristik und Lebendigkeit. Liscov's satirische Feldzüge richten sich hauptsächlich gegen zwei Punkte, gegen die symbol-theologische Orthodoxie und die Anmaßung der literarischen Mittelmäßigkeit. In beiderlei Hinsicht darf er nach Ziel, Taktik und Wahrheitsliebe als Vorläufer Lessing's betrachtet werden. Selbst in der persönlichen Anknüpfung seiner Polemik gleicht er diesem. Oder sind nicht die Sievers, Philippi und Manzel Liscov's gewissermaßen Anticipationen der Götze und Klotze Lessing's? Wie dieser richtete auch Liscov gegen jeden Absolutismus im Gebiete des Geistes seine Waffen, um das Recht der Freiheit zu vertheidigen, ohne jedoch einem anarchischen Sanskülottismus zu huldigen. Gleicherweise legte er aber auch das Schwert nieder, sobald der Gegner, wie z. B. Philippi, in's Unglück gerieth, wo er ihm eher Mitleid als Strafe zu verdienen schien. Wir haben nun hier vorzüglich nur Liscov's literarische Satire zu erwähnen. Er greift mit ihr in alle falschen Strebungen seiner Zeit; selbst Gottsched bleibt nicht unberührt. Stark genug kündigt er seine Fehden an, wenn er sagt, daß er es auf das „gelehrte Ungeziefer", auf die „Flöhe, Mücken und Fliegen der Literatur" abgesehn habe. Die Schrift „Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten" gehört besonders hierher[1]). Kein Stand noch Rang, kein Geistes- und Lebensgeschäft wird geschont, sobald die Thorheit in ihm sich

1) Liscov selbst veranstaltete 1739 eine Ausgabe seiner Schriften. 1806 gab sie Karl Müchler neuerdings in 3 Bänden heraus.

geltend macht. Am empfindlichsten aber fällt die Geißel auf die anmaßlichen Wortführer literarischer Mittelmäßigkeit und geistloser wochenschriftlicher Betriebsamkeit. Diese Seite bildet eigentlich den Mittelpunkt der ganzen Schrift; die anderen Richtigkeiten werden meist nur beziehungsweise mitberührt [1]). Mit derselben leitete Liscov, ohne es selbst zu wollen, diejenige kritische Polemik ein, welche bald darauf zwischen den Leipzigern und Schweizern unter Gottsched und Bodmer in eine entschiedene Schulfehde überging und zu einer eigenthümlichen theoretisch-kritischen Literatur ausgebildet wurde.

Es war nämlich gegen den Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als gleichsam an den beiden Polen des Vaterlandes die oben charakterisirten Hauptrichtungen der regenerativen Produktion, die verständig-konventionelle und die beschreibend-didaktische, in zwei bestimmte literarische Doktrinen ausliefen, welche unter dem Namen der Leipziger- und Schweizerschule eben so berühmt als in Absicht auf ihre oft ärgerliche Polemik berüchtigt geworden sind. Wie hoch oder gering ihre Leistungen an und für sich anzuschlagen seyn mögen, wie viel Einseitiges, welch' große Geistesbeschränktheit sich hüben und drüben kundgegeben habe, wie ausschließlich ihre Häupter, Gottsched dort, Bodmer hier, die literarische Autorität in sich fixiren wollten — immer behaupten diese Schulpartien in unserer Literaturgeschichte eine bedeutsame Stelle. Zunächst und vor Allem haben sie dazu gedient, die literarischen Principien und Standpunkte, welche bis dahin geherrscht, zu entschiedenem Bewußtseyn zu bringen und dadurch dann wieder auch ihre Unzulänglichkeit herauszustellen. Die starkgeprägte Polemik rüttelte selbst das größere Publikum aus der Gleichgültigkeit auf und nöthigte es zu bestimmterer Theilnahme an den Literaturverhältnissen des Vaterlands. Durch diese angemaßte literarische Schulsouveränität, durch die daran sich knüpfenden lauten Streitigkeiten und Parteibewegungen, sowie durch die Berufungen an die öffentliche Meinung wurde die Literaturangelegenheit mehr und mehr eine Sache des Volks, was sie seitdem immer bei uns geblieben, indem keine Diktatur einer gouvernementalen aristokratisch-monarchischen

1) Charakteristisch und treffend ist die geharnischte Vorrede zu der obigen Schrift, welche 1734 zuerst erschien.

Akademie wie in Frankreich sich zu bilden vermochte. Aber der Ausgang dieser schuldespotischen Versuche und Tendenzen selbst zeigte, daß überhaupt eine solche Herrschaft, woher sie auch komme, in Deutschland nicht Stand behaupten könne. Die Wechselwirkung beider Schulen, wenn auch wesentlich eine kriegerische, diente doch, die vielfachen Elemente, welche bereits vorlagen, sich näher zu bringen; aus der Feindschaft erzeugte sich die Erkenntniß der Verwandtschaft. Nord- und Süddeutschland, Niedersachsen, Obersachsen und Schlesien begegneten sich und glichen sich allmälig aus. Klopstock, der Nordische, wurde der Abgott der Schweizer, Sulzer, der Schweizer-Süddeutsche, zog nach Berlin und trat in den großen Bund der nordischen Preußen, Halle näherte sich Zürich, aus Gottsched's Schule gingen die Bremer Beitragsgenossen hervor, welche sich wieder, wenn auch ohne bestimmte Absicht, zwischen die beiden streitenden Parteien stellten. Daß diese selbst für den gleichen Zweck, die Regeneration des Geschmacks, eifrigst arbeiten wollten, daß sie der deutschen Sprache Selbstständigkeit und nationale Reinheit zu gewinnen suchten, die Kenntniß der nationalhistorischen Literaturverhältnisse durch Hinweisung auf ältere und alte Nationalwerke mit vaterländischem Ernste förderten, daß sie der ästhetischen Kritik zuerst eine grundsätzliche Basis gaben und zu einer selbstbewußten Orientirung vermittelten, daß sie endlich die reformatorische Bewegung selbst durch ihre Schulsystematik zunächst hervorriefen, diese und ähnliche Beziehungen treten als nicht unbedeutende Momente in den Kreis der geschichtlichen Beurtheilung und Würdigung und fordern auf, den Blick über das Mangelhafte aller Art, das uns auf beiden Seiten begegnet, für's Erste hinwegzuheben.

Anfangs bestanden diese zwei literarischen Parteien in friedlicher Wirksamkeit neben einander, jede den bereits bezeichneten eigenthümlichen Standpunkt der Literatur vertretend, indem die Leipziger die verständig-konventionelle, die Schweizer in Zürich die malerisch-didaktische Doktrin zu systematisiren suchten. Ihre Häupter, Gottsched und Bodmer, theilten bis um die Mitte der dreißiger Jahre und noch etwas weiter hinauf so ziemlich ihre Ansichten über die früheren Dichter, ja, Bodmer ließ noch 1738 in Gottsched's Beiträgen ein Gedicht abdrucken, worin er diesen sogar lobend erwähnt. Freilich gingen beide schon längst und eigentlich

von Anfang an in ihren eigentlichen Grundsätzen entschieden auseinander; der Fortschritt des literarischen Geistes überhaupt führte nur diesen Gegensatz allmälig zu immer größerer Bestimmtheit. Die Streitigkeiten unter ihnen knüpfen sich in ihrem ersten Ursprunge an die Wochenschriften, welche um das dritte Decennium des vorigen Jahrhunderts nach dem Vorbilde der englischen moralischen Wochenschriften in Deutschland aufkamen, und unter denen der Zuschauer von Addison die beliebteste war. Seit 1721 gaben nach diesem Muster Bodmer und Breitinger mit Anderen in Zürich die Zeitschrift „Diskurse der Maler" heraus, ein moralisch-ästhetisches Blatt, worin auch Literarisches besprochen wurde. Diesem Journale gegenüber erschienen in Hamburg der „Patriot", und von Seiten Gottsched's „die vernünftigen Tadlerinnen", in denen die abweichenden Ansichten nicht verborgen blieben, wodurch denn alsbald Gegenschriften veranlaßt wurden. So eingeleitet, entwickelte sich die Mißhelligkeit in fortschreitender Bewegung durch mancherlei polemische Berührungen und Schriften ein ganzes Jahrzehnt hindurch und brach endlich um den Anfang der vierziger Jahre eben in jenen vielbesprochenen literarischen Krieg aus, welcher sich erst gegen Ende dieses Decenniums selbst schloß, nachdem Klopstock auf dem Boden der schweizerischen Dichtung emporgestiegen, und die Bremer Beitragsgenossenschaft aus Gottsched's Schule hervorgetreten war. Die Hauptveranlassung gab allerdings Gottsched, indem er in einseitiger Überschätzung seiner eigenen literarischen Bedeutung und in beschränkter Ausschließlichkeit gegen die literarischen Fortstrebungen der Zeit, zugleich vereitelt durch die Lobhudeleien seiner Anhänger, sich eine absolute Schulherrschaft über die ganze deutsche Literatur anmaßen wollte und in dieser Anmaßung auch die abweichenden freieren Bewegungen der Schweizer kritisch meisterte und eifersüchtig befeindete. Da er selbst dem französischen Geschmacke huldigte, für den englischen aber, der den Schweizern mehr zusagte, kein Organ hatte, so knüpfte sich seine Befehdung hauptsächlich an Bodmer's Übersetzung von Milton's verlornem Paradiese (welche zuerst 1732 erschienen war). Anfangs fand er weniger dagegen zu bemerken; als aber seit 1740 die Schweizer (Bodmer und Breitinger, sein literarischer Bundesgenosse) mit mehreren theoretisch-ästhetischen Schriften, namentlich Bodmer mit der Abhandlung „Über das Wunderbare",

hervortraten, in denen der englische Standpunkt nicht ohne Seitenblicke auf die Leipziger und Gottsched vertheidiget, und überhaupt die malerische Poesie der konventionellen gegenüber empfohlen wurde, da entbrannte Gottsched's Zorn, der bereits durch frühere literarische Plänkeleien gereizt war, um so heftiger, als seine Autoritätsherrschaft, die er gerade damals in der höchsten Anerkenntniß glaubte, ihm dadurch empfindlich verletzt und mißachtet vorkam. Die beiden Hauptschriften, welche gleichsam die Angelpunkte des ganzen Streits bilden, sind Gottsched's „Kritische Dichtkunst", die bereits 1730 erschien und mehrere Auflagen erhielt, und Breitingers gleichnamiges Werk, welches das antagonistische Gegenstück des Gottsched'schen darstellt. Wir sehen übrigens hier billig ab von all den besonderen Wechselverhältnissen, die sich in diesem Kampfe ergaben, und wollen nur die Häupter der beiden Parteien in wenigen Zügen näher charakterisiren, nachdem wir im Allgemeinen bemerkt, daß in den Schweizern sich mehr das Princip des Fortschrittes regte, während die Gottschedianer der Stabilität und verständigen Formalität befreundet blieben.

Joh. Christ. Gottsched (1700—1766), von Geburt ein Ostpreuße (aus Juditenkirch bei Königsberg), begab sich schon frühzeitig, aus Furcht vor dem Kriegsdienste, dem er wegen seines ansehnlichen Wuchses ausgesetzt war, nach Leipzig, welches etwas später der Schauplatz seiner literarischen Oberherrlichkeit werden sollte. Hier nämlich, durch günstige Vermittelung bald zum öffentlichen akademischen Lehramte befördert, von zahlreicher Zuhörerschaft umgeben, zugleich Mittelpunkt der dortigen deutschen Gesellschaft, wodurch ihm Gelegenheit wurde, mit vielen angesehenen Männern und Schriftstellern, sowie mit dem größeren Publikum in Verbindung und Beziehung zu treten, dabei vielgeschäftig und nicht ohne mehrseitige Kenntnisse, war er im Besitze wirksamer und umfassender Mittel, um sich zu einer bedeutenden literarischen Autorität zu erheben. Diese entwickelte er bald in näheren und entfernteren Kreisen, theils durch die Menge seiner Schüler, die nach allen Seiten hin sich verbreiteten und auch mehrfach an Lehranstalten thätig wurden, theils durch Zeitschriften und Schulbücher, welche letzteren hauptsächlich in Anschlag zu bringen sind. Seine Laufbahn begann er mit der Herausgabe der Gedichte von Pietsch (1725), einem ceremoniellen Gelegenheitsdichter, der

sein Lehrer gewesen, und den er hauptsächlich nebst Canitz und Neukirch als einen der Repräsentanten der echt klassischen Nationaldichtung betrachtet wissen wollte [1]). Ungefähr gleichzeitig erschien seine moralische Wochenschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen." Beide literarische Unternehmungen charakterisirten bereits den Geschmacksstandpunkt, welchen Gottsched stets behauptete, und den er nur in seinen vielen späteren Schriften entschiedener hervorbildete und geltend machte. Es ist die nüchterne Verstandesformalität, die er schon hier des Breiteren auseinanderlegt. Mehr und mehr drängte er sich auf diese Boileau-Französische Abstraktion hin und in dem Maße, als er darin vorschritt, trat er dem englischen Geschmacke entgegen, sowie Allem, was damit zusammenhing. Shakspeare's unsterbliche Werke waren ihm „Barbareien", und Wieland's Übersetzung derselben, die er noch erlebte, wurde gleichsam ein Nagel zu seinem Sarge. Klopstock's Messias stand ihm ungefähr auf gleicher Stufe, und die Erhabenheit dieses Gedichts galt ihm so ziemlich für Wahnsinn und Thorheit. Er suchte nun seinen Konventionalitätsstandpunkt theils durch theoretische und kritische Schriften, theils durch poetische Selbstproduktionen und Übersetzungen zu bethätigen und erwies in diesem Bemühen eine bewundernswerthe Emsigkeit. Die eigene Schreibseligkeit genügte ihm dabei nicht, er trieb auch Andere, mit an dem Werke seiner literarischen Alleinherrschaft zu arbeiten. So bildete er gleichsam eine große Literaturfabrik, worin nur Stoffe nach seiner Leitung und seiner Musterlehre geschaffen wurden. Unter denen, welche ihm zunächst zur Seite standen, sind vornehmlich der Magister Schwabe und seine eigene Frau, Luise Victorie Adelgunde Gottsched, geb. Kulmus aus Danzig, zu nennen, welche letztere insbesondere, obwohl ihn an Geist übertreffend, doch allmälig ganz seiner Diktatur sich unterwerfen und in seinem literarischen Dienste wie eine Sklavin arbeiten mußte, zumal im Fache der Übersetzung aus Werken der altklassischen wie der neuen Literatur [2]). Unter den Schulwerken, wodurch Gottsched

1) Vgl. die Vorrede zu der Ausgabe der Gedichte Neukirch's von Gottsched.

2) Die Briefe dieser achtbaren und wirklich gelehrten Frau sind ein bemerkenswerthes Denkmal ihres Charakters und literarischen Wirkens, auch in literarhistorischer Hinsicht theilweise bedeutsam, indem manche bezeichnende Notiz und Nachricht über die Literatur ihrer Zeit darin vorkommt.

seine Autorität hauptsächlich mitbegründete, sind „Die kritische Dichtkunst", seine „Redekunst" und „Deutsche Sprachkunst" diejenigen, welche weithin die einflußreichsten geworden. Was seine poetischen Arbeiten angeht, so richtete er sein Hauptangenmerk auf das Drama, wobei ihn außer der guten Gelegenheit, welche ihm die damalige Bühne in Leipzig darbot, wohl auch eine Art Instinkt leiten mochte. Denn von dieser Seite her mußte die nachhaltige Reformation kommen, wie dieses bald darauf Lessing merkte und mit glücklichem Erfolge benutzte. Hätte Gottsched mehr Talent und eine weniger bornirte Eingenommenheit für die französische Dramatik zur Sache mitgebracht, so möchte ihm von diesem wohlgewählten Punkte aus leicht Besseres und Zeitgemäßeres gelungen seyn. Unter den eigenen dramatischen Werken war sein „Kato", den er nach dem Kato des englischen Dichters Addison, der selbst aber nicht nach Shakspeare, sondern nach dem Muster der französischen Frosttragödie gearbeitet hatte, abfaßte, nicht nur sein Stolz, sondern auch gleichsam das Normalwerk für seinen und der Seinigen Geschmack. Sein bekanntes, in Verbindung mit der Neuber, damaligen Inhaberin der Leipziger Bühne, an dem Hanswurst vorgenommenes Autodafé übergehen wir, wie noch so Manches, wodurch er theils sein Ansehn fördern, theils seine Erwerblust befriedigen wollte. Er scheuete dabei weder Lächerlichkeiten, noch schämte er sich, zudringlich zu seyn und die Albernheit zu begehen, bei jedem Fortschritte der Literatur sich die Initiative anzumaßen. Auf solchen Wegen mußte er denn wohl seinen Sturz sich selber bereiten, und es erregt fast Bedauern, wenn man sieht, wie er, von den neuaufstrebenden Richtungen in Theorie und Praxis überwunden, von seinen Feinden stets heftiger und höhnender angegriffen, von seinen Freunden (z. B. den meisten aus der Bremer Beiträgergenossenschaft) verlassen, zuletzt einsam und mißachtet dasteht, ein warnend Beispiel für Jeden, der den Geist in seiner Person monopolisiren und den Fortgang desselben an sein einseitiges Interesse bannen will [1]).

1) Mit fast aristophaneischer Keckheit behandelte ihn die Neuberin, die, früher seine eifrigste Verbündete, später, von ihm beleidigt, ihn mit allen kennbaren Attributen seiner lächerlich-anmaßlichen Persönlichkeit auf's Theater brachte und vor dem Publikum bloßstellte.

Übrigens sollte man über seinen Schwächen seine Verdienste nicht vergessen, die sich bei unbefangener Auffassung der nationalliterarischen Zustände jener Zeit unverkennbar herausstellen. Vornehmlich darf wohl darauf hingewiesen werden, daß er das Studium der deutschen Literatur und Sprache zu einem bedeutsamen Zweige der höheren wissenschaftlichen Bildung in Deutschland machte und die Jugend, wenngleich einseitig, in ihre Hallen ernstlich einzuführen bemüht war. Seine kritische Dichtkunst, wie mangelhaft sie auch seyn mochte, bezeichnet eine neue Stufe in der Poetik, wenn man sie an die vorhergehenden Schriften der Art von Wahl, Statius, Uhse und Hübner halten will. Hieran knüpft sich sein Eifer, unsere Sprache selbst zunächst von der Ausländerei und den Auswüchsen des Marinismus zu befreien und sie auf ihren eigenen Ausdruck zurückzuführen, wobei ihn freilich seine verständige Abstraktion und die Vorliebe für die französische Regelmäßigkeit zu einer verderblichen Entmannung des deutschen Idioms verleitete, dessen tief-originaler Geist unter seiner kalten Hand ersterben mußte. Er wollte den grammatikalisch- und rhetorisch-lebendigen Fortschritt unserer Sprache auf ein akademisches caput mortuum, nach dem Muster der französischen akademischen Sprachkodificirung unter Richelieu und Boileau, reduciren und ein- für allemal zum Abschluß bringen, womit er dem sprachwissenschaftlichen Absolutismus Adelung's vorarbeitete, der wesentlich den Gottsched'schen Standpunkt behauptete und das grammatische wie literar-klassische Gebiet ungefähr in dieselben Grenzen einzuschließen gedachte. Erst spät in unsern Tagen, nachdem die produktiven Genialitäten und Talente jene Grenzen allseitig durchbrochen und dem deutschen Sprachreiche seine natürliche Ausdehnung wieder erobert haben, ist durch Jakob Grimm der grammatische Gesichtskreis desselben von der freiesten und fernsichtlichsten Höhe herab bezeichnet, und die Fülle seines territorialen Inhalts glänzend beleuchtet worden. — Fast noch weniger als die sprachlichen und literartheoretischen Verdienste Gottsched's hat die Nachwelt seine literarhistorischen gewürdiget; und doch darf man sich bei genauerer Ansicht kaum verhehlen, daß er auch hier zuerst in mehr als einem Bezuge Bahn gebrochen, theils durch das, was er in der Sache selbst geleistet, theils durch das, was er

auf dieser Seite angeregt hat. Wer seine „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache" und besonders seinen „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" (1765) mit dem damals Vorhandenen vergleicht, kann trotz Lessing's Tadel [1]) dem Fleiße in Herbeischaffung von allerlei Materialien jedenfalls seine Achtung nicht versagen, wenn er auch mehr Geist für die Behandlung wünschen muß. Erwägen wir nun noch seine Bemühungen für die altdeutsche Literatur, worin er mit den Schweizern zusammentraf, namentlich seine, wenn auch nicht eben gründliche, Bearbeitung des Reineke Fuchs; so können wir unser Urtheil über den sonderbaren Mann und Schulmonarchen dahin ohne Bedenken aussprechen, daß er, obgleich über die wahre Bedeutung unserer klassischen National-Literatur in Täuschung befangen und über seinen ästhetischen wie philosophischen Beruf in arger Eitelkeit verblendet und in anmaßlicher Überschätzung Zeit und Zeitgenossen mißkennend, doch ein wirklich vaterländischer Mitarbeiter an dem Werke der Wiedergeburt unserer Literatur gewesen ist.

Wie Gottsched an der Spitze der Leipziger stand, so führte Bodmer (1698—1783) das literarische Korps der Schweizer, die in Zürich ihr eigentliches Hauptquartier hatten. Obwohl nach Princip und Richtung von jenem unterschieden, theilte er mit ihm doch, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit gehabt, einerseits das Streben nach wirklicher Förderung der deutschen Literatur, andererseits, wenn auch nicht in gleichem Grade, die Neigung zu einer gewissen Ausschließlichkeit in Geschmack und persönlicher Diktatur [2]). Auch in selbstgefälliger Einbildung tritt er

---

1) Die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste hatte in dem ersten Stücke des dritten Bandes Gottsched's „Nöthigen Vorrath u. s. w." rühmend angezeigt. Lessing merkte auch hier, wie überall, sofort das Mangelhafte heraus und ließ sich darüber, wie zugleich gegen das nachsichtige Urtheil der Bibliothek, in den Literaturbriefen (Thl. I. S. 92 ff.) tadelnd vernehmen, doch, wie uns scheint, nicht mit hinlänglicher Billigkeit gegen Gottsched. Was man auch darüber denken möge, in mancher Hinsicht ist dieser „Vorrath" sogar als Vorläufer der berühmten Hamburger Dramaturgie Lessing's zu betrachten.

2) „Man mußte seine Oberherrschaft anerkennen", sagt von ihm sein Biograph Hottinger, „und ihr freiwillig huldigen, um von ihm gelitten zu seyn."

neben Gottsched, indem er sich für einen so großen Dichter hielt, daß er sich wohl gelegentlich einem Äschylus und Sophokles zur Seite stellen mochte. Im Übrigen ebenso sehr Enthusiast als sein Nebenbuhler ein verständiger Pedant, bewegte er sich ohne Gründlichkeit ein langes Leben hindurch in mannichfaltigen literarischen Versuchen und Anregungen, wobei er es an menschlichen Schwächen und Lächerlichkeiten seinerseits nicht fehlen ließ. „Bodmer," sagt Göthe, „so viel er sich auch bemühet hat, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben." Haller wie Hagedorn entzogen ihm seiner Sonderbarkeiten wegen allmälig ihre Neigung, und Klopstock und Wieland vermochten nicht bei ihm auszuharren, obgleich der Erstere ihm nie ganz untreu geworden ist. Wie viel er auch poetisch versucht hat, so ist von seinen Werken fast noch weniger im Gedächtnisse der Nachwelt geblieben, als von denen Gottsched's, mit dem er übrigens hauptsächlich das Verdienst theilt, durch Hinweisung auf altdeutsche Dichtwerke ein bedeutsames Moment des nachfolgenden Fortschrittes unserer Literatur bezeichnet zu haben. Seine Bemühungen in dieser Hinsicht gingen über die Gottsched'schen dadurch hinaus, daß er tiefer in die mittelalterliche Romantik hineingriff. Denn nicht bloß die Bekanntmachung der berühmten Manesse'schen Sammlung der Minnesänger verdanken wir ihm, sondern auch die Herausgabe mehrerer Nibelungenfragmente und anderer Denkmale jener alten Zeit. Hierbei sowie bei der Herausgabe des Opitz [1]) wurde er freilich von seinem thätigen und gelehrten Freunde Breitinger (1701—1776) trefflich unterstützt, der überhaupt der treueste Genosse seiner literarkritischen Strebungen und die eigentliche kritische Säule der ganzen Schule war, wie wenig er sich auch bei seiner Bescheidenheit, die ihn seinem eitlen Principale gegenüber besonders zierte, in den Vordergrund zu drängen suchte [2]). Daß Bodmer durch seine Übersetzun-

1) Die Ausgabe ist unvollendet geblieben. Die beigegebenen literarhistorischen Nachrichten sind meist von Breitinger.

2) Am bemerkenswerthesten ist seine „Kritische Dichtkunst", welche schon oben neben dem gleichbenannten Werke von Gottsched angeführt worden. Sie ist gewissermaßen als die eigentliche Bekenntnißschrift der Züricher Literaten gegenüber der Gottsched'schen Schule zu betrachten; wie sie denn auch wesentlich zugleich wider die „kritische Dichtkunst" Gottsched's selbst gerichtet ist. Die poetische Malerei, das ästhetische Princip der Schweizer und der ganzen Literaturrichtung, welcher sie angehören, wird darin wissenschaftlich er-

gen aus dem Englischen, unter denen besonders die des verlorenen Paradieses von Milton in gewisser Hinsicht, namentlich auch in Beziehung auf Klopstock's Messias, epochemachend ist, in die Fortbewegung unserer Literatur zeitgemäß eingriff, mag nicht unbemerkt bleiben, sowie auch, daß er hauptsächlich die von Brockes eingeleitete fromme Dichtung später in seinem Kreise neu herstellte und auf die Spitze des seraphischen Bibelthums zu treiben suchte. Die Poesie Klopstock's, der, wie bekannt, einige Zeit in Bodmer's unmittelbarer Nähe lebte und dichtete, blieb seiner Einwirkung nicht verschlossen; Wieland's Beziehungen zu ihm waren weniger nachhaltig, und die übertriebene theologische Religiosität in dessen ersten Werken, welche aus diesem Boden vornehmlich ihre Nahrung erhielt, konnte in ihrer Unwahrheit sich nicht behaupten. Die eigenen poetischen Produktionen Bodmer's haben vor denen Gottsched's nicht eben viel voraus. Wie dieser auf dem dramatischen Felde vorzugsweise sein Zelt aufschlug, so glaubte jener, obwohl er sich auch in der Dramatik versuchte, doch ganz eigentlich in der Epik neue Eroberungen zu machen, war aber hier nicht glücklicher als Gottsched dort. Seine vielen geistlosen Patriarchaden stellen sich dicht neben des Letzteren ebenso geistlose Schauspiele, und die Bodmer'sche Noachide ist vollkommen in ihrer Art, was der Gottsched'sche Kato in der seinigen. Im Ganzen endete Bodmer so ziemlich wie Gottsched. Er überlebte sich und sein Ansehen und konnte dem Lächerlichen ebenso wenig entgehen als dieser. Der Geist der literarischen Reformation und ihrer Bewegungen berührte ihn kaum; um ihn brauste der Sturm der jungen Genialitäten, aber er verstand seine Stimme nicht. Lessing traf ihn anfangs nur streifend, bald aber in vollem Angriffe gegen sein ganzes System. Auch hierin theilte er das Schicksal seines Nebenbuhlers in Leipzig. Die Literaturbriefe konnten ihn nicht ignoriren, weil er sich ihrer Beachtung aufdrängte, indem er im Punkte der Fabeltheorie gegen Lessing ebenso ungebührlich als lächerlich operirte. Sie behandeln ihn als einen Verschollenen

örtert und zu bestimmter Theorie erhoben. Bodmer's Abhandlung über das Wunderbare in der Poesie traf mit jener Schrift Breitinger's der Tendenz und Zeit nach zusammen (beide erschienen 1740) und wurde in dieser Verbindung Hauptursache des endlichen unverholenen Ausbruchs des oben bezeichneten s. g. Dichterkrieges der beiden Schulen.

und nennen ihn verächtlich genug „den äsopischen Zahnschreier", desgleichen einen „schnackischen Mann", der in der Schweiz „überall willkommen" war, und den die Schweizer „mit zujauchzender Bewunderung" austrommelten [1]). Bodmer's unverständige Befehdung des Reims, worin Klopstock sein treuer Jünger und Mitkämpfer wurde, hat sich alsbald selbst gerichtet und mag hier nur als eine von seinen vielen literarischen Sonderbarkeiten Erwähnung finden.

Wie wir neben der konventionellen und malerischen Produktion der Sachsen und Schweizer eine preußische gefunden haben, so begegnen wir auch neben der Leipziger und Züricher Kritik einer preußischen, und wie die preußische Dichtung zunächst von Halle ausging, so weiset auch diese Kritik in ihren ersten Anfängen auf jenen Schauplatz hin. Es ist nun hauptsächlich die Wolf'sche Philosophie, auf deren Grunde die preußische Ästhetik und Kritik sich aufbauete, und durch welche sie eben mit Halle verbunden erscheint. In der Schule Wolf's hatte sich gegen die Mitte des Jahrhunderts eine philosophische Theorie der Literatur unter der Benennung Ästhetik zu bilden angefangen. Der bekannte Philosoph Alex. Gottl. Baumgarten, gleich seinem theologischen Bruder Siegmund J. Baumgarten ein Schüler Wolf's, war der eigentliche Urheber derselben, wie auch des Namens, welcher seitdem allmälig für das ganze Gebiet der Kunst und schönwissenschaftlichen Literatur in Deutschland gebräuchlich wurde. Schon ehe Baumgarten 1750 seine Aesthetica herausgab, hatte sein Schüler G. Fr. Meier (1748) unter Benutzung jener, noch nicht erschienenen Schrift seines Lehrers „Anfangsgründe der schönen Wissenschaften" bekannt gemacht und sich den Schweizern gegen Gottsched angeschlossen; wie denn das poetische Princip, welches diese neue Wissenschaft aufstellte, nämlich die sinnliche Vollkommenheit des Ausdrucks, mit dem Standpunkte der Züricher näher als mit dem der Leipziger zusammentraf. Hauptsächlich war es aber Berlin, wohin seit 1750 sich die literarische Kritik und Theorie Preußens zurückzog, um hier im Bewußtseyn der Freiheit, welche Friedrich d. Gr. damals aller wissenschaftlichen Bewegung gestattete, und in Ver-

1) Bodmer wird in den Literaturbriefen unter seinem angenommenen Namen Hermann Axel aufgeführt. Litbr. Thl. 7. S. 177 ff.

bindung mit den philosophischen Denkstrebungen, die unter seinem Schutze sich ohne Zwang entwickeln durften, ihre neue Heimat zu nehmen. Seitdem ist Berlin vorzugsweise der Mittelpunkt der literarisch-kritischen Zeitbewegungen bis in die Sturm- und Drangperiode hinein geblieben. Die Literaturbriefe und die allgemeine deutsche Bibliothek, die ersten wahrhaften journalistischen Literaturmächte, gingen von dort aus. Wir würden nun hier sogleich besonders Mendelssohn, der zunächst die Halle'sche Theorie weiter ausbildete, ebenso seinen Freund Nicolai, der mit ihm und Lessing die Literaturbriefe gründete, vor Allen diesen letzteren selbst, welcher von Leipzig nach Berlin wanderte und hier den nächsten Schauplatz seiner reformatorischen Wirksamkeit wählte, zu erwähnen haben, wenn nicht der wesentliche Gang der nationalliterarischen Fortbildung es forderte, diese Männer erst in der folgenden Reformationsepoche, an der sie sich gemeinschaftlich so ausgezeichnet betheiligten, und die an ihnen, namentlich an Lessing, ihre eigentlichen ersten Vertreter hatte, vorzugsweise zu berücksichtigen und ihnen daselbst ihre eigenthümliche historische Stelle anzuweisen. Die Berliner Kritik, insofern sie hier in Frage kommt, ist wesentlich nur noch regenerativ und verhält sich zu der Lessing-reformatorischen bloß vermittelnd. An sich bleibt sie außerhalb dieser stehen, obwohl sie der Zeit nach meistens noch neben ihr hinläuft.

Diejenigen nun, an deren Namen sich diese regenerative Berliner Kritik vornehmlich knüpft, sind Sulzer und Ramler, zu denen, wennauch etwas weiter abwärts und zum Theil noch selbst in der Zeit der lebendigsten Blüte unserer neuen Literatur mit seiner literarischen Wirksamkeit stehend, J. J. Engel sich gesellt. Sulzer (1720—1779) hatte, als Schweizer von Geburt (er stammte aus Winterthur im Kanton Zürich), seinen literarischen Ausgangspunkt in Bodmer's Schule, über den er auch dem Wesen nach niemals hinausgekommen ist, wie schon Andere deutlich genug bemerkt haben. Die Noachide jenes seines literarischen Patrons blieb ihm daher das ständige Musterbuch, aus dem er die meisten Beispiele für seine ästhetischen Lehren entnahm. Auch in der Bestreitung des Reims wie in der Vertheidigung der pathologisch-musikalischen Lyrik hielt er zu dessen Fahne. Frühzeitig nach Preußen versetzt (als Hauslehrer in Magdeburg), kam

er in Berührung mit den Halle'schen Literaten, namentlich mit Gleim, und nahm bald auch an ihrer Brieffreundschaftelei eifrig Theil. Als er nach Berlin überging (1747), suchte er, den dortigen Literaturfreunden, besonders Ramler, der kurz vor ihm hingekommen, sich anzuschließen. Hier nun eignete er sich Einiges von der nordischen Weise der Darstellung an, ohne jedoch seinen vaterländischen Literatur-Gesichtspunkt zu ändern, vielmehr bestand sein eigentliches Bemühen darin, diesen in einer Art philosophisch-ästhetischen Eklekticismus theoretisch festzustellen, indem er die Wolfisch-Haller Lehre mit französischen Sätzen des durch Ramler verdeutschten Batteux, und die schweizer Moralästhetik mit der Gottsched'schen Formalitätstechnik in Verbindung brachte. Auf diesem Wege entstand seit 1760, also gerade mit den Literaturbriefen (1759) und dem Eintritte der darin sich ankündigenden Reformation, Sulzer's berühmtes Werk, die allgemeine Theorie der schönen Künste. Durch das französische Werk Dictionnaire des beaux arts von La Combe zunächst veranlaßt, erschien es indeß erst 1771 und bildete so mit seinem veralteten und während seiner zehnjährigen Ausarbeitung völlig überwundenen Standpunkte einen wahren literar-theoretischen Anachronismus. Was Lessing und seine Freunde am eifrigsten bestritten, daß nämlich die sittliche Vervollkommnung der Zweck der Poesie und Kunst sey, dieses gerade suchte Sulzer hier in systematischer Bestimmtheit als obersten ästhetischen Grundsatz festzustellen. Göthe widersetzte sich daher auch (in den Frankfurter Anzeigen) mit Entschiedenheit dieser einseitigen Moralisirungstheorie, und Herder (in den Briefen an Merck) meint, daß alle literarisch-kritischen Artikel des Werks nichts tangen, daß die psychologischen „das langwierigste und darbendste Geschwätz" enthalten, aus dem Ganzen aber „Landsmannschaft und Parteilichkeit" leuchte. Wie sehr Herder namentlich in letzter Hinsicht Recht hatte, beweist schon, wenn wir in dem Buche unter Anderem lesen müssen, Homer werde dem Bodmer mit Vergnügen seine Stelle neben sich einräumen. Sulzer selbst dachte freilich höher von seinem Werke, wie dieses aus einem Schreiben in den Literaturbriefen hervorgeht, worin er sagt, er werde dadurch den Kunstrichtern den Weg bahnen, „die Theorie des Geschmacks zu einer Gewißheit zu bringen, die der mathematischen nahe kommen kön-

ne." Allein schon dieses Mathematisirungsstreben auf dem Gebiete der Philosophie und Kunst zeigt hinlänglich, wie weit sich der Verfasser in die Vergangenheit zurücksetzte. Die Mittelmäßigkeit auf den Thron zu heben, welcher dem Genie gebührt, ist im Übrigen die durchgreifende Tendenz des Werks, das erst durch die späteren Zusätze und Nachträge Anderer in manchem Bezuge literarhistorischen Werth behauptet, in seiner eigenen Gestalt aber nur die Bedeutung hat, die regenerative literarische Alltäglichkeit während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bestimmt formulirt und als ein bereits in den sechziger Jahren anerkanntes Corpus delicti dem neuen literar-reformatorischen Nationalgerichte in deutlicher Aktenmäßigkeit überwiesen zu haben.

Höher, obwohl auf derselben Stufenleiter, steht K. W. Ramler (1725—1798), der, aus Hinterpommern gebürtig und in frühen Jahren nach Berlin als Lehrer der schönen Wissenschaften und (Wolfischen) Philosophie bei dem dortigen Kadettencorps berufen, dazu mit dem Talente der Verdeutlichung und einer tüchtigen Schulbildung ausgestattet, das nordische Element verständiger Kritik und Pragmatik wirksam zu vertreten, vor Vielen geeignet war. Mit Sulzer stand er durch die gemeinschaftliche Herausgabe der kritischen Nachrichten anfangs in engerer literarischer Verbindung, ohne jedoch sonst dessen Richtung und Wege zu theilen. Wenn auch als Dichter und Kritiker in unserer Literatur gleichmäßig genannt, ist er doch mehr dieses als jenes. Göthe, welcher Letzteres zugesteht, meint doch, „alle seine Gedichte seyen gehaltvoll, beschäftigten uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupteten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth." Mögen wir die zweite Hälfte dieses Urtheils willig unterschreiben, so können wir doch den Gehalt nicht so unbedingt anerkennen, insofern nämlich das poetische Element dabei in Berücksichtigung kommen muß. Überhaupt aber gehört Ramler mit seiner Dichtung und ästhetischen Kritik im Wesentlichen der regenerativen Zeit und ihren Principien an, und, wie vielseitig er auch mit Lessing selbst und dessen reformatorischen Gehilfen zusammenwirken mochte, so betheiligte er sich doch nicht an dem eigentlich inneren Leben des neuen Geistes und konnte sich von der konventionellen Technik der französischen Ästhetik nicht emancipiren. Un-

ter den regenerativen Leistungen müssen indeß die seinigen zu den vornehmsten gezählt werden, sowohl wegen ihrer Bedeutung an sich, als auch wegen der Wirkung, welche sie auf die Erweckung und Förderung des reformatorischen Bewußtseyns gehabt haben. Er wurde so ziemlich der kritische Mittelpunkt nicht nur für die preußische Dichtung, sondern für fast Alle, welche, ohne einer der bezeichneten Streitschulparteien ausschließlich hingegeben zu seyn, das Heil der Literatur ihrer selbst wegen suchten. Selbst Lessing verschmähte es anfangs nicht, seine Gedichte ihm zur technischen Verbesserung zu überlassen. Hauptsächlich aber wurde er das kritische Orakel der Halle-Halberstädtischen Dichterfreunde. Ohne Sucht nach literarischer Herrschaft und, bei aller Strenge, ja, oft zudringlichen Kleinmeisterei in der Handhabung seines kritischen Berufs, ohne anmaßlichen Autoritätszwang, behauptete er unter seinen Zeitgenossen eine dauernde Achtung und bereitwillige Anerkennung seiner kritischen Oberrichterlichkeit. Durch ein ernstes und verständiges Studium der alten Literatur und die Beschäftigung mit den Kunstregeln der Franzosen, wie sie Batteux kodificirt hatte, an Präcision und geschmackvolle Darstellung gewöhnt, kam es ihm vor Allem auf logische Deutlichkeit, übersichtliche Anordnung, wohlanständige Mäßigung, Reinheit und Korrektheit in Sprache und ganzer Form an. Was irgend den Schein des Unedlen trug, wurde ohne Nachsicht gestrichen, das Unfeine scharf gefeilt, das Breite und Abschweifende auf bestimmte Gestaltigkeit zurückgeführt. Kurz, Ramler erwies sich als ein unermüdlicher Redakteur, der es sich erlaubte, die Sachen nach seiner Idee genieß- und darstellbar zu machen. Daß er bei dieser meist nur auf die Technik gewendeten Arbeit oft den Gehalt übersah und dem Mittelmäßigen vielfach die Gnade zukommen ließ, die er dem Originellen versagte, kann von seinem Gesichtspunkte aus nicht Wunder nehmen; wie denn auch seine lyrische Blumenlese dessen hinlänglich Beispiel und Zeugniß giebt. „Die Rhythmik," sagt Göthe, „lag damals noch in der Wiege, und Niemand wußte ein Mittel, ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetische Prosa nahm überhand." Solcher Noth wollte sich Ramler erbarmen und richtete sein ganzes Augenmerk auf diesen Punkt ästhetischer Technik. Hierin nun kam ihm sein metrisches Feingehör in Verbindung mit tüchtiger Kenntniß der alten poetischen Muster-

werke sehr zu statten, und schwerlich wird ihm der Kundige die Ehre bestreiten wollen, daß er dem, was Opitz in der deutschen Rhythmik begonnen, und seit ihm zu verschiedenen Zeiten von Anderen, wenn auch in höchst unzulänglicher, oft fast lächerlicher Weise weiter versucht wurde, zuerst einige basische Sicherheit und motivirte Methodik zu geben verstand. Die folgende Dichter-Generation verdankte ihm mehr, als sie selbst wohl überall anzuerkennen Lust haben mochte; ohne ihn hätte vielleicht Voß (der ihn übrigens als seinen Vorgänger achtet) [1]) weder seinen Homer, noch seine deutsche Zeitmessung geschrieben. Wie Ramler durch die Übersetzung und Bearbeitung des Batteux ein neues Lehrbuch der s. g. schönen Wissenschaften lieferte, welches sich in Deutschland lange Zeit hindurch in den Schulen behauptete, ist hinlänglich bekannt [2]). — Als Dichter hat sich Ramler ganz eigentlich nur in der Lyrik und hier wiederum vornehmlich in der Ode produktiv erwiesen. Er wurde nebst Klopstock lange Zeit für den Hauptrepräsentanten der deutschen Ode gehalten, die er in Ton und rhythmischer Technik der Horazischen nachbildete, weshalb man ihn wohl nebst Uz den deutschen Horaz genannt hat. Auch versuchte er (seit 1769) eine Übertragung der Horazischen Oden und setzte damit fort, was Lange in Halle mehrere Jahrzehnte vorhin begonnen hatte, eine Arbeit, welche in Verbindung mit seinen Oden für die deutsche Metrik gewissermaßen epochemachend zu betrachten ist, indem sie die metrisch-rhythmische Befähigung unserer Sprache aufgezeigt, und zugleich eine gründlichere Ausbildung und Feststellung der deutschen Prosodie eingeleitet hat. Der Gegenstand seiner weltlichen Lyrik ist vorzugsweise Friedrich d. Gr., auf den sich unmittelbar oder mittelbar die meisten seiner begeisterten Gesänge beziehen. Zufrieden mit dem Bewußtseyn, den Würdigsten zu

1) S. außer Anderem den Knebel'schen Briefwechsel.

2) Es ist das Werk von Batteux Principe de la litterature ou cours de belles lettres, welches Ramler unter dem Titel: Einleitung in die schönen Wissenschaften nach dem Französischen des Herrn Batteux 4 Bde. 1758 herausgab. Er bereicherte die Übersetzung mit Beispielen aus deutschen Schriftstellern und suchte dem Werke überhaupt möglichst deutsche Farbe zu geben. Einige Jahre vorher hatte schon J. Ad. Schlegel eine andere Schrift von Batteux, nämlich Les beaux arts reduits à un même principe, verdeutscht. Es bildet die Grundlage dieses zweiten, welches als eine erweiterte Ausführung desselben anzusehen ist.

preisen, suchte er keinen anderen Lohn seines Liedes [1]). Sonst hat er noch Gelegenheitsoden in großer Zahl gedichtet. In allen spricht übrigens mehr ein absichtliches Wollen, als der reine Ton musikalischer Unmittelbarkeit. Nur selten dringt der Klang lebendiger Empfindung aus dem Mechanismus der Form und der Leere der Abstraktion hervor, nur selten tritt uns in den Schilderungen ein frisches Bild entgegen (wie z. B. der Anfang in der Ode „der Winter"). Dabei drängt sich allenthalben Allegorie und mythologisches Putzwerk hinein, so daß, selbst abgesehen von den vielen Horazischen Reminiscenzen, ein reines Originalbild nirgends möglich wird [2]). Von Ramler's Kantaten, worunter die geistlichen, namentlich der Tod Jesu (von Graun komponirt), besondere Berücksichtigung gefunden haben, reden wir billig hier nicht weiter und beschließen unsere kurze Charakteristik mit einer flüchtigen Hinweisung auf seine Bemühung für ältere deutsche Literatur, indem er nicht nur bei der Lessing'schen Ausgabe des Logau sich wirksam betheiligte, sondern auch durch Sammlungen von Sinngedichten anderer Dichter aus dem siebzehnten Jahrhunderte auf das Bessere dieser Zeit aufmerksam machen wollte.

Unter den Literaten, welche im Geiste dieser Zeit die deutsche Literatur in Berlin hauptsächlich vertraten, steht auch J. J. Engel (1741—1802), dessen bereits gelegentlich in dieser Hinsicht Erwähnung geschehn. Obwohl chronologisch den folgenden Epochen mit seiner literarischen Thätigkeit angehörig, behauptet er doch sachlich den Charakter der Berliner Regenerationsliteratur, während mehrere seiner Zeitgenossen, wie eben Nicolai und Mendelssohn, wenn auch ihrerseits späterhin das Grundwesen des Berliner rationalen Pragmatismus festhaltend, doch jedenfalls ursprünglich tiefer in die Principien der neuen Literaturepoche eingingen. Engel reicht nach der einen Seite der veralteten französischen Konvenienz, nach

1) In der Ode „An den König", hat Ramler in voller Begeisterung alle Beziehungen seines Helden berührt und sein eigenes Dichterverhältniß zu ihm ausgedrückt.

„Glücklicher Barde, der
Unverdächtig ein Lob, reiner als Beider Lob (Alexander's und Cäsar's)
In sein Saitenspiel singt."

2) Herder hat (Fragmente, dritte Sammlung) Ramler's Odengenie viel zu hoch angeschlagen; auch kann die Vertheidigung des Allegorisirens u. s. w., welche er dort versucht, schwerlich auf Beifall Anspruch machen.

der anderen dem ideenlosen Trivialismus der Iffland'-Kotzebue'schen Schriftstellerei die Hand und tritt so nirgends aus dem Kreise der überwundenen Mittelmäßigkeit heraus. Als Dichter ein gewöhnlicher Prosaiker, dessen dramatischen Produktionen jedes eigentliche dramatische Moment und Interesse fehlt in Absicht auf Erfindung, Organisation der Handlung und Charakteristik, und der in seinem Romane „Lorenz Stark" die Alltäglichkeit in Leben, Sitten und Moral in gemächlicher, obwohl gebildeter Darstellung für Dichtung giebt, bleibt Engel in der Kritik und Ästhetik auf der Stufe seiner popular-philosophischen Weltanschauung stehen, so daß er weder in seinen „Ideen zur Mimik", noch in seiner „Theorie der Dichtarten", noch auch in seinen sonstigen literarästhetischen Abhandlungen sich über die Verstandespragmatik erhebt, wobei nicht verkannt werden soll, daß hier und da, z. B. in den Briefen über Lessing's Emilia Galotti (im Philosophen für die Welt), manche feine und zutreffende Bemerkung zu finden ist. Styl und Darstellunsweise Engel's tragen dem Grundcharakter nach ebenfalls das Gepräge der vor-lessing'schen Zeit, so sehr auch der Fortschritt der formalen Sprachausbildung dabei anzuerkennen ist. Mit seiner philosophischen Stellung gehört Engel gleicherweise in die Regeneration und wird insofern unter der unmittelbar folgenden Kategorie bezügliche Erwähnung finden.

Die regenerative Wissenschaft.

Es ist schon im Verlaufe unserer Darstellung bemerkt worden, wie besonders in Deutschland die Entwickelungsgeschichte der neueren Literatur mit dem jedesmaligen Stande der wissenschaftlichen Auffassungsweise der Welt und des menschlichen Lebens innigst zusammenhängt und wie sie unter Anderem auch hierdurch eine gewisse nationale Eigenthümlichkeit annimmt. Außerdem bildet aber auch die Wissenschaft an und für sich, insofern sie sich in nationalem Geiste ausprägt, einen Gegenstand literaturgeschichtlicher Darstellung. Kaum bedarf es indeß der näheren Erklärung, daß hier nur die Wissenschaften gemeint seyn können, welche in das eigentliche Gebiet des Reinmenschlichen vorzugsweise hineingreifen, wir meinen vor Allem die philosophischen, dann die theologischen

und diejenigen, welche Geschichte, Politik und die Socialität betreffen.

Wir haben bereits im ersten Kapitel die wissenschaftlichen Verhältnisse während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen Bildungszustandes jener Zeit flüchtig gezeichnet. Hier kommt es nun darauf an, die Strebungen in der Wissenschaft anzudeuten, welche sich als literarisch-regenerative näher charakterisiren lassen.

Die Philosophie, sowie sie überhaupt den Fortschritt und die Freiheit des Geistes vermittelt, steht auch an der Spitze der wissenschaftlichen Bewegungen. Das Jahrhundert, von dem hier die Rede, begann seine Aufklärung mit dem psychologischen Empirismus, wie ihn John Locke in England gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ausgebildet hatte. Derselbe fand um die fünfziger Jahre, nachdem er sich bereits in Frankreich niedergelassen, auch in Deutschland Eingang. Hier war durch Christian Wolf die Leibnitz'sche Spekulation in verständiger Weise zu einer Schulphilosophie umgearbeitet worden und hatte in dieser Gestalt, wenn auch weniger den Reichthum der Idee, doch die Freiheit des Denkens gefördert und in Mitten theologischer Orthodoxie und mechanischer Weltanschauung die geistigen Interessen als solche zu behaupten gesucht. Aus Wolf's Schule gingen die beiden Baumgarten, Daries, mittelbar auch Feder und Andere hervor, welche dazu beitrugen, von den Universitäten aus das philosophische Bewußtseyn in weiteren Kreisen zu erwecken. Mit den Bemühungen dieser Schule verband sich mehr oder minder eben die fremde, auf feinere Geistesbildung hinzielende Erfahrungsphilosophie, und es entstand hieraus diejenige philosophische Richtung, welche mit der literarischen Reformation in das engste Bündniß trat und deren Interessen wirksam förderte. Der s.g. Rationalismus, welcher von Berlin aus der geistigen Zeitbewegungen sich bemächtigte, war die Geburt jener Vermählung und im Grunde nur ein verständiger Eklekticismus [1]). Wie er sich in Abbt,

1) Göthe hat diese eklektisch-philosophische Zeitstimmung mit wenigen Worten richtig charakterisirt, indem er sagt: „Die Philosophie war ein mehr oder weniger gesunder Menschenverstand, der es wagte, in's Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen. Ein heller Scharfsinn und eine besondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittel-

Nicolai, besonders in Mendelssohn, Eberhard und, dem Wesen nach selbst in Lessing, hauptsächlich personificirte, soll unten bei der Darstellung des literarischen Reformationswerkes nähere Erwähnung finden. Daß auch noch Garve (1742 — 1798) in der Weise und auf dem Standpunkte seines eudämonistisch-moralischen Popularpragmatismus, dem er den theoretischen Gebrauch des Verstandes unterordnet, dieser philosophischen Sphäre angehört, mag, beiläufig bemerkt, genügen. Sowie er durch jenen praktischen Gesichtspunkt mit Wolf, so hing er durch seine empirisch-sensualistische gesunden Menschenverstandstheorie mit Locke zusammen. Seine 1792 herausgekommenen, tief in die Zeit der neuen (kritischen) Philosophie hineingeschobenen „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Literatur und dem gesellschaftlichen Leben" geben sich ganz im Tone der pragmatischen Abstraktionsphilosophie, und, wie sie sich von den neuen transcendentalen Fragen fern halten (gegen deren Urheber (Kant) und dessen „Kritik der reinen Vernunft" Garve in den Gött. G. A. sogar den Kampf eröffnete [1])), so bleiben sie auch der seit Lessing eingetretenen gründlicheren prosaischen Darstellung fremd. Daß im Übrigen Garve's Styl sich durch Bildung und elegante Nettigkeit empfiehlt, wäre überflüssig, weiter darzuthun. — In die Reihe dieser Popularphilosophen gehört auch J. G. Zimmermann (1728 — 95), der, aus der Schweiz gebürtig, den strengeren Ton seines Vaterlandes und die gehaltene Sicherheit einer wohlgeführten ärztlichen Erfahrung mit dem Geiste der französischen und englischen Schriftsteller verband. Seine Schriften tragen die Züge dieser Verbindung. Geistreich und faßlich, aber auch bei aller Bildung doch oft hart und provinzialistisch im Ausdrucke, in ihrer Tendenz und Haltung pragmatisch-verständig, dabei vielfach von Satire durchwirkt, bieten sie ein Bild zugleich der philosophischen Zeitrichtung und der Eigenthümlichkeit ihres Verfassers, der leider, bei seiner drängenden und vorstrebenden Natur, in späterer Zeit den finsteren Mächten

straße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verschafften solchen Schriften und mündlichen Äußerungen Ansehen und Zutrauen, und so fanden sich zuletzt Philosophen in allen Fakultäten, ja, in allen Ständen." Dicht. und Wahrh. II. S. 95.

1) Jahrgang 1782. St. 3. S. 41. (Zugabe).

quälender Hypochondrie und schmerzlicher Krankhaftigkeit verfallen, meist die Mäßigung vergaß und, sowie gegen die Seinigen, so gegen Fremde und die Fortschritte freier Denkstrebung in tyrannische Launenhaftigkeit überging. Wie sehr nun auch solcherlei Ausschreitungen zu tadeln und zu bedauern sind, so mögen wir ihn darum doch mit Schlosser nicht sofort „einen Elenden" nennen, sondern viel eher mit Göthe in seinen mißlichen Gesundheitsverhältnissen die Verstimmung seines Geistes begründet finden und aus dem Mangel „an innerem Behagen", aus einer Art „partiellem Wahnsinne" die antiliberalen Sonderbarkeiten in seinen späteren Schriften (namentlich in seinen Fragmenten über Friedrich den Großen) erklären [1]). Seine Werke, wodurch er in der Reihe der geistreichen philosophischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts einen Platz und selbst für einige Zeit eine Art europäische Berühmtheit erhalten hat, stammen aus der Epoche der regenerativen Bestrebungen und tragen bei unverkennbarer Eigenthümlichkeit und Individualität die allgemeinen Zeichen derselben an sich. So seine Schrift „Vom Nationalstolze" (zuerst 1758 erschienen), in welcher die analytische Schärfe hinsichtlich des eigentlichen Gegenstandes selbst durch vielseitige Verwebung mit Ereignissen und Bildern aus der Geschichte wie aus dem unmittelbaren Leben gemildert wird, und die Darstellung die Frische origineller Auffassung und Ausführung gewinnt. Das Werk „Über die Einsamkeit" hat seinen ersten Anfang schon im Jahre 1756 und erwuchs allmälig zu der Gestalt und Größe, in der es seit 1784 herauskam. Es ist mehr eine freie fragmentarische Phantasieschrift, als eine die Sache in durchgreifender Untersuchung und Betrachtung erledigende Arbeit des fortschreitenden Denkens. Auch hier wechselt der Ton der Analyse mit der frischen Lebensanschauung, die Definitionen mit Gemälden und treffenden Bemerkungen charakteristisch ab. Man merkt gewissermaßen den ordinirenden Arzt; wie denn auch die Kaiserin Katharina es richtig bezeichnete, wenn sie schrieb, daß darin „der Menschheit manche schöne Recepte verordnet seyen." Sieht man von der oft ermüdenden Breite, sowie von einigen sonderbaren stylistischen Freiheiten

1) Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhund. III. 1. S. 321. Göthe Dichtung und Wahrheit. Bd. III. S. 337 ff.

ab, so darf die Schrift immer als ein Wahrzeichen des besseren Geschmacks in der wissenschaftlichen Darstellungsweise betrachtet werden. Das Buch „Von der Erfahrung in der Arzneikunst" (1763) giebt ein schätzenswerthes Beispiel, wie eine positivwissenschaftliche Frage mit philosophischem Geiste behandelt werden kann. Zimmermann erscheint in allen diesen Werken als ein Mann, der sich des Geistes der Zeit bewußt war, des Geistes, der die Fesseln der Schulpedanterie und der Zunft nicht mehr tragen und seinen frischeren Lebensregungen einen frischeren Ausdruck geben mochte.

Auch Iselin (1728—1782), welcher, aus Basel gebürtig, der Schweiz angehört, erscheint unter der Zahl derjenigen, die auf dem Wege popularphilosophischer Aufklärung die Interessen einer höheren und freieren Bildung fördern wollten. Seine „Philosophischen und patriotischen Träume eines Menschenfreundes" traten bereits 1758 an's Licht, ebenso seine Schrift „Über die Gesetzgebung". Sein Hauptwerk „Über die Geschichte der Menschheit" erschien zuerst 1764. In allen vergegenwärtiget sich der oben bezeichnete rationalistische Eklekticismus mit seinen praktischen Tendenzen. Iselin geht in jedwede Bewegung ein, wodurch sich damals eine Reformation der Bildungszustände in politischer, pädagogischer und literarischer Hinsicht vorbereitete. Wenn man den originellen Geist, der uns bei Zimmermann entgegenkommt, vermißt, so erfreuet sich dagegen das Gemüth an den friedlich-freundlichen Gesinnungen für die Wohlfahrt und das Gedeihen der Menschheit, die aus Iselin's Schriften mit unverstellter Wahrheit uns ansprechen. Obwohl regelrichtiger fortschreitend in seinen Betrachtungen als Zimmermann, bleibt er doch, gleich ihm, der pedantischen Systematik fremd und befleißiget sich einer gewissen Kunst der Darstellung, ohne indeß so glücklich zu seyn, die verständige Breite, welche die meisten prosaischen Schriften der Regeneration charakterisirt, überwinden und seinem Ausdrucke die Farbe ursprünglicher Belebung geben zu können.

Näher rückt der Hauptfrage der Zeit, d. h. der eigentlichen religiösen Geistesfreiheit und Aufklärung, Hermann Samuel Reimarus (1694—1768) aus Hamburg, mit dem diese Frage einer positiven Beantwortung entgegengeführt wird. Auf dem

Boden gründlicher philologischer Wissenschaft bereitete er der theologischen Schulorthodoxie einen Kampf, in dem sie allmälig unterliegen sollte. Wir übergehen hier die berühmten und berüchtigten Wolfenbüttler Fragmente, welche ihm ursprünglich angehören und später, von Lessing herausgegeben, den merkwürdigen theologischen Krieg in den siebenziger Jahren veranlaßten und weiter unten ihre Würdigung finden werden, um nur seine Schrift „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" (1754) kurz zu erwähnen, womit er in Deutschland dem englischen Deismus eine Art Einlaßurkunde ertheilte, so sehr auch Untersuchung und Ton sich von der aufklärerischen Oberflächlichkeit, welche jenem mehrfach eigenthümlich ist, entfernt halten. Das Buch ist in gewissem Sinne die erste förmliche Verkündigung der Rechte der Vernunft gegenüber der absoluten Herrschaft des symbolischen Dogmatismus, zugleich der Anfang derjenigen Religionsphilosophie, welche im Elemente endlich-verständiger Abstraktion, oder eben vom Standpunkte des gewöhnlichen Rationalismus, die religiöse Idee darstellt und mit der berühmten Schrift Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1792) ihren eigentlichen Abschluß erhielt. Reimarus erweiset sich als einen besonnenen Denker; seiner Behandlung der Sache in methodischer wie sprachstylistischer Hinsicht merkt man die klassische Gründlichkeit an, so sehr auch sonst im ganzen Ausdrucke noch die farblose Technik das Charakteristische der Form überwiegen mag.

Viel eigenthümlicher in Absicht auf Gedanken und Ausführung als die Genannten alle wandelt unter ihnen, einem stillen, aber lichtvollen Sterne vergleichbar, ein Mann, dessen denkkräftiger Geist bereits das Ziel anstrebt, welches erst ein glücklicherer Nachfolger erreichen sollte. Lambert († 1777), ein ebenso gründlicher Mathematiker als scharfsinniger philosophischer Denker, erhob sich auf der Bahn des strengen Begriffs zu der eigentlichen philosophischen Wissenschaft und erscheint unter den philosophischen Zeitgenossen wie ein Mann des Fachs in der Umgebung von fragmentistischen Dilettanten. Was Locke in seinem „Versuche über den menschlichen Verstand" gewollt und angefangen, was Kant „in der Kritik der reinen Vernunft" vollständiger und tiefer ausgeführt, das hat Lambert in seinem „Neuen Organon" (1764) mit logischer Kräftigkeit erfaßt und in be-

stimmter Umgrenzung gezeichnet. Er drängte in den verständigen Pragmatismus die Schärfe und Spitze des spekulativen Gedankens und blieb daher wie ein Einsamer, wohl vielfach angestaunt, aber wenig verstanden. Aus der Tiefe der Sache herauf holte er die Bausteine für ein neues philosophisches Gebäude, das er freilich selbst nicht vollständig ausbauen sollte. Die Syllogistik verdankt ihm mehrere wesenhafte Entdeckungen, die wissenschaftliche Bezeichnung und Sprache aber ihre ersten Grundlagen und Elemente. Von dieser letzteren Seite her kann er, wie wenig auch bisher darauf geachtet worden, als der Vater des deutsch-*metaphysischen* oder spekulativen Ausdrucks gelten. Man würde Kant zu seiner Zeit besser verstanden und wegen seiner philosophischen Sprachbildung weniger mißkannt haben, hätte man seinen Vorläufer so gut wie er selbst gekannt. Wir wollen damit nun freilich das Verfahren, welches Lambert in der Behandlung der Sprache für den philosophisch-wissenschaftlichen Zweck beobachtete, keineswegs durchgängig billigen, indem er der Willkür oft viel mehr einräumte, als mit dem Geiste der Sprache und ihrem grammatikalischen Grundcharakter vereinbar seyn dürfte; aber immer herrscht in seinem Style bei scheinbarer Sorglosigkeit unverkennbare Gründlichkeit und individuelles Gepräge.

An Strenge des Denkens stellt sich *Tetens* (1737—1807) am nächsten zu Lambert, obwohl er in Absicht auf den philosophischen Standpunkt mehr dem psychologischen Empirismus Locke's angehört. Mit diesem stimmt er auch in der Methode der Entwickelung und in der Deutlichkeit und Bestimmtheit des Vortrags, sowie in dem Streben nach einer gewissen Eleganz und Reinlichkeit der ganzen Darstellung überein. Noch näher, obgleich weniger gründlich als Lambert, berührt er die Probleme, welche die Kant'sche Kritik zu lösen unternahm, und wir finden ihn mehrfach auf dem Wege, den Kant später mit unverrückter Konsequenz verfolgte. Tetens gehört übrigens dem literarischen Charakter und selbst theilweise auch der Zeit nach zu den *regenerativen* Pflegern der Wissenschaft. Schon 1760 trat er als philosophischer Schriftsteller mit der Abhandlung auf: „*Gedanken über einige Ursachen, warum in der Metaphysik nur wenige ausgemachte Wahrheiten sind.*" Hier findet man bereits die Grundsätze, welche er nachmals wohl erweitert, aber nicht

verändert hat. Am berühmtesten ist er durch seine „philosophischen Versuche über die menschliche Natur" geworden, welche er 1777 bekannt machte und in denen er seinen englischen Vordermann gewissermaßen deutsch zu wiederholen suchte. Weit entfernt, der Arbeit ihren Werth in Absicht auf manche gelungene psychologische Analysen und auf gemessene Fortführung der Betrachtungen abzusprechen, fühlen wir doch den Mangel der geistreichen Originalität, welche zum Theil schon bei Locke, mehr aber noch bei den damaligen französischen Philosophen die Tiefe der Schulmetaphysik einigermaßen zu ersetzen geeignet ist.

Tetens erinnert an Feder († 1797), der mit ihm ungefähr gleichen Weges geht. Er hat dadurch eine besondere Bedeutsamkeit, daß er, da Meiners kaum zu rechnen ist und seine eigentlichen Vorgänger in der Stelle des philosophischen Lehramts ohne hervorspringenden Namen sind, der erste Vertreter der Philosophie auf der Universität Göttingen war, welche bei ihrem Principe der positiven Wissenschaftlichkeit, der praktischen Brauchbarkeit und historischen Gelehrsamkeit, der Philosophie von Anbeginn keine willkommene Heimat bieten mochte. Feder, ein bedächtiger Denker, taugte mit seiner popular-philosophischen Mittelmäßigkeit zu jenen Tendenzen, indem von ihm weder spekulative, noch sonstige Revolutionen zu befürchten waren, und doch ein gewisser philosophischer Anstrich gewonnen wurde. Schon haben wir im Vorbeigehen bemerkt, daß er mit der Wolf'schen Schule zusammenhing, und zwar durch die praktisch-eudämonistische Richtung, welche das Wesen seiner Philosophie ausmacht; auch seine vorgebliche Metaphysik reducirt sich im Grunde auf Wolf'sche und Locke'sche Abstraktionen. Die letzteren waren die Basis seiner späteren Operationen gegen Kant, dem er die Überschreitung der Grenzen des gesunden Menschenverstandes übelnahm, und von dessen Philosophie er nur „Verwirrung der Begriffe und Sprache" erwartete, obwohl er etwas später meinte, daß sich in derselben doch eine „meisterhafte Dialektik" beurkunde, und daß sie wohl mit der eigenen (Feder's) Philosophie vereinbar sey, wenn sie nur sich nicht „so stark und hart" ausdrückte und mehr „reinphilosophische Kaltblütigkeit" bewiese. In dieser Stellung innerhalb der Sphäre des gesunden Menschenverstandes und der Oppositionslinien gegen Kant traf er mit seinem Freunde

Garve zusammen, dessen Verhältniß zur regenerativen Wissenschaft wir bereits oben hervorgehoben haben. Beide waren theils durch diese antitranscendentale Haltung selbst, theils durch das sensualistisch-empirische Princip, von welchem aus sie die Befehdung vornahmen, die Vorläufer des Äneſidemus-Schulze, der, später Feder's Lehrstul in Göttingen erbend, in dessen Geist und Weise, wenn auch mit größerer Entschiedenheit und einiger skeptischer Zuthat, philosophirte [1]). Die Schrift, wodurch Feder sich am meisten Ruf erworben, und welche seinen regenerativen Standpunkt in der philosophischen Literatur am kenntlichsten charakterisirt, sind: „Die Untersuchungen über den menschlichen Willen" (1779). Durch das ganze Buch geht mehr eine praktische als reinwissenschaftliche Absicht, wodurch Ton und Haltung oft über Gebür populairisirt erscheinen. Wie die meisten Schriften dieser Art aus jener Zeit mit einem gewissen panegyrischen Typus traditionell geworden sind, ohne daß sich noch Jemand um die nähere An- und Einsicht derselben bekümmern möchte, so auch diese. Es ist englisch-französische Gemeinphilosophie ohne den Geist derselben, mit deutscher Schulgründlichkeit und logischer Umständlichkeit zugerichtet. —

J. J. Engel, der bereits unter den regenerativen Kritikern genannt worden, findet, obwohl nicht chronologisch, doch der Sache nach als Philosoph hier gleichfalls seine Stelle. Wie wenig er den Fortschritt des philosophischen Geistes begriffen hatte, und wie fest er noch auf dem pragmatischen Alltagsrationalismus beharrte, beweist unter Anderem seine „Standrede" auf die Kant'sche Philosophie (in seinem Philosophen für die Welt), worin er, sich auf Sokrates berufend, alle Spekulation für nichtig erklärt und Kant den Vorwurf macht, sich bei seinem sonst löblichen Nützlichkeitszwecke doch zu tief in das Spekulative eingelassen zu haben. Engel sucht seine philosophischen Gedanken für den Kreis der s. g. gebildeten Welt zuzubereiten und sie im Tone der guten Gesellschaft darzustellen. Er bemühet sich daher mög-

1) — — „Es folgt daraus auch eben, daß wir an die stärkste und dauerhafteste Empfindung oder den stärksten und dauerhaftesten Schein, als an unsere äußerste Realität, uns halten müssen. Dies thut der gemeine Menschenverstand." So Garve in der früher a. Recension der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft. (Ganz wie Schulze.)

lichst um die Eleganz des französischen Ausdrucks, um Deutlichkeit und gefällige Verständlichkeit; dabei bedient er sich vielfach der ästhetischen Mittel der Versinnlichung und Belebung, mehr das Anziehende als das Gründliche bezielend. Sein Zweck ist, die Verhältnisse des Lebens wie der Dinge, der Welt überhaupt, in ihrem Bezuge zur menschlichen Glückseligkeit aufzuweisen und zu veranschaulichen. Sein Styl erhält oft mehr als billig den Schein einer oberflächlichen Modernisirung. Von seinen Schriften gehört vornehmlich hierher „Der Philosoph für die Welt" (1775 ff.), an dem noch Andere, wie z. B. Garve, selbst Mendelssohn, Theil nahmen. Auch „Der Fürstenspiegel" (1798) behandelt in popular-philosophischer Weise und nicht ohne manche interessante Bemerkungen praktische Gegenstände und Fragen. Er bildet gleichsam die Schlußrede der Aufklärungs- und Pragmatisirungsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts in unserer Literatur.

Die Philosophie leitet von selbst zur Theologie, da sie in ihren höchsten Aufgaben mit dieser zusammentrifft und der Entwickelung derselben sich fast überall bedingend zugesellt hat. Vorzüglich war dieses seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der Fall, wo die Bewegungen im Gebiete des philosophischen Denkens hauptsächlich die regenerativen Fortschritte der theologischen Wissenschaften vermittelt haben. Das philosophische Aufklärungsstreben des Thomasius sahen wir bereits mit den anfänglichen Bemühungen des gleichzeitig aufkommenden Pietismus gegen die schuldogmatische Orthodoxie zusammengehen. Als dieser bald darauf, wenn auch von anderen Grundsätzen geleitet, eine gleiche orthodoxe Ausschließlichkeit annahm, vertheidigte ihm gegenüber die Philosophie den Fortschritt des freien Geistes. Wolf, der in der Arbeit für die Rechte der Vernunft dem Wesen nach der Bahn des Thomasius, dessen Kollege in Halle er war, folgte, mußte dafür jene pietistische Unduldsamkeit im höchsten Maße erfahren. Obwohl er bei aller Freimüthigkeit dem Principe des Supranaturalismus keineswegs entgegenkämpfte, so lag doch in der That ein solcher Kampf in der Konsequenz seiner Philosophie; und da, was in der Natur der Sache gründet, früher oder später in die Wirklichkeit vordringt, so konnte es nicht fehlen, daß auch die Wolf'sche Lehre allmälig ihre Tendenzen gegen die supranaturalistische Au-

torität hervortrieb. Daher kam es denn, daß diese Philosophie in der Folge der eigentliche Grund und Boden ward, aus welchem der gesammte deutsche Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts heranwuchs, der sich bereits in den vierziger Jahren in die Theologie eindrängte und, mehr und mehr mit der englischen und französischen Philosophie des gesunden Menschenverstandes und des daran sich knüpfenden empirischen Skepticismus in Verbindung tretend und so in einen unsicheren Eklekticismus übergehend, seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Grundlagen des kirchlichen Dogmatismus selbst angriff und gefährdete. Daß diesem Andrange der Philosophie von Seiten der Theologen vielfach entgegengewirkt wurde, darf man erwarten; daß der beabsichtigte Erfolg aber dieser Gegenwirkung nicht entsprechen wollte, lag in dem Fortschritte der Zeit. Gleiche Erscheinungen bot die Geschichte der kritischen Philosophie, gleiche bietet auch die Gegenwart. Die Ablehnung der philosophischen Ideen wird die protestantische Theologie immer zu bereuen haben, weil sie ihrem Principe und Wesen widerstreitet. Die wissenschaftliche Reaktion gegen die freie Vernunfttendenz ging übrigens zunächst von einem philosophischen Gegensysteme aus, welches Crusius in Leipzig aufstellte, und dessen eigenthümliche Richtung dahin zielte, die Philosophie selbst mit der lutherisch-kirchlichen Orthodoxie auszugleichen und so dem rationalistischen Liberalismus auf dem philosophischen Terrain die theologische Macht entgegenzuführen. Auf dem Grunde des supranaturalistischen Prophetismus sollte das System des kirchlichen Glaubens, und beziehungsweise auch Aberglaubens, befestiget werden; wobei nur der Scharfsinn zu bedauern ist, den der Urheber dieses Versuchs an eine grillenhafte Idee verschwendet hat, sowie, daß der Erfolg nur in einer schlechten Verketzerungssucht bestand, wovon selbst die trefflichsten Theologen, wie z. B. Semler, getroffen werden sollten.

Der philosophische Rationalismus gelangte aber auf zwei Wegen in die Theologie, auf dem moralisch-pragmatischen und dem exegetisch-historischen. In der letzteren Hinsicht ging er zunächst ein Bündniß mit der philosophischen Kritik ein und wirkte hierdurch um so gründlicher und nachhaltiger. Aus dem Bereiche der Exegese drang er alsbald in die Dogmatik vor und hatte sich so bereits in den sechziger Jahren des ganzen Gebiets der theolo-

gischen Wissenschaft bemächtiget. Der eigentliche Herd dieser fortschreitenden Strebungen war Preußen, und hier wieder der Wolfianismus der treibende Geist. Man kann sagen, daß Siegmund J. Baumgarten der Gründer des freisinnigen philosophischen Theologismus war, während Aler. G. Baumgarten, wie wir gesehen, die Theorie der Kunst aufzubauen anfing. Beide waren Schüler Wolf's. Semler namentlich, so auch Heilmann und Töllner, gingen aus der theologischen Schule des Ersteren hervor. Übrigens hatten sich schon vor diesen Offenbarungen eines positiveren Eintritts des theologischen Rationalismus Erscheinungen kundgegeben, welche das Regen eines freieren Geistes ankündigten. Wir erinnern an den in vieler Hinsicht trefflichen Mosheim (1694—1755), der als der Ahn einer eigentlich deutschen Behandlung der theologischen Wissenschaft zu betrachten ist. Seit Luther hatte diese im Vaterlande verlernt, sich ihres natürlichen Organs zu bedienen, und damit auch vergessen, daß nur durch dieses der Geist der Reformation in das Volk gedrungen war. In dem Maße, als man neuerdings der lateinischen Sprache sich zugeneigt hatte, war auch die Theologie dem scholastischen Formaldogmatismus wieder anheimgefallen und von dem fruchtbaren Boden des Volks zurückgetreten, um in der Dürre der Schule zu lebloser Systematik zu erstarren. Mosheim nun hat das große Verdienst, sie die deutsche Rede von Neuem gelehrt zu haben, womit er ihr, auch abgesehen von seinem aufgeklärten theologischen Standpunkte selbst, die Grundbedingung freier Wissenschaftlichkeit vermittelte. Daß er seine Kirchengeschichte noch lateinisch schrieb, kann dagegen nicht eingewendet werden, insofern solches theils nur etwas Parzielles ist, theils auch auf diesem Felde die fremde Sprache weniger ihren Schulzwang geltend machen kann. Aber auch in Absicht auf das Princip erscheint er als derjenige, von dessen Namen und Wirken zuerst die Morgendämmerung eines lichtvolleren Tages im Gebiete der Religion und Theologie herüberleuchtet. Ohne dem orthodoxen Supranaturalismus streitend entgegenzutreten, den er vielmehr, wenigstens theilweise und in gewissen Schranken, durch besondere z. g. antideistische Vorlesungen zu vertheidigen suchte, wußte er die Probleme der theologischen Wissenschaft mit vernünftiger Freiheit aufzufassen und mit verständiger Mäßigung zu behandeln.

Im mündlichen Vortrage wie in seinen Schriften ließ er den Geist besonnener Ansicht walten und mit heller, unbefangener Beurtheilung, verstand er, eine zweckmäßige Anordnung nebst der Kunst eines gefälligen, ungezwungenen, von altklassischer Gediegenheit und Bildung durchdrungenen Ausdrucks zu verbinden. So über die Pedanterie der Schulformen sich erhebend und die religiöse Humanität in seiner Persönlichkeit individualisirend, wurde er Vorbild und Orakel Aller, die von ihm lernten. Männer, wie Spalding, Zollikofer, Jerusalem, folgten der Bahn, die er bezeichnet und eingeleitet hatte. Sehen wir davon ab, daß er in der Kirchengeschichte zuerst das Princip der historischen Selbstständigkeit gegenüber der kirchlichen Autorität, was bereits dicht am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Arnold, der pietistische Freund des Thomasius, in seiner berühmten „Unparteiischen Kirchen- und Ketzergeschichte" versucht hatte, mit folgerichtiger Bestimmtheit geltend machte und die Geschichte der Philosophie in diese Partie der Theologie hinüberzog; so bleibt vorzüglich zu bemerken, wie er mit philosophischer Unbefangenheit der geistlichen Beredsamkeit eine vernünftigere und praktisch-fruchtbarere Bedeutung zu vermitteln und sie der dogmatischen Schulfrohnde zu entziehen strebte. Da er hiermit zugleich im Geiste antiker Bildung eine geschmackvollere sprachliche Behandlung zu verbinden bemühet war, so wurde er der eigentliche Vater unserer nationalen Kanzelberedsamkeit, deren Literatur aus dem regenerativen Gesichtspunkte zunächst mit ihm beginnt. Seine „Heiligen Reden" erinnern noch hin und wieder an die lateinische Erziehung, aus der sie emporgewachsen, bekunden aber im Ganzen bei lichtvoller Anordnung und vernunftmäßiger Auffassung der christlichen Beziehungen so viel Geschmack in der Darstellung überhaupt und insbesondere so viel deutsch-sprachlichen Charakter, daß sie werth sind, die Reihe der neueren nationalen Kanzelliteratur bei uns zu eröffnen. Sonst tritt Mosheim auch noch hinsichtlich der theologischen Moral in die Sphäre der regenerativen Schriftsteller, indem er hier gleichfalls sich von der orthodoxen Formalität entfernte und auf dem Grunde biblischer Principien eine rationalistisch-empirische Sittenlehre aufzubauen anfing, deren Vollendung er indeß selbst nicht mehr zu Stande brachte.

Gleichzeitig, jedoch in anderer Weise, bewegte sich Joh. Chr. Edelmann aus Weissenfels († 1767) an der Schwelle der Regeneration der theologischen Wissenschaft. Obgleich dem Geiste des Christenthums im Wesentlichen ergeben, suchte er doch die dogmatischen Artikel desselben, ja seine ganze eigentliche supranaturalistische Grundlage als unhaltbar nachzuweisen. Die Bibel selbst hielt er wohl für ein sehr achtbares Buch, allein er leugnete ihren inspirativen Ursprung und ihre peremtorische Gültigkeit, indem er die Möglichkeit des Hinausgehens über ihre Grenzen für eine wesentliche Forderung der Vernunft und geistigen Freiheit erklärte. Er nennt sie ein Stückwerk, wie alles Wissen der Menschen von Gott und göttlichen Dingen, und schiebt ihre Entstehung in spätere Zeit herab, will auch Manches darin für bloße allegorische Mystik angesehen wissen. Zunächst von Arnold angeregt, legte er seiner theologischen Auffassung einen mystisch-moralischen Pantheismus zum Grunde und schlug insofern eine andere Bahn ein, als die rationalistischen Theologen des achtzehnten Jahrhunderts, in Vergleich mit denen er ein spekulativer Theolog zu nennen ist; wie er denn auch, trotz dem, daß er zuletzt in Berlin lebte, mit dem eklektischen Rationalismus der dortigen Literaten in keinerlei nähere Verbindung kam. In seinen verschiedenen Schriften herrscht neben unverkennbarer Originalität eine ironische Herbe und Schärfe, welche nicht selten in den Ton der Invektive übergeht, wozu ihn theilweise wohl Mißgeschick und Verfolgung von Seiten der Geistlichkeit, gegen die er hauptsächlich seine Satire richtete, treiben mochte. Immer bleibt er eine merkwürdige Erscheinung, und die Vergessenheit, in welche er bald gerieth, rührt ohne Zweifel mit daher, daß sein philosophischer Standpunkt ein der ganzen Zeitrichtung durchaus fremder war; wie derselbe Fall ja auch bei Spinoza, der in der Philosophie als sein Vorgänger zu betrachten ist, Statt fand. Übrigens liegt in Edelmann's Auffassung des Christenthums, welche mit dem damals in England gerade herrschenden Deismus nichts gemein hat, gewissermaßen das Vorbild einer ähnlichen Richtung der philosophisch-theologischen Denkstrebungen der Gegenwart, die sich aus der Schule Hegel's entwickelt und in unterschiedlicher Färbung dargestellt hat [1]).

1) Die deutschen (Haller) Jahrbücher, welche diese Richtung hauptsäch-

Verfolgen wir nun noch in flüchtiger Übersicht die weiteren regenerativen Erscheinungen auf dem Felde der Theologie, so begegnen wir zuvörderst den bezüglichen Leistungen im praktischen Gebiete. Moral und geistliche Beredsamkeit zeigten bald die Spuren des neuen freieren Geistes. Schon bei Mosheim gewahrten wir die ersten Anfänge. In seine Fußstapfen trat zunächst Spalding (1714—1804), ein Mann von hoher Bildung und freundlich-edler Haltung, ein Geistlicher in Sinn, Wort und That. Er schreitet mit festerem und sichrerem Schritte auf der neuen Bahn, und wir sehen ihn daher auch schon im Kampfe mit der orthodoxen Tradition für das Licht, welches in die Finsterniß der theologischen Schulweisheit einzudringen begann. Was Reimarus als Laie unternahm, unterstützte Spalding als Mann des Fachs. Der Zelotismus eines Götze, welcher sich fast durch die ganze Regenerationszeit und selbst noch über die reformatorische Epoche hinauszieht, knüpft zuerst an ihn seinen Streit. Durch die gesammte schriftstellerische Wirksamkeit Spalding's geht das Streben, den freien Gedanken mit der positiven Lehre möglichst auszusöhnen. Gleich anfangs nahm er Partei für die rationalistische Geistesrichtung, wie sie, aus Wolf's Schule hervorgegangen, durch den Einfluß der englischen Aufklärungsphilosophie modificirt worden war. Durch die Übersetzung von Shaftesbury's „Philosophischen Gesprächen über die Natur der Tugend" (1745), stellte er sich sofort in die Reihe derjenigen, welche damals von Preußen aus die Rechte der freien Wissenschaft gegen die Schultyrannei zu vertheidigen anfingen. (Er selbst, in Schwedisch-Pommern geboren, gehörte auch der Gegend nach gewissermaßen Preußen an.) Aus der Bekanntschaft mit mehreren dieser Männer entsprang sein erstes regeneratives Hauptwerk „Über die Bestimmung des Menschen" (1748), welches zu den Schriften gehört, an die sich neue Bewegungen im Laufe der Zeiten knüpfen. Dieses Werk, in dem er mit edler Offenheit die Autorität der Vernunft neben dem Glauben behauptet und die sittlichen Principien zunächst in der menschlichen Natur als solcher aufsucht, bezeichnet nämlich entschieden den Eintritt des freien philosophischen

---

lich vertraten, haben deshalb auch wohl auf Edelmann neuerdings besonders hingewiesen. Vgl. Jahrg. 1843.

Gedankens in das Gebiet der theologischen Wissenschaft und kann um so mehr für das erste eigentlich bahnbrechende Unternehmen in dem Regenerationsprocesse der Theologie angesehen werden, als es mit gesinnungsvollem Ernste einen würdigen, gebildeten und im Ganzen wohlgehaltenen Vortrag verbindet, der uns nur selten an die veralteten Formen, welche eben erst überwunden werden sollten, erinnert. Von dieser Schrift datirt genau der Anfang des theologischen Kriegs zwischen dem Rationalismus und orthodoxen Dogmatismus, indem der mehr erwähnte und noch viel zu erwähnende Hauptvertreter des letzteren, Pastor Götze in Hamburg, in Bezug auf sie die berüchtigte Polemik der theologischen Schulgläubigkeit eröffnete, von welcher Spalding also zuerst getroffen wurde, und wogegen ihn nur der Schutz und die Gunst Friedrich's II. aufrecht erhalten konnte. — Gleicher Sinn und gleiche Tendenz charakterisiren seine geistliche Beredsamkeit. Seine Predigten dürfen von dieser Seite wie in Absicht auf ihren ganzen Charakter, der sich durch Einfachheit, erbauliche Würde, treffliche Anordnung und sprachliche Richtigkeit bei weiser Anwendung oratorischer Mittel auszeichnet, als das Erzeugniß eines veredelten Geschmacks und insofern als ein unleugbarer Fortschritt in diesem Literaturzweige betrachtet werden. Seine letzte Schrift „Die Religion eine Angelegenheit des Menschen" (1797) beweist, daß er seinem ursprünglichen Standpunkte treu geblieben und den Interessen des freien Geistes fortwährend huldigte, ohne jedoch in die neuen reformatorischen Literaturbewegungen tiefer eingegangen zu seyn. Mit Recht nennt ihn Herder einen Schriftsteller „nicht bloß des Vaterlandes, sondern auch der Menschheit" [1]).

Neben Spalding steht Jerusalem (1709—1789), der, aus Osnabrück gebürtig, durch treffliche Studien gebildet und in der Folge seine Berufsthätigkeit in Braunschweig'schen Diensten entwickelnd, dabei durch einen längeren Aufenthalt in London an Welterfahrung bereichert, vornehmlich befähiget war, an dem regenerativen Werke der theologischen Wissenschaft mitzuarbeiten. Sein Ziel war, die religiöse Aufklärung auf dem Wege der Vermittelung des Glaubens und der christlichen Moral mit der philo-

1) Fragmente, erste Sammlung. (Schriften. Thl. I. S. 99.)

sophischen Denkfreiheit zu befördern. In dieser Hinsicht ist hauptsächlich sein Werk „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" (seit 1768) zu bemerken, worin der bereits damals ausgebildete rationalistische Eklekticismus als philosophische Grundlage erscheint. Mit dieser Schrift steht er der Zeit nach hinter Spalding's regenerativem Auftreten, dem er indeß in Absicht auf Princip, Tendenz, Gesinnung und Adel des Charakters vergleichbar ist. Dem etwas früher erschienenen ähnlichen Werke von Reimarus reihet sich jenes von Jerusalem würdig an, obgleich es von demselben an Entschiedenheit des Denkens übertroffen wird, auch weniger theoretisch-systematische Bestimmtheit hat, dagegen sich mehr den praktischen Beziehungen zuwendet. Die Darstellung zeigt, daß Jerusalem den Geist des Fortschrittes in Sprache und deutsch-prosaischem Style begriffen und sich möglichst angeeignet hatte. Man sieht, daß ihm wie Reimarus das Studium der Alten mehr gewesen, als ein bloßes Lernen in der Schule. In seinen Predigten schließt er sich an Mosheim an, mit dem er auf die Entfernung scholastischer Barbarei aus dem Gebiete der Kanzelberedsamkeit vorzüglich hinarbeitet, über den er sich aber an Bedeutsamkeit des Gedankeninhalts erhebt. Er hat auch auf dieser Seite ein wesentliches regenerativ es Verdienst um unsere Nationalliteratur, was ihm darum nicht zu schmälern ist, daß seinem Vortrage oft Sicherheit im Ton und Ausführung, sowie angemessene Rundung und Präcision im Ausdrucke fehlt, und mitunter eine zu ängstliche Sorgfalt in dem Streben nach Zierlichkeit die freie Bewegung behindert. Daß er durch seine rege Theilnahme an der Gründung und ersten Einrichtung des Karolinum's in Braunschweig, der trefflichen Pflegeanstalt so vieler ausgezeichneter Männer und Gelehrten Deutschlands, auch in weiterer Ausdehnung für das Aufblühen einer höheren wissenschaftlichen Bildung und die Regeneration der vaterländischen Literatur wirksam gewesen, mag nur im Vorbeigehen angedeutet werden [1]).

1) Jerusalem war der Vater des durch Göthe's Werther berühmt gewordenen Karl Wilh. Jerusalem, dessen freiwilliger Tod nach Göthe's Äußerung „durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes" verursacht seyn soll, wohl aber vorzüglich durch die ziemlich allgemeine sentimentale Überstimmung der damaligen deutschen Jugend mitbewirkt seyn mag.

Zollikofer (1730—1788), ein Schweizer von Geburt, mit seinem Lebensberufe als Prediger aber an Deutschland (Leipzig) innigst gebunden, wandelt ebenfalls auf der rationalistisch-praktischen Bahn der Fortbildung des theologischen Geistes und bezeichnet die Grenze dieser regenerativen Bewegung von jener Seite her. Seinem Charakter wie seinen Schriften sieht man den Ernst seines Vaterlandes an. Die ungestörte Ruhe eines stoischen Weisen, der mit gemessenem Schritte durch die wechselvollen Scenen des Lebens geht, spricht aus Allem, was von seiner Person berichtet wird und in seinen Reden vor uns liegt. „Er empfand tief und sah kalt aus", sagt Garve in seiner Charakteristik desselben. Dieses durch und durch gesetzte Wesen giebt seinen geistlichen Reden, mit welchen er in unserer Nationalliteratur sich eine Stelle gewonnen hat, bei aller Faßlichkeit doch den Anstrich einer gewissen aristokratischen Würde. Sie tragen die Farbe logischer Gründlichkeit und tiefgehender Überzeugung. Obwohl ihrer eigentlichen Richtung nach wesentlich moralisch-praktisch, offenbaren sie doch einen hohen Grad philosophischer Denkstrebung, welche hier mit offener Stirne und männlicher Kräftigkeit hervortritt. Die Förderung vernünftiger Aufklärung war Zollikofer's Ziel, dem er mit der ihm eigenen Charakterfestigkeit zustrebte. In seinen Reden bemerkt man ein stetes Hinwenden zum Besseren, und der Fortschritt läßt sich nicht verkennen, namentlich wenn man die späteren mit den früheren vergleichen will. In Absicht auf Sprache und ganze Ausführung darf Zollikofer die Ehre ansprechen, unsere nationale Kanzelberedsamkeit auf die Höhe ihrer regenerativen Epoche gebracht zu haben.

Mit diesen und anderen philosophisch-praktischen Aufklärungsversuchen im Bereiche der Theologie treffen ähnliche Bemühungen von der eigentlich theologisch-wissenschaftlichen Seite her zusammen und zwar in allen Zweigen, besonders aber in der Hermeneutik und Dogmatik. Die erstere, als natürliche Grundlage der zweiten, bot die Ausgangspunkte der regenerativen Neuerungen. Sie selbst lehnte inzwischen wieder an die biblische Kritik und trat mit ihr in engstes Bündniß. Beide stützten sich dann in diesem Bunde auf altklassische Philologie, aus deren Sphäre sie die Grundsätze einer wahren und freien Kritik und Interpretation auch für die biblischen Schriften entlehnten. Matthias Geßner hatte bereits anleitende Winke gegeben, als Ernesti (in Leipzig) die ei-

gentliche Initiative der neuen Methode für die interpretative und kritische Bibelwissenschaft ergriff, indem er sie bestimmt unter die Principien der profanen Literaturbehandlung stellte (1761)[1]. Morus bildete diese Methode weiter aus und gab ihr mit größerer Genauigkeit folgerichtige Anwendung. Ungefähr gleichzeitig mit Ernesti suchte Semler (in Halle) seinerseits eine liberalere Bibelerklärung einzuführen, jedoch weniger vom philologischen, als historisch-dogmatischen Standpunkte aus. Mit wackerem Ernste steht er am Eingange der neuen Wissenschaft. „Er verband," sagt Eichhorn, „den praktischen Geist der Spener'schen Schule mit der Gelehrsamkeit der Baumgarten'schen." Beiden begegnete Michaelis (in Göttingen) auf demselben Wege, nur daß er zunächst das Alte Testament berücksichtigte, während namentlich Ernesti sich bloß dem Neuen zuwandte, auch sonst durch Herübernahme von Sitten, Geographie und Ethnographie die ganze Auffassungsweise des A. T. unter den weltlichen Gesichtspunkt stellte. Wenngleich Michaelis sich hütete, in die Dogmatik mit regenerativer Hand unmittelbar einzugreifen, so hat er doch eben durch seine Exegese auch hier mittelbar der freien Bewegung vorgearbeitet, die bald darauf eintrat. Unter denen, welche in diesem Kreise als Führer voranstehen, ist besonders Teller hervorzuheben, welcher durch sein „Lehrbuch des christlichen Glaubens" (1764) gewissermaßen die neue Epoche der Emancipation der Dogmatik von der Tradition der Scholastik bezeichnet. Er versuchte hier, die Dogmatik unter Vermittelung einer freien, vernunftgemäßen Exegese rein auf biblische Grundlagen zurückzuführen. Wie tief er mit diesem Buche in die alte symbolische Glaubensgewohnheit hineingriff, beweisen die eifrigen Verfolgungen, welche von allen Seiten gegen dasselbe heranbrängten. Nicht bloß die Religion, sondern auch der Staat sollten da-

1) „Una eademque ratio interpretandi communis est omnibus libris, in quocunque argumento occupatis." Mit diesem Satze spricht Ernesti in seiner Schrift Institutio interpretis N. T. p. 227. den neuen Standpunkt entschieden aus. Er glaubte, hierdurch die Exegese auf den eigentlich ursprünglichen Reformationsgrundsatz zurückzubringen, und beruft sich auf Luther's Ansicht: „theologiam veram et summam nihil aliud esse, quam grammaticam", so wie auf Melanchthon's Dictum: „Scripturam non posse intelligi theologice, nisi antea intellecta sit grammatice." Opp. philolog. p. 199 et p. 223.

durch gefährdet seyn (wie heut zu Tage in ähnlichen Fällen Ähnliches vorgeschoben wird). Man begnügte sich daher nicht mit Bekämpfungen und Widerlegungen von Kathedern und Kanzeln, sondern rief auch die weltliche Polizeigewalt und sogar den Reichsfiskal zu konfiskatorischen und anderen ernsthaften Maßregeln gegen den Verfasser selbst auf. Erst, nachdem ihn die damalige erleuchtete und geistesfreie preußische Regierung unter ehrenvollster Anerkennung seines bisherigen Wirkens von Helmstädt nach Berlin in die oberste Kirchenbehörde berufen, fing das Ketzergeschrei an, gemach zu verstummen. Teller nahm nun von diesem erweiterten Schauplatze seiner Thätigkeit aus den regsten und wirksamsten Antheil an der Förderung der theologischen Wissenschaft und des vernunftgemäßeren Fortschritts der religiösen Bildung. Unter den Männern, welche in dieser Hinsicht gleichzeitig und namentlich in Berlin selbst neben ihm fortstrebten, ragt er als Einer der Ersten durch Eifer, philosophische Freiheit und Vielseitigkeit theologischer und sonstiger literarhistorischer Gelehrsamkeit hervor. Bringt man noch in Erwägung, daß er für die deutsche Sprache im Besonderen bemühet war, indem er ihr damaliges Verhältniß zu der lutherischen Bibelübersetzung für den Zweck neuer Bereicherungen derselben aufzuweisen suchte, auch sonst für ihre Ausbildung durch sprachwissenschaftliche Arbeiten thätig war, daß seine Schriften selbst, wenn auch, wie sein Lehrbuch, nicht immer und durchgängig im besten Geschmacke und mit gleichmäßiger Haltung, doch im Ganzen mit eigenthümlicher Kraft und Lebendigkeit verfaßt sind; so darf Teller's Name in der Geschichte unserer nationalliterarischen Regeneration mit Auszeichnung vor Vielen genannt werden.

Wir übergehen Andere, wie Töllner, Sack u. s. w., um nur noch zu bemerken, daß diese regenerativen Anstrebungen in der Theologie ohne spekulativ-ideale Erhebung blieben und ihrem gemeinsamen Grundtone nach insgesammt auf den rationalistischen Pragmatismus zurückgingen, der etwas später während der reformatorischen Literaturepoche in dem Wolfenbüttler Fragmentenkriege seine kritische Spitze und in den Strebungen eines Bahrdt und Gleichgesinnter seine äußerste Verflachung zur weltlichsten Auffassungsweise des Christenthums erhalten hat.

Daß nun diese theologischen Aufklärungsbewegungen, gleich

den nebenhergehenden philosophischen, die orthodoxe Reaktion wohl vielseitig hervorrufen mußten, lag in den natürlichen Verhältnissen der Sache. Außer mehreren Versuchen vom Standpunkte wissenschaftlicher Auffassung, wohin unter Anderem die bereits erwähnte antiwolf'sche Opposition von Crusius in Leipzig gehört, war es vornehmlich der verketzernde Zelotismus, welcher seine Operationen alsbald mit größerem Nachdrucke zu entwickeln anfing. Schon frühzeitig hatten Reimarus in Hamburg, Ernesti in Leipzig und Semler in Halle von dem Drange der eifernden Orthodoxie zu leiden gehabt und wurden dadurch selbst theilweise zu ihren offenen Regenerationsstrebungen hingetrieben. Nachdem sie nun mit diesen sich hervorgewagt, nahm jene reaktionäre Richtung ihrerseits einen positiveren Charakter an und wendete sich mit heftiger Verfolgung wider die Neuerungen und ihre Urheber, von denen der treffliche Semler durch Götze zunächst das Schlimmste erfahren mußte. Wie übrigens diese Reaktion sich fortleitete, mag besser bei Gelegenheit der Lessing'schen Polemik nähere Erwähnung finden, in welcher sich überhaupt die Momente des ganzen theologischen Aufklärungsprocesses zu einer entschiedenen Krisis zusammendrängten.

Werfen wir endlich noch einen flüchtigen Blick auf die regenerativen Erscheinungen im Gebiete der Geschichte, Politik und der Socialwissenschaften überhaupt, so bietet sich hier Weniges, was eine besondere Rücksicht in Anspruch nehmen könnte. Die Geschichte bewegte sich ohne merkliche Erhebung über den Schulton meist in geistloser Form und Breite, und nur hier und da taucht ein besserer Punkt hervor, wie etwa die Osnabrücker Geschichte von Just. Möser (zuerst 1765), die aber eher den Anfang der reformatorischen Geschichtsliteratur bezeichnet, als sie der regenerativen angehört, und deren wir hier um so weniger weiter erwähnen mögen, als wir, die literarische Charakteristik dieses ausgezeichneten Mannes in die folgende Epoche zurückzustellen, wesentliche Motive haben. Fast alles Übrige ist kompilatorische Fabrikation, über welche auch Pütter's Lehrbücher und bekannte Reichsgeschichte, so großes Ansehen sie auch zu ihrer Zeit haben mochten und so viel Detailgelehrsamkeit sie beurkunden, im Grunde nicht hinausgingen, abgesehen davon, daß überhaupt, wie Schlosser

richtig bemerkt, damals „die historischen Wissenschaften in Göttingen ganz feudalistisch betrieben wurden.“[1])

In der Politik hatte Friedrich II. seit seiner Thronbesteigung (1740) zunächst praktisch die Regeneration eingeleitet. Er selbst war aber auch derjenige, welcher durch seinen Antimachiavell die erste wissenschaftliche Anregung in diesem Fache gab. England und Frankreich besaßen bereits eine klassische Literatur der Staatswissenschaften. Dort hatte außer Anderen Locke schon um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Staatslehre im Tone und Geiste höherer Bildung sowie in musterhafter Sprache dargestellt, hier etwas später Montesquieu seinen publicistischen Ruhm über ganz Europa verbreitet, während in Deutschland, selbst um die Mitte des Jahrhunderts, noch keine Ahndung einer solchen Literatur aufdämmerte. Ohne politische Einheit und Freiheit, ohne Öffentlichkeit in Gericht und Verwaltung, ohne sociale Bildung überhaupt, wie unser deutsches Volk damals war, ließ sich eine angemessene Behandlung dieses Gegenstandes nicht erwarten. Achenwall's „Staatsklugheit“ (1761) mag die Ehre einer übersichtlichen Anordnung der bezüglichen Materialien ansprechen, allein für ein Werk, welches in der Geschichte der Nationalliteratur eine Stelle einzunehmen hätte, kann es weder hinsichtlich der Auffassung, noch der Ausführung angesehen werden; auch würde es vom Standpunkte der Regeneration schon insofern kaum besondere Beachtung verdienen, als es das Princip des Fortschrittes nicht in sich aufgenommen hat. Dieses erweiset sich dagegen bereits mit möglichster Entschiedenheit in dem Staatsrechte des älteren Moser (J. J.), der schon in den dreißiger Jahren die publicistische Laufbahn betrat. Die staatswissenschaftlichen Leistungen seines Sohnes, K. v. Moser, gehören mit dem Tone ihrer Darstellung noch ziemlich in diese Zeit, ihrem Geiste und ihrer Tendenz nach aber wesentlich in den Kreis der reformatorischen Bewegungen, wo deshalb, ihrer näher zu gedenken, der geeignete Ort seyn wird.

1) Geschichte des achtzehnten Jahrh. u. s. w. Bd. III, 2. S. 232.

Drittes Kapitel.

Klopstock und Wieland.

Wir haben gesehen, wie sich die deutsche Literatur während der ersten sechs Decennien des achtzehnten Jahrhunderts in mancherlei Richtungen und Weisen versuchte, wie sie hier auf dem Wege der französischen Konvenienz ihr klassisches Ziel erstrebte, dort an der Hand der englischen Muse das Heil nationaler Vollendung zu finden hoffte, in dem Vereine der Bremer Beiträger sich den volksthümlichen Sympathien näherte, indeß sie in den preußischen Dichtern zugleich Organe für höhere patriotische Begeisterung und für die socialen Lebensbeziehungen zu gewinnen bemüht war, wie sie endlich durch Kritik und Philosophie ein neues höheres Bewußtseyn erwerben wollte, während sie nicht minder in der wissenschaftlichen Sphäre auf nationale Bedeutung ernstlich hinarbeitete. Hatte sie sich nun auch durch derlei Strebungen hinsichtlich ihres eigentlich nationalen Bedürfnisses mehrfach orientirt, so fehlte es ihr doch bisher an zureichender produktiver Befriedigung und Vertretung dieses gesteigerten regenerativen Selbstbewußtseyns. Da hoben sich aus der Mitte der Vielen, welche mit unzulänglichen Talenten die Ehre der deutschen Muse herstellen wollten, zwei Namen empor, die, wie Memnonstöne, die aufgehende Sonne des neuen literarischen Tages bedeutsam verkündigten — Klopstock und Wieland. Wie verschieden nach ihren Standpunkten und Richtungen, wie ungleich an poetischer Begabung und Weihe und wie wenig befreundet auf ihrem literarischen Lebenswege Beide seyn mochten, so erscheinen sie doch insofern unter demselben nationalliterarischen Gesichtspunkte, als sie in wesentlicher Wechselbeziehung die produktive Emancipation der vaterländischen Dichtung zuerst, wenn auch einseitig und ohne echt volksthümliche Vertiefung, mit einigem Erfolge versuchten. Zweierlei bedurfte damals unsere Literatur, Selbstständigkeit in Geist und Sprache bei größerer Wahrheit der Empfindung wie Lebensauffassung, und dann näheren Anschluß an die Interessen der socialen Bildung. Erst

nachdem in beiderlei Hinsicht eine Art vorbereitende Vermittelung im größeren Publikum eingetreten war, konnte es der reformatorischen Aufklärung und Kritik gelingen, die Theilnahme der Nation selbst an ihren ernsten und gründlichen Strebungen zu gewinnen und die Wichtigkeit ihres Unternehmens zur allgemeineren Einsicht zu bringen. Klopstock und Wieland haben nun ihre eigenthümliche literarische Stellung und Bedeutung gerade in der Art, wie sie durch Werke höherer Originalität als die bisherigen jene nationale Verallgemeinerung des Interesses an der Literatur unseres Vaterlandes bewirkten und so die eigentliche nationalliterarische Reformation produktiv unmittelbar einleiteten. Sie bilden insofern die klassische Vertretung der höchsten Stufe des regenerativen Literaturbewußtseyns, hiermit des Übergangs in die folgende Epoche. Wie weit sich daher auch ihre schriftstellerische Thätigkeit, besonders die Wieland's, der Zeit nach über das Stadium der Reformation selbst hinaus erstrecken mag — die Geschichte hat sie hauptsächlich in jener Stelle aufzufassen und zu würdigen. Weder in den Principien, noch in Form und ganzer Haltung gehören Beide der neuen Zeit vollständig an, weisen vielmehr, bei allen Zeichen eines bedeutsamen Fortschrittes und bei unverkennbarer Rückspiegelung des Geistes der neu eintretenden Epoche, doch noch vielfach auf die veralteten Standpunkte und Geleise hin, welche zu verlassen, sie freilich rühmlichst bemüht waren. Ihre Hauptwirksamkeit fällt in die sechsziger und siebeniger Jahre, treibt also selbst bis in Mitte der originalen Drangbewegungen fort, ohne davon in ihrem Wesen bedingt oder verändert zu werden. Was Lessing begonnen, was, von Herder weiter vermittelt, in Göthe und Schiller zur reifsten, vollsten Frucht gedieh, es war für sie nur eine Thatsache, kein organisches Lebensmoment neuen Wachsthumes und neuer Gestaltung. Es erklärt sich daher, wie Beide, ihrer unleugbaren Verdienste ungeachtet, von der Nation bald vergessen werden mochten und längst nur noch solirte und gleichsam ausnahmsweise Beachtung finden. Wie weit sie sich aber auch in jener Beziehung zurückstellen mögen, so behaupten sie doch eben in der vorbezeichneten regenerativen Bedeutung den ehrenvollsten Platz in der Geschichte der Wiedergeburt unserer Literatur. Zwei hohe Gestalten stehen sie an der Pforte der neuen Epoche und weisen mit sinnvollen Zeichen auf die Ziele

hin, welche diese verfolgen sollte, und welche sie selbst noch in einseitiger und unsicherer Weise anstrebten. Wie sie sich in dieser eigenthümlichen Stellung einander ergänzen und in dieser Ergänzung ihre wesentliche Wechselbeziehung haben, ist zuvörderst nicht zu übersehen. Wenn Klopstock das Princip idealer Subjectivität, der Gemüthsinnerlichkeit in ihrer Erweiterung über Gegenwart und Diesseits in die Unendlichkeit der Zukunft und des Jenseits, zum Born seiner Schöpfungen machte und damit auf die germanisch-nationale und christliche Grundlage zurückging, so suchte Wieland die reale Subjektivität, welche ihre Interessen in der Gegenwart findet und in dem Diesseits ihre Befriedigung haben möchte, zum hauptsächlichen Motive und Inhalte seiner Produktionen zu nehmen. Jener hob den spiritualistischen Absolutismus[1]) auf den poetischen Thron, dieser den Realismus der Weltlichkeit. Klopstock suchte die nationale Selbstständigkeit der Literatur, deren Nothwendigkeit er tiefer als irgend ein Anderer fühlte und für deren Herstellung er schon in seiner ersten Jugend begeistert war (z. B. in seiner lat. Abgangsrede von Schulpforta), aus den Urwäldern Deutschlands herbeizuführen, indeß Wieland sie in der freien Bewältigung und umbildenden Ausführung der neuen französisch-englischen Socialprincipien bewähren wollte. Beide trafen hierbei, wenngleich auf verschiedenen Wegen, in der Emancipation der Sprachdarstellung zusammen, indem jener den deutschen Ausdruck auf eine höhere, würdigere Form, auf seine eigene lebendige Energie zurückzubringen strebte, dieser ihm dagegen die Gewandtheit und die Farbe der ästhetischen Geistesbildung des Auslandes zu ertheilen bemühet war. Daher kam es denn, daß, wie wenig auch Beide selbst in den Strom der eigentlich reformatorischen Bewegungen eingingen, die spätere produktive Generation, welche die Konsequenzen der letzteren darstellte, doch mehr oder minder an ihre Standpunkte anknüpfte und dieselben zu reiner klassischer Nationalität fortbildete. Wir haben kurz vorhin angedeutet, daß sie als unmittelbar-einleitender Übergang zwischen der regenerativen und der reformatorisch-neuen klassischen Literatur stehen. Klopstock schließt

1) Schiller schreibt von Klopstock: „Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen." Über naive und sentimentale Dichtung.

nach der einen Seite die religiös-ethische Dichtung, welche, von dem Pietismus im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ausgehend, durch Brockes und Drollinger sich entwickelnd, von den Schweizern kultivirt, in seinem Messias zum umfassendsten Resultate gestaltet wurde [1]), während er nach der anderen durch seine ideale Weise, durch den Ton der Wahrheit des Gemüths und den erhabenen Flug seines Geistes die neue poetische Jugend theilweise begeisterte, und selbst bis über sie hinaus anregend nachwirkte. Wieland dagegen tritt in die Reihe der anakreontisch-horazischen Lebensdichter, und, indem er ihren weltlichen Standpunkt auf seine wirklichen Bezüge zurückführt und aus der nichtigen Formalität und Scheinwelt in die realen Verhältnisse hinübersetzt, eröffnet er zugleich dem Genius der folgenden Generation das Reich der heiteren Sinnlichkeit und sichert der Erde ihre poetischen Rechte dem Himmel gegenüber. Beide Beziehungen finden hauptsächlich in Göthe und Schiller ihre Wiederholung, wenngleich in höherem Geiste und in erweiterter, freierer Ausführung. Bedeutsamer als jene, aber auf sie zurückdeutend, stellen diese das literarische Dioskurenverhältniß von Neuem und zugleich in persönlicher Gegenseitigkeit dar, was in Klopstock und Wieland vorgebildet lag: Göthe, indem er die realistische Weltanschauung des Letzteren mit der gemüthlichen Idealität des Subjekts vermählte und mit dem Gepräge der Genialität bezeichnete, Schiller, indem er die ideale Subjektivitätsabstraktion des Ersteren mit der Welt und ihren Bedingungen zu befreunden und in die objektive Wirklichkeit hinüber zu bilden strebte. Göthe und Schiller ertheilten dem, was Wieland und Klopstock in einseitiger Beschränktheit und unter dem Einflusse veralteter Formen und Principien versucht hatten, den Ausdruck der freien Schönheit, die Physiognomie der reinen ästhetischen Freiheit, das Wappen der genialen Ursprünglichkeit.

Friedr. Gottlieb Klopstock (1724—1803). Ein Zögling des Prophetenthums, tritt dieser Sänger der Erlösung selbst als ein Prophet in den Kreis der Dichter, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Wiedergeburt unserer Literatur sich

1) Daß er bei seiner geistlichen Epik auch das volksthümlich-religiöse Moment des Kirchenliedes unter das Princip der Kunstbildung stellte, ist schon von Mehreren bemerkt worden.

vornehmlich betheiligten. Mit erhabener Begeisterung wollte er das Geheimniß des Christenthums und die Idee des deutschen Vaterlands in würdiger Form dichtend aussprechen. Wie ein einsamer Gipfel hebt er sich in dem Bewußtseyn eines so hohen poetischen Berufs aus der weiten Ebene der damaligen deutschen Literaturwelt empor und bezeichnet uns in der Ferne den Horizont des neuen nationalliterarischen Reichs. Geboren wurde Klopstock zu Quedlinburg und schien mit der Geburt nebst trefflicher Geistesanlage den kräftigen Trotz und tapferen Muth seines tüchtigen Vaters ererbt zu haben. Durch verständige Erziehung und im freien Umgange mit der Natur geistig wie leiblich gestärkt, durfte er sich ohne Zwang den Wissenschaften nähern, deren Heiligthum ihm auf der berühmten Bildungsanstalt in Schulpforta erschlossen wurde. Die gesunde Kraft und ideale Gediegenheit des klassischen Alterthums reiften alsbald seinen strebenden Geist, der in diesem stärkenden Elemente und der bedeutsam-stillen Umgebung sich seiner poetischen Begabung frühzeitig bewußt wurde. Bereits hier faßte Klopstock, nachdem er sich in jugendlichen Kleinigkeiten versucht, den Gedanken zu seinem Messias, den die Bekanntschaft mit Milton's verlornem Paradiese darauf näher entwickelte und fester bestimmte. Die Religion war schon jetzt die eigentliche Heimat seines Gemüths, der Inhalt seiner höchsten Begeisterung. Er beseligte sich in der Anschauung der alttestamentlichen Gestalten und Geschichten, versenkte sich in die reinste Bewunderung des göttlichen Gesandten und in die geheimnißvolle Tiefe des Werks der Menschenerlösung. Diese zu besingen und den Preis des Erlösers würdig zu verkünden, schien ihm von nun an die Aufgabe seines Lebens, das Verdienst der Unsterblichkeit. Indem er sich an Milton's hoher Dichtung erhebt, fühlt er den Beruf, durch die Wahl eines höheren, ja des höchsten Gegenstandes sich über ihn selbst hinaufzuschwingen [1]). So die jugendliche Brust gefüllt mit den erhabensten Idealen und ge-

1) Er spricht dieses nicht undeutlich in der lateinischen Abgangsrede auf Schulpforta aus, worin er überhaupt seine ganze poetische Richtung und Stimmung gewissermaßen programmatisirt. Nachdem er Milton nach Gebühr gerühmt, bricht er in die Worte aus: Percipe (sc. Miltoni umbra), si quid, quod te deceat, dixerimus, neque nostrae huic irascere audaciae, *quae te non sequi solum, sed majorem etiam materie tua excellentioremque adgredi molitur.*

tragen von dem Vorgefühle, daß er selbst wohl der große Seher werden dürfte, welcher den bisher vernachlässigten Ruhm des Vaterlandes den Fremden gegenüber durch das erhabenste und des menschlichen Geschlechts, ja Gottes selbst wahrhaft würdige Gedicht herzustellen vermöchte [1]), verläßt er den stillen Ort seiner wissenschaftlichen Vorweihe, um sich den akademischen Studien zuzuwenden. Er wählte die Theologie und begab sich zuerst nach Jena. Was er gleichsam noch mit heiliger Scheu auf der Schule still in sich empfangen hatte, gedieh hier alsbald zu entschiedenem festem Entschlusse. Der Messias wurde entworfen und trat mit den drei ersten Gesängen, freilich nur noch in Prosa, schon hier in die Wirklichkeit. Die Gefilde der Saale waren Zeugen der Geburt seines Lieblingsgedichts und der stillen Mühe, mit welcher er es zu bilden begann. Als er nicht lange darauf Jena mit Leipzig vertauschte, wurde ihm dieser Wechsel Quell und Vermittelung eines bestimmteren und klareren Bewußtseyns über Auffassung, Form und fernere Ausführung des unternommenen Werks. Sein Gemüth fand Freunde, sein Sinn neue Erregung und Erweiterung der Aussicht. Hier war es, wo er nach vielfachem Überlegen seinem Gedichte den hexametrischen Rhythmus erkor, und wo er in den Kreis der Bremer Beiträger trat, unter denen er, wie Gervinus sagt, „als ein Gleicher, nur überall als ein Höherer stand." Daß diese Beziehungen auf seine subjektive Stimmung und den Ton seiner Dichtungen eigenthümlich gewirkt, daß er in dieser Umgebung Gleichgesinnter und Gleichstrebender die Sympathien der Freundschaft empfing und nährte, welche durch seine Gesänge so vielfach hindurchklingen, mag hier nur flüchtige Andeutung, späterhin aber weitere Erwähnung finden.

Wir übergehen des Dichters fernere Lebensschicksale, seine erste Liebe (zu Fanny), die er in mehreren schönen Liedern feiert, seinen Aufenthalt in der Schweiz, wo er besonders bei Bodmer eine seraphische Stimmung nährte, die Verhältnisse zu seinen dänischen Freunden, unter welchen namentlich der ältere Graf von Bernstorf sich ihm mit warmer Neigung und werkthätiger Auszeichnung ergeben bewies, seine eheliche Verbindung mit Meta (Margareta), die er unter dem Namen „Cidli" in den reinsten Tönen seiner

1) Begeistert ruft er aus: Nascere, dies magne, qui hunc *tantum* procreabis *vatem*. A. a. O.

Dichterstimme besungen, und die über ihren frühzeitigen Tod hinaus die Herzensbraut für sein ganzes Leben blieb [1]), sein vorübergehendes Weilen in Karlsruhe, wo ihn der treffliche Markgraf Friedrich mit Ehre und Gunst beschenkte, endlich seinen späteren Aufenthalt in Hamburg, welches er mit besonderer Vorliebe zum Wohnsitze für die drei letzten Jahrzehnte seines Lebens wählte, und wo er dieses selbst unter der allgemeinsten Theilnahme von ganz Deutschland beschloß, wir lassen dieses und manches Andere, was seine Biographie genauer zu berühren hat, bei Seite, um uns sogleich der Charakteristik seiner poetischen Persönlichkeit und Wirksamkeit zuzuwenden.

Die freien Geisteswerke genialer oder doch eigenthümlich begabter Menschen tragen immer die Signatur der Persönlichkeit, und dieses um so mehr, je weniger ein vielseitig öffentliches Leben den Kreis persönlicher Thätigkeit erweitert und das Individuelle zur Allgemeinheit, das Subjekt aus der Enge seines Selbst zur objektiven Gemeinschaft hinausführt. Klopstock, von Haus aus auf eine ernste und tief sittliche Innerlichkeit angewiesen, mit dem Gefühle der menschlichen Würde und dem Muthe, sie überall zu behaupten, reichlich ausgestattet, dabei erzogen mehr in Gesellschaft der Natur als der Menschen, befreundet mehr mit den hohen Gestalten der Bibel und des Alterthums als mit den Interessen und den Zuständen der unmittelbaren Gegenwart und ihrer politischen und bürgerlichen Verhältnisse, schloß sich auch später, nachdem er in die Welt getreten, nicht sowohl den peripherischen Erscheinungen und öffentlichen Beziehungen derselben an, als den Personen und den engeren Kreisen, welche diese um sich zogen und mit ihren privaten Neigungen und Gesinnungen erfüllten. Daher kam es denn, daß er mit dem heitersten Naturssinne und den zartesten Gefühlen eine Art aristokratische Selbstgenügsamkeit und ablehnende Vornehmigkeit, mit dem reinsten Streben für das Menschliche eine gewisse Einseitigkeit und fast eigenwillige Beschränktheit verband, daß er die Wirklichkeit gegen das Reich ab-

1) Wie rührend klingen die Worte in dem kleinen Gedichte „Eidli"!

„Ich sah sie an, mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben;
Sie sah mich an, ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben."

ſtrakter Ideen vertauſchte, im Bewußtſeyn ſeines inneren Werthes über die Weltlichkeit hinausſtrebte und ſich ſchon früh berufen fand, die höchſte Perſönlichkeit, wie ſie im Meſſias angeſchauet wurde, mit ihren „unendlichen Eigenſchaften" zu verherrlichen. Faſt überall dringt dieſes Selbſtgefühl hervor [1]) und ſteigert ſich zu der Höhe, welche Göthe (Dichtung und Wahrheit) paſſend bezeichnet, indem er ſagt: „und ſo ſchien ſich Klopſtock als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Weſen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, zu betragen." Es iſt nun begreiflich, daß gerade die religiöſe Begeiſterung ſich eines ſolchen Gemüthes zunächſt und faſt unumſchränkt bemächtigen mochte. Was ſich in ihm Weltliches regt, geht mehr oder minder in jener Grundſtimmung auf und zieht, mit wenigen Ausnahmen, ihre tranſcendente Überſchwenglichkeit an. Liebe und Freundſchaft, die beiden ſchönſten Töchter irdiſcher Wirklichkeit, vermählen ſich bei ihm mit dem Himmliſchen, verklären ihre Freuden und Leiden in dem Scheine der göttlichen Unendlichkeit. So erſcheint er denn in der That „als eine geheiligte Perſon" [2]), vor welcher die beſchränkte Gegenwart ſchwindet und nur das Ewige bleibt. Er lebt „ſtill anbetend, wo die Zukunft iſt" (an Fanny), und in der Anſchauung der Pracht der Sommernacht erfüllt ihn nur die Vergangenheit, und „Gedanken an das Grab der Geliebten umſchatten ihn" [3]). Man kann inſofern wohl auf ihn anwenden, was Göthe bei einer anderen Gelegenheit ſagt: „Tiefe Gemüther ſind genöthiget in der Vergangenheit, ſowie in der Zukunft zu leben." Auch ſein Patriotismus, der ihn ſo ſehr begeiſtert, daß er deſſen ſpottet, dem nicht das Herz glüht bei ſeines (des Vaterlands) Namens Schall" [4]), ſteigt bei ihm über die Gegenwart hinaus und ſublimirt

1) Sehr charakteriſtiſch iſt in dieſer Hinſicht die ſchon berührte Abgangsode, in welcher die ganze Fülle des Vorgefühls ſeiner hohen poetiſchen Beſtimmung hervorquillt. Bezeichnend klingen auch die Worte an Fanny:

„Ach, wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt haſt, laß den Stolz mir —
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern!"

2) Göthe, a. a. O. — Die Frau von Staël ſagt über ihn (De l'Allemagne, II. p. 22): Si la poésie avait ses saints, Klopstock devrait être compté comme l'un des premiers.

3) Ode „Die Sommernacht."

4) Ode „Wir und Sie."

sich mehr in eine ideelle Abstraktion, als er, im Boden gegebener Verhältnisse wurzelnd, sich der Zeit bemächtiget und aus dem nationalen Leben und der wirklichen Geschichte die Mittel der That entnimmt. Seine Muse feiert das Vaterland, wo es noch nicht für uns war, sie wandelt in Zeiten, welche mit der unserigen keinen bestimmten Zusammenhang haben, sie citirt Gestalten, die ohne nationale Individualität aus einer dämmernden Ferne wie unbekannte Schatten hervorwanken. An des Volkes Herz, welches die Pulse der Gegenwart treibt, verstand er nicht zu greifen. Dieses that erst Lessing, dem es daher auch zuerst gelang, die deutsche Literatur zu nationaler Lebendigkeit zu bringen. Wie Klopstock das deutsche Volksthum in seiner wirklichen Wahrheit nicht erfaßte, so drang er auch später nicht in die Tiefe der großen politischen Revolution. Subjektiv idealistisch, wie er war, begeisterte er sich anfangs an dem Scheine der neu aufgehenden Freiheit, die er in abstrakter Weise von den konkreten Bedingungen ihrer Verwirklichung trennte; der Proceß dieser letzteren, die Geheimnisse der Geburt jener großen Begebenheit aus der Geschichte, die Nothwendigkeit ihrer Vermittelung in der Gegenwart für die Zukunft blieben ihm, wie vielen Anderen, Räthsel und Siegel, deren Unauflösbarkeit ihn bald nur zu unwürdigen Palinodien reizen konnte.

Bei solcher abstrakten Verunendlichung des individuellen Subjekts, bei so entschiedener Transcendenz der Wirklichkeit gegenüber mußte es wohl geschehen, daß der Zug der *Schwermuth* fast alle seine Dichtungen durchdrang und vorwaltend bestimmte. Daher ist denn auch erklärlich, wie die *Elegie* den Grundton seiner Dichtung bildet, der, hauptsächlich von Liebe und Freundschaft gestimmt, aus seinen Gesängen allseitig wiederklingt und sich nicht selten zu der äußersten Höhe, ja bis über die Grenzen echter Sentimentalität erhebt, so daß wir hier bereits die Spuren und Zeichen der Werther-Epoche nicht undeutlich vernehmen können; wie denn Klopstock mehrfach, namentlich in seinen Briefen, in den süßlich-empfindsamen und empfindelnden Ton der damaligen Freundschaftelei der Bremer Beiträger, besonders aber des Gleim'schen Dichterkreises mit einzustimmen liebte [1]). In Allem aber, was

1) So schreibt er unter Anderem an Gleim über Fanny: „Ich kann itzt nichts mehr schreiben; ich *will hingehen* und mich unter *Blumen setzen* und meine lieben Briefe noch einmal lesen u. s. w." — In einem anderen

er liebt, liebt er zugleich das Höchste — die Religion. Diese bleibt ihm wie das letzte Ziel seines poetischen Wirkens, so der Trost in seinen Schmerzen und Täuschungen. „Wie glücklich werde ich seyn", schreibt er an Bodmer, „wenn ich bei Vollendung des Messias etwas zur Verherrlichung unserer großen und ganz göttlichen Religion werde beigetragen haben! Wie süß und entzückend sind diese Vorstellungen meinem Geiste!" Seine Liebe ist „edel und heilig", und wo er, wie bei Fanny, sie nicht ganz erwiedert findet, ist es „allein seine Religion", wie er sagt, „die da macht, daß er nicht ganz unglücklich ist." Selbst die Schönheit, die er besingt (Radikin), erscheint ihm in Farben der Religion,

---

Briefe zeichnet er seine Freunde in allen Tonarten der Gleim-Empfindelei. Auf einem Tannenhügel sieht er Schmidt bei einer jungen Tanne stehen, die er nach seinem Namen nannte. Dessen Schwester (Fanny) erblickt er auf einem Strahle der Abendsonne durch die Bäume schlüpfen. Cramer und seine Gattin folgen einer himmlischen Stimme, die sie von einem Berge voll heller Morgenwolken hören; Gleim geht mühsam an einem Bache hin und weint, weil er Kleist so lange nicht umarmt hat. Gärtner und seine Gattin sitzen auf hellgrünen Rasen mit der Miene der Glückseligkeit im Gesichte. Rabener lächelt an dem Fuße eines Berges herunter, Ebert jauchzt an einem Hügel und redet von seinen Freunden mit sich selbst, Kleist liegt in dem Dunkelsten der Schatten, um die Empfindungen einer Nachtigall nachzuempfinden u. s. w. — Als ein Beispiel von vielen, wie gefühlsselig man sich in dieser Gesellschaft überhaupt gebehrdete, mag noch folgende Stelle von Sulzer hier stehen, welche dieser auf der Schweizerreise, die er mit Klopstock machte, schrieb: „Ich küßte die Strahlen des Mondes, damit sie im Zurückprallen meine Freunde und Freundinnen von mir wiederküssen möchten." So hören wir denn überall bereits die Werthertöne, nur mit dem Unterschiede, daß hier viel Gemachtes sich aufdringt, während Göthe's späterer Werther in der Naturwahrheit des Herzens empfindet und spricht.

Es ist interessant, über dieses sentimentalische Freundschaftswesen Göthe selbst zu vernehmen, der sich darüber gerade in Bezug auf Klopstock und Gleim in folgender Weise ausspricht: „Sie legten auf ihre besonderen, engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehen mochten. —— Sie empfingen von Anderen Lob und Ehre, wie sie verdienten, sie gaben solche zurück, wohl mit Maß, aber doch immer zu reichlich, und eben, weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sey, so gefielen sie sich, dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hierbei weder Tinte noch Papier. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert, der man nicht verargen kann, wenn sie kaum die Möglichkeit einsieht, wie vorzügliche Menschen sich an einer solchen Wechselnichtigkeit ergötzen konnten." Dichtung und Wahrheit. Bd. II. S. 294 ff.

„Heilig und still, wie der Sabbath Gottes."

Schicksale und Lektüre trugen frühzeitig dazu bei, jene Grundstimmung seines Wesens zu festigen und zu steigern. Seine erste unglückliche Liebe zu Fanny, dann besonders der baldige Tod seiner Meta senkten in sein Gemüth unauslöschliche Züge tiefer Melancholie. „Die Gesinnungen," sagt Göthe, „die ihn mit Meta verbanden, diese innige ruhige Neigung, der kurze heilige Ehestand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung, Alles ist von der Art, um sich desselben einst im Kreise der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen." Um diese Zeit der herben Täuschungen und Verluste war es nun besonders der englische Dichter Young, der ihn mit den dunkeln Schatten seiner Nachtgedanken umgab. „Ich schleiche mich," schreibt er an Schmidt, Fanny's Bruder, „in die Einsamkeit und lese, oder vielmehr ich denke in Young und arbeite am Weltgerichte." Da sich mit dieser Gefühls- und Gedankeneinsamkeit nun noch die Versäumniß der Welt verband, so entsprang daraus leicht eine gewisse Einseitigkeit in der Auffassung der Dinge und des Lebens, sowie eine Art Überschätzung und diplomatische Zurückhaltung, welches Alles sich in des Dichters Schriften bald mehr bald weniger kund giebt.

Gehen wir nun etwas näher auf Klopstock's literarische Thätigkeit und poetische Produktivität ein, so haben wir zuvörderst zu wiederholen, was wir bereits oben in der flüchtigen Parallele zwischen ihm und Wieland bemerkt, daß er das Bewußtseyn der Selbstständigkeit einer nationalen Literatur unter allen jenen Theilnehmern an ihrer Wiederherstellung am bestimmtesten in sich getragen und am entschiedensten in seinen Werken ausgesprochen hat. „Es lag in Klopstock's Geist," sagt Fried. Schlegel, „ein erhabener Begriff von einer neuen und besonders deutschen Poesie." Und in der That hat er sich mit seinem Widerspruche gegen die Herrschaft der französischen Literaturorthodoxie und ihres hohlen konventionellen Formalismus so recht an den Eingang der eigentlichen Reformation unserer Nationalpoesie gestellt. Auch das ist schon angedeutet worden, wie er diese Selbstständigkeit einerseits dadurch zu erringen suchte, daß er die Substanz unserer Literatur auf die ideale Innerlichkeit, auf die Unendlichkeit der Subjektivität, zurückführte und so aus der konventionellen Äußer-

lichkeit und verständigen Endlichkeit befreiete, andererseits dadurch, daß er den Patriotismus auf dem Grunde urgeschichtlicher Erinnerungen in dieselbe zu verweben strebte. Als ein weiteres Bemühen für diesen Zweck erscheint dann noch sein Eifer, der deutschen Sprache ihre innerste Kraft, ihren nationalen Ausdruck sammt der Freiheit ihres selbsteigenen reichen Lebens zurückzugeben und wo möglich zu vermehren. Daß er bei so löblichen Strebungen hinter seinem erhabenen Ziele dennoch zurückblieb, lag in der Art, wie er seine poetischen Standpunkte faßte und ausführte. Freilich sprach er zuerst das große Wort, der Geist mit seinem idealen Inhalte bilde auch für die Dichtkunst den eigentlichen Gehalt; allein er trennte den Geist von der Natur und machte ihn zu einem abstrakten Begriffe, er übersah, daß derselbe ohne Leib für uns kein Leben hat, daß die Idee ohne Wirklichkeit auch ohne Wahrheit ist, daß das Jenseits nur im Diesseits angeschauet werden kann, daß das Göttliche selbst ohne Welt für uns ein wesenloser Gedanke bleibt. Es fehlte ihm bei aller Originalität doch der eigentlich schaffende und bildende Genius, der in dem Elemente der Phantasie eben die Unendlichkeit mit der Endlichkeit, die Idee mit der Wirklichkeit in dem Scheine ursprünglicher Einheit vermittelt, den Geist verkörpert und den Begriff individualisirt, in freier Darstellung das Geheimniß des Schönen eröffnet und wie dem Blicke zur Ansicht so der Seele zum innersten Verständnisse bringt [1]). „Seine Sphäre," sagt Schiller, „ist immer das Ideenreich, und in's Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen" [2]). Das Leben der Geschichte hat sich ihm eben so wenig wie das der unmittelbaren Gegenwart zu reiner Anschauung aufgethan, wo-

1) Theoretisch war Klopstock in dieser Hinsicht über seine Praxis weit hinaus. Seine Gelehrtenrepublik enthält in Absicht auf die reine ästhetische Darstellung viele treffende Bemerkungen, besonders der Abschnitt „Zur Poetik". Unter Anderem sagt er hier: „wenn ein Gedicht Handlung und Leidenschaft nicht darstellt, d. h., wenn es ihnen nicht alle die Lebendigkeit giebt, deren sie nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit fähig sind, so fehlt ihm eine Eigenschaft, die — — etwas so Wesentliches ist, daß man ein Gedicht ohne Darstellung mit Recht als etwas seiner Art nicht Angehöriges ansehen kann."

2) Über naive und sentimentale Dichtung.

von sein Messias Zeugniß giebt, den er aus der Fülle der geschichtlichen Beziehungen und wirklichen Umgebungen in die kalte, einsame Höhe der abstrakten Unendlichkeit und des unsichtbaren Jenseits versetzt hat. Selbst da, wo er die Weltlichkeit mit ihren Interessen und Ansprüchen behandeln will, entseelt er sie meistens und nimmt ihr das Mark ihres eigenen Daseyns, um sie zu einem Schatten des Himmels zu machen. Daher kommt es denn, daß ihm im Ganzen die poetische Individualisirung und die reine plastische Darstellung nicht gelingen will, daß dagegen die Gewalt der Verstiegenheit, die Schwere der abstraktiven Anstrengung und der Zwang eines steifen und einförmigen Ausdrucks auf seinen meisten Werken lasten und der Anschauung wenig Genuß gewähren, vielmehr fast überall die Übung der Denkkraft herausfordern und das Gemüth in fortwährender Spannung erhalten. Er ringt, das Unsagbare zu sagen, und das erhabene Verstummen muß zu oft die Stelle des bildenden Worts vertreten. Nicht mit Unrecht wirft ihm daher schon Gottsched „unbildsame Gedanken" vor. Es fehlt ihm der geniale Sinn und die ästhetische Freiheit, hiermit auch die Kunst lebendiger Organisation der sprachlichen Form und der objektiven poetischen Gestaltung. Der Mangel einer angemessenen numerosen Periodirung sowie eines getragenen rhythmischen Pathos, die vorherrschende Unruhe und Atomistik aphoristischer und interjektiver Satzweise lassen es selten zu einer reinen Harmonie des Ausdrucks kommen, welche durch die einförmige Wiederkehr von gewissen effektanstrebenden Wendungen und Bildern nur schlecht ersetzt wird. Mit wenigen Ausnahmen gilt das Gesagte von Klopstock's gesammter Dichtung. Diese Ausnahmen fallen so ziemlich alle in das Gebiet der elegischen Sentimentalität, die, wie wir bereits hervorgehoben, die eigentliche poetische Seite unseres Dichters ausmacht. Schiller nennt ihn daher ganz passend einen musikalischen Dichter, einen Dichter innerer Gefühlszustände, pathologischer Stimmungen. Wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, wie z. B. in den Gedichten an Cidli, oder wenn er, sey es im Messias oder sonst in seinen eigentlichen lyrischen Dichtungen, die Saiten der reinen Empfindung anschlägt, da vernehmen wir immer die echten Töne wahrer Poesie.

Sowie Klopstock in Absicht auf das ganze Princip seiner Dich-

tung, welches wir eben nach seiner abstrakten subjektiven Idealität charakterisirt haben, hinter den Forderungen klassischer Kunstoriginalität zurückblieb, so auch in Absicht auf die Gegenstände, welche er vorzugsweise behandelte. Wir haben hierüber bereits oben Andeutungen gegeben. Christenthum und Vaterland, sagten wir, seyen die eigentlichen Pole, um welche sich seine Dichtung dreht. So gern wir nun zugestehen, daß beide in bedeutsamer Weise der Poesie sich bieten und zu ihrer gehaltvollsten Wesenheit sich gestalten lassen, so wenig können wir doch die Überzeugung aussprechen, daß es Klopstock gelungen sey, den Preis solcher Gestaltung zu gewinnen. Die Religion entkleidet sich unter seinen Händen zu sehr ihrer irdischen Umgebung, ihrer menschlichen Bezüge und geschichtlichen Lebendigkeit; sie sublimirt sich zu einem Schattenreiche wesenloser Gestalten, ohne dabei von der Beengung des dogmatischen Systems frei zu werden. Die rein-subjektive Begeisterung des Dichters, welche ohnedies oft mehr nur abstrakt ausgesprochen wird, als sie in der Unmittelbarkeit ihrer innerlichen Idealität erscheint, muß mehr als billig die lebendige objektive Individualisirung religiöser Weltverhältnisse ersetzen. Gleich leblos-abstrakt, als die Religion, ist auch das Vaterland in Klopstock's Dichtung aufgenommen. Wie bei der Religion das Menschliche zu sehr zurücktritt, so hier das wahrhaft Nationale, d. h. das Bewußtseyn eines bestimmten politisch-socialen, ethischen und psychologischen Volksdaseyns. So wenig dort der Himmel mit allen Schaaren der Engel und Erzengel sammt ihren Gesängen und Beten das Interesse zu erregen vermögen, welches uns ein reines Kunstwerk durch die einfache Thatsache seiner Darstellung zu geben hat, ebenso wenig hier der altdeutsche Urwald und Walhalla mit ihren Odinsgöttern und teutonischen Heroen. Dabei ist freilich in Allem das schöne Streben anzuerkennen, der formellen Künstelei die ideelle Begeisterung des Gemüths, der konventionellen Selbstbewußtheit die Wahrheit der lebendigen innerlichen Unmittelbarkeit entgegenzusetzen und in ihrer höheren Würde zu behaupten.

Vielfach gerühmt wird nun selbst von denen, die in der Behandlung der obigen Gegenstände die poetische Genialität vermissen, die Sprache. Zuvörderst ist allerdings nicht zu verkennen, daß Klopstock der Gottsched'schen Verständigkeit, welche

unserer Sprache die französische Zwangsjacke anziehen wollte, gegenüber allerdings das große Verdienst ansprechen darf, dieselbe ihrem eigenen Naturell zurückgegeben und zum Behuf ihrer Erweiterung und Fortbildung auf ihre eigenen Hilfsmittel zurückgeführt zu haben. Mit kühner Hand griff er in den reichen Schatz der Idiotismen, um durch sie den Ausdruck mit eigenthümlichen Wendungen zu beleben und ihm die frische Farbe jugendlicher Nationalität zu ertheilen; mit entschlossenem Muthe trat er dem Entmannungswerke der Gottschedianer entgegen und suchte in den älteren Quellen nach der Kraft und Stärke, um die man unsere Sprache zu bringen, seit einem halben Jahrhunderte mehrseitig bemühet war. Verbindet man hiermit die originelle Weise, in welcher er sich des grammatischen Geistes derselben bemächtigte, und wie es ihm gelang, eine kühnere Bewegung in die Satz- und Periodenbildung zurückzuführen, den Ausdruck mit mannichfaltigen feinen Nüanzen zu bereichern und durch überraschende Wortzusammensetzungen bedeutsam und sinnvoll zu machen; erwägt man endlich, daß er der eigentliche Begründer deutscher Metrik wurde und gerade hier mit genialem Takte unter dem Principe antiker Formen und Regeln waltete: so darf man ihn wohl nicht bloß als den eigentlichen Wiederhersteller unserer Nationalsprache seit Luther betrachten, sondern ihm auch die Ehre zuerkennen, sie zuerst zum Bewußtseyn ihrer reichen ästhetischen Begabung gebracht zu haben [1]). Mit ihm beginnt daher eine neue Epoche in unserer Sprachbildung und Sprachwissenschaft. Allseitig zeigt sich von nun an der Drang, der freien Geistesbewegung in der Sprache ein angemessenes Organ zu schaffen; die eröffneten Fundgruben älterer Literatur werden mit Eifer durchforscht, überall treten

1) Klopstock war für die deutsche Sprache aus Liebe begeistert. Wir begnügen uns, hier sein Epigramm „Die deutsche Sprache" als Beleg außer vielem Anderen (in Oden, in seinen grammatischen Gesprächen und in den Fragmenten über Sprache und Dichtkunst) zu citiren:

„Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannichfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich,
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich."

neue Formen hervor, jedes Talent sucht aus dem Reichthume und den inneren Lebensquellen des vaterländischen Idioms für seine Produktionslust Mittel und Elemente zu gewinnen. Wieland, Lessing, Herder und Göthe drängen sich auf der Bahn, welche Klopstock erschlossen, und kaum dürfte eine andere Literatur einen solchen raschen und umfassenden Um- und Anbau der Sprache in irgend einer Epoche ihrer Fortbildung aufweisen können. Sehen wir nun aber darauf, wie Klopstock in künstlerisch-plastischer Hinsicht die Sprache behandelte, so bietet sich freilich Manches, was vor dem ästhetischen Urtheile nicht wohl bestehen kann, und was beweist, wie wenig er bei seinem Studium der Alten sich ihrer freien Sprachbewegung und klassischen Stylbildung bemächtigen mochte. Es ist in dieser Hinsicht überhaupt bereits oben auf den Mangel an konkreter sinnlicher Gestaltung und Belebung, an ebenmäßiger Haltung und getragenem Rhythmus des Ausdrucks bei Klopstock hingewiesen worden, desgleichen auf den aphoristischen Lakonismus, wodurch seine Darstellung oft hart, schroff und im Ganzen ungelenkig werden mußte. Dazu kommt nun noch, daß er durch Verkünstelung, durch forcirte Steigerung und Verwirrung sowohl im Gebrauche der Worte als in der Satzverbindung jene Unmacht freier ästhetischer Gestaltung schlecht verdeckt und an die Stelle harmonischer Klarheit das Dunkel unnatürlicher Wendungen und Verstiegenheit treten läßt, wobei er sich nicht selten selbst bis zu Lohensteinschem Schwulste verirrt und durch die Einförmigkeit in Ton und Manier den reinen Geschmack beleidigt, der die wahre plastische Erhabenheit des Styls in etwas Anderem findet, als in dem Gewaltschritte eines angezwungenen Kothurns und in der Kraftgenialität gewagter und verwogener Wort- und Satzbildung. Wie indeß durch dieses Alles das bezeichnete Verdienst Klopstock's um den deutschen Ausdruck nicht aufgehoben werden kann, so ist noch im Besonderen anzuerkennen, wie er bedeutend dazu beigetragen, daß der deutschen Prosa größere Gediegenheit und das Gepräge volksthümlicher Haltung im Vergleich mit der bisherigen saft- und farblosen Oberflächlichkeit wiedergegeben wurde; obwohl wir in Berücksichtigung der Sucht nach koncisiver Kürze, welche seinem prosaischen Ausdrucke nicht selten das Ansehen des Pretiösen giebt, mit A. W. Schlegel keineswegs behaupten möchten, daß er als „einer von unseren wenigen Mei-

stern im prosaischen Styl" zu betrachten sey [1]). Übrigens hat die Prosa Klopstock's auch Lessing's Beifall in hohem Grade gewinnen können [2]).

Nimmt man nun die ganze Art dieses Dichters noch einmal zusammen: die abstrakte Erhebung über Wirklichkeit und Gegenwart, den Mangel an Weltlichkeit und reinmenschlichen Verhältnissen, sowie an philosophischer Auffassung der Dinge, die Einförmigkeit in den Gegenständen und ihrer Behandlung; so erklärt sich wohl, warum er trotz allem Kampfe mit den veralteten Standpunkten und Weisen, trotz aller Kühnheit, womit er der antiken Welt ihre Grundsätze und Formen, dem Oriente seine Psalmtöne, dem Norden seine Ossian'schen Wehmuthsklänge abgewinnen wollte, doch weder eine eigentlich reformatorische Wirkung in der Nationalliteratur haben mochte, noch sich weit über die Grenzen seiner Zeit im Interesse der Nation hinausbewegen konnte. Hiermit blieb er denn auch den nachwachsenden Generationen der vaterländischen Schriftsteller wie dem neuen Geiste der Literatur selbst fast durchgängig fremd. Wie er zuerst einsam emporstrebte in seiner Umgebung, so stand er wie ein verlassener Baum in der Mitte all des reichen und genialen Wachsthumes, welches seit Lessing die Geschichte unserer Literatur zu der bedeutsamsten unter allen machte. Es gedieh rings um ihn die Fülle einer neuen Saat, ohne ihn zu erfreuen oder zur Theilnahme hinzuziehen. Ohne Volksunmittelbarkeit in Dichtung und Leben, ohne Verständniß der Geschichte und des Geistes der Gegenwart, wandelte er ein Abgestorbener unter den Lebendigen. Und so mußte es denn wohl kommen, daß schon lange nur noch sein Name gefeiert wird, während seine Werke im Ganzen ungelesen bleiben.

Haben wir nun, um mit Göthe zu reden, den „außerordentlichen Mann" nach seiner Persönlichkeit und seinen allgemeinen literarischen Bezügen uns vergegenwärtiget, so wird es nicht schwer werden, sein Bild auch in seinen Werken wiederzufinden und zu erkennen. Wenn irgend ein Dichter, so hat Klopstock sein ganzes Dichten und Streben in einem Werke gleichsam substanzialisirt und wie in einem persönlichen Abgusse dargestellt. Der

1) A. W. Schlegel, krit. Schriften, Thl. I. S. 245.
2) Liter.-Briefe I. S. 109.

Messias enthält seine Welt und seinen Himmel zusammt der Art, wie er beide auf einander bezog. Es ist der Gesang, „worin er seinen Gott besungen", der ihn „die Vorzüge der Engel im Voraus kosten, sowie die Thränen der Christen sehen und die menschlichen Freuden fühlen ließ", zu dessen Ende ihn „die mächtige Hand seines Herrn und Gottes selbst durch die Gräber" geleitet hat, wo „Himmel und Erde seinen Blicken entschwanden" und wo ihn, „wenn ihn der Zauber weltlicher Vergnügungen verführen wollte, die Harfen und Harmonien der Engel zu ihm selbst zurückführten" [1]). Von früher Jugend an erfüllte ihn die Idee dieses Gedichts, durch welches er sich selbst über Milton emporzuschwingen den Muth fühlte. „Der Erlöser sollte der Held seyn, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch Alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehen, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen und an dessen Verherrlichung sie glorreich Theil nehmen sollen. Denn endlich nach trüben und schrecklichen Stunden wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anzuerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron und ein Liebesglanz umgießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferstätte gesammelt hielt" [2]). Die große That der Versöhnung also, das tiefste und bedeutsamste Geheimniß der Menschheit, war ihm die Aufgabe, allein würdig des höchsten Dichterruhms und der vaterländischen Muse; denn Gott und Vaterland zugleich sollten in diesem Werke ihre Verherrlichung finden [3]). Sein ersungener Ruhm ist ihm „die

1) Ode „An den Erlöser."

2) Göthe, Wahrheit und Dichtung. Bd. II. S. 290 ff.

3) „Re ipsa, magno quodam, nec intermorituro opere, quid valeamus, ostendendum est," sagt er in der mehr angeführten Jugendrede. Er zielt hier auf die Franzosen und insbesondere auf den Verfasser der Lettres françoises et germaniques, worin der deutschen Literatur Werth und Bedeutung abgesprochen wird.

Frucht seiner Jünglingsthräne und der Liebe zum Messias." (An Fanny). So wurde denn dieses Gedicht der eigentliche Sammelplatz seiner tiefsten Empfindungen und Gedanken, seiner innigsten Lebensbezüge und heiligsten Stimmungen, und die schönsten Jahre seines Lebens (1748—73) hat er ihm gewidmet. Was Wunder, wenn daher alle seine übrigen Dichtungen nicht viel Anderes sind, als Variationen über Motive der Messiade. Wie darin auch eine besondere poetische Richtung eines vollen halben Jahrhunderts zum Abschlusse gekommen, ist schon oben erwähnt worden.

Sehen wir davon ab, daß das Werk, welches in seinen zwanzig Gesängen gleichsam die ungefähren zwanzig Jahre seiner Geburt an sich darstellt, in seinen zwei poetisch sehr ungleichen Hälften nothwendig die Spuren dieser langen und langsamen Ausbildung tragen und uns daher in seiner Gesammtheit wohl mit verschiedenen Tönen entgegenklingen muß, fragen wir dagegen nach seinen eigentlich ästhetischen Ansprüchen überhaupt; so ist zuvörderst nicht zu verkennen, daß dasselbe, wenn auch ohne bestimmte Absicht des Dichters, zu sehr unter dem Tendenzprincipe steht, um eine reine, in der Darstellung des Gegenstandes selbst sich befriedigende Ausführung erwarten zu lassen. Der theologische Glaube und die christliche Moral drängen sich als die eigentlichen Strebepunkte fast überall hervor und gestatten, obwohl der Dichter ihnen die Form des Schönen zu geben bemühet ist, doch der freien Kunstgestaltung nicht, sich mit der vollen Unbefangenheit ihrer eigenen unabhängigen Bildungskraft geltend zu machen. Im Allgemeinen muß man daher bei dem berühmten Werke sich mehr an Einzelheiten, als an das Ganze halten, wenn es auf seine ästhetische Werthschätzung ankommen soll. Es enthält poetische Schönheiten, ohne in seiner Gesammtheit poetisch-schön zu seyn. Wo des Dichters Herz redet, ist freilich seine Sprache die reinste Dichtung, mag sie Freude oder Schmerz, Liebe oder edeln Zorn besingen. Mit ergreifenden Tönen versteht er die elegische Wehmuth wie das mächtig erschütternde Pathos tiefster Empfindung auszusprechen, allein wie aus den leeren Hallen eines hohen und weiten Gebäudes klingen uns jene vereinzelten Töne entgegen aus dem großen Ganzen der Dichtung. Wenden wir uns nun von solchen lyrischen und elegischen Sonderheiten ab, in denen Wort wie Inhalt oft in schönster Umgränzung und innigstem Einklang sich dar-

thum, und legen wir den Maßstab der Epopöe an das Werk, so bleibt es fast selbst hinter den billigsten Forderungen, die man an diese Dichtart zu stellen hat, zu sehr zurück, als daß ihm der Ruhm eines national-klassischen Epos, oder gar dem Dichter der Name eines deutschen Homer zugestanden werden dürfte, womit er seiner Zeit vielfach begrüßt wurde. Vor Allem fehlt ihm die epische Substanz, die objektive Wirklichkeit der That, die inhaltliche Entwickelung der Handlung, die angemessene Benutzung und Bewältigung der gegebenen Beziehungen in Geschichte und Leben, kurz die freie Hingabe an die gegenständliche Welt und Wahrheit, an die Mannichfaltigkeit sinnlicher Anschauung und Lebensverhältnisse, woraus denn nothwendig eine höchst unpoetische Einförmigkeit für das Ganze hervorgehen mußte. Die Dogmatik bietet für jenen Mangel ebenso wenig Ersatz, als die nordische Mythologie in den Bardengesängen des Dichters die nationale Wesenheit ersetzen kann; vielmehr hat gerade die Herrschaft der Theologie über die freie religiöse Weltanschauung das Gedicht in seiner episch-objektiven Bewegung vielfach behindert und gehemmt. Ebenso wenig vermag die subjektive Begeisterung, welche ohnedies nicht selten den Schein der Anstrengung verräth, uns über die Dürftigkeit des substanziellen Gehalts zu trösten. Das erhabene Verstummen der Bewunderung vor dem Unendlichen, die oft erzwungenen Situationen der Anbetung und stillen Betrachtung, die verschleierten Reflexionen und masquirten Allgemeinheiten, die Kühnheit der Gleichnisse wie der Schimmer wiederkehrender Bilder täuschen uns ebenso wenig hinsichts der Leerheit und Bewegungslosigkeit der Handlung, als der vordringliche Ton einer nicht selten gesuchten Erhabenheit oder die Überschwenglichkeit der ideellen Anschauung und Gefühlsverstiegenheit dem Ganzen epische Hoheit und Würde, die vielen Thränen aber, das Jauchzen und stille Beten der Seraphim, dazwischen die interjektiven Seufzer und Apostrophen, der Dichtung selbst Leben zu ertheilen geeignet sind. Zu oft erinnert uns der Dichter persönlich an das Unaussprechliche, und doch fordert gerade die epische Poesie die Klarheit des Aussprechlichen und des Aussprechens zugleich in hohem Grade.

„O! eure Stimmen, ihr Himmel!
Gebt mir eure Stimmen, daß ich's durch die Schöpfungen alle
Laut ausrufe!"

Dieser Ausruf Adam's im achten Gesange, nebst einer großen Menge ähnlicher, bezeichnet sehr deutlich die Unmacht der objektiven Gestaltung und Darstellung, welche durch den oratorischen Luxus in den vielen Monologen und Wechselreden nicht hergestellt wird. Es mag dieses zum Theil am Stoffe liegen, der sich nur schwer sinnlicher Anschauung und Individualisirung bietet; wie denn dieses der Dichter selbst gefühlt zu haben scheint, indem er im Anfange des zehnten Gesanges sich also vernehmen läßt:

„Auf beiden Seiten ist Abgrund;
Da zur Linken: Ich soll nicht zu kühn von dem Göttlichen singen,
Hier zur Rechten: Ich soll ihn mit feierlicher Würdigkeit singen —
Und ich bin Staub! — —"

Allein es war, wie wir schon wissen, zu sehr in Klopstock's Weise und Wesen, den Himmel ohne Erde zu denken und zu schildern, als daß ihn bloß die Erhabenheit seines Gegenstandes an einer reineren Objektivität der Darstellung gehindert haben sollte. Daher verschmähete er denn auch das Weltliche, welches selbst den Erlöser und das Werk der Erlösung vielfach umgab und die Mittel zu wirklicher Gestaltung hinlänglich enthielt. Geographische und nationale, kulturhistorische und politische Beziehungen boten sich in entsprechender Fülle, sowie die religiösen Parteien unter den Juden, die Verhältnisse dieser zu den Römern, des Heidenthums zu dem Judenthume, selbst die geschichtliche Welt, welche das Alte Testament so reich als bedeutsam umfaßt, konnten trefflichen Stoff zu epischer Ausführung geben. — Aus diesem Mangel an epischer Substanz folgt denn natürlich der Mangel an *epischer Haltung*. Nirgends vermissen wir den alten Homer so sehr, als in diesem Punkte. Da ist keine Spur von der ruhigen Sicherheit, von der sachlichen Entwickelung, von der ebenmäßigen Bewegung, endlich von der erhabenen Unparteilichkeit, welche jedem Dinge, dem größten wie dem kleinsten, jedem Bezuge, dem wichtigen wie unwichtigen, das gebührende Recht giebt, am wenigsten von der harmonischen Klarheit, wie dieses Alles den Griechen und seine unsterblichen Schöpfungen auszeichnet, dem wir darin nur unseren größten Dichter mit seinem klassisch-gediegenen Werke „Hermann und Dorothea" vergleichbar finden können. Schon wegen der Übermacht des Lyrischen und Sentimentalen, welches sich oft bis zu leerer Empfindelei hinauftreibt, und womit sich ein unaufhörli-

ches Vortreten der Persönlichkeit des Dichters verbindet, läßt es die Messiade zu keinerlei Ruhe der Anschauung und der ästhetischen Betrachtung kommen. Und so haben wir denn auf dieser Seite an dem Klopstock'schen Werke vielmehr eine Art hymnologische Stunden der Andacht als ein wahrhaft klassisches nationales Epos, wofür es sich doch gern halten lassen möchte [1]).

Mit der Mangelhaftigkeit des epischen Inhalts und Gehalts hängt die der Charakteristik wesentlich zusammen. Charaktere fordern eine Welt von Beziehungen und gegebenen Verhältnissen, wollen aus der Mitte lebendiger Wechselbedingungen hervorwachsen und auf dem Grunde von Thaten und Handlungen ruhen. Alles dieses fehlt aber dem Gedichte, welches dagegen in musikalischer Unbestimmtheit hinklingt und in pathologischer Unruhe zittert. Die Personen theilen jene schattenhafte Wesenlosigkeit und ziehen vor unseren Blicken hin wie die Wolken durch die Weite des leeren himmlischen Raumes. Von der Abstraktion geboren, tragen sie das Zeichen ihrer Abkunft, indem sie ohne lebendiges Kolorit und ohne das Gepräge einer bestimmten Wirklichkeit in einförmiger Allgemeinheit auftreten, wie gemachte Beispiele zu gegebenen Begriffen, denen der Wortdrang vergebens den Schein persönlicher Individualität zu ertheilen bemühet ist. Sowie in dem Ganzen das Leiden den Grundton bildet [2]), so muß auch wohl in den Charakteren die Passivität als der herrschende Typus erscheinen. Christus und seine Jünger, die Patriarchen und heiligen Frauen, Freunde und Feinde, Engel und Teufel — Alle beweisen sie ihre Gegenwart mehr in Reden als Handeln, ihre Thaten sind fast nur „Thaten der Seele" (wie Klopstock sich selbst einmal aus-

1) Schon Herder klagt bei der Messiade über Mangel an epischem Geiste, an sinnlicher Begreiflichkeit, an Nationalität und an freier, von theologischer Orthodoxie unabhängiger Auffassung. Mit Recht erscheint ihm der Messias nach den Weissagungen des A. T. und den Erzählungen des Neuen viel menschlicher, als ihn Klopstock gezeichnet. Vgl. Fragmente zur deutschen Liter. zweite Sammlung (Werke Bd. II. in mehreren Stellen). Auch Gervinus, und selbst die Frau v. Stael haben die Dürftigkeit epischer Objektivität der Messiade scharf genug hervorgehoben.

2) So heißt es unter Anderem in dem Gedichte selbst von dem Erlöser:
„Leiden, Beten, Wunder thun, Lehren, Leiden und Leiden
War sein Leben."

drückt), Beten und Singen, Flüche und Verwünschungen. Von psychologischer Kunst und nationaler Eigenthümlichkeit, von lokaler Färbung und historischer Wahrheit so gut wie keine Spur. Wie war es aber auch möglich, einen Gottmenschen nach seiner dogmatischen Überweltlichkeit, eine Schaar von Seraphim, welche sich so ähnlich sind, wie ihre Flügel, dazu satanische Titanen, die sich nur durch ihre größere oder geringere Wuth von einander unterscheiden, mit dem Hauche menschlicher Lebendigkeit eigenthümlich zu beseelen? Schon oben ist bemerkt worden, daß die Sprache den Mangel an Unmittelbarkeit des Wirklichen und an objektiver Anschaulichkeit zu ersetzen sich abmüht. Allein wie kühn und mächtig, wie erhaben und sanft sie öfters auch seyn mag, diese Sprache — zu verkennen ist nicht, daß sie ebenso oft in ungelenker Steifheit, in abstruser Satzbildung und verworrener Verkünstelung, in metaphorischer Übertreibung und Dunkelheit, in aftergenialer Erhabenheit und erzwungener Kräftigkeit sich gefällt und hierin sich mitunter selbst bis zum Widerwärtigen steigert [1]). Die Kunst harmonischer Gestaltung und wohlgefälliger Bewegung suchen wir vergebens, und „das Geheimniß des poetischen Perioden", welches Klopstock an Homer rühmt [2]), ist ihm selbst verborgen geblieben.

Man hat wohl, wie Klopstock mit Homer, so die Messiade mit der Iliade verglichen [3]). Wie zutreffend die Vergleichung seyn mag, wenn man den religiösen Standpunkt beider Gedichte im Auge haben will, indem das letzte ebenso die poly-

1) Stellen, wie folgende aus der Rede des Philo im sechsten Gesange, findet man viele:

— — „Und ist noch irgend ein großer
Heißerer Fluch, der siebenfältig Verwünschungen hinströmt,
Den die Mitternacht hört, der Gräber Heulen mit ausspricht,
Dieser treffe u. s. w."

Man wird nicht selten an Schiller's poetische Erstlinge erinnert und glaubt, in den Räubern und Fiesko den Wiederklang solcher Klopstock'scher Kraftgenialitäten zu vernehmen.

2) In der Abhandlung „Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes."

3) So spricht z. B. Manso in seiner Gesch. d. deutsch. Poesie (in den Nachträgen zu Sulzer) von Klopstock als „dem deutschen Homer". Klopstock selber hat den Unterschied zwischen sich und Homer wohl gefühlt, und schon Herder weist die Vergleichung ab.

theistisch-mythologische Weltanschauung des antiken Heidenthums vergegenwärtiget, als das erste die monotheistisch-christliche der modernen Menschheit darstellen möchte; so liegen doch in Absicht auf die Ausführung wohl kaum zwei Werke derselben Art so weit aus einander, als diese. Wenn bei Homer die sinnliche Schönheit in ihrer reinsten Vollendung unserem Auge leicht und gefällig entgegenkommt, so begegnen wir bei Klopstock dem Ringen nach moralischer Schönheit, die aber unter seiner Hand keine Sichtbarkeit annehmen will; wenn dort der Geist in die Körperlichkeit tritt und mitten unter uns wandelt, hebt er sich hier über jede körperliche Bestimmtheit hinaus, um in formenloser Übersinnlichkeit sich selbst zu besitzen. Was Schiller von Klopstock's dichterischer Weise überhaupt sagt, „daß er immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken", das gilt besonders hier dem Homer gegenüber. Aber auch selbst mit den beiden berühmtesten heiligen Epen christlicher Zeit, Dante's „Göttlicher Komödie" und Milton's „verlornem Paradiese", kann Klopstock's Werk in Absicht auf Behandlung die Vergleichung nicht bestehen. Wie sehr er diesem, der doch sein eigentlichstes Vorbild war, und den er, wie wir schon oben angeführt, in seiner jugendlichen Begeisterung zu übertreffen gedachte, an objektiver Plastik, an positiver Haltung, an wirklicher Handlung und menschlicher Motivirung, selbst an wahrer Erhabenheit nachsteht, während er ihn freilich an Gemüth und Gesinnung übertrifft, ist theilweise schon von Anderen bemerkt und hinlänglich hervorgehoben worden. Das Verhältniß, in welchem Beide in ihrer protestantischen Richtung und Auffassung zu einander stehen, wie sie sich in der Vertretung der christlichen Weltanschauung von dem reformatorischen Standpunkte aus begegnen, wie sie sich einander bedeutsam ergänzen, indem Milton den Fall des Menschengeschlechts, Klopstock seine Erlösung singt, dieses und Ähnliches erscheint anziehend und wichtig genug, um unsere Aufmerksamkeit näher zu gewinnen [1]). Mit Dante steht Klopstock zunächst wie mit Milton auf

1) Das Verhältniß zwischen beiden Epikern ist neuerdings von Gervinus, a. a. O. Bd. IV. S. 141 ff. treffend bezeichnet worden, nachdem früher schon Herder in seiner fragmentarischen Weise es berührt. „Beide Dichter, sagt dieser, haben heilige Gedichte geschrieben, ihre Muse aber ist

dem religiös-christlichen Standpunkte überhaupt. Wie er aber dem englischen Epiker durch die protestantische Glaubensrichtung näher rückt, gesellt er sich mit dem italienischen darin enger zusammen, daß er gleich ihm in der kirchlichen Sphäre sich bewegt und in seiner Dichtung von dem dogmatischen Systeme abhängig erscheint. Dante vertritt die katholische, Klopstock die protestantische Symbolik; jener breitet in scholastischer Schulweisheit und theologischer Strenge das Gewebe des Glaubens vor uns aus, während dieser mit mildem Pietismus und auf dem Grunde biblischer Lehre das Evangelium der Gnade, die er selbst über die Hölle ausdehnen möchte, poetisch verkündigt [1]). Mögen nun beide Dichter in ihrer christlichen Begeisterung sich gleich seyn, in der Ausführung gewinnt doch wiederum Dante den Preis. Denn, wie dogmatisch-streng er seyn, wie oft er sich auch, namentlich in den letzteren Theilen seines umfassenden Gedichts, in kalte Allegorien und nüchterne Reflexionen verlieren mag, weiß er doch die ganze Fülle seiner geschichtlichen und socialen Umgebung, den großen Reichthum seiner menschlichen Erfahrungen und Anschauungen auf das glücklichste zu benutzen, um dem Ganzen das Gepräge einer vielseitigen Weltlichkeit und sinnlichen Wirklichkeit zu ertheilen. Wir befinden uns bei aller Jenseitigkeit der Schauplätze doch unter lebendig-bestimmten Gestalten und irdischen Verhältnissen. Die Seligen wie die Verdammten (diese freilich am meisten), die Teufel wie die Heiligen bieten sich der Anschauung in charakteristischen Handlungen und Zügen und stehen mit den Menschen des Diesseits in gewohnten Kreisen des Daseyns und Wirkens.

Der deutsche Hexameter, in welchem das Gedicht geschrieben, ist bekanntlich keine Erfindung Klopstock's, doch gebührt ihm der

---

nicht dieselbe. Wie Moses und Christus, wie das Alte und Neue Testament stehen sie einander gegenüber. Milton's Gedicht ein auf Säulen ruhendes durchdachtes Gebäude, Klopstock's Gedicht ein Zaubergemälde, das in den zartesten Menschenempfindungen und Menschenseenen von Gethsemane aus über Erd und Himmel schwebt." Werke, Bd. VII. S. 391.

1) Die Theilnahme, womit er den gefallenen Geist Abbadona in seinem Gedichte behandelt, ist aus diesem selbst bekannt. In einem Briefe an Bodmer schreibt Klopstock, daß der unglückliche Verstoßene beim Weltgerichte so gewaltig um Gnade flehen werde, daß vor dem lauten Weinen des Menschengeschlechts und der Seraphim die Stimme der Donner nicht mehr werde gehört werden.

Ruhm, diesen Rhythmus zuerst in solchem Umfange und mit solcher Konsequenz, zugleich mit dem Bewußtseyn bestimmter metrischer Principien gebraucht zu haben [1]). Daß er sich dabei den Homer zum Muster genommen und dessen rein musikalisch-quantitative rhythmische Kunst vom Standpunkte unseres logisch-grammatischen Quantitätsprincips aus in unserer Sprache möglichst nachzubilden gesucht, bleibt, wie sehr er auch hinter der harmonischen Vollkommenheit des griechischen Dichters zurücksteht, immer ein wesentliches Verdienst [2]).

Wir schließen diese wenigen Bemerkungen über das vielbesprochene berühmte Gedicht mit dem Urtheile Friedr. Schlegel's, welches er in seinen Vorlesungen über „die Geschichte der alten und neuen Literatur" (Thl. II. S. 262) in folgenden Worten ausspricht: „Mit der Messiade beginnt eigentlich der höhere Aufschwung der neueren deutschen Literatur; so unermeßlich ist das Verdienst derselben besonders in Sprache und Ausdruck, ob-

1) Es ist hier nicht der Ort für weitläuftige historische Nachweisungen über Ursprung und ersten Gebrauch des Hexameters in unserer Sprache und Literatur. Daß ihn bereits Fischart in seiner genialen deutschen Umarbeitung des französischen satyrischen Romans, La vie tres horrifique du grand Gargantua etc., von Rabelais um die Mitte des sechszehnten Jahrhund. (1552) theilweise versucht, daß ihn fast gleichzeitig der bekannte Philolog und Naturforscher Conrad Geßner in seinem Mithridates (1555) berücksichtigt, daß ihn dann im siebenzehnten Jahrh. Eisenbeck in einer Psalmübersetzung, darauf Alsted in seiner Encyclopaedia scientiarum producirt, daß im Anfange des achtzehnten Jahrh. Heräus ihm bereits eine größere metrische Ausbildung gegeben, und etwas später Gottsched ihn zu vervollkommnen gesucht, mag hier nur im Vorbeigehen berührt werden. Letzterer wirft selbst dem Klopstock'schen Hexameter prosodische Unsicherheit und Mannichfaltigkeit vor. Daß außerdem besonders noch Kleist gleichzeitig mit Klopstock den Hexameter in seinem Frühlinge gebraucht, ist hinlänglich bekannt. Übrigens hat Lessing in den Lit.-Briefen (I. S. 109 ff.) zuerst die Geschichte des deutschen Hexameters angeregt.

2) Klopstock's Abhandlung „Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes" ist eine in jener Zeit immerhin bedeutsame Arbeit, die sich ohnedies noch dadurch besonders empfiehlt, daß sie bereits 1756, also vor Lessing's entschiedenem Auftreten, in ihrer Darstellung die deutsche Prosa als von der Gottsched-französischen formalen Leerheit befreiet zeigt. Lessing sagt darüber unter Anderem: „Diese Abhandlung ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben kann." Lit.-Br. a. a. O.

wohl dies Gedicht meistens nur dem Namen nach im Allgemeinen bewundert wird, wenigstens im Ganzen nie wahrhaft wirksam in das lebendige Gefühl überging."

Von der deutsch-christlichen Epik und namentlich von den vielen Patriarchaden, welche Klopstock's Messiade hervorrief, und unter denen die Bodmer'sche Noachide gleichsam Chorführerin ist[1]), ebenso von den kritischen Fehden, welche sie veranlaßte, und von denen die feindlichen hauptsächlich unter Gottsched's Ägyde ausgefochten wurden, mag hier nicht weiter geredet werden, indem darin wenig oder gar keine literarische Bedeutsamkeit zu erkennen ist. Unsere Betrachtung geht daher zu den anderen Arten und Werken der Klopstock'schen Dichtung über, und zwar zunächst zu der Lyrik. Es bedarf nach Früherem kaum noch der Erinnerung, daß diese Sphäre der Poesie der Persönlichkeit Klopstock's besonders nahe lag. Nicht an die plastische Bestimmtheit des Objekts gewiesen und davon beherrscht, hat diese Dichtart vielmehr der inneren subjektiven Unmittelbarkeit ihren Ausdruck zu geben und der Musik des Herzens und der Begeisterung des Gedankens ihre Stimme zu leihen. Wie sehr nun Klopstock gerade in der Innerlichkeit des Seelenlebens seine eigenste Heimath hatte und, um so zu sagen, in der musikalischen Pathologie des Gemüths den eigenthümlichen Gehalt seiner Persönlichkeit bewahrte, ist schon oben und sonst von anderen Seiten mehrfach gesagt worden. Auch das ist nicht unbemerkt geblieben, daß diese Innerlichkeit bei ihm, da sie von hohen, wenngleich abstrakten Ideen, hauptsächlich von denen der Religion und des Vaterlandes, getragen wurde, leicht und vorherrschend die Form persönlicher Begeisterung annahm, welche sich fast Allem, was er fühlte und dachte, selbst den zärteren und leiseren Empfindungen seiner Seele, mittheilte. So mochte es denn kommen, daß Klopstock nicht bloß in der lyrischen Poesie überhaupt, sondern vornehmlich in der Odenlyrik seinen

1) Daß auch Wieland sich anfangs in der Reihe dieser seraphinischen Epiker befand, soll hier unter Hinweisung auf seinen „geprüften Abraham", den er in jugendlicher Idealbegeisterung an Bodmer's Seite schrieb, nur vorläufig erinnert werden. Neben ihm mag bloß gelegentlich noch Neumann, wäre es auch nur der Curiosität wegen, und weil Lessing mit dem Manne in Leipzig einige Zeit nicht ungern verkehrte, mit seinem „Nimrod" flüchtige Erwähnung finden.

Dichterberuf fast ausschließlich bethätigte; wie denn selbst die Messiade eher eine Sammlung schöner lyrischer Partikularitäten, als eine Totalität epischer Handlung ist, und gerade in jenen das Recht besitzt, das Interesse der Nachwelt, wenigstens für die zehn ersten Gesänge, mehr, als diese es ihr zuwendet, für sich in Anspruch zu nehmen. Wie wenig poetische Substanz aber seinen dramatischen Produktionen inwohnt, soll weiter unten in kurzer Charakteristik dargelegt werden. In den lyrischen Dichtungen nun gönnt Klopstock auch der Weltlichkeit das Wort, und das homo sum sucht sich darin in mehrfacher Hinsicht eine passende Stimme. Freundschaft und Liebe, Geselligkeit und Naturgenuß, Wein und Frauen finden Zulaß und dürfen, aber freilich nur in sehr bescheidener und würdiger Weise, ihre Sprache reden. Im Ganzen muß daher ihre weltliche Farbe vor dem himmlischen Lichte erblassen, ihre sinnliche Zutraulichkeit vor der übersinnlichen Hoheit beschämt sich zurückziehen, die unbefangene Lebendigkeit ihrer irdischen Bewegung unter der Aufsicht der spiritualistischen Abstraktion erlahmen. Das Ewige verdrängt auch hier das Zeitliche, das Unendliche verzehrt das Endliche, das Heilige läßt dem Natürlichen kaum Raum und Recht. So sehr Klopstock daher in seinen Liedern ringen mag nach einer angemessenen Vermittelung zwischen Welt und Gott, meistens geht ihm doch jene unter der Hand verloren, und die Macht christlicher Begeisterung führt ihn aus ihren Fluren alsbald auf die einförmige Höhe *geistlicher* Betrachtung. Nur schüchtern tönt die Leier des Alterthums, lauter freilich die Harfe der Barden, aber vor Allem ist es David's Psalter, von dem seine Muse begeistert erscheint, und dessen Klänge die meisten seiner Gesänge durchziehen [1]). Obwohl nun solcher Weise einige seiner lyrischen Poesien uns freundlich entgegenlauten und die Wahrheit des innersten Empfindens in vertrauter Sprache uns aussprechen [2]), so drückt und

1) C'est le David du Nouveau-Testament que Klopstock. Staël, II. p. 22.

2) Z. B. an Cidli. Mehrere Lieder an Fanny. Selmar und Selma. Die Sommernacht. Vaterlandslied für deutsche Mädchen (welches *Claudius* nachgeahmt, und wovon bei *Körner* starke Reminiscenzen vorkommen). Der Rheinwein. Der Zürcher See. Die künftige Geliebte. An Ebert, und mehrere andere. Klopstock hat in diesen nicht nur die reinsten Töne lyrischer Gemüthlichkeit erklingen lassen, sondern auch die Einförmigkeit, welche seine Oden im Ganzen charakterisirt, meistens vermieden. Hier duftet jedes Lied

drängt ihn doch im Allgemeinen auch hier das Streben, in gezwungener Erhabenheit das Unsagbare zu sagen, woraus wieder der Mangel an gefälliger Klarheit, an lebendiger Einheit und reiner Harmonie der Darstellung, sowie die Verstiegenheit und gekünstelte Verworrenheit des Ausdrucks nothwendig folgen mußten. Am wenigsten können die Bardenlieder dem reinen Kunstgeschmacke genügen. Abgesehen von der abstrakten Idee des Vaterländischen, welche hier statt der konkreten Interessen nationaler Wirklichkeit den Inhalt ausmacht, bleibt auch die nordische Mythologie, die sammt ihrer Walhalla die lebendige Staffage bildet, uns mehr eine Welt des Studiums als der unmittelbaren Anschauung. Rechnet man nun dazu noch die politische Zweckstrebung, die sich hineinschlingt; so darf man sich nicht wundern, wie ein echter ästhetischer Effekt von diesen erklärungsbedürftigen und dunkelwirrigen Bildungen nicht zu erwarten steht.

Vernehmlicher sprechen die geistlichen Lieder Klopstock's zu uns, indem die tiefe religiöse Gesinnung, von welcher sie erfüllt sind, überall ihre Gegenwart und ihre Wirklichkeit mit sich führt; dennoch können sie ihrerseits das Gebiet der Lyrik, dem sie eigenthümlich angehören sollen, nicht vollkommen vertreten. Sie ermangeln der religiösen Einfachheit und Freudigkeit, der idealen Klarheit und Ruhe. Es sind Töne, die aus der Höhe herablanten und über den Häuptern dahinschweben, ohne in die stillen Räume der gläubigen Seele zu dringen und das nach Trost und Beruhigung strebende Herz freundlich zu beschwichtigen [1]). Über-

mit eigenthümlichem Dufte, färbt sich mit eigenthümlicher Farbe, je nachdem es Gegenstand, Zeit und Ort mit sich bringen. Von ihnen gilt, was Klopstock selber singt:

„Wenn vom Sturm nicht mehr die Eiche rauscht,
Keine Lispel mehr weh'n von dieser Weide;
Dann sind Lieder noch, die vom Herzen kamen,
Gingen zu Herzen."

1) Auch unter den geistlichen Liedern finden sich schöne Ausnahmen, an die zu erinnern um so mehr Pflicht ist, je schärfer das Urtheil im Ganzen sich aussprechen muß. So z. B. das schöne Abendlied:

„Sink' ich einst in jenen Schlummer,
Aus dem Keiner nicht erwacht u. s. w."

oder die Auferstehung:

„Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du,
u. s. w."

haupt aber entbehrt die lyrische Dichtung Klopstock's der sicheren Wirkung. Sowie sie von der abstrakten Idealität ihrem erdlichen Boden entrückt und in die unbestimmte Weite des Jenseits gehoben wird, so bleibt auch, um mit Herder zu reden, nichts von ihr „als Dämmerungston dunkler Empfindung in der Seele" [1]).

Sollen wir nun noch ein Wort über Klopstock's dramatische Arbeiten sagen, so kann es nur geschehen, um seine völlige Unmacht in diesem Gebiete der Dichtkunst auszusprechen. Das Drama duldet am wenigsten die abstraktive Jenseitigkeit, sein eigenstes Gebiet ist die Positivität des Wirklichen. In ihm muß daher die Handlung immer die Unmittelbarkeit der Gegenwart an sich tragen, sey es, indem sie aus der Mitte der gegebenen Wirklichkeit sich hervorbildet, oder indem sie aus der Ferne der historischen Vergangenheit in die Anschaulichkeit der Gegenwart tritt und sich mit dem Geiste und Leben gegenwärtiger Entwickelung darstellt. Dazu gehört denn vor Allem, daß die Handlung sich sowohl in Absicht auf innere als äußere Motivirung unter bestimmter Umgebung und durch bestimmte Personen individualisire und zugleich in einer die Natur des vorgeführten Lebens mit Wahrheit wiederspiegelnden, den Fortgang der Handlung vermittelnden Sprache vorgetragen werde, wie wir schon bei Shakspeare lesen mögen [2]). Von allen jenen Forderungen hat Klopstock keine wahrhaft zu erfüllen vermocht, vielmehr sind seine dramatischen Versuche nur Zeugnisse eben seiner vollkommenen poetischen Unbefähi-

1) Herder, an Merck. Sehr bezeichnend ist, was der jüngere Füßli über Klopstock's Odenpoesie an Lavater schreibt (vgl. Briefe an Merck, erste Samml. S. 58 ff.): „Den größten Theil seiner (Klopstock's) erhabenen Andachtsoden hole Gott, und beinahe Alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel! — — Wer ist der, der mir sagen will, daß eines von Klopstock's ewigen Herr, Herr rufenden Tonstücken Poesie sey?" Das Urtheil über die Klopstock'sche Vaterlandspoesie lautet nicht milder: „Lycophron, Prophet bei Profession und Grieche, ist heiterer, als diese Bardenräthsel. Das ist nicht Sprache, das ist Sand voll Gebeine und Scheiter am Gestade u. s. w." Das Traurigste ist aber, daß bei dieser Gelegenheit der Schweizer uns zurufen durfte: „Wo ist das Vaterland eines Deutschen?" Schlimm, wenn diese Frage auch jetzt noch gelten sollte!

2) Shakspeare bezeichnet als Zweck des Schauspiels, to hold, as t'were, the mirrour up to nature, to show virtue her own feature, scorn her own image and the *very age and body of the time* his form and pressure. Hamlet, Act III. Sc. 2.

gung in diesem Fache. Weder seine alttestamentlichen Stücke (der Tod Adam's, Salomo, David), noch seine patriotischen, die s. g. Bardiete[1]), dürfen aus irgend einem der oben bezeichneten Gesichtspunkte dramatische Bedeutung ansprechen. Dort bewegen sich bei ganz verfehltem Plane Handlung und Personen in langweiliger Einförmigkeit, ohne tragisches, überhaupt ohne wahrhaft menschliches Interesse, wofür einige gelungene Stellen in Absicht auf Empfindung und Sprache keinen ästhetischen Ersatz geben können; in den Bardieten dagegen, welche in Geist und Kostum des urdeutschen Teutonismus und Bardenwesens uns gleichsam ein Analogon von dem heroischen Zeitalter Griechenlands geben sollen, herrscht zunächst die politische Absicht zu überwiegend vor, als daß die freie ästhetische Ausführung sich dem daraus entstehenden Zwange hätte entziehen können. Die abstrakte Deutschthümelei war damals, wie später eine kurze Zeit hindurch auch im neunzehnten Jahrhundert, an der Tagesordnung und die That des Wortes vertrat auch damals die That der Handlung. Dazu kommt, daß, wie wir schon früher hervorgehoben, das germanische Urwaldthum für uns zu sehr ein unlebendiges Jenseits ist[2]), als daß es der nationalen Begeisterung Wahrheit und Innigkeit geben könnte. Es wäre daher selbst einem dramatisch besser befähigten Dichter wohl kaum möglich gewesen, aus so farb-

1) Es sind ihrer drei, nämlich die Hermann's-Schlacht, Hermann und die Fürsten, Hermann's Tod. — L. v. Stolberg (in seiner Ode „der Harz") singt unter Anderem in Beziehung auf diese Bardiete:

„Doch des Heldengeschlechts Enkel verhüllten
Hermann's Namen in Nacht bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopstock's mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit."

2) Charakteristisch genug klingt's, wenn Klopstock in dem zweiten Bardiete „Hermann und die Fürsten" den Chor also singen läßt:

„Wir stehen — und tief gewurzelt, ein Eichenwald,
Halten wir den stürzenden Strom der Eroberer auf!
Stürzen hören die Tannen und Ulmen den Strom,
Und wanken und sinken und werden gewälzt."

Womit zu vergleichen die Verse in Stolberg's angeführter Harz-Ode:

„Dort, im wehenden Hain, wohnt die Begeisterung,
Felsen jauchzen zurück, wenn sich der Bardensang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.
Und dein Hermann vernahm's, Sturm war sein Arm!"

und wesenlosen Elementen eine Handlung zu bilden, welche geeignet seyn könnte, nach Hamlet's eben angeführter Forderung „der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild, dem Jahrhunderte und dem Körper der Zeit ihre Gestalt und ihr Gepräge vorzuhalten." Wie der Handlung die Fülle der Bestimmtheit, so fehlt den Personen alle erforderliche Umgebung, aus der sie sich eigenthümlich gestalten möchten. Die geistlose Großartigkeit giebt ihnen ebenso wenig Charakter, als die hohle Erhabenheit der Rede der Handlung Substanz und Bedeutung giebt. Sie bleiben leere Maschinen, seelenlose Figuren, die sich in steifer Automatik hin- und herbewegen. Die Prosa, welche von Bardengesängen durchwebt und unterbrochen wird, erhebt sich hier und da zu edler Kraft und dramatischer Energie, verliert sich aber im Ganzen in unnatürliche Verstiegenheit und gezwungene Ziererei. Daß nun dieser teutonisirende Musengesang das Herz der Nation, aus dem er nicht hervorging, auch nicht sehr rühren konnte, begreift sich hiernach von selbst. Die Bardentöne blieben ihr fremde, unheimliche Stimmen, welche nur in dem wildbrüllenden Munde einiger unberufener Jünger ihr verwandtes Echo fanden, für die Nachwelt aber alsbald verklungen waren [1]).

Haben wir nun unserem Dichter in vielen Hinsichten nicht das Lob ertheilen können, welches ihm vordem Viele ertheilten [2]), so müssen wir um so mehr anerkennen, was er für unsere Literatur aller Mängel ungeachtet in der That Förderliches geleistet hat. Schon haben wir sein allgemeines Verdienst, das er hauptsächlich dadurch errungen, daß er ein höheres selbstständiges Bewußtseyn, eine gediegenere Wahrheit und eine männlichere, freiere Sprache in dieselbe ge-

1) Die Schrift von K. F. Cramer „Er und über ihn", welche eine Art Mischwerk über Klopstock ist und sich in allerlei Gesuchtheit und Sonderbarkeit gefällt, bezeichnet in ihrem ganzen Habitus sehr kenntlich das hohle teutonische Unwesen, (singt doch L. Stolberg von „teutonischer Keuschheit"), und die forcirte Deutschheit der siebenziger und achtziger Jahre, wie beides namentlich unter den Klopstocksjüngern und theilweise noch in der Göttinger Hainbundsgenossenschaft zum Aus- und Durchbruche kam.

2) Gervinus hat Klopstock im Ganzen mit Einsicht und gerechter Unparteilichkeit gewürdiget. Früher haben außer Anderen besonders Herder, Schiller (in seiner mehr angef. Abh.) und Friedr. Schlegel, sowie der Göttinger Recens. (Bouterwek) manche Punkte gleichfalls gut hervorgehoben.

bracht, hinlänglich betont; wir heben daher nur noch das Besondere hervor, welches er sich durch die Vervollkommnung der deutschen Metrik und Rhythmik um unsere Poesie erworben hat. Er bildet in dieser Beziehung wie nach der Vergangenheit den Abschluß der seit Martin Opitz bis Ramler, seinem Zeitgenossen, mehrfach in theoretischer und praktischer Hinsicht vorgenommenen Versuche, so nach der Zukunft hin den bestimmten Ausgang einer entschiedenen neuen Stellung unserer Nationaldichtung auch auf dieser Seite. Es gelang ihm zuerst, die eigenthümliche deutschsprachliche Metrik möglichst unter dem Principe der antiken zu einer selbstbewußten Systematik zu erheben, den Unterschied zwischen ungebundener und gebundener Rede nachdrücklicher zu bezeichnen und in der Ausübung der letzteren eine positivere Haltung zu gewinnen [1]). Nicht bloß den hexametrischen Bau hat er ausgebessert und folgerichtiger erweitert, sondern auch vorzüglich dadurch Ungemeines geleistet, daß er die lyrische Rhythmik auf kunstgemäßere, dem Alterthume nachgebildete Formen hinführte. Daß und wie er dabei den Horaz vornehmlich im Auge hatte, soll hier nicht weiter dargelegt werden. „Horaz", so sagt er selbst, „ist ein solcher Meister in der lyrischen Harmonie, daß seine Versarten einige besondere Anmerkungen verdienen, um uns recht aufmerksam auf ihre Schönheiten zu machen [2])." Auch sonst bezieht er sich im Punkte der Odenrhythmik besonders auf diesen alten Dichter, von dem er meint, er habe „alle Schönheiten, deren die Ode fähig ist, erschöpft." Doch dürfte von Klopstock's eigenem Odenbauwerke wohl nicht immer gerühmt werden können, was er selbst an seinem Vorbilde als Hauptsache preist, nämlich die Biegsamkeit, „mit der sich selbst ein Originalgenie dem Wesentlichen, was die lyrische Poesie fodert, unterwerfen muß." Wie Voß weniger Ramler's als ganz eigentlich Klopstock's metrisches Werk fortsetzte in Theorie wie Praxis, soll bei anderer Gelegenheit nähere Berührung finden.

Die prosaischen Schriften Klopstock's betreffen hauptsächlich die Theorie der Sprache und Dichtkunst und haben zunächst

1) Er meint sogar (in der Gelehrtenrepublik), daß unsere Sprache wegen des logisch-grammatischen Quantitätsprincips „den Absichten der Verskunst angemessener sey, als selbst die beiden alten Sprachen."

2) Über die Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes.

aus dem Gesichtspunkte ihres theoretischen Gehalts für die damalige Stellung der literarästhetischen Wissenschaft eine nicht gemeine Bedeutung. Der Gedanke der poetischen Freiheit und reinen Darstellung den einseitigen pragmatischen Tendenzen gegenüber, welchen er in der Gelehrtenrepublik (1774) entschieden ausspricht, hebt die Schrift auf die Stufe des Lessing'schen Laokoon, mit dem sie freilich in ihrem ganzen Geiste und kritischen Charakter in keinerlei Weise sonst vergleichbar ist. Klopstock will, was Lessing dort bereits gefordert, „eigenthümliche Individualisirung" der poetischen Ideen und „aus der Natur der Seele nothwendige Regeln des Schönen" erwiesen haben, isolirt sich aber zugleich mit diesem an sich richtigen Principe auf einem bestimmten exklusiven Standpunkte, indem er die freie philosophische Ausübung desselben zurückweist und nicht undeutlich einen kastenartigen literarischen Aristokratismus an die Stelle des echt freien Republikanismus setzt. Dieses und die deutschthümelnde Gesuchtheit der Form brachten die in mancher Hinsicht werthvolle Schrift um ihren besten Erfolg [1]). Höher stehen die Fragmente über Sprache und Dichtkunst (1779). Ohne Schulpedantismus lassen sie sich über Bedingungen und Mittel wahrer poetischer Darstellung besonders in Absicht auf Sprache und Versbau vernehmen. Noch spät in hohem Alter gab er in den grammatischen Gesprächen (1794) anziehende Winke über unsere Sprache, deren Geist, Reinheit und Gebrauch. Außer Anderem findet man ihn hier auch auf polemischen Streifzügen gegen Kant und Göthe; besonders aber kämpft er gegen Adelung's grammatische Verstandesdespotie, die er nicht ohne Humor und treffende Ironie in ihrer anmaßlichen Beschränktheit vorführt. Sieht man in diesen verschiedenen Schriften auf die Darstellung, so ist dieselbe überhaupt nicht frei von allerlei Ziererei und zugespitzter Vornehmigkeit, auch nicht überall gleich in Absicht auf Ton, Bewegung und Haltung. So überwiegt z. B. in der Gelehrtenrepublik, bei der absonderlichen Einrichtung und Anordnung, der aphoristische, oft in's Abstruse hinauslaufende Lakonismus, die Fragmente tragen dagegen, die orthographische Grillenhaftigkeit abgerechnet, das Gepräge eines ziemlich gefälligen und anspruchlosen Ausdrucks, während die

1) Das Schicksal der Gelehrtenrepublik beim Publikum hat Göthe unter Anderem anschaulich bezeichnet. Vgl. Dichtung und Wahrheit. Bd. III.

grammatischen Gespräche, so sehr sie durch die wunderliche Personifikation, womit nicht bloß Begriffe, sondern selbst die Buchstaben redend eingeführt werden, die freie Auffassung stören, durch eine gewisse dramatische Frische und Lebendigkeit sich empfehlen. Im Ganzen aber erweisen diese Schriften, wie die meisten kleineren Abhandlungen Klopstock's, z. B. im Nordischen Aufseher (von J. A. Cramer), daß Klopstock sich in der prosaischen Stylistik den alten klassischen Mustern innigst befreundet hatte. Ihr Geist, ihre Gediegenheit und Bildung spiegeln sich vielfach in seiner Prosa ab, so wenig dieselbe, wie schon früher bemerkt, die eigenthümliche Gezwungenheit, welche Klopstock's ganze Gedankenbildung verräth, in Bewegung und stylistischer Organisation verleugnen kann, wodurch sie, bei sonstigen unverkennbaren Vorzügen, hinter Lessing's klassischem Ausdrucke bedeutend zurückbleibt.

Wir verlassen hiermit den Mann, der wie ein erhabener Schatten in der vielbewegten, bunten Welt unserer Literatur dasteht, und dem man, wenn auch nicht immer seine literarische Sympathie, doch stets seine vollste Achtung zuwenden kann; denn „keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist“ [1]).

Wie sich um Klopstock her eine Schaar von seraphischen Eloah-Dichtern und patriotischen Bardensängern drängte, welche Letzteren später ihren Ton mit Ossian's dumpfen Harfenklängen mischten, wie der Dithyrambus hier und dort brausend daher stürmte und sich nicht selten in seiner stelzenhaften Erhabenheit überstürzte [2]), dieses und Ähnliches lassen wir unberührt, um nur zu bemerken, daß die bekannte Literatur-Epoche des Sturms

1) Schiller, a. a. O.

2) Kretschmann, Gerstenberg (der mit seinem „Gedichte eines Skalden“ dem Bardenkreise, mit seinen „anakreontischen Tändeleien“ aber Gleim's Dichter-Kränzchen angehört, und mit dem Trauerspiele „Ungolino“ in die folgende Stürmer-Epoche hinübergreift), Willamov und besonders Denis, genannt Sined der Barde, sind die Chorführer dieser Klopstockschule. Der letztere (ein österreichischer Jesuit 1729—1800), der fruchtbarste und eifrigste Bardenharfenist, der auch den seit 1764 hervortretenden Ossian meist hexametrisch übersetzte und zu seinem poetischen Lehrer erkor, feiert Klop-

und Drangs, welche die siebenziger und zum Theil noch die achtziger Jahre durchdauerte, von jenen gewaltigen Schwingungen der deutschen Dichterstimme vielfach durchzittert erscheint. Nicht bloß die Göttinger mit ihren Stolbergen hallen von ihnen wieder, auch die Schwaben mit ihrem Schubart und (jugendlichen) Schiller senden ihre dithyrambischen Mächte, selbst die Herder'sch-Göthe'sche Genossenschaft am Rhein und Main durchschauerte das großartige Wehen aus den nordischen Wäldern[1]). So wurde denn der Klopstock'sche Hymnus aus seiner himmlischen Höhe in die Niederung weltlicher Dinge hinab vermittelt, um hier allmälig seine Würde zu verlieren und in öder Weite zu verklingen.

Christoph Martin Wieland (1733—1813). Sahen wir Klopstock in den übersinnlichen Reichen wandeln, mit dem Geiste sich gegen die Körperlichkeit verbinden und nach der Unendlichkeit in ihrer unsagbaren Erhabenheit ringen; so finden wir in Wieland den Mann, der uns in den Kreisen der Weltinteressen herumführt, die sinnliche Heimath des Menschlichen uns darstellt und die Wirklichkeit in ihrem geistigen Abglanze empfehlen will. Klopstock ist der Prophet der reinen Idee, Wieland der beredte Freund des gebildeten Sinnes, jener ein Plato, dieser ein Aristipp der Dichtung. Der sokratische Grazienschüler wurde durch Wieland gewissermaßen modernisirt; wie es denn bedeutsam genug ist, daß gerade der Roman, welcher Aristipp's Firma trägt, die poetische Schriftstellerei Wieland's beschließt. Im Allgemeinen darf daher Wieland als das literarische Korrektiv Klopstock's betrachtet werden, und, wie von Sokrates gerühmt wird, daß

stock „den Ersten unter den Liedesgewaltigen" in einer eigenen Ode als „den Obersten der Barden Teut's", wo es unter Anderem heißt:

„Wir folgen, uns entrissen. Die Brust erpocht,
Erhabner, ungewohnter Gefühle voll,
Die Wange glüht, und hohe Wehmuth
Thaut vom edleren Auge nieder."

1) Göthe selbst konnte sich freilich mit der Odenmythologie Klopstock's nicht recht befreunden. Er meint, es sey dadurch nur „die Nomenklatur der nordischen Gottheiten" in die deutsche Dichtkunst eingeleitet worden. Obwohl ihn Herder mit jenen Heldensagen näher bekannt machte, mochte er ihnen doch keinen rechten Geschmack abgewinnen. „Alle diese Dinge," sagt er, „wie werth ich sie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen." Mit Recht bemerkt er, daß sie sich zu sehr „dem sinnlichen Anschauen" entziehen.

er die Philosophie vom Himmel auf die Erde gerufen und sie in die Wohnungen der Menschen geführt habe, so gebührt unserem Dichter ein ähnliches Lob der Klopstock'schen poetischen Metaphysik gegenüber. Er lehrte die deutsche Muse, in menschlicher Weise zu reden und sich der irdischen Sitte ohne Sprödigkeit und Ziererei zu vermählen. Mehr vielleicht als selbst Klopstock gelang es ihm, die bisherige Einseitigkeit der moralischen und konventionellen Standpunkte der Poesie zu überwinden, indem er eine freie Lebensphilosophie zum Principe derselben machte, in welcher er beide auszugleichen und unter die Regel des Geschmacks zu stellen suchte.

„Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt,
— — — — — — — — —
Den Irrenden bedau'rt und nur den Gleißner flieht,
Nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr sprechend glüht,
Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet,
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält."

So bezeichnet uns Wieland selbst das Ziel, welches er seiner Dichtung vorgesteckt. Wie wenig er an und für sich damit die eigentliche ästhetische Stufe ersteigt, braucht der Erinnerung nicht; allein immer bleibt es wichtig, auf diese Weise zunächst die wahren Gesichtspunkte vorgebildet und den Blick für sie vorgeübt zu haben. In diesem Vermittelungswerke hat Wieland neben Klopstock seine eigenthümliche Stellung in der Geschichte unserer neueren Literatur. Er war ein Bedürfniß der Zeit und hat diesem Bedürfnisse genügt. Hierin mehr als in dem reinen ästhetischen Werthgehalte seiner Produktionen ist seine Bedeutung anzuerkennen. Was Shakspeare seine Portia im Kaufmann von Venedig sagen läßt:

„Wie Manches wird durch seine Zeit gezeitigt
Zum echten Preis und zur Vollkommenheit,"

gilt von Wieland's Werken und Wirken. Der feine Lebens- und Gesellschaftston, wie er in England seit Shaftesbury und Bolingbroke, in Frankreich hauptsächlich unter Voltaire's Vermittelung in die Literatur übergegangen war, fing auch in Deutschland an, seine Ansprüche geltend zu machen. Es war von ungemei-

ner Wichtigkeit, daß nun gerade ein Schriftsteller auftrat, dessen Geist, Talent und Bildung ihn befähigten, das fremde Gut unter dem Principe deutscher Art und Gesinnung aufzufassen und so es gleichsam zu dem unsrigen zu machen. Wieland überhob die Deutschen, nach Voltaire und seinen französischen Geistesgenossen selbst zu greifen, er gab sie ihnen, wenn auch immerhin noch mit dem Ursprungsscheine, im Ganzen doch in deutscher Form und Tracht. So eröffnete er unserer Muse zugleich die Salons und die weiteren Kreise der gebildeten Welt überhaupt. Wenn er in solcher Weise den Geschmack für vaterländische Literatur zuerst bei uns einheimisch machte, so trug er auch durch die Gewandtheit, womit er die Sprache behandelte, viel dazu bei, daß diese mehr und mehr zum Organe der gebildeten Gesellschaft sich erhob und die französische gemach verdrängte, daß sie für die ästhetische Darstellung gefügiger wurde und überhaupt dem literarischen Gebrauche sich vielseitiger und williger bot[1]).

Es ist bekannt, daß Wieland im Anfange seiner produktiven Thätigkeit ganz und gar unter dem Principe der religiös-moralischen Idealität stand, welchem Bodmer und seine Umgebung huldigte, und welches Klopstock, wenn auch ohne zelotische Ingredienzien, zum Mittelpunkte seiner ganzen Dichtung gemacht hatte. Wieland's Jugendmuse trug die Flügel der Seraphim und die Mienen der eifernden Betschwester, ging in die Schule der platonischen Liebe und in die Kirche der orthodoxen Andächtigkeit. Überall vernimmt man von ihr die heiligen Töne der Klopstock'schen Harfe. „Der werdende Cherub stammelt, halb geschaffen, dem Schöpfer seine Hymne entgegen," die Seele, „von Entzückung geschwellt", sucht vergebens Worte für ihre Empfindungen und blickt „still, mit Thränen im Auge, verstummend zu ihm hinauf"[2]). Sie will sich „absondern, um sich im Geiste in die Chöre der Seraphim zu mischen", deren Stimmen der Dichter

1) In obigem Bezuge hat Wieland's Biograph (Gruber) gewissermaßen Recht, wenn er sagt, daß derselbe „den Deutschen Deutschland eroberte, und daß dies nur gerade der Mann, wie er war, vermochte." Chr. M. Wieland, geschildert v. J. G. Gruber 1815. 2 Thle. Thl. 1. Einleit. XVI. Übrigens hat in dieser ganzen Biographie die Vorliebe für die Person den geschichtlich-kritischen Ton etwas zu günstig gestimmt.

2) Hymne auf Gott.

„oft in nächtlichen Stunden hört." Er mag die Erde nicht, sondern sucht „auf den Flügeln des Glaubens die lichtvollen Gegenden der Seligkeit", aus deren „erhabenen Entzückungen" er neue Kraft für das Irdische zurückbringt [1]). Noch scheinen ihm „die Musen nie schöner, als wenn sie Aufwärterinnen der Tugend sind". Mit einem frommen Alten nennt er die Dichtkunst, wenn sie weltlich redet, „den Wein der Teufel, womit sie unbesonnene Seelen berauscht, um sie, wie durch einen Zaubertrank, in niedriges Vieh zu verwandeln" [2]). Die poetischen Zeitgenossen der anakreontisch-horazischen Schule, die unter Gleim's Protektorate sich bildete, nennt er „schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus, die man für eine Bande epikurischer Heiden zu halten habe", zu deren Verfolgung er mit dem Ernste eines Fanatikers auffordert [3]). Bemerkt man nun, wie er bald darauf den christlichen Himmel mit dem heidnischen Olymp, die Seraphim mit den Amoretten, die platonische Idealwelt mit der Gesellschaft der irdischen Grazien vertauscht, als Heilmittel gegen die Legenden der Heiligen „die Lektüre des Plutarch" empfiehlt, seine früheren Stimmungen „Seelenfieber" nennt, gegen welche Don Quixote „ein gutes Specifikum" sey [4]), wie er die Frage stellt, „ob nicht ein wahrer Philosoph in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geschöpf sey, als ein einfältiger Christ", kurz, wie er alle seine Jugend-Strebungen als „Geistes- und Herzensabwege" bezeichnet und sie nicht stark und nachdrücklich genug verläugnen kann, mit seinen alten anakreontisch-horazischen Feinden nunmehr nicht bloß herzlich sympathisirt, sondern sie an Lebenslustigkeit und poetischem Weltsinne weit hinter sich läßt; so fragt man wohl mit Recht, woher diese durchgreifende Umwandelung ihm gekommen, und wodurch sie, wenn auch nicht ohne Übergang, doch sobald herbeigeführt seyn möge [5]). Wir glauben, daß dabei kein großes

1) Sympathien, Einleitung.

2) Ebendas.

3) Psalmen (oder Empfindungen eines Christen). Dedikatorisches Vorwort. Unter den Dichtern, die er hier förmlich denuncirt, wird besonders Uz namhaft gemacht.

4) Briefe, an Zimmermann vom 5. Dec. 1758. In einem späteren Briefe an Julie Bondeli (1764) nennt er seine idealen Stimmungen „Don Quichotteries morales de la première jeunesse."

5) Die damalige Wieland'sche Correspondenz, besonders seine eben ange-

Räthsel zu lösen ist. Zuvörderst liegt die Erfahrung vor, daß sich solche Gegensätze zwischen der Überzeugung und Stimmung der Jugend und des reiferen Alters vielfach bieten, welche so natürlich sind, als das Verhältniß zwischen Gefühl und Verstand, zwischen Phantasie und Denken, zwischen Unerfahrenheit und Erfahrung, zwischen Schule und Welt, zwischen Unmündigkeit und Mündigkeit, kurz zwischen Jugend und Altersreife überhaupt zu seyn pflegt. Oft aber, wenn nicht meistens, stehen Sinnlichkeit und religiöse Schwärmerei nahe beisammen, und es kommt nur auf die Umstände an, wie sie sich verbinden, und wie lange sie in ihrer Verbindung beharren. Je schroffer jenes Verhältniß durch individuelle Charakteristik und historische Einwirkungen bestimmt wird, desto extremer und entschiedener erscheint auch der Gegensatz, womit es sich in Leben und Wirken darstellt. Wenn bei Klopstock weder in Anlage, noch in Erziehung und späteren Umgebungen Motive für eine solche Umwandelung vorhanden waren, wenn er sich daher durch alle seine Dichtungen hin in der reinen idealen Körperlosigkeit behauptete und von den Höhen christlicher Begeisterung und Beseligung niemals ganz herabstieg; so ist das ebenso wenig verwunderlich, als daß umgekehrt Wieland Klopstock's Begleitung und Einfluß bald abwies und sich aus dessen Unendlichkeit in die engeren Räume der endlichen Wirklichkeit zurückzog, indem bei ihm Naturell und gesellschaftliche Lebenserfahrungen diesen Wechsel gleichsam nothwendig machten. Wir haben nicht nöthig, andere Motive und besondere Absichten zur Erklärung desselben zu Hilfe zu rufen. Denn sehen wir etwas genauer zu, so bieten uns gleich seine Erstlingsschriften, selbst unter dem Kleide ihrer oft bis zum Zelotismus getriebenen idealen Überschwenglichkeit, Züge genug dar, aus denen die sinnliche Weltlichkeit ohne

führten Briefe an Zimmermann, enthalten vielfache Zeichen und Ankündigungen der allmäligen Umstimmung seiner Überzeugungen. Er entsagt schon 1758 der „Platonischen" Abstraktion, dem „Katonischen" Rigorismus und der „Kapuziner-Moral", meint aber, daß „so viele Veränderungen durch fast unbemerkbare Abstufungen herbeigeführt worden seyen." Vgl. z. B. an Zimmermann, v. 12. März 1758. Außer dem schon Angezogenen schreibt er hier weiter, daß er nicht ganz mehr den Bodmer'schen Ideen ergeben sey (Je ne suis pas dans toutes les idées de Mr. Bodmer), auch bereuet er hier schon sein Verfahren gegen Uz (Je souhaiterais de n'avoir pas traité Uz avec tant de rigueur).

große physiognomische Lesekunst erkannt werden kann. Schon Nicolai meinte, Wieland's damalige Muse sey „ein junges Mädchen, das die Betschwester spiele, aus deren verständiger Miene die jugendliche Unbedachtsamkeit hervorleuchte“ [1]), und Lessing scheint geneigt, die eingetretene Veränderung „dem eigenen Mechanismus der Wieland'schen Seele“ zuzuschreiben, obwohl er zugleich auf die Möglichkeit äußerer Umstände und besonderer Absichten hinweist [2]). Wir sind nun der Ansicht, daß bei Wieland überall keine eigentliche Sinnesänderung vorgegangen, also auch keine irgendwie berechnete Inkonsequenz in der Umwandelung seiner Lebensansichten und literarischen Standpunkte obgewaltet, vielmehr halten wir die allerdings auffallende Erscheinung für eine bloß natürliche Selbstbefreiung seines widernatürlich bestimmten und in eine ihm widersprechende Bahn getriebenen ursprünglichen Charakters. Dieser war in seinem Grunde sinnlich-geistig und von Temperament sanguinisch. In jenem Umwandelungsprocesse erhob er sich eben nur aus der sentimentalisch-geistigen Sinnlichkeit zur weltgebildeten, eben aus seiner Unnatur zur Natur. Je mehr er durch seine früheren Verhältnisse, namentlich durch Bodmer's Umgang und Einwirkung, in die falsche Idealität und religiöse Pietisterei hineingezwängt worden war, desto rascher schlug er, gleich einem mit Gewalt gebogenen Zweige, in seine angemessene Lage zurück. Solches Umschlagen war daher bei einem so lebhaften Temperamente unausbleiblich und erfolgte um so eher, als die äußeren Verhältnisse begünstigend und erregend hinzutraten. Dieses geschah aber bei Wieland, indem er bald nach seiner Entfernung aus dem Hause Bodmer's sich neuen Erscheinungen freier hingab, die ihm besonders in Bern mehrseitig entgegenkamen, und indem er dann etwas später seit 1761 in seiner Stellung in Biberach in den Kreis weltmännischer und weltgebildeter Gesellschaft eintrat, die sich um den Grafen Stadion bewegte, und in welcher La Roche sowie dessen Gemahlin Sophie, Wieland's frühere Geliebte, die bedeutsamsten Figuren bildeten. Hier fand

1) Nicolai, Briefe über den jetzigen Zustand der sch. WW. in Deutschland 1753.

2) Literat.-Briefe I. S. 36. — Wieland selbst giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß ein Frauenzimmer ihn umgewandelt. „Elle a fait un homme de moi“ schreibt er an Zimmermann.

er mit freier Lebenssitte die neue englisch-französische Lebensphilosophie verbunden und bei anregender Unterhaltung eine reiche bibliothekarische Bildungsquelle. Es bedurfte nur einer solchen Gunst der Witterung und Luft, „Begegnisse an Welt und Weibern", wie Göthe von ihm sagt [1]), um die ursprünglichen Keime, welche sich schon zu beleben angefangen, in raschem Wachsthume aufschießen zu lassen. Das schmelzende Pathos seiner seraphischen Schriften, das Liebäugeln mit den Himmelsbewohnern, nach deren „Symphonien" ihn verlangte, die ganze Art und Weise, wie er die Religion auffaßte, die er nach dem Ausdrucke der Literaturbriefe „zu ehren glaubte, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens machte", das eigene Geständniß (in seinen ausgewählten Briefen), daß er „ohne Damen, die stets der Hauptressort seines Geistes gewesen, selbst seine christlichen Empfindungen nicht geschrieben haben würde", dieses und Ähnliches beweist hinlänglich, was wir gleich anfangs behauptet haben, daß bei ihm in der That keine wesentliche Charakteränderung Statt fand, daß vielmehr schon in seiner Platonischen Jugendlaune der Aristippische Faun betriebsam war, der sich nur in seiner wahren Gestalt zeigte, als Zeit und Gelegenheit es ihm vergönnten [2]).

In Wieland's Wesen waren nun die Hauptfaktoren Sinn und Verstand, welche, in einer Art Gleichgewichte unter dem Einflusse eines sanguinischen Temperaments sich gegen einander verhaltend, in seinem Charakter kein sicheres Gepräge sich ausbilden ließen. Beweglichkeit der Empfindung und reflexiver Mechanismus hielten sich in ihm so ziemlich die Wage und hinderten ihn, sich an ein bestimmtes Princip hinzugeben, oder in einer durchgreifenden theoretischen und moralischen Überzeugung die Wurzel einer gehaltenen Konsequenz der Ansicht und Gesinnung zu haben. Wie daher Wieland bereits in seiner Jugend eine Art Schweben

1) Eine Frau Gr. bedeutend älter als er, dann Julie Bondeli in Bern, J. J. Rousseau's Freundin, wirkten außer der Lektüre von Lucian und Shakspeare in den letzten Jahren seines Aufenthalts in der Schweiz besonders auf die Umstimmung seines Sinnes.

2) Wieland selbst schreibt: „Die Sentiments eines Menschen bleiben immer, wenn er einmal welche gehabt hat, aber die Begriffe ändern sich von Zeit zu Zeit." Charakteristisch genug für ihn selbst. —

zwischen den beiden Welten, der idealen und realen, der übersinnlichen und sinnlichen, erweiset[1]); so bleibt diese Zweideutigkeit ihm mehr oder minder auch späterhin eigen, obwohl im Ganzen allerdings die realistische Seite überwiegend erscheint. Göthe hat daher wohl Recht, wenn er von ihm sagt: „Er gefiel sich und Anderen im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am allerschönsten zeigt." In seinem Hauptwerke, dem Oberon, hat diese Doppelseitigkeit sich in eine Art poetischen Accord erhoben, ohne jedoch in vollständigen Einklang übergehen zu können. Von Natur mehr Talent als Genie, ist Wieland auch mehr ein gewandter Schriftsteller als eigentlicher Dichter. Kopf und Herz, in ihrem bezeichneten Widerstreite, erlaubten nicht, daß sich ein reines Werk der Dichtkunst gestaltete. Es konnte bei ihm einerseits aus Mangel an wahrhafter Innerlichkeit und an Gemüthsgehalte weder zu einem echten Pathos noch zu reiner lyrischer Wärme, andererseits aber aus Mangel an philosophischer Vertiefung in die Sache zu keiner rechten objektiven Sicherheit in der Auffassung der Verhältnisse und zu keiner psychologischen Wahrheit in der Entwickelung menschlicher Lebensvorgänge kommen; letztere namentlich bleibt trotz aller Prätension psychologischer Kunst meist nur Schein, indem die Räthsel der Seele weniger aus ihrer eigenen Tiefe und dem inneren Organismus der Vorstellungen und Strebungen, als aus allerlei zufälligen Äußerlichkeiten mit breitem Aufwande sprachlicher Mittel und reichlicher Überredungskunst erklärt werden. Wie es Wieland's Grundsatz war, „die Welt gehen zu lassen, wie's Gott gefällt", ohne sich an ihr mit entschiedener Gesinnung zu betheiligen; so zeigen auch seine Werke, daß er nicht vom Grunde der Seele aus bei ihnen war, als er sie schrieb. Die subjektive Gleichgültigkeit gegen die Sache charakterisirt sie alle; es schlägt in ihnen weder

1) Schon in früher Jugend faßte er, wie er selbst schreibt, einmal den Entschluß, „dem Kopfe nach ein Freidenker, dem Herzen nach ein tugendhafter Mensch zu seyn", und während er in seinem fünfzehnten Jahre oft manche Nacht wegen seiner moralischen Mangelhaftigkeit unter Händeringen durchweinte, las er die gefährlichen Zweifelschriften eines Bayle und die aufklärerischen Werke eines Voltaire. Vgl. Briefe. — Wieland konnte nichts in seiner vollen Natur fassen und festhalten. Dieses bemerkt auch schon Frau v. Staël. „Il faut prendre chaque chose pleinement dans sa nature." Das vermißt sie eben an ihm.

der reine Puls des Herzens, noch spricht daraus ein selbstbestimmtes Wollen, dem es irgendwie mit der sittlichen Wahrheit Ernst ist. Dabei steht Wieland doch theilweise wieder zu sehr in der Sphäre deutscher Gemüthlichkeit und kann sich zu wenig von der idealen Weltauffassung freimachen, als daß er selbst in seiner späteren rationalistischen Pragmatik eine entschiedene Stellung annehmen mochte. Seine Produktionen sind *im Ganzen* für ihn selbst etwas Fremdes, eine Art Schattenspiele an der Wand, die er mehr zur Belustigung und Unterhaltung als eines höheren ästhetischen Zweckes wegen bildete, und denen er selbst nur mit zusieht, indem er sie Anderen vorführt [1]). Hieraus vornehmlich erklärt sich dann wieder der *ironisirende* Zug, welcher sich als eine Art Grundzug in ihnen bemerklich macht. Kurz, es fehlt der innere Lebensodem, der mit Frische und Wärme uns anhauchte, die kernhafte Substanz, an der sich Geist und Sinn zugleich erkräftigen möchten, die ideale Tiefe, aus der neue erhebende Bewegungen für Herz und Gemüth emportreiben könnten; wie er denn selbst aufrichtig genug gesteht, daß „die meisten Ausdünstungen seiner Seele nur aus der Oberfläche kommen." Seine Produktivität ist deshalb weniger ein Bedürfniß des *urgeistigen* Triebes als eine Art Gelüst der *Versemacherei*, die er schon in frühester Jugend übte, die er nicht lassen kann, „wie die Katze das Mausen nicht", und womit er auch nicht aufhören will, „bis die Leute bei seinem ersten Märlein gähnen" [2]). Die Spuren einer umfassenden Belesenheit, Anspielungen jeglicher Art, welche uns bald in das weite Gebiet der Geschichte, bald auf das Feld der Literatur, hier in die Götterwelt des Alterthums, dort in das Reich der Feen und Zaubereien weisen, gestatten nicht, daß die Gestalten sich hinlänglich abschließen, um der Anschauung eine harmonisch-bestimmte Objektivität zu bieten. Eine Art alexandrinische Polyhistorie überherrscht fast Alles und drückt mit ihrem Ballast die freie Pflanze der Schönheit nieder. Dabei besaß Wieland freilich die Kunst, das, was Andere bereits gegeben, mit kluger Wahl zu brauchen

1) Interessant ist in Bezug auf Obiges eine Stelle in einem Briefe an *Merck* vom Jahre 1777, wo er deutlich zu verstehen giebt, daß er „bald dieses bald jenes, aber *nie sich selbst*" vorgestellt, und eigentlich nur „eine Maske" getragen habe, unter der er „ewig verkannt" worden sey.

2) An Merck.

und seinen Zwecken gemäß in das Seinige zu verwandeln. Mit großer Geschicklichkeit verstand er es, die Elemente, welche ihm das Alterthum und Mittelalter, die englische und französische Literatur gefällig darreichten, für die deutsche Gegenwart zuzubereiten und, mit seinen Erfahrungen durchwebt, zu Werken seiner Hand zu machen [1]). So war denn sein Dichten nicht sowohl ein urkräftiges Schaffen und Bilden, als vielmehr eine Werkeltagsarbeit, worin ihn ohnehin oft die unmusischen Zwecke, welche ihm bei seiner literarischen Thätigkeit nach eigenem Geständnisse nicht fremd waren, mehr als billig bedingt haben mögen [2]). Daß bei solchen Strebungen auch kein gründlicher Patriotismus mitwirken mochte, ist begreiflich, und auch dieses haben die Literaturbriefe (Lessing) bereits gewittert, die ihm „eine patriotische Verachtung gegen seine Nation" vorzuwerfen keinen Anstand nehmen [3]). Und so kam es denn, daß seine Produktionen im Allgemeinen nicht sowohl frische Kinder reiner Liebe waren, als vielmehr Geschöpfe einer unnatürlichen Lust und „Buhlerei mit den Musen", wie Merck in seiner Mephisto-Laune gegen Wieland selbst bezeichnend genug sich ausdrückt [4]).

---

1) Er sagt selbst von sich (bei Gruber): „Mein eigenes Talent zum Stehlen entwickelte sich denn auch bei ihm (Bodmer), und wenn ich es ihm nicht zuvorthat, hab' ich's ihm wenigstens gleichgethan". Es ist bekannt, daß ihm später (1799) unter Anderen Fr. Schlegel diese literarische Industrie nicht ohne scharfen Hohn vorwarf.

2) „Wenn ich ein einzelner Mensch wäre, schreibt er (1777) an Merck, oder nur ein horazisches Tiburtinum hätte, so hätte ich schon lange Zeit keine Zeile mehr drucken lassen." Er sehnt sich von Herzen, „aus dem schändlichen Autorkarren, an dem er nolens volens ziehen muß, ausgespannt zu werden".

3) Litbr. I. S. 56.

4) Wieland's Privatleben scheint nichts weniger als ein praktischer Beleg zu seiner poetischen Lebenstheorie gewesen zu seyn. Bei großer Reizbarkeit (auch nach Gruber) besaß er einen hohen Grad von Gutmüthigkeit, wie er denn selbst von seiner Bonhomie öfter redet. Göthe rühmt ihn gleichfalls von dieser Seite und nennt ihn (an Merck) „einen ganz unendlich guten Menschen". Böllinq schreibt über ihn in ähnlicher Weise an Merck: „um den rechtschaffenen Wieland kränkt's mich, wenn er mit weniger Respekt, als sein lieber guter Charakter es verdient, behandelt werden sollte." Auch darin, daß er Göthe, der ihn doch durch seine Satire „Götter, Helden und Wieland" früher empfindlich genug berührt hatte, so offen und voll anerkannte, während Her-

Die äußerliche Darstellung in Wieland's Werken stimmt mit dieser innerlichen Konstitution überein. Wie gewandt auch seine Sprache meistens erscheint, wie gebildet im Ganzen die stylistische Behandlung sich darlegt, wie leicht sich der Rhythmus bewegt, und wie gefällig das Spiel des Reimes, den Wieland der Klopstock'schen Befehdung und Schule gegenüber mit glücklicher Taktik vertritt, auch seyn mag — so drängt doch auch hier der Alexandrinismus mit seiner technischen Farblosigkeit und Breite die plastische Bestimmtheit und organische Lebendigkeit zurück. Es kommt zu keiner gründlichen Sprachausführung, zu keiner charakteristischen Individualisirung des Ausdrucks, zu keiner rein-musikalischen Harmonie. Die französische Rhetorik buhlt mit der griechischen Grazie, und das Produkt ist eine klassische Scheingestalt, in der kein Blut des Lebens sich bewegt, indeß eine markloſe Geschwätzigkeit nach allen Seiten hin überfließt [1]).

Obwohl sich nun Wieland gegenüber den Fortschritten der neuen Literatur- und Weltumgebung nicht so isolirte als Klopstock; so griff er doch gleich ihm zu wenig in die eigentliche nationale

---

der und Andere scheel auf ihn sahen, beweist seine Ehrenhaftigkeit. Er selbst schreibt unter Anderem über sich an Merck: „Wenn ein Mensch ist, der jedes Ding in seiner Individualität nimmt, so bin ich's. Es war freilich auch nicht immer so mit mir; aber doch hab' ich mich, selbst in den Zeiten, da ich ein gewaltiger Idealist in meiner Art war, mit allen Arten von Menschen, Thieren und Geziefern ganz gut vertragen können — und dies bloß, weil ich überhaupt immer in der Disposition war, mich selbst zu vergessen und von Anderen günstiger zu denken, als von mir — eine Disposition, die ihr Gutes und ihr Nachtheiliges hat — die ich aber ohne Zweifel, wie alle meine übrigen Menschlichkeiten und Individualitäten mit in's Grab nehmen werde." Sein Familienleben wird gerühmt (Gruber), und an Merck schreibt Wieland über seine Frau: „sie sey das einzige Weib auf Erden, mit dem er glücklich leben könnte." Ähnliches finden wir in früheren Briefen an Zimmermann (1766). Seine Frau war übrigens keine „idealische" Persönlichkeit, wie er selbst sagt, sondern eine sanfte, sinnige, praktische, die er auf's höchste achtete, obwohl sie keine einzige seiner Schriften gelesen.

1) „Herr Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätze", meint Lessing schon früh, und dieses Urtheil hat sich später durch alle Schriften Wieland's bewährt. Doch will Lessing ihm darum seine Vorzüge (namentlich für jene Zeit) nicht absprechen, „denn, sagt er, wenn man Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet, welchen von unseren Schriftstellern (nämlich damals) würde man denn lesen wollen?" Lit.-Briefe I. S. 38 u. 43.

Unmittelbarkeit ein, betheiligte sich zu wenig ernstlich an dem Geiste der Zeit und seinen wesentlichen Interessen, begleitete die Bewegungen desselben zu gleichgültig, als daß er, zumal bei seinem Mangel an subjektiver innerlicher Vertiefung, die deutsche Nationalliteratur mit reformatorischer Gründlichkeit hätte erneuen können. Da er nun überhaupt weniger das unsterbliche Theil der idealen Freiheit als das sterbliche des realen Bedürfnisses anstrebte, sich weniger um die reine Schönheit als um die flüchtige Laune koketter Aftergrazie bewarb, mehr Franzose und Grieche seyn wollte als von der Brust weg ein Deutscher; so konnte er sich auch die rechte klassische Unsterblichkeit nicht gewinnen, und die Nation überläßt ihn fast in demselben Maße wie Klopstock der Vergessenheit, obwohl er wegen mancher guten Eigenschaften unser Interesse nicht bloß aus dem historischen Gesichtspunkte fortwährend in Anspruch nehmen sollte. Die Lektüre mehrerer seiner Werke darf noch immer auch in ästhetischer Beziehung empfohlen werden. Da nun Wieland, der bezeichneten nationalliterarischen Mangelhaftigkeit ungeachtet, jedenfalls eine bedeutsame Stellung in unserer Literatur einnimmt, so darf mit Recht eine nähere Betrachtung der historischen wie ästhetischen Bezüge, wenigstens seiner Hauptproduktionen, auf deren Grunde er eben jene Stellung behauptet, hier wohl erwartet werden.

Wieland, der Geburt, wenn auch nicht der schriftstellerischen Haltung nach ein Schwabe (Biberach war seine Vaterstadt[1]), stellt in seiner literarischen Wirksamkeit einen eigenthümlichen Entwickelungsgang dar, dessen Verlauf sich durch bestimmte Stadien hin vollendet. Er gesteht selbst in dem Vorberichte zum ersten Bande seiner sämmtlichen Werke, daß die Geschichte seiner an Form und Materie so mannichfaltigen Werke die Geschichte seines Geistes und Herzens, in gewissem Sinne seines ganzen Lebenslaufes sey. Von dieser Seite her nähert er sich Göthe, mit dem er sonst auch in der realistischen Richtung zusammentrifft, sowenig er ihm im Punkte der genialen Idealisirung des Realismus und der poetischen Virtuosität überhaupt vergleichbar ist. Göthe hat das Recht der weltlichen Menschlichkeit, welches Wieland zum Gegenstande seiner nu-

1) Nach ihm selbst (Vorr. zu Thl. I. seiner sämmtlichen Werke), nach Einigen aus einem Dorfe bei Biberach.

sischen Arbeiten machte, ohne ihm die poetische Erscheinung vermitteln zu können, zum inneren Principe einer höheren Weltanschauung erhoben und es in der Schönheit des freien Subjekts, mit dem Siegel der klassischen Vollendung ausgeprägt, als eine ideale Wirklichkeit vor unsere Augen hingestellt.

Der Grundzug des ganzen Lebens und Wirkens Wieland's tritt uns schon aus seiner Knabenzeit und seinem ersten Jünglingsalter entgegen. Lebhaften Temperaments und schmiegsamen Naturells, erwies er in frühzeitiger Geistesregsamkeit Neigung und Lust zu vielgeschäftiger literarischer Thätigkeit. Noch Knabe, versuchte er sich bereits in lateinischen wie deutschen Versen und dachte sogar an Epopöen [1]). Kaum zum Jünglinge erwachsen, hatte er mit den vorzüglichsten römischen Schriftstellern vertraute Bekanntschaft gemacht, nachdem er schon im achten Jahre über die Helden des Cornelius Nepos entzückt gewesen. In Klosterbergen, wo er unter Steinmetz's Schuldirektion seine gelehrte Vorbildung vollendete, setzte er die Vielgeschäftigkeit im Lesen und Lernen fort und zwar im Ganzen in der vorigen Richtung, doch befreundete er sich nun hauptsächlich mit den Schriftstellern, welche die lebensphilosophische Praxis und die Aufklärung der Verständigkeit predigten. Die Sokratik eines Xenophon wurde ihm lieb, Bayle und Voltaire zogen ihn an und die Ironie in des Cervantes Don Quixote fesselte seinen Geist. Wir haben schon oben angeführt, wie er in dieser Frühzeit bereits die Doppelseitigkeit, das Schwanken zwischen Himmel und Welt, an sich darstellte, welches, wenn auch in geringerer Gegensätzlichkeit, selbst seinen späteren Schriften inwohnt und hier den Schein der goldenen Mittelstraße, eines poetischen juste milieu, annimmt und sich in der Ironie der Indifferenz zu verbergen sucht. Frommer Enthusiasmus und philosophische Zweifelei, Schwärmerei des Gefühls und Freidenkerei des Verstandes, pietistische Angst und rationalistische Tugendentschlüsse stritten sich gleich anfangs in der jungen Seele und ließen sie zu keiner positiven Selbstbestimmung

1) Er schreibt von sich selber: „Ich habe schon vom neunten Jahre an ohne Anweisung Verse, lateinische und deutsche, gemacht. — — Ich liebte die Poesie von meinem eilften Jahre an ungemein. — — Ich schrieb eine unendliche Menge von Versen, besonders kleine Opern, Kantaten u. s. w."

und rechten subjektiven Innerlichkeit kommen. Frühreif nun, wie unser Dichter war, oder, um mit Bodmer zu reden: „Ein Orakel des Alters schon in der Blüte der Jahre", wurde bei ihm Alles mit vorzeitiger Eile hervorgetrieben. Im siebenzehnten Jahre kam er auf die Universität (Tübingen) und gerieth gleichzeitig in platonische Liebe zu Sophie Guttermann, der nachherigen Frau La Roche, die mit ihm verwandt war, und, wenn wir abermals ein Bodmersches Urtheil citiren dürfen, „blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich." Wieland hat dieselbe später in die literarische Welt eingeführt, indem er ihren bekannten Roman „Das Fräulein von Sternheim" herausgab. Fast um dieselbe Zeit beginnt auch seine eigentliche schriftstellerische Laufbahn, deren erstes Stadium von hier bis ungefähr zu seiner Anstellung in Biberach (von 1750 — 1760) sich erstreckt. Im Anfange ideal-moralisch, in der Mitte seraphisch-religiös, verlief sich das Ende desselben in dem Zwielichte der verblassenden Platonik und des eudämonistischen Epikuräismus, der christlichen Reminiscenzen und des lucianischen Heidenthums. Das Lehrgedicht „Von der Natur der Dinge", welches er, durch das eben berührte Verhältniß angeregt, von Liebe und Religion begeistert, in jugendlichem Drange rasch erzeugte, eröffnete die lange Reihe seiner Schriften und erwuchs aus dem Boden der sentimentalen Idealität. Die Grundrichtung ist die religiös-moralisirende, der Grundton erinnert stark an Haller und Kleist und gefällt sich in didaktischer Breite und poetischer Malerei. Doch schon hier merkt man den Mangel an reiner Gemüthswahrheit und die Neigung zu verständiger Klügelei, sowie den Luxus gelehrter Belesenheit; nur selten wird die poesielose Oede durch einen Laut der Liebesstimmung unterbrochen, die ihn beherrschte und augenblicklich erfüllte. In „den moralischen Briefen", welche jenem Lehrgedichte auf dem Fuße folgten und in gereimten Alexandrinern geschrieben sind, weht im Ganzen derselbe Geist. Die anderen dichterischen Jugendversuche, wie z. B. seine moralischen Erzählungen, erinnern stark an Hagedorn und Gellert. Kurz darauf finden wir Wieland (1752) in der Schweiz bei Bodmer und merken nun alsbald die christlich-himmlische Luft, die ihn hier umgab, eben „den Bodmerschen Himmel", wie Uz sich ausdrückte. Klopstock löst Brockes ab, dem er bisher meist gefolgt, und tritt von jetzt an in die

Mitte seiner religiösen Begeisterungen [1]); Platon's Idealismus vermählt sich mit dem Enthusiasmus des seraphischen Christenthums, die abstrakte Philosophie mit dem frommen Glauben. Es bildet sich bei Wieland „der theologische Hermaphroditismus", wie Füßli (an Lavater) jenen Klopstockisirenden Christianismus nennt, und den er, wie die „telescopisirten Augen und unnennbaren Blicke" der ganzen Jüngerschaft für „vergänglichere Lumpen" achtet, als die, „worauf sie gedruckt sind." In „den Briefen von Verstorbenen" (1753) weht bereits der ätherische Hauch; „der geprüfte Abraham" zeigt die Freundschaft mit Klopstock; „die Sympathien" (1754) und „die Psalmen oder Empfindungen eines Christen" (1755) bezeichnen den Gipfel der orthodoxen Exaltation. In den beiden letzten Schriften vernehmen wir die frommen Töne pietistischer Beeiferung, das Bedauern mit den Menschen, die nicht zu den „geliebten sympathetischen Seelen" gehören; hier feiert der Dichter „Triumphe für die Seraphim", die er oft „in nächtlichen Stunden hört", wenn sie „den Fall der Unschuld und die Verblendung unsterblicher Seelen auf weinenden Lauten bejammern", hier fordert er „die Sophisten" auf, ihm „einen größeren und glücklicheren Menschen" zu nennen als „den Christen." In den Psalmen oder Empfindungen namentlich weiß er sich ganz „von der Gottheit durchdrungen" und phantasirt „von süßen, unaussprechlichen Verirrungen", in die er in solcher Gotterfüllung geräth. Er sieht „den Altar der Versöhnung und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet." Zu dieser himmlischen Überschwenglichkeit gesellt sich aber unter der Hand die weltliche Liebesmelancholie, welche sich vergebens in die platonische Mystik hüllt. Glycera muß (in den Sympathien) den Dichter „an das Grab der Verstorbenen" begleiten, „der stille Mond sein umschleiertes, melancholisches Antlitz herabneigen", um zuzusehen, wie „auf den Gräbern der Christen ihre Seelen den Bund" schließen. Auch die Literaturbriefe fühlten diese weltlichen Töne aus den seraphischen Symphonien hervor und sprachen von „affektirten Tiefsinnigkeiten und profanen Allusionen", welche die Wieland'schen Psalmen verunstalten. — Nicht lange konnte sich der exaltirte Klopstockjünger

1) Bodmer nennt in einem Briefe an Gleim (1752) Wieland „den jüngeren, zweiten Klopstock".

auf dieser Höhe hyperbolischer Hymnologie [1]) und seraphischer Seligkeit behaupten; es wurde ihm alsbald schwindelig und er eilte in die Ebene der sterblichen Menschen herab, um mit ihnen die irdische Sprache zu reden und wie sie „alle seine inneren und äußeren Sinne zu pflegen und die ganze Natur zu genießen." Er weiß nun „aus Erfahrung, wie gefährlich die sublime Schwärmerei der christlichen Heiligen ist", und will fortan Lebensphilosoph seyn und „die Maske der Narrheit vornehmen, um mit seiner Philosophie den Narren zu gefallen und die Verständigen zu belustigen." [2]) Wir merken, daß Wieland die Bodmer-Zürichsche Umgebung verlassen hat, in einer anderen Geistesluft athmet und mit anderen Menschen verkehrt. Noch in Zürich hatte er sich bereits aus Bodmer's Hause in andere Verhältnisse begeben, in Bern aber, wohin er einige Jahre später ging, und wo er bis gegen 1760 blieb, schloß er sich den weltlichen Verhältnissen vollständig an und huldigte ohne Rückhalt den französischen und englischen Schriftstellern im Fache der freidenkerischen Lebensphilosophie, denen er von Haus aus verwandter war, als den christlichen Eloahsängern. Wir sprechen nicht weitläuftig von den Schriften, in welchen diese Übergangsstimmungen niedergelegt sind, wie z. B. in der Episode „Araspes und Panthea" (1758), oder in seinen dramatischen Versuchen, unter denen die Johanna Gray (1760) der bekannteste ist [3]). Was die poetische Seite dieser letzteren Versuche angeht, so kann von eigentlich dramatischer Kunst dabei fast in keiner Beziehung die Rede seyn; wie denn Wieland für diese Dichtgattung nach dem eigenen Geständnisse, welches er später bei Gelegenheit seiner Oper Rosamunde und sonst öfter ablegte, überhaupt keinen Beruf hatte [4]). Der Mangel an drama-

1) Wieland hat in dieser Zeit seines christlichen Enthusiasmus selbst mehrere eigentliche Hymnen gedichtet.

2) An Merck.

3) Obwohl Lessing (in den Lit.-Br.) diese Joh. Gray nicht nur als ein Plagiat aus dem Englischen (des Nicholas Rowe) denuncirt, sondern auch die dramatische Nichtigkeit des ganzen Trauerspiels nachweist; so beginnt er doch die Anzeige mit den Worten: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern." (Brief 63).

4) An Merck. Er verwünscht den Augenblick, wo er für seine Sünden auf den Einfall gekommen, sich in ein Fach einzulassen, wovon er nichts ver-

tischer Organisation der Handlung, an individueller Charakteristik, an Wahrheit, psychologischer wie historischer, läßt es zu keiner poetischen Anschaulichkeit kommen.

Mit dem Anfange der sechsziger Jahre kehrte er aus der Schweiz nach Biberach zurück und trat nun vollends aus dem Dolce far niente seiner Schwärmereien in die Prosa einer bürgerlichen Amtspraxis, aus der Dämmerung der Jugend in das helle farblose Mittagslicht der Salonsgesellschaft des weltmännischen Grafen von Stadion, wo der realistische Verstand über das ideale Gefühl das Scepter führte. Die etwaigen Bodmer'schen Reminiscenzen wurden nun ganz von ihm zurückgeschoben, und Klopstock und seine Messiade machten Shakspeare Platz, bei welchem er statt bleichsüchtiger Mondscheingedanken die reinen Stimmen der Natur, statt angezwungener Entzückungen echt menschliche Gefühle und Gesinnungen kennen lernen konnte, wo er die Sinnlichkeit in ihrem unverfälschten Tone, die Vernunft in ihrer wahren Sprache reden hörte, wo ihm die Sünde nicht mit der Maske der Tugend, die Tugend nicht mit der Heuchelmiene der Demuth, sondern Jegliches in seiner rechten Gestalt und mit seinem eigensten Gesichte entgegenkam. So war denn auf diese Weise und auf diesen Wegen nicht bloß das erste Stadium abgeschlossen, sondern zugleich das neue mit kühnen Schritten betreten worden. Nachdem im Theages der platonische Eros und der lose Kupido, die sentimentale Lüge und die sinnliche Wahrheit sich noch wenigstens zum Schein um die Herrschaft gestritten, bringen die überzärtliche Nadine und die komischen Erzählungen, womit er uns im Jahre 1762 begrüßt, bereits eine solche Fülle des Weltlichen mit einer so entschiedenen Verleugnung des Supranaturalismus der himmlischen Seligkeit und der Metaphysik des Gemüths, daß man kaum seinen Augen und Ohren trauet, wenn man die Liebhabereien

---

stehe, und wofür er, wie es ihm scheine, und wie die Meister der Kunst sagen, gar keinen Sinn habe. — Dasselbe wiederholt er in einem anderen Briefe mit den Worten: „Nach dieser letzten mißlungenen Probe erkenne und bekenne ich vor Gott und Menschen, daß ich weder Sinn noch Talent für dramatische Kompositionen habe." Später bei Gelegenheit eines Urtheils über Schiller's Don Carlos (worin er viel Treffendes sagt), gesteht er abermals, daß das dramatische Fach „niemals weder sein innerer Beruf, noch sein besonderes Studium gewesen."

sieht oder die schönen Reden hört, womit hier die entfesselte Menschlichkeit sich gleichsam nach langer Entbehrung auf einmal ein volles Genüge thut. Die Vielseitigkeit gelehrter Anspielungen und die antiquarische Belesenheit windet sich durch die Blumen der sinnlichen Lüsternheit hindurch und hindert allerdings, daß der Geruch derselben den gewöhnlichen Leser nicht allzusehr betäube. Wir gehen von nun an mit unserem Dichter in der alten heidnischen Welt, wobei wir uns nur nicht allzusehr wundern müssen, wenn die Grazien halb griechisch, halb französisch reden, die Philosophen den Sokrates gleichsam auswendig gelernt haben, um ihn in die neue Lehre des achtzehnten Jahrhunderts aus dem Gedächtnisse zu übersetzen, die Anakreontik und Horazische Lebenspoesie mit Hoffmannswaldau's galanter Dichterei in vertrauliche Bekanntschaft kommen und selbst an Crebillon's Unzucht streifen, Alles aber so spricht, als wenn es durch die deutsche Schule gegangen sey und sich hier etwas von dem Ernste der Idee angewöhnt habe. Bloß hier und da, wie z. B. im Oberon, werden wir scheinbar aus dieser Heidenwelt hinausgeführt, allein nur, um in eine andere ähnliche zu blicken, in welcher nicht sowohl andere Götter, als nur ein anderes Götterkostüme vor unsere Augen tritt. Übrigens sind es gerade die Produktionen dieser griechischen Aftermuse, wodurch Wieland vorzugsweise der deutschen Literatur zuerst den Zugang in die vornehme Gesellschaft und die Säle der Weltleute geöffnet hat, mit deren Geistesbedürfnissen die Wieland'schen Werke gefällig sympathisirten, indem es jenen Lesern weniger auf poetische Wesenheit, als auf klare Verständlichkeit und gebildete Sinnlichkeit ankam. Wenn Wieland in seinen „Komischen Erzählungen" bereits der christlich-platonischen Heiligkeit zum Trotz mit allen sinnlichen Liebenswürdigkeiten frei und lustig gespielt hatte, so gab er einige Zeit hernach (1764) im „Don Sylvio von Rosalva" seinen ehemaligen transcendenten Schwärmereien überhaupt ein leserliches Zeugniß der Nichtigkeit, ohne im Übrigen die Schwächen der Zeit, auf die sich doch die Schrift mitbeziehen sollte, allzu nachdrücklich zu berühren. Wir sehen ihn hier durchgehends auf der Spur eines Justemilieu-Doktrinärs, der, wie er selbst sagt,

„Auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird."

Daß er diesen Mittelgang nun zu seiner Regel machte und mit gewandten Schritten durch alle seine Schriften hin fortsetzte, haben wir schon früher angedeutet. Vom ästhetischen Gesichtspunkte aus läßt jener Roman fast Alles vermissen, was zur rechten Poesie gehört. Ohne Ursprünglichkeit in der Erfindung, ohne Gründlichkeit in der Ausführung, ist er ein Werk, dem weder innerliche noch äußerliche Selbstständigkeit und Haltung eignet, und dem die Signatur der Nachahmung auf's Klarste an der Stirne prangt. Das Horazische „pennis undique collatis" ist hier mehr als billig in Anwendung gekommen. Vorzüglich spürt man die englischen Lieferanten, deren Waare unter dem spanischen Mantel in das deutsche Buch reichlich eingeschmuggelt werden. Das Ziel, worauf es in diesem Afterritter von der Mancha ankommt, ist die frömmelnde Sentimentalität der feinen deutschen Welt; allein es werden die Streiche auch hier oft mehr gegen Windmühlen als gegen die rechte Sache geführt. Von nationaler Eigenthümlichkeit merkt man nichts, desto breiter macht sich die Redseligkeit, womit tausenderlei Dinge besprochen und erklärt werden, die sich so ziemlich von selbst verstehen.

Nachdem nun Wieland durch diese Donquichotiade die Lebensromantik sammt ihren sentimentalen Reminiscenzen deutlich genug zurückgewiesen und abgethan hatte, schritt er auf der freigewordenen neuen Bahn mit lustigem Muthe und raschem Gange voran. So bietet er schon 1766 den Agathon, welcher dem Scheine nach wieder in die Epoche der jugendlichen Idealität hinüberspielt, aber nur, um zu zeigen, wie dieselbe in ihrer abstraktiven Einseitigkeit dem Realismus der Erfahrung gegenüber eigentlich keine Rechte habe. In gewissem Sinne bildet dieser Gegensatz und sein Verlauf die Aufgabe des ganzen Werks, dessen Resultat der Sieg ist der menschlichen Natur über die Anmaßung des abstrakten Dogma, möge sich dieses nun im Glauben oder Leben geltend zu machen suchen. Die Ausführung des bezeichneten Thema knüpft sich an die persönliche Bildungsgeschichte Wieland's, und der Roman erscheint hiermit als eine Art Dichtung und Wahrheit. Dem Grunde nach ist er daher eine poetisch-allegorische Autobiographie[1]). Wieland

1) Wieland gesteht dieses selbst (Br. an Zimmermann): „Ich habe einen Roman angefangen, den ich die Geschichte des Agathon nenne. Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen des Agathon gewesen zu seyn mir einbilde."

arbeitete an zwanzig Jahre daran herum, bald modificirend bald nachtragend, ohne die Grundidee im Wesentlichen zu ändern oder zu verlassen. Agathon ist eine poetische Bildungsgeschichte, gewissermaßen eine Anticipation des Wilhelm Meister, freilich in seiner Art. Wieland selbst nennt ihn (Vorr. zur dritten Ausg.) eine „Seelengeschichte", die uns allerdings viel Anziehendes zu erzählen weiß, wobei nur in Absicht auf die poetische Kunst sofort der Mangel an lebendig-individueller Entwickelung und in Absicht auf die Psychologie die Oberflächlichkeit und Schiefe in der Auffassung der subjektiven Selbstbestimmung und ihres Verhältnisses zu den geschichtlichen Potenzen gar zu bemerklich ist. Was erst entwickelt werden soll, erscheint zu sehr als ein gleich anfangs Fertiges, was nur ausgesprochen, aber nicht erst gestaltet wird; was als Resultat einer eigenthümlichen Wechselbeziehung zwischen persönlicher Strebung und gegenständlicher Bedingung sich in allmäliger Metamorphose vor unserer Betrachtung heranbilden sollte, tritt als eine schon im Voraus abgemachte Sache aus dem inneren Verstecke hervor und scheint nur auf eine passende Gelegenheit hierfür gewartet zu haben. Auch das bedrückt die freie ästhetische Haltung, daß der Verfasser den moralisch-praktischen Standpunkt, dem er nach eigenem Geständnisse sich unterwarf, zu sehr im Auge behalten hat. „Was Tugend und Weisheit vermöge" (quid virtus et quid sapientia possit), das sollte gezeigt werden. Dieser Absicht zu gefallen, werden nun die verschiedensten Scenen und Lagen herbeigezogen, wobei sich die pragmatische Verständigkeit in langen Reflexionen, und die philosophische Weisheit in umständlichen Vorträgen geltend macht; wie denn überhaupt das Wort über die eigentliche Handlung vorschlägt, so sehr diese auch durch einen Wechsel von allerlei, oft selbst abentheuerlichen, Begebnissen emporstreben mag. Mit dieser vagen Buntheit der Ereignisse und Situationen parallelisirt sich eine ähnliche im Ton und Charakteristik. Was die letztere zunächst angeht, so trägt keine Person ein durchgreifendes Gepräge, selbst Agathon nicht, welcher eher die chamäleontische Unsicherheit eines weichmüthigen modernen Schwärmerjünglings, als die strebende Gründlichkeit eines nach echter Charakter-Bildung ringenden jungen Mannes, darstellt. Er, wie die übrigen Personen, sind mehr redende Figuren als lebendige Individualitäten, in denen ein bestimmter Herzschlag

das Blut durch die Adern treibt. Sie tragen griechische Namen und Masken, benehmen sich aber in der That meistens als Nationalisten des achtzehnten Jahrhunderts. Der Ton wechselt in hundert Nüanzen, halb griechisch halb modern, bald Platonisch bald Lucianisch, hier in Xenophontischer Sokratik dort in sophistischer Rhetorik dahinschreitend. Das prätendirte Griechenthum verliert sich in eine Art Musterkarte von Ansichten, Sitten und Charakteren, unter der Beleuchtung der lebensphilosophischen Aufklärung der französischen Encyklopädie. So kommt es denn, daß auch die Sprache in ungleicher Färbung erscheint und ohne alle natürliche Frische sich fortbewegt, wobei sie nicht selten durch mühsame Verschlingungen und breite Dehnungen periodischer Satzgefüge sich hindurchzuwinden hat. Wie viel nun aber auch der ästhetische Beurtheiler vermissen mag, immerhin bietet dieser Roman vielfache anziehende Besonderheiten, an denen bald die Erkenntniß, bald die Phantasie und das Gefühl sich ungezwungen betheiligen können. Vornehmlich haftet an ihm das große literarhistorische Verdienst, daß er zuerst bei der deutschen Lesewelt die deutsche Muse zu freundlicher Aufnahme empfahl, die Philosophie der freien Bildung mit Erfolg neben die der steifen Schule stellte und überhaupt dazu beitrug, den Geschmack an Ausländerei in wirksamer Weise zu beschränken. Von diesem Gesichtspunkte aus nahm daher selbst Lessing, dem die inhaltliche Bedeutung schwerlich zusagen konnte, keinen Anstand, in seiner Dramaturgie das Buch als eine willkommene Erscheinung in unserer Literatur freundlich zu begrüßen.

An den Agathon schließen sich in diesem zweiten Stadium in rascher Folge mehrere Dichtungen an, welche insgesammt darin auf gleichem Boden stehen, daß sie die neue Lehre der sittlichen Mittelstraße, oder besser der gebildeten Sinnlichkeit, darstellen sollen, statt dieser aber leider meist in eine geistige Buhlerei mit der Sinnlichkeit hinübergehen. Fast in allen herrscht daher der Ton schlüpfriger Oberflächlichkeit und gemüthloser Ironie. Man sieht, daß für den Dichter mehr das Gelüst als das tapfere Wollen und Vollbringen Interesse hat. Die Willkür, zwischen Sünde und Tugend hinüber und herüber zu schaukeln, die Lust, um die Gefahr herum zu spielen, ohne ihr zu nahe zu kommen, dabei die principlose Mischerei der alten und neuen For-

men und der verschiedensten Kostüme geben diesen Produktionen eher das Ansehen von geistreichen Quodlibets, als von poetischen Schöpfungen; weshalb sie denn auch mit seltener Ausnahme auf eine gründlich-ästhetische Werthhaltung keinerlei Anspruch machen können. Es würde die Grenzen unserer Darstellung überschreiten, wollten wir auf Alles, was Wieland in dieser Zeit in der bezeichneten Art geschrieben, näher eingehen, wollten wir z. B. neben seiner ätherischen Psyche den widerwärtigen, undelikaten Combabus oder den zum bettelmönchischen lüsternen Weiberpfaffen und abgeschmackten modernen Süßling verzerrten Diogenes (1770), womit dieses Stadium in würdiger Weise beschlossen wurde, unserer Betrachtung unterziehen. Nur zweier Produktionen mag besondere Erwähnung geschehen, insofern sie das vorgebliche griechische Grazienthum deutlicher zur Schau tragen und allerdings auch in mehr als einer Beziehung ein größeres Recht auf ästhetische Anerkennung haben, wir meinen die „Musarion" (1768) und die „Grazien" (1769). Beide Werke spielen ungefähr dasselbe Thema in denselben Tönen, was schon im Agathon des Breiteren abgespielt worden war. „Musarion" lehrt, wie die Abstraktion der moralischen Schwärmerei sich früher oder später der Zudringlichkeit der Natur ergeben müsse, und daß ein freies gebildetes Spiel mit den sinnlichen Mächten vor ihnen mehr schütze als alle Erhabenheit der Idee. Es kommt auch hier zu keiner entschiedenen That, vielmehr schwebt Alles zwischen Himmel und Erde, nur, daß man sieht, wie diese doch mehr Anziehungskraft hat als jener. Platon und Epikur streiten sich um die Seelen, und jener wird, wenigstens unter der Hand, an diesen verrathen und ausgeliefert. Unter s. g. „Sokratischen Ironien" wird die menschliche Natur zu einem verzogenen Kinde gemacht, dem man mit halbschmollender Miene alle Unarten nachzusehen geneigt ist. Was im Übrigen diese Produktion auszeichnet, ist die heitere, gefällige Anschaulichkeit, womit die Weltfreudigkeit empfohlen wird, sowie die formelle Ausbildung, wodurch sie den Schein antiker Plastik gewinnt. Dieses mochte auch Göthe wohl in dem Grade bestechen, daß er in Musarion „das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte." Obgleich nun das Antike hier mehr nur gleißt, als echt ist, so können wir doch Göthe's Urtheile beistimmen, wenn er weiter hinzufügt, daß „Alles,

was in Wieland's Genie plastisch sey, hier sich auf's Vollkommenste zeige." Übrigens wollte sich Wieland in diesem Bilde, wie im Agathon, selbst zeichnen, „Lineamente seines eigenen Geistes und Herzens" geben. — Die „Grazien" sind griechisch kostümirte Französinnen, die hier in einem Wechsel prosaischer und versificirter Rede sich aussprechen, der man übrigens die deutsche Betonung anhört. Die freundlichen Schwestern treten in verschiedenen Verhältnissen auf und erwerben sich allerlei Verdienste um die menschliche Kultur, wobei freilich die Affektation mehr zu leisten scheint, als die reine Naivetät der Anmuth; woher es denn auch kommen mag, daß die guten Mädchen oft recht bemerkbar aus ihrem Tone fallen und zuletzt ihre vorgebliche griechische Abkunft vollends stark kompromittiren, indem sich die jungfräuliche Sehnsucht der Einen sogar in faunischer Umarmung vergißt. Daß in der Zuschrift „an Danaë" Gleim und J. G. Jakobi zärtlich geliebkost werden, zeigt, wohin Wieland eigentlich wollte, und wie weit er von Lessing's damaliger Reformation entfernt war. Während dieser das Mittelmäßige und Gemeine tapfer bekriegte, dem Drange der Wahrheit Ausdruck und That gab, wollte Wieland, wie er im Amadis (Ges. 12) sagt, „Jeden sein kleines hölzernes Pferd nach seiner Weise vor seiner Nase reiten lassen". Mögen nun einzelne gelungene Schilderungen auch jenes Grazienwerk auszeichnen, für ein echtes Geschenk national-deutscher Muse können wir es noch weniger halten als sein vorhin erwähntes Gegenstück. Die Zwitterei und Lüsternheit ohne geistige Originalität der Darstellung dürfen nie für Schönheit gelten, wie sehr sie sich auch durch angesteckte Blumensträußchen putzen und unsere flüchtige Aufmerksamkeit erregen mögen.

Unter diesen und anderen schriftstellerischen Arbeiten, wohin besonders seine Übersetzung des Shakspeare (1762—66) gehört, womit er der strebenden und sehnenden Genialitätsjugend ein willkommenes Geschenk machte [1]), hatte Wieland ungefähr ein Jahr-

1) So sagt Göthe (Dichtung und Wahrheit Bd. 2), nachdem er zuvor angedeutet, daß er und seine junge Umgebung sich durch Shakspeare „zu höheren, freieren und ebenso wahren, als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen" vorbereitet: „Nun erschien Wieland's Übersetzung. Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgetheilt und empfohlen." — Daß Göthe ein andermal über die Noten dazu spottet, hebt jenes Lob nicht auf. —

zehnt hindurch sein Amt in Biberach verwaltet, seit 1769 aber sich auf der damaligen churmainzischen Universität Erfurt als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften versucht, als ihn die für unsere Literatur emsig besorgte Herzogin Amalie von Weimar 1772 zum Erzieher ihrer beiden Prinzen, des nachmaligen, durch seine Beschützung der deutschen Musen so berühmt gewordenen Herzogs Karl August und seines Bruders Constantin, nach Weimar berief, wo er seitdem bis an seinen Tod verblieb. Er trat um diese Zeit zugleich in das dritte Stadium seiner Produktivität, welches bis gegen die neunziger Jahre hin sich erstreckt und bedeutsam genug mit der bedeutsamsten Entwickelungsepoche unserer neuen Nationalliteratur zusammentraf. Lessing's bedeutendste dramatische Werke sammt seiner philosophisch-theologischen Polemik, Herder's kühne Unternehmungen auf dem Gebiete der biblischen Literatur, die drangvollen Poesien der Göttinger Klopstockjünger und ihr Haß gegen Wieland selbst, die sturmbewegten Produktionen der Rhein- und Maingenossenschaft, in welcher Göthe den Mittelpunkt bildete, das gewaltige Emporwachsen dieses Genies insbesondere, dem sich später Schiller's mächtiger Dichtergeist zugesellte, alle diese literarischen Triebe drängten sich in jener Zeit gleichsam zu einem einzigen Herzschlage zusammen und berührten ihn zum Theil selbst in der unmittelbarsten Nähe. Es war aber von seiner Art und seinem ganzen literarischen Wesen nicht zu erwarten, daß er sich in diesen Strudel und in die Tiefen dieses kühnen poetischen Stroms gewagt hätte. Er hatte dafür weder hinlängliche subjektive Energie des Geistes und Charakters, noch lebendiges Interesse genug für die eigentliche Wahrheit des nationalliterarischen Fortschrittes [1]). Wie seine ganze Schriftstellerei nicht sowohl aus Herz und Seele hervordrang, als sie nur ein geistiges Gelüst und Spiel, später ein Be-

Auch Lessing weiß das Verdienstliche dieser ersten deutschen Übersetzung des großen Britten trotz der anklebenden Mängel wohl zu würdigen. „Die Kunstrichter," sagt er unter Anderem, „haben viel Böses davon gesagt; ich aber hätte große Lust, sehr viel Gutes davon zu sagen". Dramaturgie Thl. I. No. XV. — Man muß bedenken, daß es der Anfang war.

1) In einem Briefe an Merck läßt er sich fast mit Unwillen über die neue Genialität vernehmen. Er spricht von einem „immensum inane", was „selbst in den Blitz-, Donner- und Hagelwettern von Colofonium und Bärentrappen, so die Herrn Genies um ihn machen", seyn soll.

dürfniß der Gewohnheit und Mittel des Erwerbes war; so enthalten auch die Stadien seiner literarischen Thätigkeiten in ihrem Zusammenhange weniger eine innere Fortbildung, eine eigentliche Metamorphose des ursprünglichen Standpunktes, als sie mehr oder weniger bloße willkürliche oder zufällig äußerliche Veränderungen der vorhergehenden Art und Weise darstellen. Auch in dieser dritten Epoche thut daher Wieland eigentlich keinen Schritt weiter in Absicht auf die Fortentwickelung seines produktiven Princips, vielmehr sehen wir nur einen Wechsel äußerlicher Beziehungen und Mittel zum Behufe eines neuen Kostümes der Ausführung und Darstellung. Die nationale Eigenthümlichkeit, die Elemente, welche unser Volk in Sitte, Gesinnung und Geschichte darbietet, die frischen Regungen einer bedeutsameren Zukunft bleiben ihm und seiner Muse fremd. Er sieht sich nach auswärtigem Flitter um, den er für eine neue Aufputzung seiner Dichterpuppe mit Erfolg verwenden kann. Sowie er in der vorhergehenden Epoche besonders griechische Stoffe verbraucht, so greift er in dieser nach mittelalterlich-ritterlichen, sowie er dort auf Französisch sokratisirte, so versucht er jetzt, auf Italienisch zu romantisiren [1]). Dabei hielt er sich jedoch wieder an die mehr spielende welsche Fabelwelt; für die tiefer gehende Dichtung der deutschen Nationalsage fehlte ihm das eigentliche Organ. — „Die Romanzen und Ritterbücher, womit Spanien und Frankreich im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte ganz Europa so reichlich versehen haben, sind ebenso, wie die fabelhafte Götter- und Heldengeschichte der Morgenländer und der Griechen, eine Fundgrube von poetischem Stoffe, welche selbst nach Allem, was Bojardo, Ariost, Bernardo, Tasso, Alamanni und Andere daraus gezogen haben, noch lange für unerschöpflich angesehen werden kann" [2]). Wieland zeigt uns hier selbst die Wege, auf welchen ihm neuerdings zu wandeln beliebt. Dabei nimmt er freilich noch aus allerlei anderen Gebieten dies und das herüber, wie es eben in seine Fabrik paßt, sowie er auch alle möglichen Töne der Darstellung versucht. Lebensphilosophie und Erotik, Politik und Moral, Wunder und platte Natürlichkeit, Modernität und Ritter-

1) In der neuesten Ausgabe seiner Werke nennt er die früheren komischen Erzählungen ausdrücklich „griechische."

2) Vorrede zum Oberon. Sämmtl. Werke. Bd. 22.

thum, Morgenland und Abendland, Alles webt er bunt und lose durch einander, bald mit Ariost phantasirend, bald mit Boccaz in die Breite schlüpferiger Scenerien sich verlierend, hier in Voltaire's Weisen sophistisirend, dort bei Hagedorn und Gellert, oder bei Gleim und seiner anakreontisch-horazischen Gesellschaft die Farben für seine Gemälde suchend. Selbst J. J. Rousseau, der um diese Zeit dem jungen Deutschland mit seinem Naturevangelium und seiner Theorie der Menschenrechte eine Autorität war, wurde von ihm in den Kreis seiner literarischen Betriebsamkeit gezogen, welche jetzt im deutschen Merkur, den er seit 1773 herausgab, ihren hauptsächlichen Schauplatz fand. Auch die meisten seiner poetischen Werke wurden fortan von hier zuerst in die große Welt eingeführt [1]). Die gesinnungs- und principlose Gleichgültigkeit geht übrigens im Allgemeinen auch durch diese Produktionen, und zwar Hand in Hand mit der Lust an fader Schlüpfrigkeit. Es gehörte daher ein so gewandtes Talent dazu, wie Wieland es besaß, um jener Mischerei und Buntheit eine Art Gestalt zu geben, in der sie mit dem Scheine wirklicher Poesie hervortreten mochte. Die Hauptstoffquelle dieser neuen Produktionen bildete ihm die Bibliotheque universelle des Romans, aus der er außer dem Oberon auch die meisten seiner Erzählungen und Märchen schöpfte. Es kann hier nur darauf ankommen, auch aus diesem Stadium dasjenige einer etwas näheren Betrachtung zu unterziehen, was für unsere Literatur einen bleibenderen Werth ansprechen darf.

Nachdem Wieland bereits im „Idris" (1768) mit der romantisirenden Ritterwelt geliebäugelt hatte, machte er im neuen Amadis (1771), in dem er die komische Muse „von irrenden Rittern und wandernden Schönen" zu singen homerisch feierlich auffordert und sich übrigens noch sehr in gemeinen Lustversuchen und philosophischen Salbadereien gefällt, gewissermaßen den entschiedenen Übergang zu dieser seiner nächsten Produktionswelt, in welcher der Oberon als Mittel- und Höhepunkt steht, um den sich die übrigen Gedichte derselben Art nur wie Propyläen und Stu-

1) Über die Art und Weise, wie das kritische und literarische Fabrikwesen in dieser Monatsschrift von Wieland betrieben wurde, geben die Briefe an Merck sehr anziehende Zeichen und Winke. Es kam dabei nach Wieland's eigenem Geständnisse ganz eigentlich nur auf Erwerb an.

sen herumstellen [1]). Unter den romantischen Erzählungen und Märchen finden sich freilich mehrere, in denen der Verfasser sich bis zu einer gewissen Stufe ästhetischer Freiheit erhebt; wie er denn in ihnen allen seine frühere Trivialität und prosaische Breite meistens glücklich überwunden hat. Schon Andere, wie z. B. Eschenburg und jüngst besonders Gervinus, haben vorzüglich auf die Schönheit der Erzählung „Gandelin, oder Liebe um Liebe" (1776), aufmerksam gemacht, und wir fühlen uns gern geneigt, in das gespendete Lob zum Theil mit einzustimmen. Ähnliches gilt von dem gleichzeitigen Wintermärchen, in welchem eine Feengeschichte mit glücklicher Gewandtheit erzählt wird, sowie von der anziehenden Erzählung, „Geron der Adlige", deren Stoff schon von dem italienischen Dichter Alamanni weitläuftig behandelt worden war. Indeß, wie wir so eben gesagt, ist es doch eigentlich der Oberon (1780), auf den alle jene kleineren romantischen Versuche hinausgehen. Es scheint auch, als hätte Wieland in diesem Werke sich wirklich ein monumentum aere perennius, ein überzeitliches Denkmal, setzen wollen, indem er ihm in ungewöhnlichem Maße so wie Zeit, so seine geistige Kraft und Aufmerksamkeit zuwendete. „Tag und Nacht," schreibt er an Merck, „bin ich mit nichts als Oberon beschäftigt. — — Die unendliche Arbeit, die er mir macht, und das bischen Vergnügen, das ich denn doch von Zeit zu Zeit habe, wenn ich mir einbilde, daß mir etwas gelungen sey, macht mich alles Andere rein vergessen. — — Von der Mühe und Arbeit, die ich auf dies opus wende, hat schwerlich itzt ein Dichter noch Dichterling im heil. römischen Reiche einen Begriff". Dann fährt er fort, die Schwierigkeiten zu beschreiben, die ihm namentlich die formelle Ausführung, angemessene Sprache und Rhythmus, verursachten [2]). Denn, wie auch das Gedicht selbst erweiset, kam es ihm vornehmlich auf technische Vollendung an; er strebte nach „Rundung" und wollte der Sache

1) Die Wahl der romantischen Mittelalterlichkeit mag bei Wieland wohl theilweise durch Reminiscenzen an die Bodmer'sche Zeit motivirt worden seyn, indem Bodmer, wie wir berichtet, den alten romantischen Rittergesang mehrfach wieder aus seinen alten Quellen hervorzog.

2) „Ich kann Dir zuschwören," heißt es unter Anderem, „daß ich in dieser Woche dritthalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht habe, wo im Grunde die ganze Sache auf einem einzigen Worte, das ich brauchte und nicht finden konnte, beruhete."

gern ein gewisses „fini" geben, um rechte Freude daran zu haben. Den Stoff oder die eigentliche Fabel zu dieser romantischen Epopöe nahm er aus dem alten französischen Ritterromane Huon de Bordeaux, jedoch nicht unmittelbar, sondern nach dem freien Auszuge, welchen der Graf v. Tressan in der erwähnten Genfer Bibliotheque universelle des Romans gegeben hatte. Das poetische Verdienst Wieland's besteht nun zunächst darin, daß er auf jenem dargebotenen Grunde eine neugefaßte Idee möglichst selbstständig ausführte. Er scheint sich dieses Verdienstes auch hinlänglich bewußt gewesen zu seyn, indem er in dem Vorberichte zu der späteren Ausgabe in den sämmtlichen Werken mit ziemlicher Selbstgefälligkeit von der Kunst des Plans und der Neuheit in der Anordnung spricht, „deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Theilnehmung an den sämmtlichen handelnden Personen zu stark fühlt, als daß sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputiren könnte." Es dünkt uns, als habe der Verfasser die Idee veranschaulichen wollen, daß treuer Glaube und festes Vertrauen allein im Stande sind, Übersinnliches und Sinnliches, Jenseits und Diesseits, Schicksal und Freiheit im Leben des Menschen zu vereinigen und auszusöhnen. In mancher Beziehung möchte man sich geneigt fühlen, das Ganze dem Wesen nach für eine Verherrlichung der Vorsehung zu halten.

„Mir sagt's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube:
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube."

Man könnte diese Verse des Gedichts [1]) gewissermaßen zum Motto desselben machen, nur daß Wieland seiner Weise nach den Gedanken nicht in seiner eigenthümlichen Tiefe gefaßt und nicht mit dem Ernste poetischer Konsequenz durchgeführt hat, obgleich er der ironisirenden Oberflächlichkeit und Frivolität hier viel weniger Raum gestattet, als er meistens sonst zu thun gewohnt ist. Dadurch, daß die beiden überweltlichen Wesen, Oberon und Titania, mit ihrem Geschicke an die sittliche Prüfung und Selbstbeherrschung

1) Als Commentar dazu dürfen die Verse dienen, welche der Dichter der Amanda in den Mund legt:

„Nenn, wie du willst, den Stifter unsrer Triebe
Vorsehung, Schicksal, Oberon."

irdischer Menschen, des Huon und der Rezia, geknüpft werden, und diese hinwieder durch die Macht Jener Rettung und Glück gewinnen, entsteht eine sinnreiche Veranschaulichung beider Welten, welche um so bedeutsamer erscheint, als gerade die Liebe, dieses Unendlich-Endliche, zum Vermittelungsmomente gemacht wird. Obwohl nun in der ganzen Ausführung bei aller Einheit des Plans, deren sich Wieland selbst so sehr rühmt, doch keine rechte poetische Einheit sich ergeben hat, indem es dazu an unbefangener Durchführung desselben Tons, an vorhaltender originaler Belebung und gleichmäßiger Freiheit der Bewegung fehlt, und das Licht der Phantasie seinen heiteren Schein nicht überallhin mit gleicher Wohlgefälligkeit ergießt, vielmehr durch den Wortnebel der Reflexion öfter als billig unterbrochen wird; so ist darum nicht zu verkennen, daß die poetische Luft uns hier merklich genug anweht, um das Werk, auch abgesehen von seinen technischen Vorzügen in Absicht auf Sprache, Rhythmus und Reim, für eine echte Bereicherung unserer Literatur anzusehen, die jedenfalls in dieser Dichtart bis jetzt noch keine gelungenere Produktion aufzuweisen hat [1]). Freilich ist darum Wieland noch nicht Meister Ariost in Deutschland, wofür man ihn vielfach ausgegeben hat. Den ätherischen Wundergeist jenes romantischen Genies hat er ebenso wenig erreicht, als er Shakspeare's wundersamen Mondscheinszauber in seine Geschichte zu verweben vermochte, ungeachtet er Wesen und Gestalt für Oberon und Titania aus dem „Sommernachtstraume" desselben entlehnt hat. Sowie übrigens der Oberon unter allen Werken Wieland's seine poetischen Ansprüche am meisten rechtfertiget, so drückt er auch seine deutsch-ideale Sinnesrichtung am kennbarsten aus.

Daß er mit diesem berühmten Gedichte nicht bloß eine eigene poetische Rubrik in unsere Literatur einführte, unter die sich im neunzehnten Jahrhunderte Ernst Schulze mit seiner „bezauberten Rose" und „Cäcilie" ebenso wohl stellen lassen muß, als damals Alxinger mit seinem Doolin von Mainz u. s. w., sondern daß er damit auch der späteren Romantik gewissermaßen vorsang und den Ton angab, mag nur im Vorbeigehen angedeutet

1) Göthe sagt vom Oberon: „So lange Poesie Poesie bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden".

werden; wie denn auch theilweise schon Andere auf dieses Verhältniß hingewiesen haben.

Mit dem Oberon schließt eigentlich die poetische Seite der literarischen Thätigkeit Wieland's in diesem dritten Stadium, welches gegen das Ende sich in anderartige, nicht poetische, sondern mit der religiösen Zeitrichtung vornehmlich zusammenhängende Schriftstellerei verlor. Erst in dem folgenden *vierten* wendete er sich nach längerer Unterbrechung von Neuem auf das Feld der dichterischen Produktion zurück. Bevor wir ihm jedoch hier weiter nachgehen, erwähnen wir noch flüchtig zweier Werke, die dem Standpunkte Wieland's in der Zeit, wovon wir eben jetzt reden, angehören, obwohl sie nicht in die eigentliche Ritter- und Feen-Romantik hinüberreichen. Zunächst liegt *der goldene Spiegel* (1772), welcher den eigentlichen Anfang dieser dritten Epoche Wieland'scher Dichtung bezeichnet. Denn obgleich in diesem Romane die mittelalterliche Romantik nicht den Inhalt bildet, so drückt er doch deutlich die Veränderung des bisherigen Standpunkts unseres Dichters aus. Dieser wendet sich darin von der griechischen Welt ab und stellt sich ganz in die Mitte der Fragen der Zeit, welche vornehmlich auf die politischen Zustände hindrängten. In Frankreich waren diese Fragen bereits seit Montesquieu bis auf J. J. Rousseau mit aller Keckheit und allem Nachdrucke in der Literatur aufgeworfen und beantwortet worden, in Deutschland hatte Friedrich II. sie theils angeregt, theils selbst gestellt, Joseph II. aber durch seinen reformatorischen Drang vielfach begünstiget. Der goldene Spiegel, welcher gewissermaßen an die Lettres Persanes von Montesquieu anknüpft und an Haller's politischen Romanen nahe vorüberstreift, reflektirt, wenn auch ziemlich bunt durch einander, die verschiedenen Meinungen, Zwecke und Mittel hinsichtlich der Staatsverhältnisse und des besten Staats, wie das Alles damals in Köpfen und in Schriften auftauchte. Rousseau's Ansichten über Menschenrechte, sociale Gleichheit, Staatsgrundvertrag und Naturansprüche stehen neben den idealistischen Abstraktionen über die Wirkungen echter Civilisation, über Regierungskunst und tugendhafte Regenten, die Beispiele von den glücklichen Erfolgen weiser Verwaltung neben den Übeln, welche aus der Willkür schwacher und nachlässiger Fürsten hervorgehen, die Vortheile idyllischer Völkerzustände werden mit den Forderungen und Bedin-

gungen großer Staatenverhältnisse kontrastirt; dabei kommt noch Allerlei über Bonzen- und Pfaffenwesen, über Unschuld der Sitten und ihr Verderbniß zur Sprache, auch wird von der menschlichen Natur, von den Ursachen und Motiven des menschlichen Handelns und Denkens Vieles im Tone pragmatischer Weisheit geredet und vorgetragen, was sich übrigens weder vor echter Psychologie, noch vor wahrer Kenntniß der Geschichte und des Lebens hinlänglich behaupten kann. Kurz, wir finden unseren Wieland wieder in der gewandten Redseligkeit, womit er stets über Alles zu räsonniren weiß, in der breiten Verständigkeit, womit er hier- und dorthin abschweift, in der Unentschiedenheit, die wir in Absicht auf die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Tugend und Untugend, Kraft und Schwäche, in der Darstellung der Menschen und ihres Treibens an ihm gewohnt sind. Das Ganze läuft auf einen idealisirenden Eudämonismus hinaus, zu dessen Grundlagen die Natur und Menschenliebe gemacht werden. Das Mittelmäßige in seiner substanzlosen Verflachung ist der eigentliche Gehalt des Ganzen. Eine poetische Auffassung und Ausführung darf hier nach dem Vorausbemerkten nicht erwartet werden; es fehlt dazu fast Alles sowohl in der Organisation der Handlung als in der Charakteristik.

Bedeutend höher stehen in dieser Hinsicht die Abderiten (1774), zuerst im deutschen Merkur mitgetheilt. Wieland hat hier wieder den Versuch gemacht, ganz moderne Verhältnisse unter griechischer Einkleidung zu veranschaulichen. Wir sehen die deutsche Kleinstädterei und das Spießbürgerthum in einem griechischen Gegenbilde vorgeführt, wobei mehr die natürliche Ähnlichkeit solcher Verhältnisse als die reine geschichtliche zum Vermittelungspunkte gedient hat. Die Abderiten sind uns wegen ihrer Lächerlichkeiten aus dem Alterthume bekannt. Abdera ist unser Schilda. Das Betragen jener antiken Schildaer gegen ihren berühmten philosophischen Landsmann Demokrit hat besonders von ihnen reden gemacht. Dieser heißt ja bekanntlich der lachende Philosoph, weil er eben über die Thorheiten und das Kleinstädterwesen seiner Mitbürger lachte. Wieland sagt in dem Vorberichte (sämmtl. W.[1]), daß er nichts dagegen einzuwenden habe, wenn man das kleine Werk als „einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen

1) Bd. 19 und 20.

Verstandes" betrachten wolle. Und allerdings ist zunächst von diesem Gesichtspunkte aus viel Treffendes und Wahres darin zu finden. Die sich stets wiederholende Erscheinung, daß das Bessere, wo es sich zur Wirklichkeit gestalten will, mit den Vorurtheilen der Gewohnheit, der Meinungen und Interessen kämpfen müsse, und daß die Weisheit über die Thorheit nicht sowohl durch starre Gewalt als durch das Ansehn ihrer geistigen Freiheit siegt, ist hier mit vielem Geschick zur Anschauung gebracht worden. Es ist Wieland gelungen, uns ein individualisirtes Lebensbild vor die Augen zu stellen, und, wie oft er auch hier seiner alexandrinischen Weitschweifigkeit und Episodik anheimfallen mag, die Theilnahme an der eigentlichen Dichtung aufrecht zu erhalten. Ob und in wie weit er in diesem Werke zugleich den mittelalterlichen Gegensatz zwischen dem emporkommenden Pfahlbürgerthum und der Romantik des Ritterthums, wie es die deutsche Volksbuchliteratur des fünfzehnten Jahrhunderts darstellt, bezielt hat, läßt sich nicht wohl nachweisen. Jedenfalls fällt die Produktion als eine Art Parodie seiner romantischen Ritterdichtungen bedeutsam genug in die Zeit, wo er diesen sich vornehmlich ergeben hatte.

Schon haben wir angedeutet, wie die literarische Thätigkeit Wieland's gegen Ende dieser Epoche sich den religiösen und philologischen Beziehungen zuzuwenden anfing. Seit der Mitte der achtziger Jahre besonders beschäftigten ihn die Übersetzungen des Horaz und Lucian. Um diese Zeit hatte auch der Kampf der Orthodoxie und des Rationalismus, wie er hauptsächlich durch die Fragmente belebt und erweitert worden, eine veränderte Gestalt angenommen, indem er sich vornehmlich als Gegensatz des supranaturalistischen Mysticismus und des gemeinen Pragmatismus charakterisirte. Wieland betheiligte sich dabei (abgesehen von dem Aufsatze über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen 1788 im Merkur) zunächst durch seine Göttergespräche (1789), welche, mit der Übersetzung des Lucian zusammenfallend, auch im Geiste dieses griechischen Satirikers geschrieben sind. Es wird darin Mehreres behandelt, namentlich in den fünf letzteren die französische Revolution in ihren Beziehungen besprochen. In anderen, besonders im sechsten, erscheint das Unwesen des christlichen Aberglaubens und der christlichen Priesterschaft als Grundthema. Das Christenthum wird von dieser Seite dem alten Hei-

denthume gegenübergestellt, und, nachdem ihm im Vergleich mit diesem alles mögliche Böse nachgeredet worden, erhalten wir den Trost, daß die schönen Tage desselben nicht umsonst erwartet werden. Wie das seraphische Christenthum bei Wieland keine Wahrheit, sondern nur eine Jugendtäuschung gewesen war, so bleibt er auch hier und für die ganze Folgezeit bei allen Zugeständnissen, welche er dem christlichen Glauben gegenüber dem einseitigen Rationalismus zu machen scheint, doch nur ein räsonnirender skeptischer Deist, der weder in das Eine sich vertiefen, noch dem Anderen männlich-kräftig die Hand bieten kann.

Mit dieser Arbeit, die in Absicht auf die Kunst des Dialogs sehr mangelhaft ist, hatte er das vierte und letzte Stadium seiner literarischen Produktivität eingeleitet, welches sich innerhalb der neunziger Jahre begrenzt und mit dem „Aristipp" (1800) auf eine bedeutsame Weise die ganze poetische Laufbahn Wieland's schließt. Denn was er später noch leistete, wohin namentlich die Übersetzung der Ciceronianischen Briefe gehört (1808 ff.), davon fällt nichts in diesen Kreis. Es sind nun die drei Werke: „Der Peregrinus Proteus" (1791)[1]), „Agathodämon" (1798) und eben „Aristipp", die hier noch unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die beiden ersten gehören der religiösen Tagesfrage an, die bereits, wie wir gesehen, in den Göttergesprächen behandelt worden war, denen sie sich daher gewissermaßen als Fortsetzungen, oder auch als besondere Ausführungen des dort berührten Doppelthema, anreihen. Wir haben nämlich bemerkt, daß einerseits der verderbliche Aberglaube des Priesterthums, andererseits aber auch die nüchterne Verstandespragmatik um jene Zeit sich auf dem Gebiete der Religion und Theologie in Deutschland entgegenstanden, und daß Wieland in seinen Göttergesprächen zwischen diesen beiden Extremen hin- und herüberschwankt. Peregrinus Proteus und Agathodämon, welcher letztere in den ersten Heften des attischen Museum's (seit 1796) erschien, sind gewissermaßen sich einander ergänzende Dichtungen. Der Dichter verfolgt in ihnen jene beiden Richtungen mehr getrennt, indem der erste Roman der abergläubischen Schwärmerei, der andere dem ungläubigen Rationalismus gleichsam vermittelnd begegnet, wie hierauf schon Gervinus hinreichend aufmerksam ge-

1) Der Anfang war schon im Merkur 1789 gegeben worden.

macht hat [1]). Es bleibt dabei für Wieland's ganze Weise und subjektive Geistesstellung anziehend und charakteristisch genug, daß auch hier seine theologisch-religiösen Tendenzen mit den Lucianischen Studien zusammentreffen und auf dem Grunde der letzteren in jenen Werken eine poetische Darstellung gewinnen. Daß in dem Peregrinus Proteus, diesem berüchtigten kynischen Schwärmer des zweiten Jahrhunderts, Lavater theilweise verkleidet erscheint, der damals in seinem mystischen Zenith stand und die deutsche Religionsschwärmerei um sich gleichsam peripherisch kreisen ließ, mag nur beiläufige Andeutung finden. In beiden Werken tritt übrigens der poetische Werth vielmehr zurück als in dem früheren Agathon, obwohl es im Peregrinus nicht an lebendigen Schilderungen fehlt, die jedoch nicht selten die äußerste Grenze der Zucht berühren. Die Vielseitigkeit des Räsonnements, welches hindert, daß die didaktische Aufgabe sich selbst in lebendiger Fortbewegung vor unseren Augen entwickelt, die redselige Bloßlegung aller Fäserchen, woraus die Darstellung gewebt wird, die farblose Breite, womit uns die psychologischen Räthsel gelöst werden sollen, dieses und Ähnliches gestattet nicht, daß ein echtes Kunstgebilde vor unsere Augen treten möge, die sich überhaupt durch die dicke Luft der ewigen Didaxis getrübt und ermüdet fühlen [2]).

Der „Aristipp" stellt sich nun, wie schon berührt, in bedeutsamer Weise an den Schluß von Wieland's poetischen Werken. Er enthält gleichsam das Resumé seines ganzen literarischen Lebens und drückt diesem das persönliche Siegel auf. Wir haben gleich anfangs bemerkt, daß Wieland dem Wesen nach den gebildeten Sensualismus des sokratischen Aristipp, der Klopstock'schen platonisirenden Erhabenheit gegenüber, in unserer Literatur vertrete. Gegen jenes Lebensprincip gravitiren seine sämmtlichen Dichtungen, die pseudoplatonischen und pseudotheologischen

1) A. a. O. Bd. V. S. 335 ff.

2) Daß Wieland den Stoff zu dem Peregrinus aus Lucian's biographischer Darstellung desselben, sowie den zum Agathodämon, dessen Held der berüchtigte pythagoräische Wunderthäter Apollonius von Tyana (im ersten Jahrh. n. Chr.) ist, aus der Lebensbeschreibung, welche der ältere Philostrat im dritten Jahrh. verfaßt hat, genommen habe, braucht wohl kaum besonders bemerkt zu werden. Er wollte in den beiden Romanen zugleich eine Ehrenrettung dieser beiden verrufenen heidnischen Schwärmer geben und an ihnen die rechten psychologischen Motive der Schwärmerei überhaupt nachweisen.

der ersten Epoche selbst nicht ausgenommen. Allein nicht bloß nach dieser Seite hin bildet der fragliche Roman den encyklopädischen Abschluß seiner poetischen Produktivität, sondern auch in Absicht auf die didaktische Richtung, die in seinen Schriften fast ausschließlich herrscht. In umfassender Breite und Vielseitigkeit wird uns hier die ganze Summe der antiken Studien des Verfassers dargelegt, durchmischt mit allen Ingredienzien Wielandscher Lebenserfahrungen und philosophischer Betrachtungen. Die Briefform bot sich wie von selbst als das bequemste Mittel, den reichen Schatz der Belesenheit auszukramen und mit persönlichen Beziehungen zu verbinden. Die glänzenden Tage des großen Perikles mit all ihren Wundern der Grazie und Schönheit, der Genialität und Größe, aber auch mit allen ihren Verirrungen und Thorheiten sollen vor unseren Blicken aufgehen, die ganze Epoche des damaligen griechischen Nationallebens soll sich mit dem vollen Reichthume ihrer ausgebildeten Kulturverhältnisse allseitig aus einander legen. Der bunteste Scenenwechsel, die mannichfaltigsten Kontraste, die verschiedensten Gegenstände erscheinen kaleidoskopisch vorgestellt. Aus den Rosenlauben der Lais werden wir in den Kerker des Sokrates, aus der Werkstätte des Künstlers in die Hörsäle der Akademie, von Athen nach Kyrene, von Syrakus in Sicilien nach Sardis in Kleinasien geführt, um bald die Sitten republikanischer Wohlhabenheit und Freiheit, bald die Launen und Üppigkeiten herrschender Tyrannen zu sehen, bald über Systeme der Philosophie und Lebensweisheit, bald über Regierungsform und Gesetze die Ansichten und Lehren der Männer und Frauen der Zeit zu vernehmen. In der Mitte all dieser Beziehungen steht Aristipp, in dem die leichten Sitten seiner Vaterstadt Kyrene mit den athenischen Grazien und der sokratischen Ironie vergesellschaftet erscheinen sollen. Gestehen wir nun willig, daß in diesem umfassenden Werke mit seltener Gewandtheit fast Alles besprochen wird, woran der gebildete Mensch sich gern betheiligen mag, daß über den Reichthum des Stoffes der Schein einer beweglichen Phantasie hinstreift und dem Ganzen eine Art Anschaulichkeit und Gestalt ertheilt; so ist doch auch wieder nicht zu verkennen, daß man sich nach objektiver Wahrheit und reiner historisch-psychologischer Charakteristik vergebens umsieht. Über Alles verbreitet sich das blasse Licht der Modernität des achtzehnten Jahrhunderts, aus welcher

Wieland nie herausgetreten ist; in Allem merken wir den persönlichen Ton seiner alten und veralteten Lebens- und Weltansicht, sowie das Walten subjektiver Willkür sowohl in der Zeichnung der antiken Zustände als auch der Personen. Wir sehen, daß der Dichter der Alceste sich durch Göthe's derbe Lektion [1]) in Absicht auf seine Anschauungsweise des Antiken nicht hat bessern lassen. Wie er dort den Herkules in die Schwäche der Zeitromantik kleidete, so müssen hier Sokrates und Platon sammt dem Aristipp selbst ihrer nationalen Eigenthümlichkeit sich begeben und im Dialekte des achtzehnten Jahrhunderts sprechen. Die Urtheile leiden an Schiefe und abstrakter Einseitigkeit. Wieland beweist hier zu guterletzt noch einmal, daß ihm das Organ fehlte, die schöne Vereinigung der Idee und Wirklichkeit, wie sie das griechische Leben bietet, in ihrer inneren Wahrheit aufzufassen. Er bleibt am Äußerlichen haften, und wie bei ihm überall, so kommt es auch hier über eine mechanische Oberflächlichkeit in der Verbindung vom Idealen und Realen nicht hinaus. Wieland blieb von Anfang bis zu Ende ein Pseudogrieche. Dabei drängt sich auch im Aristipp die gelehrte Überfülle vielfach hervor und stört die ästhetische Unmittelbarkeit der Darstellung, die überhaupt in ein so breites charakterloses Gespinnst aus einander gezogen wird, daß schon darum der Kunstwerth dieses Romans nicht allzu hoch anzuschlagen ist, wie sehr er auch die ähnlichen Produkte Anderer in dieser historischen Romansphäre an Geist und selbst an technischer Bildung übertreffen mag. Es ist übrigens interessant, mit Wieland's Aristipp den gleichzeitigen Wilhelm Meister von Göthe zusammenzustellen, um sich recht anschaulich zu machen, wie sehr Physiognomie und ganzer Charakter der echten klassischen Nationalliteratur von den Formen und dem Geiste des literarischen Pragmatismus der gewöhnlichen Verstandesbildung des achtzehnten Jahrhunderts sich unterscheiden.

Wieland's spätere Arbeiten waren mehr oder weniger philologischer Art. Wir haben schon an seine wichtigsten Übersetzungen erinnert. Auch das attische Museum, welches seit 1796

1) Göthe schrieb bekanntlich gegen Wieland's Oper Alceste (1773) ein humoristisch-satirisches Pamphlet unter dem Titel „Götter, Helden und Wieland", worin er die Modernisirung des heroischen Alterthums in genialer Laune persiflirte.

gleichsam an die Stelle des deutschen Merkur trat, verbreitete sich in seiner neuen Fortsetzung (seit 1805 — 1809) vorzugsweise nur über das Gebiet der Philologie und des griechischen Alterthums.

Überblicken wir nun noch einmal die ganze Summe der vielseitigen literarischen Betriebsamkeit dieses merkwürdigen Mannes, welche über ein halbes Jahrhundert hinaus sich erstreckt, so haben wir uns nicht bloß über Fleiß und Umfang der Kenntnisse zu verwundern, sondern auch die vielseitigen Anregungen und Belehrungen dankbarlichst anzuerkennen, mit denen er das fortstrebende Bewußtseyn des achtzehnten Jahrhunderts in unserem deutschen Vaterlande dem Auslande gegenüber und mit ihm wetteifernd unterstützt und gefördert hat. Und nach so vielen Bemühungen und Arbeiten mochte er denn wohl mit Wahrheit sagen, daß er „dem Tode ruhig und mit dem stillen Verlangen, womit man einen Freund erwartet", entgegensehe.

Wieland's Einfluß auf den Fortschritt der deutschen Nationalliteratur äußerte sich nun, um mehr Bemerktes schließlich noch einmal zusammenzufassen, mehr in allgemeiner Vermittelung einer vielseitigeren freieren Empfänglichkeit für das Einheimische, als in der unmittelbaren Begeisterung, wie sie Klopstock in der ihn umgebenden Generation bewirkte. Wenn daher diesen eine Schaar nachahmender und ergebener Jünger umdrängte, so blieb Wieland im Ganzen nicht nur ohne ein solches Gefolge, sondern erfuhr sogar bei einem Theile der literarischen Jugend entschiedenen Widerspruch und eifernde Befehdung. Wieland gab übrigens besonders Veranlassung, daß einerseits eine Art mittelalterliche Epik, andererseits der historische und didaktische Roman in unserer Literatur längere Zeit hindurch Berücksichtigung fanden. Von mehreren Seiten und in verschiedenen Richtungen knüpften die Produktionen solcher Art an seine Weise und seinen Ton an, ohne sich jedoch rein in seinen Fußstapfen zu bewegen. Zumeist geschah das Letztere noch von jenen, welche die Ritterepik verfolgten, unter denen wir bereits Alxinger aus Wien vorübergehend angeführt haben. Er blieb ganz auf dem vorreformatorischen Standpunkte stehen und erscheint mit seinen Ritterepen, dem „Doolin von Mainz" (1787) und „Bliomberis" (1791), in Zweck und Sprache als ein Revenant aus der Zeit vor Lessing. Bei gänzlichem Mangel an Phantasie bieten sie nicht viel mehr als Proben, wie weit es eine

Art nachahmende Schuldichtung durch Fleiß und verständige Regelrichtigkeit bringen kann. Früher hatte bereits von Nicolay (aus Straßburg) ähnliche Versuche in Wieland's Manier geliefert. Wie diese Art von Dichtung überhaupt sich vornehmlich an die italienischen Muster des L. Pulci, Bojardo, L. Alamanni und Arioſt anlehnt; so suchte auch Nicolay für seine romantische Epik dort hauptsächlich seinen Stoff, den er dann in Wieland'sche Farben kleidete. So waren Arioſt und Bojardo die Quellen, aus denen er seine größeren romantischen Erzählungen schöpfte. Seine früheren kleineren komischen Erzählungen hatte er den französischen Fabliaux et Contes in der Sammlung von Le Grand nachgebildet und dabei sich in Ton und Darstellung an Gellert und Hagedorn gehalten, auch hierin seinem späteren Muster vergleichbar. Nicolay hat in allen diesen Arbeiten ebenso wenig als in seinen einstmals ziemlich gelesenen „drei Buckligen" irgend Anspruch auf eigentlich poetische Bedeutung. Auch ihn sehen wir im Ganzen außerhalb der neuen Literaturprincipien stehen und mehr in Adelung'scher Korrektheit als in produktiver Idealität und Lebendigkeit Verdienst erstreben.

Was den Roman angeht, so war es theils die historische Didaxis, theils die novelliſtiſche Frivolität des Boccacio, theils die ironiſirende Komik, wofür Wieland mehrseitig den Ton angegeben hatte. Am nächsten steht hier wohl Meißner, dessen Skizzen und historischen Romane (zumal sein Alcibiades, in redseliger Breite und didaktischer Tendenz) die Wieland'sche Schule deutlich verrathen, und die längere Zeit hindurch die deutsche und selbst ausländische Lesewelt angenehm beschäftigten, an sich aber (den beliebten historischen Roman Bianca Capello, der durch den geschichtlichen Stoff anzieht, nicht ausgenommen) ohne alle eigentlich ästhetische Werthhaltung sind. Außer diesem Zeitschriftsteller würden wir hier noch besonders Heinse und Thümmel nennen, welche beide, namentlich der Erste, mehrfach an Wieland erinnern, wenn sie nicht in anderen Beziehungen eine andere Stellung einnähmen. Heinse tritt in Ton und Haltung unter den jungen Genialitäten auf, von denen wir bald zu reden haben, und Thümmel steht auf dem Gebiete der humoriſirenden Novelliſtik, die in J. Paul ihren umfassendsten und höchsten Ausdruck gewann. Viel näher, obwohl der Zeit nach später, rückt in Absicht

auf den historischen Roman und seine didaktische Haltung und Ausbreitung J. A. Feßler an die Wieland'sche Umgebung heran, indem namentlich sein Marc Aurel (1791 — 92) und sein Aristides und Themistokles (1792) sich ganz an jene Stoffe und die Art ihrer tendenziösen Bearbeitung anschließen. Daß wir hier (so wenig als in dem „Matthias Corvinus" und „Attila") Dichtung zu erwarten haben, bedarf nach der allgemeinen Bezeichnung ihres Standpunktes wohl keiner weiteren Versicherung.

Zwischen Klopstock und Wieland in der Mitte steht Salomon Geßner aus Zürich (1730 — 1787). Er begann seine literarische Thätigkeit auf demselben Schauplatze und in derselben Umgebung, wo ziemlich gleichzeitig jene beiden ihre Muse genährt und gepflegt hatten. Zürich bildete mit Bodmer und seinen Freunden und Jüngern gleichsam das poetische Seminar, in welchem die drei Dichter sich die für ihren Beruf bestimmte Befähigung erwarben. Wir haben gesehen, wie Klopstock, seinem ganzen Wesen nach dem Standpunkte dieser Anstalt verwandt, auch auf seiner ganzen Dichtungslaufbahn mit ihr sympathisirte und ihr Princip, nur mit größerer Freiheit und Idealität, in seinen Werken darstellte, wie dagegen Wieland, von Grund aus anders organisirt, bloß die Erstlinge seiner literarischen Wirksamkeit mit den Farben jener Schule überzog, alsbald aber, seinem eigenthümlichen Naturell folgend, die sinnlich-geistige Grazie zu seiner Freundin wählte. Geßner wurzelte schon durch Geburt tiefer in diesem Boden und verwuchs dadurch, daß er nach einiger Abwesenheit ihn zu seinem dauernden Aufenthalte nahm, innigst mit dessen Verhältnissen und poetischem Klima. Er blieb daher auch dem Grundtone nach in allen seinen Produktionen ein Anhänger der poetischen Malerei und der sittlich-didaktischen Zweckmäßigkeit. Von Ramler in die literarische Kunst eingeweihet, wurde er alsbald durch Bodmer mit Klopstock's Dichtung näher befreundet und fand sich später selbst bestimmt, in dessen Geiste eine patriarchalische Produktion, „den Tod Abel's" (1758), zu veröffentlichen. Mehr noch wirkte auf ihn die sentimentalische und malerische Weise der Klopstock'schen Darstellung, wovon seine idyllischen Dichtungen durchdrungen und getragen sind. Weniger neigte er zu Wieland hin, obwohl dieser selbst anfangs mit ihm Farbe und Stimmung vielfach theilte, und auf der anderen Seite der leichte, mehr in die Ober-

fläche sich verlaufende als in die Tiefe gehende Ton der Geßner'schen Ausführung dem Wieland'schen ähnelt, in welchem Punkte denn beide zunächst sich in Gellert und Hagedorn begegnen [1]). Geßner's Idyllen sind zu bekannt, als daß sie hier im Besonderen erwähnt werden müßten. Doch haben sie größeres und dauernderes Glück im Auslande, namentlich in Frankreich, als in Deutschland gemacht, wo man, mit den antiken Mustern dieser Art tiefer vertraut, trotz der anfänglichen Gunst, die man diesen Versuchen zuwandte, doch bald den großen Abstand wahrnehmen mußte, der zwischen ihnen und den altklassischen Vorbildern stattfindet. Auch gewann Lessing's reformatorischer Geist, welcher gerade dieser Dichtungsweise entschieden entgegenstrebte, bald eine solche Bedeutung, daß der Geschmack für derlei Produktionen nicht nachhaltig seyn konnte, obwohl die Literaturbriefe die neue literarische Erscheinung im Ganzen mit großer Freundlichkeit begrüßten. Viel trug zu jener allmäligen Entfremdung auch wohl der Umstand bei, daß in den folgenden Decennien andere Versuche der Art, besonders durch Voß, gemacht wurden, welche dem neuen nationalliterarischen Standpunkte genügender entsprachen. Seit lange sind daher Geßner's Idyllen bei uns mehr eine berühmte Tradition, als ein Gegenstand lebendiger unmittelbarer Theilnahme — sie werden verehrt, weil sie uns im Auslande Ehre machen, aber wenig gelesen. Für regere Theilnahme fehlt ihnen auch in der That fast Alles, was auf Poesie Anspruch zu machen hat, wofern man diese nicht in bloßen sentimentalischen Malereien und Scenerien finden will. Wir vermissen zunächst alle und jede Individualisirung sowohl der Natur als auch der Menschen und Sitten; statt dessen wird vor unseren Augen ein oberflächliches Gemälde aus einander gelegt, welches höchstens durch seinen freundlichen, gefälligen Schein für Augenblicke interessiren kann, bei näherer Anschauung aber den Mangel an Gründlichkeit in Auffassung und Farbengebung bald erkennen läßt. Von unmittelbarer Lebendig-

1) „Du, schöpferischer Klopstock, und du Bodmer, der du mit Breitinger die Fackel der Kritik aufgesteckt hast, und du Wieland — oft besucht Deine Muse ihre Schwester, die ernste Weltweisheit, und holt erhabenen Stoff aus ihren geheimsten Kammern und bildet ihn zu reizenden Grazien." So spricht sich Geßner selbst in der Idylle „Der Wunsch" über seine literarischen Beziehungen aus.

keit, von Wahrheit echt menschlicher Zustände, ihrer Motivirung, Genesis und innerer Verhältnißmäßigkeit, von reiner Unbefangenheit und eigentlicher Naivetät keine Spur. Alles ist abstrakte Idealität, Alles fertige Allgemeinheit, damit Alles übertünchter Tod, Scheinleben, Naturaffektation ohne Lokal- und Nationaleigenthümlichkeit, ohne Mannichfaltigkeit in Charakteren und Situationen. Durchgängig ist es das Einerlei der Schäferspielerei, welche über Nichts und wieder Nichts tändelnd und zuckerlich-süß sich verbreitet. Überall hört man die Hirtenflöte, die ihre wechsellose Melodie in ermüdender Empfindelei ertönen läßt. In Absicht auf Kolorit, innerliche Bedeutung, Bewegung in den Scenen und im Tone der Darstellung bleiben diese Idyllen selbst hinter den italienischen Werken der Art, wie z. B. dem Aminta des Tasso und dem Pastor fido des Guarini, ziemlich weit zurück. Geßner konnte sich mit der Menschenwelt, wie sie sich damals in ihrer Kulturberechtigung geltend machen wollte, nicht befreunden. Darum suchte er, wie Rousseau, der ihn deshalb auch so sehr liebte, in der Einsamkeit der Naturwelt die wahren Menschen, fand dort aber keine, sondern dichtete sie hinein. Daß ihm übrigens bei allen diesen Fehlern der landschaftliche Ausdruck öfter gelungen ist, soll nicht unbemerkt bleiben. Auch dieses ist anzuerkennen, daß sich die Sprache im Ganzen durch Reinheit und Gefälligkeit empfiehlt, obwohl die rhythmische Prosa, welche Geßner sich eigens gebildet, dem ästhetischen Stylgesetze schwerlich gemäß befunden werden kann. Unter seinen Produktionen darf „Der erste Schiffer" wohl unbedenklich die erste Stelle ansprechen, indem er bei nicht zu verkennender Mangelhaftigkeit in der Gestaltung der Handlung doch durch schöne Auffassung, angemessene Frische und Wahrheit der Lokalfarben, überhaupt durch gefällige Belebung anziehend ist[1]).

In der Weise der Geßner'schen Idylle versuchte sich besonders Fr. Xaver Bronner, der in seinen „Fischeridyllen" vornehmlich den sentimental-idealen Ton seines Meisters und Gönners wiedergab. Dieser (Geßner) fühlte in jenen Versuchen, die ihm der Verfasser vor ihrer Veröffentlichung mittheilte, das Ver-

1) Zuerst hat sich Herder, an die Kritik in den Literaturbriefen anlehnend, in der zweiten Sammlung der Fragmente im Wesentlichen mit richtigem Takte über Geßner ausgesprochen. Was später A. W. Schlegel und Andere tadelnd hervorgehoben, ist dort schon ziemlich deutlich bezeichnet worden.

wandte und ließ sich dadurch wohl besonders bestimmen, sie herauszugeben (1787). Später wurden neue hinzugefügt (1794). Auf den ersten Blick scheinen sie mehr Naturindividualität zu haben, als die Geßner's, allein diese verschwindet doch unvermerkt und geht fast ganz über in die subjektiv-abstrakte Idealanschauung des mit der Menschenwelt und Lebenswirklichkeit zu wenig bekannten Dichters, der beide und selbst die Natur mehr aus der Enge seiner Klosterzelle, als von der freien Höhe des Weltstandpunktes angesehen und aufgefaßt hatte; obwohl er sonst, so gut es seine früheren beschränkten Verhältnisse und seine unfreie Erziehung gestatteten, mit altklassischen Musterwerken, zum Theil selbst mit Theokrit, sich befreundet hatte[1]). Im Ganzen werden diese Idyllen von denselben Fehlern gedrückt wie die Geßner's, hinter denen sie als Nachahmungen ohnedies zurückstehen.

---

1) Bronner war katholischer Klostergeistlicher, verließ aber seinen Stand und lebte in verschiedenen Stellungen in der Schweiz, wohin er geflohen. Er hat sein Leben selbst beschrieben, welches, von anderen Beziehungen abgesehen, als ein lehrreicher Beitrag zur Kenntniß der Religions- und Kulturverhältnisse in Süddeutschland während der siebenziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrh. zu berücksichtigen ist.

Zweites Buch.

Die nationalliterarische Reformation.

Zweites Buch.

Die nationalliterarische Reformation.

Erstes Kapitel.

Von den nationalliterarischen Reformationsbeziehungen überhaupt.

Wir haben gleich in der Einleitung zu dieser Geschichte die Bemerkung vorangestellt, daß die klassische Ausbildung unserer Literatur als die Blüte der klassischen Metamorphosen der anderen europäischen Literaturen zu betrachten sey. Es lag demnach in der Natur der Sache, daß erst mancherlei Bemühungen vorangingen, sich des fremden Geistes in seinen verschiedenen nationalen Formen zu bemächtigen, ehe der Standpunkt erreicht wurde, auf welchem der deutsche Volksgeist, seiner Freiheit endlich bewußt, sich gegen jene fremden Lebensmächte mit selbstständiger Bildungskraft bewältigend und ausgleichend verhalten und deren Einwirkungen zu organischen Momenten seines eigenen selbstgebildeten literarischen Nationalismus umwandeln konnte. Wir haben gesehen, wie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und darüber hinaus von verschiedenen Seiten und in verschiedener Weise Versuche gemacht wurden, die Principien und Muster der auswärtigen Literaturen in der unsrigen frei darzustellen und diese dadurch zu ebenbürtigem Range zu erheben, Versuche, die nur die Strebungen des siebenzehnten Jahrhunderts fortsetzten, wenn auch meistens mit regenerativer Absicht in Bezug auf diese selbst, sowie mit der ausgesprochenen Tendenz der endlichen Vermittelung des vaterländisch-selbstständigen Geistes und des fremden. Wir haben Klopstock und Wieland auf der Höhe

jener Versuche erblickt und anerkannt, daß ihnen diese Vermittelung bis zum möglichsten Grade gelungen, indem sie mit produktiver Kraft der fremden Standpunkte sich bemächtigten und das Ausländische wenigstens theilweise mit deutscher Lebensfarbe zu umkleiden wußten. Beide verfehlten aber darin noch die eigentlich nationale Bahn, daß sie einerseits nicht verstanden, die urgründliche Volksthümlichkeit zu erfassen und als das rechte Lebensprincip der Literatur wirken zu lassen, andererseits den traditionellen veralteten Principien noch zu sehr ergeben blieben, um die wahre ästhetische Freiheit zu gewinnen. Doch verkündigten sie den nahenden Frühling vernehmlich und bereiteten unmittelbar und noch später hinab den Boden für die neue Saat unserer Literatur und deren gedeihliches Wachsthum. Es kam aber darauf an, die Keime dieser selbst nicht nur in dem Geiste und Wesen der Nationalität aufzufinden, sondern auch mit fester und sicherer Hand zu pflanzen, ihnen die rechte Luft und Witterung zu vermitteln, vor Allem aber die alten Wurzeln umher auszuroden und ihr Wiederwachsen zu verhindern. Dieses Geschäft übernahm nun ein Mann, der mit der Schärfe des Geistes und der Kenntniß der Dinge, wie sie zu solchem Werke erforderlich waren, den Muth der Wahrheit verband und vor den Schwierigkeiten des Unternehmens und seinen nothwendigen Folgen nicht zurückschreckte. Lessing war dieser Mann, der Luther unserer literarischen Reformation, der Vater unserer echten deutschen Klassik. „Lessing," sagt Gervinus, „war es, der unsere junge Literatur an den mütterlichen Busen legte; er führte uns zur Heimat zurück [1])." Um ihn sammelten sich die Freunde des Fortschrittes in größerer oder geringerer Nähe, in unmittelbarem oder mittelbarem Anschlusse, aus allen Gebieten geistiger Strebungen. Theologen und Philosophen, Kritiker und Dichter, Pädagogen und Staatslehrer wurden von ihm direkt oder indirekt in den Kreis der neuen Geistesbewegungen hineingezogen. Wie diese selbst aber durch verschiedene gleichzeitig zusammentreffende Erscheinungen herbeigeführt wurden, und an welche mitwirkende Umstände die eigentliche Literaturumwandelung sich knüpfte, dessen ist zuvörderst mit Hervorhebung des Wesentlichen Erwähnung zu thun.

1) Gervinus a. a. O. Bd. IV. S. 319.

Es war um den Anfang der sechsziger Jahre, als sich von mehreren Seiten her in unserem Vaterlande geistige Bestrebungen kundgaben, die in Verbindung mit den politischen Anregungen, welche gleichzeitig das Volk grundkräftig erfaßten, das nationale Selbstbewußtseyn zunächst in dem Kreise der Bildung und Wissenschaft neu zu beleben geeignet waren. Als eigentlicher Mittelpunkt, von welchem diese Bewegungen theils ausgingen, theils getragen und in ihrer ganzen Möglichkeit wesentlich bedingt wurden, erscheint Friedrich der Große. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt", sagt Göthe, „kam durch Friedrich den Großen und die That des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie" [1]). Wir mögen dieses Urtheil dahin erweitern, daß nicht bloß in die Poesie, sondern in die gesammte Nationalliteratur sowie in unser gesammtes Nationalleben, ein wesentlich neues Geistestreiben durch die Vermittelung jenes großen Mannes getreten ist, der, wie man auch über Einzelnes und rein Persönliches denken möge, für Deutschland darin ein wahrhaft nationaler Fürst geworden ist, daß er zuerst das Fürstenthum mit dem Volksthume vereinigen, im Sinne des Volks Fürst seyn und die widervernünftige Abstraktion aufheben wollte, welche den Regenten als eine äußerlich-selbstständige Potenz an die unselbstständige materielle Masse des Volks herantreten läßt. Friedrich stellte auf diese Weise in Deutschland die lebendige Idee des Staates wieder her und wurde hiermit der reformatorische Gründer einer neuen, volksthümlicheren Politik, der Urbedingung aller nationalen Tüchtigkeit und gehaltigen Lebendigkeit. Wenn gleichzeitig Maria Theresia sich dem Volke näherte, und ihr Sohn Joseph II. hauptsächlich in Nacheiferung mit Friedrich auf dieser Annäherungsbahn fortschritt; so geschah es von dieser Seite theils zu sehr ohne eigentliche Volksbetheiligung, theils auch mit zu großer aprioriscer Allgemeinheit, als daß eine innerliche Erweckung des Volksthums dadurch hätte bewirkt werden können, während Friedrich, bei aller Eifersucht auf seine königliche Vollmächtigkeit, doch sich der Nothwendigkeit einer Mitwirkung der Volkslebenskraft inniger bewußt war. Darum griff auch sein Wirken nachhaltig und von innen erfrischend in die Konstitution des deutschen Volksorganis-

1) Dichtung und Wahrheit 2. S. 103.

mus ein, indeß Joseph's abstrakte Verbesserungsmethode ein tieferes Eindringen nicht gewinnen konnte. „Das Volk wollte Joseph nicht befragen," sagt Schlosser, und wir müssen gerade in dieser unpolitischen Abstraktion den Grund der nationalen Unmacht dieses Kaisers im Vergleich mit Friedrich hauptsächlich finden. Doch blieben viele seiner Einrichtungen für seine Länder nicht ohne alle regenerative Folgen, und mancher Fortschritt selbst der neuesten Zeit weist noch auf jene Grundlagen hin [1]). Wie Friedrich sich als Regent zur Nation verhielt, so nahm Lessing als Literat das gleiche Verhältniß vom nationalliterarischen Gesichtspunkte auf, und es mochte ihm deshalb nach dieser Seite die Reformation gelingen, welche Klopstock, der, wie Joseph II., sich nicht in die nationale Innerlichkeit und Wirklichkeit vertiefen konnte, trotz seines guten nationalliterarischen Meinens und Mühens nicht gelingen wollte. Friedrich erkannte, wie er, der Sohn einer neubeginnenden Zeit, ihrer Rechte und Forderungen eingedenk seyn müsse. Mit der Verneinung der fürstlichen Isolirung dem Volke gegenüber verband er in der inneren Politik die Beschränkung der ministeriellen Despotie, die, den fiskalischen Egoismus als Regierungsprincip feststellend, die Unterthanen nach vormundschaftlichem Gutdünken behandelte, unter Umständen auch mißhandelte und sich in diesem süßen Daseyn und Wirken ungern stören ließ, wie dessen auch jetzt noch Reminiscenzen genug auftauchen. Hiermit brachte Friedrich den Urriß in den Kabinetsabsolutismus, obwohl er selbst noch hier und da in denselben zurückfiel. Auch die Starrheit der juristischen Macht suchte er zu brechen und die Gerechtigkeitspflege unter

1) Interessant ist, was der Herzog Karl August von Weimar über Joseph an Merck schreibt (1781). „Die Handlungen des Kaisers," sagt er unter Anderem, „können aus vielerlei Gesichtspunkten angesehn werden; sie haben viel Aehnliches mit Musterzügen — — und sind das Gegentheil von Furchtsamkeit. Ob es aber nicht hier und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe aussieht und ablaufen wird, das laß ich dahingestellt. Ein bischen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen und menschlichen Begriffen umgegangen zu seyn. — — Man glaubt zwar von Herrschaftswegen, daß Alles unnütz sey, was nicht hacke und grabe und nicht effektive die herrschaftlichen Einkünfte vermehre, — — aber mir dünkt doch, daß, verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns, die großen Herren, welche eigentlich durch die Umstände bloß genießen, faullenzen und nichts einbringen sollen, und gewöhnlich bloß aus Langerweile thätig sind, übel dabei wegkämen."

den Grundsatz der lebendigen Gerechtigkeit zu stellen, welche, Form und Materie des Rechts in ebenmäßigem Verhältnisse haltend, den Fortschritt zum Resultate möglichst betreibt, um dem Urtheile auch der Zeit nach seine rechtliche Bedeutung zu sichern. Das Wesentlichste und Wichtigste aber in seiner innerlichen Politik bleibt immer die persönliche Theilnahme an dem Volksinteresse als solchem. Durch diese volksthümliche Thätigkeit eroberte er sich die Achtung und Liebe des Volks, das ihm für jene Befreundung gern einige absolutistische Maßregeln vergab [1]). Erwägt man dabei, wie er mit richtigem Takt das wesentlichste Mittel echter Volks- und Menschenbildung, die Freiheit des subjektiven Gedankens, erkannte und in der allgemeinen Toleranz vollzog, wie er sich des höchsten Ausdrucks dieser Freiheit und Toleranz, der Philosophie, annahm und hiermit gegen die starrgewordenen Traditionen und todten Allgemeinheiten, gegen die abgelebte Konvenienz und ihre anmaßlichen Privilegien (seiner allerdings sehr einseitigen Adelsidee ungeachtet), ebenso energisch ankämpfte, als er, nach Außen hin siegreich, das nationale Selbstvertrauen der fremden Macht gegenüber herstellte, die seit dem dreißigjährigen Kriege wie ein schwer drückender Alp auf unserer Brust lag; so darf man den philosophischen König wohl auch dreist den Großen nennen. Denn die wahre Größe ist die objektive Thatkraft unter dem Principe und den Motiven der Idee. Hierin eben übertrifft Friedrich Napoleon, dem zur objektiven Thatkraft die innere Idealität fehlte, der, indem er Großes wollte, es nicht wegen des Menschlichen wollte, sondern trotz dem Menschlichen. Die von ihm beleidigte

1) In diesem Bezuge sind die Verse Gleim's, der in Friedrich das Alpha und Omega aller Größe sah, bemerkenswerth, womit er unter Anderem in der Siegesode nach der Schlacht bei Roßbach seinen königlichen Helden feiert:

„Wenn er im Schooß des Friedens ruht,
Mit lorbeervollem Haupt,
Nicht müssig täglich Wunder thut,
Und keine Wunder glaubt;

„Nachtwachend seiner Völker Glück
Und Wohlfahrt überlegt,
Und Gnad' und Huld im scharfen Blick
Der großen Augen trägt."

Idee rächte sich an ihm — sein Sturz war die Folge seines Abfalls von der Idee[1]). Man hat es Friedrich bis auf die Gegenwart vielfach nachgetragen, daß er sich in den Kreis der französischen Geistesbildung stellte und aus dem Boden sogenannter französischer Encyklopädisten-Philosophie die Grundsätze für seine Geistesemancipationsthätigkeit in Deutschland entnahm; allein, wie so oft, blieb die Auffassung auch hier bei der äußersten Schale stehen, ohne sich absonderliche Mühe zu geben, den inneren Gehalt zu erkennen. Zunächst ist zu bemerken, daß damals jene viel verrufene französische Philosophie allein das eigenthümliche Princip der neuen Geistesbewegung, des menschlichen Kulturfortschrittes, mit einem Worte der echten Aufklärung enthielt und pflegen wollte, nämlich das Princip der ursprünglichen Freiheitsberechtigung des Subjekts als solchen. Ob und inwiefern in weiterer Bestimmung dieses Princips, in der Entwickelung seiner theoretischen wie praktischen Konsequenzen sich dort Oberflächlichkeit, Beschränktheit und Einseitigkeit geltend machten, soll und kann hier nicht näher untersucht werden. In Absicht auf das Wesen menschlicher Bildung nun giebt es keine Nationalität, sondern nur eine Menschheit. Friedrich nahm, was ihm in dem Interesse dieser geboten wurde, ohne lange zu fragen, wer es ihm bot. Deutschland mag sich darüber aber um so weniger beklagen, als es damals selbst der Art nichts zu bieten hatte[2]). Auch in der eigentlichen Literatur herrschte um jene Zeit, als Friedrich zuerst seine politische Reformation begann, so große Dürre und Geistlosigkeit bei uns, daß sich für einen König, der, um mit Göthe zu reden, „geistig leben und genießen will", in dem damaligen deutschen Literaturschatze nichts eben Genießbares finden mochte[3]).

1) Daß auch Friedrich hinter den idealen Tendenzen oft genug zurückblieb, daß er selbst den Grundsatz „der Menschenverachtung" wohl aussprechen mochte, darf uns nicht hindern, anzuerkennen, wie dessen ungeachtet doch sein Thun und Streben der Idee, dem reinen Geistesinteresse ebensowohl diente, als es vielfach auf gemein-realistische Absichten und Plane hinausging.

2) Die Tagesgeschichte lehrt, wie man bei uns auch jetzt häufig gewisse Fortschrittsprobleme dadurch zu umgehen sucht, daß man ihren Ursprungsschein lange und langweilig untersucht.

3) Es ist bekannt, daß Friedrich ein eigenes Werk über die deutsche Literatur (De la litterature Allemande) geschrieben hat, worin er nicht wenig Einsicht in die Literatur- und Schulbildungsverhältnisse bei großer Einseitigkeit

Am meisten muß aber beachtet werden, daß Friedrich, obwohl in der Luft französischer Geistesbildung lebend, doch nie eigentlich *französisch gesinnt war* und nirgends das deutsche Interesse an Frankreich verrathen mochte, wie leider so Mancher seiner deutschen fürstlichen Kollegen vor ihm gethan und, auch damals noch zu thun, Gelüst genug empfand. Sein Herz und Sinn war deutsch, deutscher vielleicht als das gewisser Poeten und Geschichtschreiber, die ihn wegen seiner Undeutschheit verfolgten und verfolgen, ohne zu bedenken, daß sie sich des Deutschthums freuen, was Friedrich ihnen erobert, und was durch sie nie würde errungen worden seyn. Friedrich *dachte französisch, um desto besser deutsch zu handeln*; er liebte den französischen Geist, um den deutschen zu beleben. In Absicht auf die Literatur im Besonderen aber war es eher nützlich als schädlich, daß Friedrich sich ihrer nicht mit zu großer Vorliebe annahm oder gar mit allgemeinem, akademisch-französischem Maße bestimmend in sie eingriff. Er würde sie dadurch nur um ihren wesentlich-deutschen Grundcharakter gebracht haben, um ihr Wachsthum nämlich aus der Volkslebendigkeit selbst. Wie überhaupt die Centralisations-Allgemeinheit als solche nur der verständigen Abstraktion genügt, nicht der vernünftigen Innerlichkeit des Menschlichen, und daher auch nur abstrakter Verstandesauffassung als das Höchste und Lobenswertheste erscheinen kann; so ist auch die glatte Allgemeinheit, der von der französischen Akademie seit Richelieu und Boileau ausgegangene legislativ-klassische Typus in der französischen Literatur, nicht als dasjenige zu betrachten, was unserer Nationalliteratur noththat

---

in der Würdigung des Vaterländischen bekundet. Der Hauptfehler liegt hier darin, daß der königliche Verf. sich nicht um die neuere deutsche Literatur bemühete, welche zur Zeit der Abfassung des Buchs etwas Besseres aufzuweisen hatte, als Canitz und Gellert, die fast allein genannt werden. Freilich hatte der Letztere selbst, nach Göthe's Bericht in den Frankf. gelehrt. Anzeigen (er hatte bei ihm Vorlesungen über deutschen Styl gehört), von wahrer Poesie so ganz und gar keinen Begriff, „daß er (Göthe) ihn in allen Vorlesungen über den Geschmack nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, hat nennen hören." — Selbst der treffliche Herzog Karl August von Weimar kann es nicht unterlassen, in einem Briefe an Merck auf den „deutsch-französischen" Friedrich und dessen „französisch-exotischen Geschmack" einen recht empfindlichen Seitenblick zu werfen.

oder sie fördern konnte. Sie mußte germanisch seyn, um deutsch zu seyn, und eben deshalb vielseitig frei in verschiedensten Zweigen aus der innersten Herzenswurzel des Volkslebens emporwachsen. Genug, daß Friedrich ihr dieses gestattete, ihr dafür die angemessene klimatische Bedingung und die gedeihliche Witterung sicherte durch die Freiheit des Denkens, durch die unbeschränkteste Toleranz, durch die Herstellung des Nationalbewußtseyns im Inneren und nach Außen, wie wir dieses so eben berührt haben. Auch das darf nicht übersehen werden, daß Friedrich gerade durch seine Neigung für die französische Literatur die deutsche Selbstkraft zu widerstrebender Thätigkeit weckte und den Stolz des nationalen Genius zu kühnen Selbstversuchen antrieb [1]). Friedrich war, um es mit einem Worte zu sagen, der eigentliche Gründer nationaler Aufklärung in unserem deutschen Vaterlande, der große Geist, welcher zuerst deutlich und nachdrücklich das erhabene Wort zu uns sprach: „Es werde Licht!" Wir setzen hinzu: „Und siehe, es ward Licht!" Daß es bei dieser rein historischen Würdigung der objektiven Bedeutung Friedrich's nicht darauf ankommen kann, allerlei persönliche Mängel und Schwächen mit moralischer Mikroskopie an ihm zu entdecken und zu untersuchen, daß selbst mancherlei politische Fehlgriffe und Übergriffe mit untergelaufen sind, daß er

1) Diese letzte Seite hat Göthe im Auge, wenn er sagt: „Ebenso war die Abneigung Friedrich's gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück." A. a. O. II. S. 105. Gervinus a. a. O. IV. S. 232 bemerkt, wohl etwas zu weit gehend, doch im Ganzen mit Recht: „Die kleinste Handlung von ihm (Friedrich) oder Joseph hätte unsere Dichtung in Fesseln geschlagen, während sie jetzt frei aus dem Volke wuchs, wie Alles, was wir in Religion, in Kunst und Wissenschaft, selbst im Staate unser nennen." Bekannt ist, daß viele ausgezeichnete Männer unserer Literatur von Leibnitz an, namentlich auch Klopstock und Herder, das Heil derselben in obervormundschaftlichen Akademien, gleichsam in gouvernementaler Polizei, finden wollten. Herder hat noch in der späteren Zeit seines literarischen Wirkens (in der Adrastea) förmliche Statuten einer solchen deutschen Akademie, bei welcher sich besonders die Landesherrn mit betheiligen sollen, entworfen. Er geht soweit, die Wahl der ersten Mitglieder dem Regenten zu überlassen. „Jeder Landesherr (heißt es im §. 5), der an diesem patriotischen Institute Theil nimmt, wählet aus seinen Ländern so viele Mitglieder, als er zum Besten seines Staats (!) und zum Nutzen Deutschlands für nothwendig erachtet u. s. w." — Lange vorher hatte Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik (Thl. I. am Ende) bereits Ähnliches in ähnlicher Weise projektirt.

z. B. die französische Finanzverwaltung einführte, die Ehre des Offiziers hauptsächlich in den Adel setzte und nicht selten in der Weise des aufgeklärten Despotismus in Recht und Gerechtigkeit eingriff, dieses und Ähnliches zu leugnen, kann uns eben so wenig einfallen, als zu behaupten, der große Mann solle überall kein Mensch seyn. Das Eine aber steht fest, Friedrich war der Mann seiner Zeit, er entsprach ihren wesentlichen Bedürfnissen und hat hierin seine nationalhistorische Unsterblichkeit.

Wenn wir nun hier in unserer Literaturgeschichte Friedrich an die Spitze der reformatorischen Bewegungen stellen, so vergessen wir darum nicht, daß er bereits in der regenerativen Epoche durch seine hohe politisch-bedeutsame Persönlichkeit die nationalliterarischen Geschicke, wenn auch wider Willen, mit bestimmte. Schon die Halle'schen Dichter feierten seit 1740, wo er die Bahn seiner welthistorischen Regierung betrat, ihn als ihren Helden und ließen sich von ihm begeistern, noch ehe er die höchste Glanzthat vollendet. Die ganze folgende preußische regenerative Literatur drängte sich, wie wir gesehen, um ihn und erhielt dadurch den preußischen Patriotismus zu ihrem eigenthümlichen Gepräge. Wie in dieser Literatur Gleim als Mittelpunkt steht, so hat er auch den großen Preußenkönig am lautesten und emsigsten durch seine Dichtungen verherrlichen wollen. Schlosser meint sogar, „daß die rühmlichste Zeit der unermüdeten und zuweilen etwas übereilten Gesetzgebung des Königs die vom Dresdener Frieden bis auf den siebenjährigen Frieden gewesen" [1]). Wenn wir auch dieses zum Theil zugeben, so wenig als wir das Vorhergehende übersehen wollen; so bleibt doch im Allgemeinen wahr, daß für Deutschlands geistig-nationale Umwandelung der siebenjährige Krieg nach allen seinen Beziehungen zum In- und Auslande den eigentlichen Wendepunkt bildet. In ihm koncentrirt sich Friedrich's gesammte nationale Stellung, sowie seine königliche Persönlichkeit durch ihn in der Umgebung der tapfersten Helden mit dem hellsten und eigenthümlichsten Lichte beleuchtet erscheint [2]). Mit dem Schlusse desselben treten daher auch die reformatorischen Mächte in der Literatur erst entschieden hervor. Schon in dem

1) Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh. u. s. w. II. S. 263.

2) „Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." Göthe a. a. O. II. S. 105.

„kriegerischen Tone" der Literaturbriefe (seit 1759) kündiget sich der Geist an, der mit der Vergangenheit gebrochen hat, und Lessing nahm wohl nicht umsonst persönlichen Antheil an dem erwecklichen Leben dieser kriegerischen Nationalbegebenheit. Daß seine „Minna von Barnhelm" die „wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Kriegs" war, hat ebenfalls schon Göthe bemerkt, Gervinus aber mit Recht hinzugesetzt, daß der ganze „erobernde Ungestüm Lessing's, mit dem er alle hergebrachten (Dicht-) Gattungen angriff", von den Einwirkungen dieser Zeitverhältnisse nicht frei gewesen. Auch geben wir mit ihm gerne zu, daß „hier (in diesem Kriege) die Keime gesucht werden müssen zu jenen jungen Charakteren der siebenziger Jahre, die mit einer neuen Kühnheit unsere alte Literatur erschütterten [1])."

Während Friedrich in der bezeichneten Weise das deutsche Nationalbewußtseyn weckte und belebte, trat mit entschiedener Bedeutsamkeit der Einfluß zweier literarischer Autoritäten des Auslands heran, die einerseits auf dem Wege reformatorischer Grundsätze, andererseits durch geniale Schöpfungen die neue Richtung und den neuen Ton in unserer Literatur wesentlich mitbedingten, wir meinen J. J. Rousseau und Shakspeare. Es ist als bekannt vorauszusetzen, daß der Erste theils vor dieser Epoche, theils zusammentreffend mit ihren Anfängen, mehrere Werke geschrieben, welche insgesammt mit größerer oder geringerer Bestimmtheit das Princip der Natur dem der Konvenienz, das der individuellen Persönlichkeit dem der social-stabilen Autorität entgegensetzten. Was er, um zunächst von anderen seiner Schriften abzusehen, in der Abhandlung „Über den Ursprung und die Begründung der Ungleichheit unter den Menschen" mit unverstellter Offenheit aussprach [2]), daß nämlich die Civilisation das menschliche Geschlecht verdorben habe, und daß das unmittelbare Naturleben der ideale Zustand desselben sey, auf den in den Institutionen zurückgegangen werden müsse, bildete

1) Gervinus a. a. O. IV. S. 217.

2) Schon etwas früher hatte er in der Preisschrift „Ueber den Einfluß der Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste auf die Reinigung der Sitten" dieselben Grundsätze dargelegt, die er in obiger Abhandlung weiter aus einander setzte. Beide Schriften waren Preisschriften, wofür die Akademie von Dijon die Aufgaben gesetzt hatte.

in mehreren seiner nachfolgenden Werke das Thema, welches er mit ebenso großer Schärfe und Gewandtheit der Dialektik als mit lebendiger Frische und Wahrheit der Empfindung überall zu behandeln verstand. In seinem Contrat social erhebt er es in eine Art systematisch-politische Theorie mit bestimmter demokratischer Tendenz. Besonders aber wurde diese neue Lehre durch seinen berühmten Roman „Die neue Heloise" für das größere Publikum vermittelt, welches, durch das romanhafte Interesse lebhafter angeregt, hier den naturalistischen Liberalismus in seiner Gesellschaft mit der feineren Weltsitte sich um so leichter aneignen mochte, je faßlicher und eindringlicher zugleich der Ton ist, womit der Verfasser die Erörterungen der wichtigsten Angelegenheiten und Beziehungen des menschlichen Lebens in die zarten Empfindungen der Liebe zu verweben gewußt hat. — Was die Heloise in dieser verführerischen Form mehr nur gelegentlich gab, sollte der einige Jahre später erscheinende „Emil" in ernsterer Darstellung vortragen. Es ist hier vorzüglich die Erziehung und Religion, auf welche die Lieblingsgrundsätze angewendet erscheinen. In der Erziehung sucht Rousseau die Zwecke des physischen Lebens und die unmittelbare Brauchbarkeit dem idealen Menschenthume und der strengen Methode gegenüber zu behaupten; in der Religion weiß er die natürliche Berechtigung des Gefühls und gesunden Verstandes der positiven Dogmatik und dem Offenbarungsglauben wie der ungläubigen frivolen Genialität gleichmäßig entgegenzusetzen. — Dieser Mann nun mit diesen Grundsätzen und dieser lebendigen Eindringlichkeit der Darstellung wurde alsbald der Heiland aller Freidenker und naturfreundlichen Seelen in Europa und zwar um so mehr, als die Inkonsequenz und der Eifer unkluger orthodoxer Verfolgungssucht ihn zum Märtyrer des freien Vernunftevangeliums machten.

Auch in Deutschland wurden die Grundsätze Rousseau's schon früh bekannt und von mehreren Seiten her mit bereitwilliger Empfänglichkeit aufgenommen, obwohl ihre tieferen Einwirkungen und Erregungen erst in dem Kreise der jungen Genialitäten stattfanden, die in den siebenziger Jahren die gemessenen Schritte der literarischen Reformation in den Sturm und Drang revolutionärer Bewegung hineintrieben. Doch begegnen wir schon jetzt den ersten Spuren jenes Einflusses, indem, abgesehen von dem größeren

gebildeten Publikum, welches die neue Heloise zu seiner Lieblingslektüre machte, der Rationalismus sowohl der eklektischen Berliner Philosophie und Kritik, als auch der verwandten theologischen Aufklärung und neuen populären Pädagogik, an den kühnen und frischen Lehren des Genfer Philosophen Erbauung und Stütze zugleich fand. Wie sich Wieland davon bestimmen ließ und die bezüglichen Ingredienzien durch seine vielgelesenen Schriften in weiterem Umkreise verbreitete, mag nur gelegentlich hier noch einmal in Erinnerung gebracht werden.

Von einem anderen Standpunkte aus wirkte Shakspeare, der freilich auch erst in dem revolutionären Processe der späteren Originalitäten seinen mächtigsten Einfluß äußern sollte. Gleichwohl weist die Bewegung der Reformation bereits bedeutsam auf ihn hin. Besonders war es Lessing, der mit seinem richtigen Takte die echten verwandten Bezüge herausfand, welche jener große Genius zu unserem Nationalgeiste hat, mit kritischer Besonnenheit die Punkte und Grenzen der Nachahmung für unsere Literatur bezeichnete und in den Werken desselben die naturalistischen Auswüchse von der wahren poetischen Substanz mit feiner ästhetischer Bildung zu unterscheiden verstand [1]). Wenn Wieland auch hier wie bei Rousseau die weitere Vermittelung des Einflusses jenes mächtigen Geistes förderte, indem er die erste Übersetzung desselben lieferte, welche trotz aller Mangelhaftigkeit mit großer Begierde gelesen wurde; so bekundet sich dadurch nur um so mehr, wie zugänglich sich die damalige Zeit dieser fremden Macht erwies.

Von entschiedener Wirkung zeigte sich die mit jenen Potenzen zusammentreffende bessere Kunde und das tiefere Verständniß des wahren Geistes des antiken Lebens und namentlich der antiken Kunst. Denn da die bisherigen Schultheorien und kritischen Grundsätze im Reiche der Literatur mit ihrem einseitigen und geistlosen Formalismus großen Theils auf schlechten und mißverstandenen Abstraktionen aus dem Kunst- und Literaturgebiete des Alterthums beruheten; so war es zu einer durchgreifenden literarischen Umwandelung erforderlich, daß die Herrschaft jener falschen Auffassungsweise aus dem Standpunkte der Schulautorität durch die Nachweisung ihrer haltlosen Begründung und durch die Gegen-

1) Schon in den Literaturbriefen. Z. B. Bd. I. S. 100 ff.

überstellung der wahren Verhältnisse gebrochen und um ihr Ansehen gebracht wurde. Und in der That zeigte es sich bald, wie die reformatorische Wirksamkeit in der Literatur hauptsächlich von dieser Seite her bedingt und getragen wurde. Um so mehr scheint es daher im Gange und Interesse unserer Darstellung zu liegen, diesen Punkt etwas näher hervorzuheben und auf den Mann zurückzugehen, der zunächst und vorzugsweise als der Urheber einer neuen gründlicheren Auffassung des Alterthums zu betrachten ist.

Winckelmann (1717—1768) hat es durch seine antiquarischen Leistungen verdient, in dieser Hinsicht als der Ausgangspunkt einer anderen Epoche von der Geschichte anerkannt zu werden. Seine wissenschaftliche Stellung reicht über die Grenzen der vaterländischen Bildung hinaus. Indem er hier wurzelt und zunächst wirkt, ist er als der Lehrer des gesammten gebildeten Europa zu betrachten, dem er der erste wahre Interpret des griechischen Geistes und seiner wunderbaren Werke geworden ist. Mit Homer, diesem Urpriester hellenischer Bildung, in der Hand und mit der Liebe zu den Musen des alten Hellas tief im Herzen [1]), nahete er sich den Heiligthümern jener ewigen Kunst, aus deren Gestalten die Versöhnung der Natur und des Geistes mit überzeugender Wahrheit uns stets freundlich entgegentritt. Und gerade darin bekundete Winckelmann Weihe und Beruf zum Reformator der antiken Kunstgeschichte, daß er bei seiner platonisch-philosophischen Idealität das Studium der griechischen Literatur mit dem der Kunst in innigste Wechselbeziehung setzte, um so zum Verständnisse des wahren Geistes zu gelangen, welcher die Schöpfungen der Phantasie dieses wunderbaren Volkes trägt und lebendig beseelt. Nirgends sind beide, Literatur und Kunst, so schwesterlich innig aus demselben Keime erwachsen, als hier. Das Schöne ist ihr gemeinsamer Grund wie das gemeinsame Princip ihres Lebens. Mit seinem treffenden Blicke nun vor Allem auf die das Reich der hellenischen Kunst erzeugenden und durchdringenden Ideen gerichtet, zeichnete Winckelmann in meisterlichen Zügen Richtung und Methode, sowie den gesammten produktiven und historischen Organismus jenes schaffenden und bildenden Geistes, den Nachfolgern überlassend,

1) Il faut, que l'attention, qu'ils (les beaux arts) excitent, vienne de l'amour, sagt Frau von Staël eben in Bezug auf Winckelmann. De l'Allemagne.

das Einzelne genauer zu bestimmen und den großartigen Entwurf in gleichmäßiger Verarbeitung vollständiger auszuführen und inhaltlich zu bereichern. In Winckelmann „hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert“ [1]). Gediegenes Talent und kräftiger Wille fanden sich bei ihm in glücklichem Bunde zusammen, und er stellt sich als ein erhebendes Beispiel dar, was auf solcher Grundlage der Mensch, selbst unter den drückendsten Umständen und den schwierigsten Hindernissen, vermag, wenn er, früh seinen rechten Beruf erkennend, für Eins seine Kräfte sammelt und seine besten Strebungen Einem zuwendet. In Armuth geboren, in Dürftigkeit emporwachsend, richtete er schon aus dieser Dunkelheit seiner Jugend den Blick dem Sterne zu, welchen ihm sein Genius selbst an seinem Lebenshimmel zeigte. Die griechische Kunst wurde seine Sehnsucht und sein Verlangen. Ihr zu Liebe ertrug er Hunger und Entbehrungen jeder Art, ihr opferte er den Schlaf der Nacht, wie die Freude des Tages. Die Werke der Alten betrachtete er, wie er selbst sagt, „als Werke von Menschen gemacht, die höher und männlicher dachten, als wir,“ und war überzeugt, „daß diese Einsicht uns bei Untersuchung derselben über uns und unsere Zeit erheben.“ So erstarkte in ihm die Kraft, welche seinem eigenen Charakter das Gepräge der antiken Männlichkeit gab, womit er sich wie ein Ausgewählter an die Spitze der neuen Richtung des altklassischen Studiums stellen konnte. Nach mancher Mühsal und vielfachem Kampfe gelang es ihm, zunächst in Dresden, wo ihm außer Anderen der geniale Öser das Ideal seiner Phantasie, die Schönheit der Kunst, näher enthüllte, die künstlerische Anschauung dem Resultate seiner vielseitigen antiquarischen Studien beizugesellen. Sowie nun aber die Kunst ihren eigenthümlichen Geist erst da recht errathen läßt, wo sie geboren ward, in ihrer ursprünglichen Heimat, wo die Verhältnisse und Bezüge, unter denen sie erwuchs, lebendig vor uns stehen; so wurde Winckelmann von früher Zeit an durch einen unwiderstehlichen Trieb nach der Wunderstadt gezogen, wo, wie Göthe sagt „das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht, unter freiem Himmel steht, — wo sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht.“ Rom war

1) Göthe, Winckelmann.

das Ziel des Traumes seiner Jugend, wohin er aber nur durch ein neues Opfer gelangen sollte. Er mußte die Religion seiner Väter ändern und den altprotestantischen Glauben, worin er erzogen worden, gegen den katholischen vertauschen, weil sich ihm nur unter dieser Bedingung die Mittel darboten, deren er für seinen Zweck bedurfte. Obwohl, nach Göthe's Bezeichnung, „ein gründlich geborener Heide," der keine andere Religion als die der Schönheit kannte, obwohl er bei seinem antiken Sinne keine heiligen Überzeugungen zu bekämpfen hatte, konnte er doch erst nach langem Zögern sich zu dem Schritte bestimmen, wodurch ihm theuere Jugendgefühle verletzt wurden, und die gute Meinung lieber Freunde und Zeitgenossen sich ihm abwenden mochte. In Rom angelangt, erwarb er bald die Bekanntschaft von solchen Männern, die, selbst in die Geheimnisse der Kunst eingeweihet, ihm bei seinem Streben die förderlichsten Dienste leisten konnten. Was ihm in Dresden Öser gewesen, sollte ihm hier Mengs werden, und die Protektion, welche ihm dort der Graf von Bünau zugewandt, ersetzte ihm hier in höherer und fruchtbarerer Weise der kunstliebende Kardinal Albani. Wir übergehen sein dortiges weiteres Leben, die mannichfachen kunstbedeutsamen Verbindungen, sowie die Kunstreisen, welche er aus diesem reichen Mittelpunkte in verschiedene Gegenden und Städte Italiens unternahm, um nur flüchtig zu erwähnen, wie er nach vieljähriger Abwesenheit aus dem Vaterlande und, fast mehr ein Römer als Deutscher, sich sehnte, die Heimat wieder zu sehen und alte Freunde wie neue zu begrüßen. So unternahm er, freilich nicht ohne langes Zögern, die Reise, die ihm verhängnißvoll werden sollte. Gleichsam sein tragisches Ende ahnend, fühlte er sich schon an der Grenze mächtig zurückgezogen aus der Trübniß der ihm entgegentretenden nordischen Anschauungen zu dem heiteren Himmel und den plastischen Gestalten, die er so eben verlassen. Nur mit Mühe gelang es seinen Begleitern, ihn weiter zu bringen. Er folgte noch eine Strecke, wiewohl mit Widerstreben, kehrte bereits in Wien nach kurzem Aufenthalte um, seinem Schicksale entgegenreisend, welches bedeutsam genug in Triest, in dieser Grenz- und Zwitterstadt deutschen und italienischen Lebens, ihn, den deutsch-italienischen Mann, ereilte, indem er hier von den Händen eines hinterlistigen und habsüchtigen italienischen Reisegefährten, der sich ihm von Wien

aus zugesellt hatte, am hellen Mittage im Gasthause meuchlerisch ermordet wurde.

Was nun Winckelmann's Bedeutung für Kunstgeschichte und namentlich für den Fortschritt unserer Literatur angeht, so ist bereits im Allgemeinen von uns darauf hingewiesen worden, daß von ihm eine neue Epoche der antiken Kunstbetrachtung beginnt, deren Resultate bei der reformatorischen Einleitung unserer klassischen Nationalliteratur dadurch entschieden mitgewirkt haben, daß die reinen ästhetisch-idealen Principien, welche sie in der Kunstbeurtheilung geltend machten, auch auf die poetische Produktion angewendet wurden. Als Deutscher mit gründlicher Forschung den Geist der Philosophie, besonders der platonischen, die ihrem ganzen Standpunkte nach der griechischen Kunstidealität verwandt ist, auf's Engste verbindend, vermochte er, wie Keiner vor ihm, in die Tiefen des antiken Kunstwesens einzudringen und die Gestalt wie den Sinn der Meisterwerke mit intuitiver Genialität in der Erklärung darzustellen. Daß er, zunächst begeistert vom Ganzen, sich mitunter wohl von den Schwingen der Idealität über die Grenzen gelehrter Besonnenheit und systematischer Strenge hinausführen ließ, darf ihm nicht zu hoch angerechnet werden. Herder nennt seine Kunstgeschichte nicht mit Unrecht „eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten" [1]). Im Gefühle seiner Verwandtschaft mit dem antiken Geiste und sicher durch das Bewußtseyn seiner Studien, entfaltet er, gleichsam wiederschaffend, nicht nur den vollständigen Organismus der griechischen Kunstidee in seiner epochlichen Entwickelung und nach den Stylformen, die er in jedem Stadium seines Fortschrittes darstellt, sondern wie ein ästhetischer und artistischer Seher versteht er auch, im einzelnen Werke mit geübtem, kundigem Blicke Princip und Bildungsweise zu fassen, und aus unscheinbaren Nebenumständen, aus wenig hervorspringenden Zügen die echte Physiognomie desselben zu errathen und ihren rechten Ausdruck zu bestimmen. Mit plastischer Sicherheit zeichnet er die Statue, welche er beschreibt. Sie steigt wie ursprünglich unter des Meisters Händen gleichsam neu aus seinen Worten hervor und steht in objektiver Bestimmtheit, in fertiger Totalität vor der Anschauung des Lesers. Er

1) Kritische Wälder I.

ist ein kunstrichterlicher Homer, der in epischer Klarheit die Gebilde längst vergangener Zeiten in die Gegenwart zurückführt. Indem er nun in dieser Weise die antike Kunstwissenschaft ebenso sehr von der Schnörkelei der Schulweisheit als von der oberflächlichen Modernisirung befreiete und für sie, wie wir schon angeführt, die Principien der historischen Genesis und der Scheidung der Standpunkte und Epochen in Anspruch nahm, mußte er den kunstgebildeten Zeitgenossen wohl als Prophet einer neuen Kunstlehre erscheinen. Dazu kam, daß er den Ton „der deutschen Kathedral-Ernsthaftigkeit," wie er selbst es nennt, zu vermeiden suchte und eben seine berühmte Geschichte der Kunst (1764) in deutscher Sprache schrieb, was um so mehr Beachtung verdient, als er einerseits in der klassischen Weise des national-prosaischen Ausdrucks und Styls noch kein selbstständiges Muster vor sich hatte, andererseits mit ebenso großer Eigenthümlichkeit und einfach kräftiger Gediegenheit in dem Sprachausdrucke, als würdevoller stylistischer Anschaulichkeit in den Schilderungen, die Lebendigkeit genetischer Vermittelung und die Faßlichkeit in der Bezeichnung zu verbinden verstand. „Winckelmann's Styl," schreibt Herder, „ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen, tritt jeder Gedanke hervor und steht da, edel, einfältig, erhaben, vollendet" [1]). Es war wohl kein Zufall, daß damals gerade Lessing, der mit verwandtem Geiste eine noch größere und umfassendere Gelehrsamkeit einte, in die Reihe der deutschen Literatoren eintrat und sich berufen fühlte, das neue Licht, welches Winckelmann über die Kunst verbreitet hatte, auf die Literatur zu übertragen. Sein Laokoon zündete an des Letzteren Schriften und würde ohne die Kunstgeschichte schwerlich entstanden seyn, so oft auch der Jünger den Meister in dessen eigenem Fache an Schärfe der Wahrheit, an Weite des Blicks und an Unbefangenheit und Genauigkeit in der Umgrenzung der Kunstidee übertreffen mag. Wie sehr sich Göthe von Winckelmann bestimmen ließ, ist bekannt. Dieser ward ihm bei seinen antik-plastischen Tendenzen der rechte Cicerone. Seine Iphigenie ist die Tochter ebensowohl der Winckelmann'schen Antike als des eigenen schaffenden Genius. Göthe fand in ihm, was er selbst zu seyn wünschte, den Mann der

1) Kritische Wälder, 1. Wäldchen. (Werke IV. S. 25.)

objektiven Gegenwart und der weltlichen Selbstständigkeit, der das Jenseits nicht bedarf, um diesseits die Arbeit des Lebens mit Genuß und Freudigkeit zu bestehen. Darum mochte er am Schlusse seiner trefflichen Charakteristik Winckelmann's so sinnvoll als schön über ihn sagen: „Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen."

Da nun auf diese Weise neue Grundsätze erkannt und neue Richtungen gefunden wurden, so kam es jetzt darauf an, daß ihnen in entsprechenden Organen öffentlicher Ausdruck gegeben und möglichst nationale Verbreitung vermittelt werden konnte. Von dieser Seite her bildet denn der damals gleichzeitig emporstrebende neue literarische Journalismus ein weiteres bedeutsames Moment in dem Processe der Literaturveränderung. Es ist bekannt, wie bereits seit den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts auf vielen Punkten Wochenschriften hervortraten und sich gegen die sechsziger Jahre hin fast zahllos vermehrten, jedoch bis zu den Gottsched'schen herab insgesammt ohne eigentliche nationale Bedeutung und Allgemeinheit blieben. Jetzt sollte nun auch in diesem Gebiete eine gänzliche Umwandelung vorgehen, indem neue zeitschriftliche Unternehmungen eintraten, welche, auf durchaus veränderter Grundlage entworfen, in Ton und Richtung sich der neuen Geistesbewegung anschlossen und ihr bis auf einen gewissen Punkt ihre Stimme und Mitwirkung liehen. Sowie nun damals die literarische Wirksamkeit überhaupt sich hauptsächlich nach Preußen gezogen hatte, so fand auch der neue Journalismus hier seinen eigentlichen Boden und nächsten Schauplatz. Wir haben gesehen, daß die Kritik sich längst in Berlin festgestellt hatte; wie denn diese Stadt schon damals mehr wissenschaftlich-kritische als productive Bedeutung ansprechen konnte. Sie wurde jetzt der wahre Mittel- und Ausgangspunkt der journalistischen Literatur, die von hier alsbald in mannichfaltigen Organen über ganz Deutschland sich ausbreitete. Sowie nun diese Erscheinung selbst, so gehören auch die Männer, durch welche sie vorzugsweise in's Leben gerufen und gefördert wurde, der Geschichte unserer Literatur mit vollem Rechte an. In der vordersten Reihe steht hier

Christoph Friedr. Nicolai aus Berlin (1733—1811)[1]). Denn, wie man auch über Haltung und Tendenz seiner späteren Leistungen zu urtheilen haben mag, an seine Person und Thätigkeit ist man hingewiesen, wenn nach Ursprung und erster Einführung der journalistischen Kritik in Deutschland gefragt wird. Seine literarischen Grundsätze wie sein reger Eifer für deren Verbreitung, im Bunde mit lobenswerther Freimüthigkeit, gaben ihm bei seiner Stellung zum Buchhandel die rechte Tüchtigkeit für diese Seite des reformatorischen Strebens und Wirkens. Dem Wesen nach Autodidakt, war er dem Pedantismus der Schule nicht nur fremd geblieben, sondern suchte auch dessen anmaßlicher Autorität überall verneinend entgegenzutreten und den Ton der Weltbildung wider seine beschränkte Begriffstradition geltend zu machen. Bereits um das Jahr 1755 hatte Nicolai in „Den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" seinen Standpunkt über den beiden damaligen Schulparteien, der Schweizer-Bodmer'schen und der Sächsisch-Gottsched'schen, genommen und, ihre Principien gleichmäßig verwerfend, die Fahne der ästhetischen Freiheit zuerst aufgepflanzt. Diese Schrift wurde die Grundlage der bald nachfolgenden kritischen Institute; denn nicht bloß enthielt sie gewissermaßen das principielle Programm der „Literaturbriefe", sondern war auch die Veranlassung, daß sich die vorzüglichen Träger dieser späteren Unternehmung, Lessing (der ungefähr gleichzeitig in den literarischen Artikeln der Vossischen Zeitung ähnliche Überzeugungen ausgesprochen hatte) und durch ihn wieder Moses Mendelssohn, den Absichten und Planen des strebenden jungen Mannes anschlossen. Zunächst gründete Nicolai (1757) „Die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften", woran besonders Mendelssohn und Weiße Theil nahmen, während Lessing nur einen einzigen Beitrag lieferte. Dieses Unternehmen, dessen Fortführung seit 1759 Weiße in Leipzig allein besorgte, gehörte, obwohl Auffassung und Styl bereits die bessere Zukunft verkündeten, doch im Ganzen nach Tendenz und Haltung

1) Wohl nur für wenige Leser bedarf es der Bemerkung, daß dieser Berliner Nicolai nicht eine und dieselbe Person sey mit dem romantischen Dichter L. H. v. Nicolay aus Straßburg, der gleichzeitig lebte und dichtete und, wie bereits S. 168 angedeutet worden, in der Weise der Wieland'schen romantischen Erzählungen Ariost'sche Themen, so gut es gehen wollte, variirte.

noch mehrfach der Zeit an, welche man eben zu überwinden strebte, und hat bis in das neunzehnte Jahrhundert hin die alten Weisen der Sulzer-Batteux-Theorie gleichsam wie eine Sage durch die neuen sich fortdrängenden literarischen Generationen hindurchklingen lassen [1]). Besonders war Lessing zu sehr Kenner dessen, was die Zeit forderte, als daß er mit solcher Halbheit sich hätte vertragen mögen. Er fühlte, daß mit der Vergangenheit schlechthin gebrochen werden müsse, wofern der Gegenwart ihr Recht wiederfahren solle. Nicolai besaß Verstand und Bildung genug, um die Wahrheit jener Ansicht seines Freundes zu erkennen und den Erfolg ihrer Verwirklichung zu berechnen; und so unternahm er denn im Bunde mit Lessing und Mendelssohn die Literaturbriefe, welche seit 1759 unter dem Titel „Briefe, die neueste Literatur betreffend", in Berlin erschienen. Dieses gelehrte Journal, an welchem außer den genannten Männern noch besonders Abbt sich betheiligte, bezeichnet den eigentlichen Anfang der neuen Epoche unserer Nationalliteratur und ist das erste deutliche Signal ihrer reformatorischen Bewegung. Kampf gegen alles Veraltete, Mittelmäßige und zumal gegen alles Geistlose war ihre Hauptaufgabe. „In der gelehrten Republik taugen die geistlosen Köpfe

1) Christian Felix Weiße (1726—1804) bildet in unserer Literatur freilich keine Hauptfigur, darf aber unter denen, die durch ihr sekundäres Verhältniß zu derselben, und namentlich durch ihre Mitwirkung bei bezüglichen zeitgemäßen Fragen zu einiger Bedeutsamkeit gelangt sind, als ein vielthätiger Theilnehmer wohl besonders genannt werden. Vor Allem ist es seine Beziehung zu Lessing, die ihn uns näher stellt, mit dem er in Leipzig in regsamer Weise national-literarische Zwecke anstrebte. Eigens hervorzuheben ist in dieser Hinsicht, wie Beide in löblichem Wetteifer dem Theater sich zuwandten und in jugendlichem Produktionstriebe diese Richtung, von welcher die Reformation unseres Literaturwesens hauptsächlich getragen werden sollte, zu beleben und zu fördern suchten. Als produktiver Dichter, und zwar eben besonders im dramatischen Fache, erscheint Weiße ohne alle Selbstständigkeit und Einsicht in die nationale Bedeutung des Drama; in seiner Betheiligung bei der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" bekundet er sich im Ganzen als einen Freund der alten Mittelmäßigkeit, ein Standpunkt, den er bis an sein Ende behauptete, weshalb auch Lessing nicht lange mit ihm gehen konnte, vielmehr gegen seine dramatischen Produktionen mit scharfer Kritik (z. B. in der Dramaturgie) auftrat. Daß er sich durch gemeinnützige Schriftstellerei, besonders im Gebiete der Pädagogik (z. B. durch „seinen Kinderfreund"), Verdienste erworben, kann ihm keine höhere Bedeutung in der Geschichte der Nationalliteratur geben.

auch nicht einmal zu bloßen Tagelöhnern". Diese wenigen Worte, obwohl sie erst später vorkommen [1]), enthalten gewissermaßen nachträglich das Manifest des ganzen Unternehmens. Die Theilnehmer stellten sich gleich anfangs sowie über alle bisherigen Parteien so auch über jegliche persönliche Rücksicht. Die Sache des Fortschrittes sollte ihnen schlechthin Maß und Gesetz seyn. Freunde und Feinde wurden auf gleichem Fuße mit gleicher Freimüthigkeit behandelt, die ausgezeichneten und vielversprechenden Talente signalisirt, Kant's aufgehender Stern wie Hamann's divinatorischer Humor und Winckelmann's kunstkritische Genialität angedeutet, Shakspeare empfohlen, Gottsched und sein rhetorisch-nüchternes Franzosenthum mit scharfer Betonung verneint, die Tradition der Schule zurückgewiesen, die Selbstständigkeit der ästhetischen Principien verkündigt. Der Ton war und blieb indeß entschieden verständig-rationalistisch; weshalb wohl Lessing, bei dem die Idee stets die wesenhafte Tiefe bildete, nur so lange aushielt, als jener Ton seinem Zwecke förderlich schien und sich nicht in Permanenz erklärte, um mit Berlinischer Ausschließlichkeit zu herrschen. Daß nun aber bei solchem Auftreten zuerst Überraschung, bald aber wegen der Zeitgemäßheit durchdringende Wirkung erfolgen mußte, begreift sich leicht. Man stand erst verblüfft und ließ dann sich überzeugen. So wurden die Literaturbriefe eine eigentliche literarische Macht. Von ihnen datirt die freie selbstständige ästhetische Kritik, und Herder durfte über sie in seinen Fragmenten wohl sagen, die Quelle des guten Geschmacks sey geöffnet, man solle nur kommen und trinken.

Die Literaturbriefe dauerten nur so lange, als sie an der Zeit waren, und dieses sichert ihnen ihre literarhistorische Bedeutung. Mit dem Jahre 1765 ließ Nicolai die Allgemeine deutsche Bibliothek an ihre Stelle treten, welche, den Gesichtspunkt erweiternd, das Gebiet der gesammten Literatur umfassen und für diesen Zweck die ausgezeichnetsten Gelehrten des ganzen Vaterlandes zur Theilnahme verbinden sollte. Sehen wir davon ab, ob und inwiefern das Grund-Motiv des neuen Unternehmens eine merkantile Spekulation gewesen seyn mag; so ist nicht zu leugnen, daß es in seiner Art anfangs eine nicht minder zeitge-

1) Lit.-Briefe, Thl. IV. S. 222.

mäße Erscheinung war. Zum ersten Male gab sich hier das Bewußtseyn nothwendiger Einheit des Vaterlandes, wenigstens in seinen geistigen Interessen und Strebungen, ein objektives Organ. Doch konnte die bezielte Wirksamkeit die nächsten Jahre nicht überdauern, was ebenso sehr in der beabsichtigten Allgemeinheit als in der Ausschließlichkeit des rationalistisch-pragmatischen Princips, wovon das Ganze beherrscht wurde, seinen Grund hatte. Herder macht der deutschen Bibliothek hauptsächlich diese Richtung auf oberflächliche Allgemeinheit zum Vorwurfe und meint, daß in solcher Weise nur „unvollkommene Polyhistorie", aber keine echte „literarische Pansophie" gebildet werde [1]). Hamann ironisirt sie in seinem antiberlinischen Humor zusammt den Literaturbriefen, deren rationalistische Einseitigkeit ihm ebenso wenig genehm war [2]). Der Zunftpragmatismus trat in ihr immer schroffer und despotischer hervor, je freier und voller das junge Leben umher aufstrebte. Der genialen Originalität wurde weder in Poesie noch in Philosophie irgend ein Recht zugestanden, und Nicolai sorgte mit oberdirektorialer Polizeigewalt dafür, daß keinerlei ideale Waare eingeschmuggelt werden konnte. Der Verstand hat nun aber der Idee gegenüber nur den Beruf der Verdeutlichung und Vermittelung; wo er in Sachen der Geistesfreiheit sich die Diktatur der Gesetzgebung anmaßt, wird er mit Fug entthront und in seiner Anmaßlichkeit bloßgestellt. Wenn nun die Berliner Nicolaiten zuerst von Osten her durch die muthigen Königsberger Stimmen gemahnt wurden und später, da sie nicht hören mochten, sondern mit dem Tone hofmeisterlicher Überlegenheit die neue Philosophie und Poesie zugleich ihrem beschränkten Maße unterzogen, in den Göthe-Schiller'schen Xenien und von anderen Seiten her die Bitterkeit des Spottes und die Schärfe der Rüge erfahren mußten; so hatten sie nur sich, nicht das Schicksal oder die Feindschaft Anderer anzuklagen. Lessing, der mit Verstand Vernünftige, merkte bald,

1) Herder, Fragmente, Einleitung XIII.

2) „In demselben Jahre 59 hatte sich eine geschlossene Innung von Philosophen, die zugleich schöne Geister und witzige Köpfe waren, die epidemisch-polemische Sündfluth auch zu Nutze gemacht, einen gar einseitigen Briefwechsel, die neueste Literatur betreffend, anzuzetteln, aus dessen fruchtbarer Asche die allgemeine deutsche Bibliothek sehr hoch, groß und dick erwuchs, gleich jenem Baume mitten im Lande, den ein chaldäischer Selbstherrscher auf seiner Burg im nächtlichen Traume sah." Hamann, Werke. Bd. VII. S. 77.

daß er in dieser Genossenschaft sich nicht selbst genügen konnte, und nahm so gut wie keinen Theil; näher blieb Moses Mendelssohn dem Institute und dessen Vater Nicolai befreundet.

Wie sehr nun diese zwei Männer hinter der eigentlichen Aufgabe der Zeit später zurückblieben, wie tief sie unter Lessing, dem wahren Träger und Vertreter derselben, stehen mochten, von dem sie wie Monde ihr Licht erhielten; so haben sie doch von ihrem untergeordneten Standpunkte aus die Zwecke der Aufklärung und der Geistesfreiheit so vielfach mitgefördert, daß eine Geschichte der deutschen Nationalliteratur ihren Namen das Recht einer näheren Erwähnung nicht wohl versagen darf. Beide waren in gewissem Sinne gleichmäßig Autodidakten, und ihre Werke tragen ihrerseits in ziemlich gleichmäßiger Weise Ton und Gepräge der Autodidaxie; Beide haben sich Bahn gebrochen ohne die Werkzeuge der Schule und darum über den Kreis der Schule und ihr Heerstraßenprincip hinaus. So nun der scholastischen Tradition und Formalität fremd, kannten sie auch gegen sie keine Rücksichten an. Sie begegneten einander in Geist und Richtung auf demselben Wege zu demselben Ziele. Die Gemeinsamkeit des rationalistischen Gedankens hob sie über den Unterschied des religiösen Bekenntnisses hinaus; Nicolai, der Christ, und Mendelssohn, der Jude, glaubten an denselben Grundartikel, die subjektive Freiheit des Geistes, freilich in ihrer verständigen Offenbarung. Das Alte und das Neue Testament fielen ihnen von jenem Höhepunkte aus in demselben Gesichtskreise zusammen. Wenn Nicolai seinen literarischen Bestrebungen das buchhändlerische Interesse zugesellte, so blieb Moses, obwohl auch Kaufmann, doch der rein wissenschaftlichen Absicht getreu.

Obwohl Nicolai sich seine Stelle in unserer Literaturgeschichte hauptsächlich durch seine literarische Geschäftsbetriebsamkeit im Gebiete des Journalismus erobert hat, so erscheint er doch auch noch unter anderen Gesichtspunkten bemerkenswerth. Wir berühren nicht näher, wie er, von dem Triebe nach Bildung und Wissenschaft lebendig gedrängt, die schwierigsten Hindernisse beseitigte und, mit rastloser Thätigkeit jede Gelegenheit, die ihn geistig fördern mochte, ergreifend, in frei errungener Selbstständigkeit sich auf die Höhe der Zeit stellte, und weisen sofort bloß darauf hin, daß er der eigentliche Mittelpunkt des Pragmatismus der rationa-

listischen Aufklärung und der Hauptrepräsentant des damaligen Berliner Literaten-Kreises wurde. Er verdeutschte hier gewissermaßen die französische abstrakte Verstandesphilosophie, welche sich besonders unter Friedrich II. nach Berlin übersiedelte und hier um so heimatlicher werden konnte, als diese Stadt selbst in ihrer ganzen Physiognomie der Geschichte gegenüber eine Art moderne Abstraktion bildete, wie zum Theil noch jetzt. Nicolai blieb der konsequenteste Verfechter jener Gesunden-Menschenverstands-Philosophie und suchte ihre Grundsätze auch dann noch geltend zu machen, als sie längst ein Anachronismus geworden war. Seinen ästhetischen Standpunkt, der im Grunde mit jenem pragmatisch-breiten Gemeinsinne (common sense) wesentlich zusammenhing, behauptete er mit gleicher Hartnäckigkeit und ausschließlicher Tendenz. Daß er so von Lessing aufgegeben wurde und mit den Freunden und Führern der neuen klassischen Kunstidealität sich verfeinden mußte, lag in dem natürlichen Gange der Dinge. Wie sehr er indeß in verständiger Einseitigkeit die Rechte der spekulativen wie der poetischen Genialität gegenüber der literarischen Philisterei verkennen mochte, wie oft auch seine rationalistische Emsigkeit an Zionswächterei und inquisitorische Subtilität streifte; immer bleibt das Verdienst zu achten, welches er sich durch beharrliche Bekämpfung des Pfaffenthums und der Geistesverdunkelung jeder Art erworben hat. Daß bei seiner Weise und Ansicht die Literatur selbst durch seine Werke nicht viel gewinnen konnte, läßt sich leicht ermessen. Meistens beziehen sich diese auf besondere Erscheinungen in der Literatur selbst, die seinem Gesichtspunkte widersprachen und denen er ein negatives Votum entgegenstellen wollte. So war z. B. sein Volkslieder-Almanach der damals mehrfach hervortretenden Volksdichtung entgegengesetzt; wie er denn selbst sagt, daß seine Absicht dabei sey, „den seynwollenden Genies, die allerlei Unfug treiben, einen kleinen Zwick in die Ohren zu geben." Ebenso sollte der Roman: „Die Geschichte eines dicken Mannes", außer der Besprechung der gerade bedeutend angeregten Schul- und Erziehungsfrage, die Eigendünkelei der genialen Jugend ironisiren, und in „Dem Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen", mußte die neue Philosophie, wie sie von Kant eingeführt worden, sich seine nüchterne Humoristik gefallen lassen. Wir übergehen Anderes der Art aus der

früheren Zeit, wo er z. B. auch einen Anti-Werther schreiben zu müssen glaubte, und wollen nur des „Sebaldus Nothanker" mit wenigen Worten gedenken. Er fällt in die Mitte der theologischen Streitigkeiten der siebenziger Jahre und hat zu diesen seinen Hauptbezug. Die Anmaßlichkeit der Pastoral-Herrschaft, wie sie der berüchtigte Goeze in Hamburg mit protestantischer Päbstelei repräsentirte, wird hier vorzugsweise in das Licht der Lächerlichkeit gestellt. Nebenher empfängt auch die anakreontisch-petrarchische Dudelei und verflossene Sentimentalität ihre wohlverdiente Beleuchtung. Diese Produktion, welche die allseitigste Aufmerksamkeit erregte, hat nun schon wegen der eigenthümlichen Zeitverhältnisse, die sie veranschaulicht, historisches Interesse, ist aber auch selbst nicht ohne ästhetischen Werth. Denn jedenfalls weiß der Verfasser seinen Plan, wie wenig poetisch derselbe auch entworfen seyn mag, und wie sehr das Ganze im Felde prosaischer Verständigkeit sich bewegt, doch mit individueller Lebendigkeit auszuführen und die reflexive Grundhaltung mit gemüthlicher Färbung zu verbinden. — Den ganzen Inhalt und Umfang seiner rationalistischen Empirie und Opposition hat Nicolai indeß in seinem großen Reisewerke: „Reise durch Deutschland und die Schweiz", man möchte sagen, encyklopädisch dargestellt. Wissenschaft und Industrie, Religion und Sitten werden mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt, mit gleicher Freimüthigkeit besprochen. Mag auch hier seine gewohnte pragmatische Subtilität oft etwas mehr finden, als da war, mag der Argwohn des Verstandes Manches greller ansehen, als es in der Wirklichkeit bestand, im Allgemeinen hat er recht gesehen, und es that Noth, die Intriguen und Machinationen eines heuchlerischen Pfaffenthums, den Aberglauben eines wundersüchtigen Mysticismus, die gutgemeinten wie die hinterlistigen Umtriebe und Maßnahmen aller Art mit der Fackel der nüchternen Beobachtung zu beleuchten. Übrigens mußte wohl die absolute Einseitigkeit, womit Nicolai seinen Verstandespragmatismus stabilisirte und extremisirte, das strenge Gericht veranlassen, welches über ihn zuletzt das entschiedenste Verdammungsurtheil aussprach. Meinte doch schon (1775) der sonst so tolerante Boie, „Nicolai mische sich in Alles, was ihn nicht angehe", und „es müsse da einmal Einer mit der Keule dreinschlagen" [1]).

1) Briefe an Merck I. S. 64.

Dieser Keulenschlag erfolgte denn auch, freilich erst etwas spät, in den Xenien, traf aber immer noch empfindlich genug.

Regsam thätig bewegte sich neben Nicolai Moses Mendelssohn aus Dessau (1729—1786) in dem Kreise des Berliner reformatorischen Pragmatismus. Mit jenem und Abbt befreundet, wußte er besonders Lessing's Gunst nach ihrer ganzen Bedeutung zu schätzen und bis an sein Ende in dankbarer Gesinnung anzuerkennen. Von armen jüdischen Eltern in Dessau geboren, unter Bedrängnissen und Mühen erwachsen, blieb er ohne wissenschaftlichen Unterricht, ja selbst ohne eigentliche Kenntniß der deutschen Sprache und bis in sein Jünglingsalter hinein fast nur ein Zögling des talmudischen Judenthums. Als solcher trat er in die Welt und in die Nähe wissenschaftlicher Bewegungen. Von diesen alsbald berührt und angeregt, wußte sein lebendiger Geist die Mittel der höheren Bildung, selbst unter fortwährendem, hartem Drucke der äußeren Verhältnisse und unter den Leiden eines durch Krankheit verkrüppelten Körpers, geschickt zu benutzen, um in kurzer Zeit sich für eigentliche wissenschaftliche Studien zu befähigen. Außer Mathematik war es besonders die Philosophie und Literatur, auf die Moses seine ganze Mühe richtete, und worin er bald so gründlich und vielseitig bewandert wurde, daß Nicolai und selbst Lessing ihm wegen seiner Kenntnisse sowie seines Geistes ihre Aufmerksamkeit zuwandten [1]). Von Beiden ermuntert, betrat er die schriftstellerische Laufbahn, auf der er bald nachher, mit Beiden verbündet, die neuen literarischen Bewegungen wirksam zu fördern sich berufen fand. Er signalisirte seinen künftigen Beruf in der kleinen Schrift: „Pope ein Metaphysiker", welche er (1755) mit Lessing gemeinschaftlich herausgab, und worin beide Freunde sowohl die vorgebliche Dichteroriginalität und philosophische Hoheit jenes vielgerühmten englischen Schriftstellers, als auch die seichte Auffassungs- und Betrachtungsweise philosophischer Probleme von Seiten der damaligen deutschen Schulsystematik mit treffender Kritik prüften und mit skeptischer Ironie beleuchteten [2]).

1) Lessing schrieb über ihn an Michaelis (1754): „Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist lassen mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten." Vgl. Oppermann, die Gött. gel. Anz. S. 74.

2) Seit Kurzem erscheint in Berlin eine neue Ausg. von Mendelssohn's sämmtlichen Schriften.

Durch die Anstrengungen der Autodidarie zur Selbstständigkeit des Bewußtseyns erstarkt, blieb Mendelssohn dem Dienste der Schulweisheit und dem Pedantismus ihrer Methode fremd und stellte sich immer näher in die Reihe der Vorfechter für die Freiheit des Denkens und die Sache der Aufklärung. Da es ihm jedoch bei seiner natürlichen Schüchternheit an nachhaltiger Energie und Entschiedenheit fehlte, sich den nothwendigen Konsequenzen der neuen Bewegung vollständig anzuschließen; so behauptete er im Grunde nur eine Art Justemilieu und es wurde ihm bei den kühnen Schritten seines Freundes Lessing oft unheimlich zu Muthe, weshalb dieser bei aller Freundschaft doch in literarischer Beziehung nicht lange mit ihm fortwandeln konnte. Mit feinem Verstande begabt, konnte Mendelssohn leicht und sicher das Richtige treffen und das Falsche mit scharfer Bezeichnung anstreichen, allein für die durchgreifenden Tendenzen der Originalität fehlte ihm der originelle Geist; das Verständniß der Idee war ihm nicht beschieden. So blieb er in Kritik und Philosophie wie Nicolai auf der Stufe des pragmatischen Rationalismus stehen; der common sense Locke's war das eigentliche Princip seiner Weltanschauung. Leibnitz und Wolf wurden von ihm später auf dem Wege der Accommodation mit dem Locke'schen Empirismus in Verbindung gesetzt, so daß er sich eine Art Eklekticismus bildete, wie dieser für die Zwecke der rationalistischen Aufklärung gerade paßte. Jene drei Männer nennt er „die getreuen Wegweiser, die ihn zur wahren Erkenntniß und Tugend geführt, die ihm die heiligen Wahrheiten in die Seele gegraben haben, auf die seine Glückseligkeit sich gründet" [1]). Problematisch und unsicher in seiner philosophischen Haltung, entschied er selten mit der Energie einer tiefen Überzeugung. Wenn von ihm erzählt wird, daß er über das Daseyn Gottes so deutlich, wie über ein neues Muster zum Seidenstoff, (er war Fabrikant), sprechen konnte, so beweist dieses nur, daß seine Gedanken sich eben nicht zu der Höhe erheben konnten, wo sie das Göttliche erreichen und würdig erfassen. Die Philosophie hat nach ihm allerdings den Zweck, „unser Daseyn eine Stufe höher zu stellen", allein im Ganzen bleibt sie ihm doch nicht viel mehr als kosmologische Abstraktion und moralische Besserungslehre. Man hat ihn wohl den Sokrates unter den neueren Philosophen genannt,

1) Vermischte philosoph. Schriften.

ohne Zweifel wegen seiner praktischen Lebenstendenzen und einer Art Ironie im Vortrage; im Grunde aber fehlte es ihm außer der Schärfe der Dialektik eben zu sehr an vernünftiger Idealität, um jene Vergleichung zu einer Wahrheit zu machen. Mendelssohn's Dialektik ist ohne principielle Tiefe, eine Dialektik des Endlichen, während die sokratische wesentlich das Unendliche bezielt. Überhaupt gehörte sein philosophischer Standpunkt mehr der nächsten Vergangenheit als der Zukunft an, deren herannahendem Geiste er sich selbst nicht gewachsen fühlte. „Ich weiß," sagt er, „daß meine Philosophie nicht mehr die der Zeiten ist. Die meinige hat noch allzusehr den Geruch derjenigen Schule, in welcher ich mich gebildet habe" [1]). Wir glauben, daß gerade hier der Scheidepunkt zwischen ihm und Lessing zu suchen sey, der als echter Prophet der neuen Philosophie des Geistes zu betrachten ist. Mendelssohn's Philosophie wurde wegen ihrer rationalistisch-pragmatischen Richtung besonders von Hamann angefeindet, der in ihr die ganze Berliner Aufklärungssucht haßte und bitter verfolgte. Er nennt sein Verfahren „Blendwerk dädalischer Sophisterei, womit er das Herz und die Bewunderung der Leser stahl"; er spricht ihm gegenüber vom „Krebsgange des Verstandes", von „taubgewordenen Philosophen", von „Trivialität", vom „Schlangenbetrug der Sprache" [2]), und kann dem ehemaligen Freunde, der ihm werkthätig beigestanden, bei der Nachricht von seinem unvermutheten Tode kaum ein Wort der Theilnahme nachsenden. In der That hat auch Mendelssohn weniger durch seine Philosophie, als durch kritische Anregungen, durch Bestreitung schulbeschränkter Wissenschaft und namentlich durch fleißige Betheiligung an den Literaturbriefen, sowie durch geschmackvollere Behandlung der Sprache, sich einen Platz in unserer Literaturgeschichte gewonnen. Es ist daher wohl mehr bloße traditionelle Gewohnheit als Überzeugung, wenn mehrere seiner philosophischen Schriften noch immer mit ansehnlichstem Lobe gepriesen werden. Sein „Phädon" bewegt sich in bekannten und meist abgelebten Gründen um die Frage der Unsterblichkeit, wie seine „Morgenstunden"

1) Vorrede zur 2. Aufl. seiner Morgenstunden.

2) Hamann's Schriften, Bd. VII. an mehreren Stellen, besonders in der Schrift, Golgatha u. Scheblimini, welche er eigens gegen Mendelssohn's „Jerusalem" verfaßte.

das Daseyn Gottes in breit ausgesponnenen, nichts beweisenden Beweisen besprechen; wie denn überhaupt der gesunde Verstand, selbst bei der besten und kräftigsten Konstitution, dergleichen Aufgaben nie recht verdauen wird. Das Mendelssohn'sche „Jerusalem" gehört ganz dem Standpunkte religiöser Aufklärung an, von welchem aus man damals gegen die theologische Orthodoxie und Systematik zu streiten pflegte. Abgesehen von den Bemerkungen über Staat, Menschenrechte und religiöse Autorität, ist diese Arbeit dadurch merkwürdig, daß sie die jüdische Emancipationsfrage, wenn auch nicht zuerst, doch zum ersten Male mit entschiedenem Bewußtseyn zur Sprache bringt. Wenn Kant und Mirabeau der Schrift gleichmäßig ihre wärmsten Lobsprüche ertheilen; so beweist dieses zunächst, wie sehr sie in die revolutionären Fragen, in die Strebungen des politischen und des mit diesem innigst zusammenhängenden religiösen Liberalismus von damals eingriff. Sie verkündete in ihrer Weise die Menschenrechte, welche J. J. Rousseau in der seinigen längst proklamirt hatte. Beiderseits werden die bezüglichen Fragen von der Höhe der verständigen Abstraktion verhandelt; die substanzielle Vernunftwahrheit der Sache blieb ihnen, wie überhaupt jener Zeit, unzugänglich, und selbst Kant, bei dem die pragmatische Rationalität die ideale noch vielfach unterbricht und beschränkt, blieb gerade in der Theorie des Rechts und Staats sowie in der philosophischen Religionslehre meistens auf dem Gebiete der verständigen Principien und Reflexionen stehen. Im geraden Widerspruche mit dem Urtheile dieser beiden Männer erklärt sich Hamann über Inhalt und Tendenz jener Schrift, die er, wie schon bemerkt, in seiner Gegenschrift, „Golgatha und Scheblimini", mit der schärfsten ironischen Kritik behandelt. — Es ist bekannt, wie Mendelssohn durch seinen Eifer in der Vertheidigung Lessing's gegen die Jacobischen Beschuldigungen des Spinozismus seinen Tod veranlaßte und durch die Schrift: „An die Freunde Lessing's", seine Treue gegen den längst vorangegangenen Freund auf rührende Weise besiegelte. Wie wenig er nun diesem selbst an Tiefe und Reichthum des Geistes, an Gelehrsamkeit und Wissenschaft, an kritischer Einsicht und Energie, an gründlicher Erfassung der nationalen Geistesbedürfnisse und der reformistischen Principien, endlich an Gediegenheit und charakteristischer Indivi-

dualität der Darstellung vergleichbar seyn mag; immerhin ist es für ihn ehrenvoll, mit solchem Manne für die Sache der Geistesfreiheit und des Fortschrittes der Literatur gearbeitet und sich seiner Freundschaft würdig gemacht zu haben.

Zwischen Nicolai und Mendelssohn finden wir Thomas Abbt aus Ulm (1738—1766) gewissermaßen in die Mitte gestellt. Wenn auch nicht unmittelbar von Berlin aus thätig, gehörte er doch nach Ansicht und Tendenz sowie durch die Befreundung mit Nicolai und Mendelssohn, an deren journalistischen Arbeiten er mehrseitigen Antheil nahm, dem Berlinischen Reformationskreise an [1]). Hauptsächlich erscheint er durch die Beiträge, welche er in die Literaturbriefe lieferte, als treuer Verbündeter jener Männer im Werke der Aufklärung und literarischen Umwandelung. Sein Standpunkt in beiderlei Hinsicht ist mehr populär als wissenschaftlich und erinnert noch oft an Auffassung und Weise der regenerativen Zeit, aus der er sich mit rühmlicher Anstrengung emporzuheben suchte. Herder, der ihm gern den Kranz der Unsterblichkeit im Pantheon unserer Literatur aufgehängt hätte, urtheilt im Ganzen zu enthusiastisch von seinen nationalliterarischen Verdiensten. Doch darf man willig unterschreiben, wenn er sagt: „Abbt war ein Philosoph des Menschen, des Bürgers und des gemeinen Mannes". Seine beiden Hauptschriften „Vom Verdienste" und „Vom Tode für's Vaterland" empfehlen sich durch eine gewisse Frische der Behandlung und durch Charakteristik in Styl und Sprache. Die letztere Schrift ist außerdem dadurch noch bemerkenswerth, daß sie, das Resultat der Begeisterung für die Rettung des von Feinden bedrängten preußischen Landes in den Nöthen des siebenjährigen Krieges, die Unmittelbarkeit jener nationalbedeutsamen Zeit vergegenwärtigt. So sehr übrigens der Eifer des Aufstrebens zu einem würdigeren Tone unserer Nationalprosa bei ihm anzuerkennen ist, so wenig kann doch unbemerkt bleiben, daß er sich in diesem Streben nur zu sehr in die Sucht nach Originalität verliert. Er wollte die Kürze und Männlichkeit des Tacitus und Sallust (den er übersetzte) in seinen Schriften wiedergeben und wurde durch diesen Nachahmungstrieb

1) Wie nahe er mit beiden Männern verbunden war, beweist die „freundschaftliche Korrespondenz" mit ihnen, welche in Abbt's vermischten Werken, im 3. Theile, abgedruckt ist.

in der Freiheit der Darstellung mehr als billig beschränkt. Daß er den protestantischen Großinquisitor, Goeze, mit muthiger Waffe bekämpfte und hierin Lessing's eigentlichster Vorgänger war, mag im Vorbeigehen erwähnt werden.

Zweites Kapitel.

Lessing und die nationalliterarische Reformation.

In der Umgebung jener Strebungen und neu herandrängenden Verhältnisse sowie der Männer, welche sie förderten und vertraten, stand nun Lessing als der Mittelpunkt, gegen den sie in verschiedenen Entfernungen und Räumen fast insgesammt gravitirten. Wir haben schon mehrfach bemerkt, daß an seinen Namen und seine Wirksamkeit sich die Reformation der Nationalliteratur unseres Vaterlandes wesentlich knüpft. Als die Schulen ihr Ansehen nicht mehr behaupten konnten, als die Grundsätze der Aufklärung aus der Fremde sich eindrängten, als man hier und dort verschiedene Wege einschlug, dem nationalen Geiste eine bessere Zukunft zu bereiten und in verschiedenen Tönen neue Weisen ohne Erfolg versuchte, als in diesem Gewirre die deutsche Muse rathlos stand und unsicher umherblickte, da trat Lessing heran, um sie mit fester Hand zu führen und mit sicherem Tritte auf die Bahn zu leiten, auf der sie allein die Ziele erreichen konnte, denen sie sich entgegensehnte. Was er uns war, und wie er seine Persönlichkeit einsetzte für das Werk, welches die Grundlage werden sollte des großen und herrlichen Baues unserer klassischen Nationalliteratur, läßt sich innerhalb der engen Grenzen dieser Darstellung mehr nur andeuten als ausführen.

Lessing (1729 — 1781), geboren zu Kamenz in der Oberlausitz, erbte gewissermaßen von seinem Vater den Beruf seines Lebens, die Sache der Wahrheit zu führen gegen ihre Feinde mit Freimuth und Einsicht. Schon früh äußerte sich bei ihm die Lebhaftigkeit des Geistes, womit er später nach allen Seiten hin die geistigen Interessen erfaßte und behandelte. Noch kaum an der Grenze des Knabenalters, war er mit Büchern

und den vorbereitenden Studien so bekannt, wie Viele nicht am Ende ihrer Jugend und beim Eintritte in den Kreis höherer Wissenschaft. Nachdem er die Fürstenschule zu Meißen, welche er seit seinem zwölften Jahre besuchte, in raschem Schritte durcheilt hatte, ging er, eben erst in das Jünglingsstadium getreten, mit altklassischen und vielfachen anderen Kenntnissen reich ausgestattet, auf die Universität Leipzig, wo er glücklich genug war, trotz aller Mangelhaftigkeit des dortigen wissenschaftlichen Betriebs von Seiten der Universität, in solche Verhältnisse zu kommen, die für seine nachfolgende literarische Wirksamkeit und Stellung immerhin günstig erscheinen müssen. Er fand hier bereits die ersten Regungen eines neuen literarischen Geistes, das Vergangene und Zukünftige auf dem Punkte der Scheidung, die Schule und die Welt, die Autorität und die Talente in bedeutsamer Gegenüberstellung befangen. Daß sich ihm zugleich Gelegenheit bot, sich mit dem theatralischen Leben und den Beziehungen der theatralischen Kunst näher zu befreunden, darf um so höher angeschlagen werden, als seine spätere reformatorische Strebsamkeit hauptsächlich von dem dramaturgischen Standpunkte aus sich entwickelte. Die Neuber'sche Gesellschaft, welche damals in Leipzig spielte, wurde ihm das praktische Konversatorium für seine früheren Plautinischen und Terenzischen Studien [1]). In diesen Verhältnissen nun entfaltete Lessing bereits die wesentlichen Tendenzen und Formen seiner ganzen künftigen Thätigkeit, so daß die folgenden Strebungen nur als ebenso viele mehr oder weniger bedeutsame und aus verschiedenen Tönen ausgeführte Variationen der hiesigen Lebensmotive betrachtet werden mögen. Die instinktive Geistesunruhe, welche ihn auf alle Punkte hintrieb, wo sich für seine Beobachtung oder Prüfung ein anziehender Gegenstand darbot, die methodenlose Methode, die ihn hier betasten dort festhalten ließ, hier zur Aufnahme dort zur Verwerfung, bald zur Behauptung bald zur

1) Lessing sagt selbst, daß ihn dramatische, namentlich komödische Versuche sehr früh in Anspruch nahmen. „Schon in den Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte, beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daseyn mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich, in den engen Bezirk einer Klosterschule eingeschlossen, mit aller Bequemlichkeit studirte." Vgl. ält. Duodez-Ausg. Thl. III. Vorr.

Verneinung stimmte, das Streben, dem Denken über der Empfindung den Platz zu geben, dabei die ganze eigenthümliche Wechselbeziehung zwischen jenem negativen und positiven Verhalten, welches seine persönlichen und literarischen Richtungen durchgängig charakterisirt, trat in seinem Leipziger Lebensstadium bereits bemerklich genug hervor, wo er in die Theologie hinüberhorchte, mit der Medicin liebäugelte, an Chemie und Botanik vorüberstreifte, die philologischen und antiquarischen Vorlesungen Ernesti's in Ehren hielt, während er an Kästner's Disputirübungen seine Lust fand, die Bremer Beiträger von Weitem ansah, indeß er mit dem freidenkerischen, ungenirten Mylius wie mit dem behutsamen Weiße verkehrte, bei dem Schauspieler Brückner deklamatorische Übungen pflegte, und aus Paradorie den seichten Nimroddichter Naumann der gelehrten Aristokratie vorzog, überhaupt aber bald in jene kritische und produktive literarische Vielgeschäftigkeit hineingerieth, die ihm später stets Beruf und Bedürfniß blieb. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn er selbst nicht recht wußte, „was er in Leipzig und Wittenberg studirt habe," wie er dieses in einem Briefe an Michaelis naiv genug ausspricht[1]). Wir verfolgen seine Lebensbahn nicht genauer, die ihn von nun an bald hierhin bald dorthin führte und so mit jenem bezeichneten Beschäftigungstriebe eine bedeutsame vermittelnde Parallele bildete. Daß er stets die Örter zu seinen Stationen wählte, an denen das sich verjüngende Leben damals am frischesten zu quellen schien, beweiset die Richtigkeit seines eigenthümlichen geistigen Instinkts, auf den wir gleich anfangs hingedeutet haben. Wenn wir ihn daher heute in Leipzig, morgen in Berlin, dann zwischen Wittenberg und Berlin, abermals zwischen Breslau und Berlin hinüber und herüber wandern sehen, um nicht lange nachher in Hamburg sein dramatisches Reformationswerk zu versuchen, bis ihm endlich die reiche und solide Wolfenbüttler Bibliothek einen festeren Anhaltspunkt bot, ohne ihn jedoch von neuen Wanderungen, wozu ihn seine nimmer rastende Geistesthätigkeit und seine Begierde nach frischer Wirksamkeit hinzog, abzuwenden, wenn wir sehen, wie er überall in stets springender mannichfaltigster Weise arbeitet, in alle Fächer der Literatur belebend hinübergreift, in Kritik und

1) Vgl. Oppermann, die Gött. gel. Anz. S. 74.

Polemik nach allen Seiten hin rüstig auftritt, hier angreift, dort vertheidigt, bald philosophirt und theoretisirt, bald dichtend das, was noth thut, zur Anschauung bringt, hier in Zeitungsartikeln und in Wochenblättern sich ausspricht, dort an den Literaturbriefen Theil nimmt, Beiträge zu Allem schreibt und zugleich in abhandelnden Werken neue Grundsätze zusammenhängend entwickelt, wenn wir ihn endlich, wo er sey und was er treibe, stets gleich sehr bei der Sache finden, und, sobald es auf diese ankommt, das Kleine mit dem Großen von ihm gleich sehr beachtet erscheint; so haben wir sein wahres Lebensbild, das in dem scheinbaren Auseinanderfliegen der Züge und in der scheinbaren Zerstreuung der Kräfte und Leistungen bei genauerer Ansicht doch die innerste, bedeutsamste Konsequenz enthält und in der persönlichen Physiognomie des ausgezeichneten Mannes zugleich die allgemeine physiognomische Charakteristik der allseitig aufstrebenden Zeit darbietet. Lessing's Grundsatz war, durch stetes Üben und Mühen sich für den Zweck der Wahrheit zu ertüchtigen. „Das große Geheimniß," sagt er, „die menschliche Seele durch Übung vollkommen zu machen, besteht einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen"[1]). Dieses reiche unruhige Leben, vielgewandt und vielgeprüft, welches nicht nach seiner Dauer, sondern nach seinem Inhalte vor anderen zu schätzen ist, hörte auf lange vor dem gewöhnlichen Ziele menschlicher Erdenbahn. Lessing starb 1781, in seinem drei und funfzigsten Jahre, nachdem er, wie sein Freund Mendelssohn sagt, *mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhunderte zuvorgeeilt war*. Sein Testament war *Nathan der Weise*; in ihm vermachte er der Zukunft die Summe der Wahrheit, welche er mit Kampf und Muth errungen.

Als Lessing auftrat, kam es hauptsächlich darauf an, mit der literarischen Vergangenheit in Deutschland die Rechnung abzuschließen, die wirthschaftliche Verworrenheit zu beendigen und sich wie nach neuen Fonds so nach neuen Grundsätzen der Verwaltung umzusehen und dieser ihr rechtes Ziel anzuweisen. Wer unserer Literatur Solches leisten wollte, mußte weniger mit dichterischer Originalität als mit der Schärfe des philosophisch-kritischen Geistes und einem hinlänglichen Vorrathe literarischer Wissenschaft ausge-

1) Lit.Br. I. S. 57.

rüstet erscheinen, dabei die Werkzeuge der Besserung mit großer Geschicklichkeit und allem Muthe unparteiischer Wahrheit zu gebrauchen verstehen. Lessing nun war der Mann, der jene Erfordernisse nach Maß und Verhältniß glücklich in sich vereinte, und so mochte er denn getrost sich dem hohen Berufe widmen, den ihm die Zeit selbst anwies; und gerade dies, daß er die Zeit verstand und ihr genügte, giebt ihm seine unvergängliche Stelle in der Geschichte unserer Nationalliteratur, welche an seinen Namen den Anfang ihrer klassischen Epoche knüpft.

Lessing fühlte bald, daß die Wiedergeburt unserer Literatur von zwei Bedingungen wesentlich abhänge, die, gründlich erfüllt, allein ihr eine bessere Zukunft zu sichern vermochten. Es war die ästhetische Selbstständigkeit der Principien und die nationale Substanz unseres Volkes, welche für sie erobert und behauptet werden mußten. Schon früher hatte Klopstock, zum Theil auch Wieland, das Gleiche gefühlt, aber in der Ausführung das Ziel nicht erreicht. Wie sie blieben Andere, selbst Lessing's frühere Mitarbeiter, Nicolai und Mendelssohn, hinter der eigentlichen Aufgabe zurück. Sie deuteten an, sie berührten Einzelnes, sie lobten und tadelten bald mit Ernst und Liebe, bald mit Bitterkeit und Spott; allein in die Gesammtheit der Verhältnisse zu dringen, hier einen entschiedenen Standpunkt zu nehmen, um von ihm aus mit Gründlichkeit und ohne Vorurtheil alle Beziehungen, worauf es wesentlich ankam, zu fassen und zu behandeln, mit Verstand zu sichten, das Falsche wie das Wahre gleich deutlich und bestimmt zu betonen, endlich mit Gerechtigkeit zu verdammen oder zu vertheidigen und dem Tribunale der öffentlichen Meinung, nicht der Kabinetsjustiz der Schulen und der Koterien die Entscheidung zu überlassen, dieses gelang ihnen nicht, dieses leistete Lessing. Er brach den Stolz der aristokratischen Schulweisheit, löste den Pedantismus der spießbürgerlichen Bedächtigkeit, beschämte die anmaßliche Zudringlichkeit der gelehrten und orthodoxen Sophistik und zeigte das Lächerliche der seichten und breiten Selbstgenügsamkeit, worin die literarische Mittelmäßigkeit sich in Poesie und Prosa erging. Es kam fortan darauf an, mit Geist und Bestimmtheit, mit Klarheit und Gründlichkeit, mit Bildung und Energie zu schreiben. Die Bedeutung des Gedankens sollte sich mit der Präcision der Form verbinden, jene diese tragen und durchdringen. Lessing selbst gab

durch seine Darstellungsweise hierfür unsterbliche Muster. Er schrieb nicht ohne die Springfedern und Quellen der gründlichsten Gedanken. Das Horazische scribendi recte sapere est et principium et fons erfüllte Niemand so sehr als er. Daher in seinen Werken überall Leben und Bewegung, frische Kraft ohne Üppigkeit, Tiefe ohne Verstiegenheit, eindringliche Sprache ohne rhetorischen Schwulst, Klarheit bis auf den Grund und in allen Gliedern des Ganzen. „Lessing's Schreibart," sagt Herder, „ist der Styl eines Poeten, d. h. eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket" [1]). Durch diese objektive Bestimmtheit und Gediegenheit geht dann weiter der Zug persönlicher Belebung, welche dem Ganzen Gepräge und Farbe individueller Unmittelbarkeit und Wärme ertheilt. Besonders gilt dieses Alles von seiner prosaischen Darstellung; wie denn gerade die deutsche Prosa von ihm ihre ersten und zugleich vorzüglichsten Musterwerke erhalten hat.

Was Lessing's Charakter und Wesen angeht, so gehört er zu den Menschen, die man näher kennen muß, um sie ganz und nach Wahrheit zu würdigen. Seine Vorzüge lassen sich nur im Zusammenhange seiner ganzen Persönlichkeit richtig auffassen und in ihrem rechten Lichte betrachten. Was Göthe (in Dichtung und Wahrheit) von ihm sagt, daß er im Gegensatze von Klopstock und Gleim „die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, und daß sein mächtig arbeitendes Inneres stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte," bietet den wahrsten Anhaltpunkt zur Beurtheilung seines eigenthümlichen Lebens und Treibens. Es kam ihm nicht sowohl auf ein festes bestimmtes Geschäft an, als auf Beschäftigung überhaupt. „Noch sind mir in meinem Leben," sagt er anfangs seiner Dramaturgie, „alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen, ich habe mich nie zu einer gedrungen oder auch nur erboten, aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilektion erlesen zu seyn glaubte." Mit dieser eigenthümlichen Neigung verband er sodann eine gewisse Genialität

1) Herder, Kritische Wälder, 1. Wäldchen. (Werke Bd. IV. S. 26.)

des Verstandes, wodurch er sich über die endliche und beschränkte Sphäre des damals herrschenden rationalistischen Pragmatismus und der gemeinen Gesundenmenschenverstandsphilosophie, in deren Mitte er stand und wirkte, erhob und in das Gebiet ideeller Zwecke und Principien hinaufreichte. Durch alle seine Werke zieht daher bei noch so großer Schärfe und syllogistischer Folgerichtigkeit, bei aller kritischen und polemischen Entschiedenheit, selbst bei dem Scheine einer gewissen Härte ein Zug reiner menschlicher Theilnahme [1]), welcher Jeden anspricht, der nicht in weichlicher Sentimentalität das Wesen der Gemüthlichkeit findet und selbst gründlich genug denkt und fühlt, um in den Geist und die lebendige Innerlichkeit der Lessing'schen Männlichkeit einzugehen. Die germanische Natur dringt in seinem Verkehre wie in seinen Schriften hervor; mit ihr greift er gleich sehr in die Tiefen unseres deutschen Volkes, wie in die der Menschheit. In diesem Grunde wurzelte dann auch seine Liebe für die reine Wahrheit und die Freiheit der Überzeugung. Die Idee der Wahrheit, die Wahrheit ihrer selbst wegen, bewegte sein Denken, trieb ihn zu jeglicher Forschung und leitete ihn auf dem Wege zur Wissenschaft. Was er seinen Nathan von Saladin sagen läßt,

— — — „und er will Wahrheit, Wahrheit,
Und will sie so, so bar, so blank, als ob
Die Wahrheit Münze wäre" —

sagt er eigentlich von sich selbst. Auf diesen parteilosen Wahrheitseifer ist es auch wohl zurückzuführen, daß Jeder, der einseitig verfolgt ward, bei ihm ein Asyl fand, ohne Rücksicht, ob er ihm Freund oder Feind war. „Es war geradezu in seinem Charakter," schreibt Mendelssohn, „sich einer jeden verfolgten Lehre anzunehmen, er mochte ihr zugethan oder nicht zugethan seyn, und allen seinen Scharfsinn aufzubieten, um noch etwas zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen" [2]). Im Dienste der Wahrheit kann aber nur der mit voller Wahrheit arbeiten, dem die Philosophie das Reich der geistigen Freiheit erschließt und die Schlüssel zu den Geheimnissen des Menschenwesens bietet. Lessing's wissenschaftliche Grundlage ist Philosophie. Sie bildet bei ihm die Quelle wie

1) Sa critique est un traité sur le coeur humain, autant qu'une poetique littéraire, sagt Frau v. Staël über ihn. De l'Allem.

2) Mendelssohn, Morgenstunden.

die Vermittelung seiner Strebungen; sie treibt ihn von Stufe zu Stufe des Forschens und läßt ihn in keiner einzelnen Wahrheit ruhen, weil er die unendliche Wahrheit sucht, die sich nirgends abschließt. Er will lieber die Gefahr des Irrthums bei freiem Streben nach Wahrheit, als die Fülle der Wahrheit in fertiger Gabe. „Geist der Untersuchung war ihm Alles. Mit seichten Gründen behauptete Wahrheit," pflegte er zu sagen, „ist Vorurtheil, nicht minder schädlich als offenbarer Irrthum und zuweilen noch schädlicher. Denn ein solches Vorurtheil führt zur Trägheit im Nachforschen und tödtet den Untersuchungsgeist"[1]. Die Wahrheit sollte ihm auch werkthätig seyn; Wahrheit und thatkräftiges Handeln mochte er nicht trennen. Das predigt all sein Leben, das spricht sein Nathan, das sein Faust, dem die Gedanken des Menschen nicht schnell genug vorkommen, da „wo Wahrheit und Tugend sie auffordern"[2]. Sowie er nun überhaupt in der Freiheit des Denkens sich auf die Höhe der Betrachtung und Untersuchung stellte, von wo er die Parteien beherrschte und ihre beschränkten Ziele übersah, so war seine Philosophie auch nicht die des Systems, sondern der Bewegung. Er diente der Idee, mochte sie aber nicht definiren, damit er sie überall finden konnte, wo sie war. Wenn er hin und wieder dem Spinoza die Hand zu reichen scheint, so geschieht es mehr wegen des Geistes und der unbedingten Freiheit des Gedankens, die in dem Systeme jenes trefflichen Denkers herrscht, als aus Liebe zum Inhalte, mehr wegen der Kühnheit und Konsequenz, womit das Individuum sich an die unendliche Universalität selbstopfernd hingiebt, als weil ihn die abgeschlossene Form des Systems beruhigen mochte. Er bleibt ideeller Skeptiker nach wie vor; er giebt nur dem Spinoza den Vorzug, „wenn er sich überhaupt nach einem Philosophen nennen soll"[3]. Jacobi hatte daher ebenso wenig Grund, daraus, daß ihm Lessing neben den eben berührten Worten auch noch diese sagte: „es giebt keine andere Philosophie, als die des Spinoza," auf einen Lessing'schen Spinozismus zu schließen, als Mendelssohn Recht hatte, sich über jene Jacobi'sche Schlußfolgerung bis zum Tode zu alteriren. Lessing wäre bei Jacobi's Be-

1) Mendelssohn, a. a. O.
2) Lessing's Fragment des Faust. Vgl. Literatur-Briefe I. S. 103.
3) Jacobi, Über die Lehre des Spinoza.

schuldigung, hätte er sie im Leben vernommen, gewiß ebenso ruhig geblieben, als er über seines Freundes Moses Eifer gelächelt haben würde. Die feine Ironie, welche das ganze Gespräch mit Jacobi, worauf dieser jene philosophische Verketzerung gründet, von Lessing's Seite durchzieht, beweist am besten, daß Lessing Lessing war und Jacobi Jacobi, d. h. daß der scharfe Denker über den Salto mortale, womit der gläubige Jacobi naiv genug „sich aus der Sache hilft", innerlich lachte, während dieser den Sprung ernstlich machte und doch Philosoph bleiben wollte [1]). Wir finden daher Lessing bei jeder ernsteren Frage auf dem Standpunkte philosophischer Auffassung. Mag er die Principien der Kunst erforschen, oder mit kritischer Betrachtung das Kunstwerk selbst untersuchen, mag er in das Gebiet der Religion hinübergreifen, oder die Probleme der Geschichte behandeln — überall ist es der Geist der Philosophie, womit er vorschreitet und sich den Sieg gewinnt. Selbst seine Poesien sind mehr oder weniger Kinder seiner Philosophie. Fast allen hat er das Gepräge entschiedener Denk-Behandlung aufgedrückt. Was er bearbeitete, erhielt so unter seiner Hand den Ausdruck des bestimmten Gedankens. „Jedes Urtheil dieses scharfsinnigen Weisen," sagt Herder, „hat Form und ist Form, wo er auch vielleicht irrte, auch wo er nur lernte" [2]). Mit dieser philosophischen Freiheit stellte er sich nun ganz eigentlich auf die Spitze des Protestantismus, nicht sowohl, um einem besonderen dogmatischen Glauben den Vorzug zu geben, als vielmehr wegen des Princips der freien subjektiven Überzeugung. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich, ich kann sie nicht mehr genießen", sagt er in dem Gespräche mit Jacobi, nachdem er schon früher einem Freunde geschrieben: „was gehen mich die Orthodoxen an; ich verachte sie ebenso sehr als Du." Daß er dabei aber auch dem ideenlosen Rationalismus seiner Berliner und anderer Zeitgenossen nicht huldigte, läßt sich ebenso leicht erwarten. „Ich bin," schreibt er, „von solchen schalen

1) Daß Lessing, nach demselben Gespräche, den Gesichtspunkt, den Göthe's „Prometheus" ausspricht, für seinen eigenen erklärt, beweist gleichfalls eine Feststellung in dem Systeme des Pantheismus; es bezeichnet nur das Bewußtsein des freien subjektiven Geistes gegenüber der absoluten objektiven Autorität, den Boden, auf welchem Lessing ein- für allemal stehen wollte.

2) Herder, Werke, Bd. VII. S. 398.

Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als die Orthodoxen jemals gethan haben." In dieſem Drange proteſtantiſcher Subjektivität mochte er auch ſeinen Fauſt geſchrieben haben, wovon uns leider nur eine geringe Probe übriggeblieben; in dieſem Drange veröffentlichte er die berühmten Fragmente, ſchrieb er die anti-goeziſchen Schriften, in denen die Rechte der Vernunft wider die orthodoxe Anmaßung proteſtantiſcher Päbſtelei mit ebenſo viel Kenntniß als Muth vertheidiget werden [1]). Der echte Proteſtantismus bezeichnete ihm nur den rechten Geſichtspunkt in religiöſen Dingen. Auch hier kam es ihm daher auf den Geiſt an, der allein lebendig macht, nicht auf den Buchſtaben. „Der wahre Lutheraner," ſagt er, „will nicht bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiſt geſchützt ſeyn, und Luther's Geiſt erfordert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen, in der Erkenntniß der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkenntniß Anderen mitzutheilen" [2]).

Dieſe proteſtantiſche Principialität des freien Subjekts bildet daher ſeine eigentliche Weltanſchauung, welche er in allen ſeinen Werken geltend macht, welche ihm Quelle und Bedingung echter Poeſie, wie Philoſophie und Religion iſt, welche er in ſeinen Fragmenten-Schriften wie in ſeinem Nathan lehren wollte. Seit Leſſing nahm auch die deutſche Nationalliteratur allererſt mit Entſchiedenheit den Charakter der proteſtantiſchen an, den ſie bis auf die Gegenwart, wenn auch unter verſchiedenen Modifikationen, behauptet hat. „Leſſing," ſagt Fried. Schlegel, „hat in gewiſſem Sinne das beſchloſſen, was durch Luther begon-

1) „Herr Paſtor," ſchreibt er unter Anderem an Goeze, „wenn Sie es dahin bringen, daß unſere lutheriſchen Paſtores unſere Päbſte werden, daß dieſe uns vorſchreiben können, wo wir aufhören ſollen, in der Schrift zu forſchen, daß dieſe unſerem Forſchen und der Mittheilung des Erforſchten Schranken ſetzen dürfen; ſo bin ich der Erſte, der die Päbſtchen wieder mit dem Pabſte vertauſcht." Treffende Worte, zu jeder Zeit gültig und beherzigenswerth, ſelbſt in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

2) Anti-Goeze, im Anfange.

nen war; er hat den deutschen Protestantismus bis zu Ende durchgeführt“ [1]).

Erwägt man nun, wie sich jenen ausnehmenden Eigenschaften des Geistes und Charakters eine seltene Vielseitigkeit im Wissen, eine bedeutsame Kunst der richtigen Unterscheidung und Werthschätzung des Besseren in dem Vorrathe seiner Belesenheit, sowie der zweckmäßigsten Auswahl für den jedesmaligen bestimmten Gebrauch, überhaupt eine vollkommene Herrschaft über den Reichthum seiner Kenntnisse nach Maßgabe seiner universalistischen Wirksamkeit hinzugesellte; so begreift man, daß ihm wohl gelingen mochte, was Anderen vor ihm und mit ihm nicht gelang, daß er unter Allen berufen war, mit neuen Wurzeln auch neues Leben auf den Boden unserer Literatur zu pflanzen. Seine Methode, mochte sie nun instinktiv oder absichtlich, oder, was wohl das Richtigere, beides zugleich seyn, war durchaus geeignet, das Werk, was er auszuführen hatte, erfolgsam zu fördern und fruchtbar zu machen. Zunächst ist zu bemerken, daß er mit dem bestimmten Bewußtseyn dessen handelte, worauf es in der Gegenwart ankam, daß er nicht bauen mochte, ohne des Grundes gewiß zu seyn, daß er nichts übereilte, wenn er die Verhältnisse noch nicht reif und die Empfänglichkeit noch nicht vorbereitet fand. Geistreich und scharf zugleich in seiner Dialektik, gehalten in der Entwickelung der Gründe, hatte er Liebe genug für das Schöne, um mit ihr auch zu erwärmen und selbst zu begeistern. Obwohl persönlich ohne dichterische Genialität, wußte er dieselbe mit sicherem Takte da zu finden, wo sie wirklich war, und sich ihr, wie ihrem Standpunkte und ihren Tendenzen, mit dem Gewichte seiner Mittel anzuschließen. Er stand, wie Gervinus von ihm sagt, „gleichsam auf der Hochwacht,“ um Alles, was „in dem Reiche der deutschen Literatur vorging, mit wahrer Sorgfalt zu beachten“ [2]). Er fand, was bei Klopstock Gutes und was Mangelhaftes war; er bezeichnete, wo Wieland irrte und wo er richtig ging; er gab Gottsched wie den Schweizern den literarischen Abschied, weil beide gleichsehr ausgedient hatten; er wußte, was die Berliner nützen konnten,

1) Vorlesungen über die alte u. neue Liter. Thl. II. S. 296.

2) Geschichte der deutschen Dichtung Bd. IV. S. 344. Überhaupt hat Gervinus zuerst Lessing's wahre literarische Bedeutung und Stellung angemessen charakterisirt.

und wie weit sie in ihrem Streben berechtigt waren; er arbeitete mit Weiße, so lange er von ihm Gedeihliches hoffen durfte, und verließ ihn, als er sah, wie er den neuen Weg nicht finden konnte; er erkannte und zeigte, wie Shakspeare uns Muster seyn mochte, und wo bei ihm die Gefahr der Verführung lag, der bald darauf so manches tüchtige Talent verfallen sollte. Jeder Partei, wenn sie nicht die der Wahrheit und Geistesfreiheit war, gleich abhold, wies er jede, wo sie die Anmaßung an die Stelle des Rechts setzen wollte, gleich entschieden in ihre Schranken, hier Spott dort Ernst, bald das Spiel des Witzes bald den Ton der Derbheit wählend. Jegliches nach seiner Bedeutung schätzend, wollte er ihm auch nur soviel zugestehen, als es eben bedeuten mochte. So sollte die Empfindung nicht über den Geist die Herrschaft üben, die Weichlichkeit nicht über die Männlichkeit, Homer sollte nicht dem Ossian weichen, Shakspeare nicht vor Young zurücktreten, und der griechische Aristoteles nicht dem französischen Boileau das Recht der literarischen Gesetzgebung überlassen. Dabei kannte Lessing sich selbst zu genau, um die Stelle zu verkennen, die ihm eignete, und von welcher er eigenthümlich wirken konnte. So sehen wir ihn denn auch weniger auf dem Felde der Produktion, als im Gebiete der *Kritik* beschäftigt. Hier war seine Domäne, hier fand er die Stützen für seine eigenen Dichtungen wie die Regeln für das Genie. Mit dem Bewußtseyn eines sicheren Besitzes entfaltet er denn auch in dieser Sphäre allen Reichthum seines Geistes wie seines Wissens, schreitet er voran mit festem Schritte, mit der vollen Überzeugung des rechten Berufs und dem Gefühle wahrer Überlegenheit, die Waffen des Angriffs wie der Vertheidigung mit gleicher Gewandtheit brauchend. Wenn ihn Herder „den ersten Kunstrichter Deutschlands" nennt, so giebt er ihm nur, was ihm gebührt; und wenn er sagt, daß „seine Urtheile größtentheils die Zeit bewährt habe," so spricht er eine Wahrheit aus, welche die Geschichte vollgültig bewährt hat. Ganz der deutschen Sache hingegeben, wollte er auch vorzüglich durch *deutsche* Mittel den deutschen Geist in unserer Literatur erwecken und beleben. *Man sollte lernen und wagen, in Deutschland deutsch zu sprechen und zu schreiben* — das war seiner Arbeit Ziel, dafür suchte und öffnete er die wahren Quellen sowohl in dem un-

mittelbaren Leben und der gegenwärtigen Sprache des Volks, als in den Denkmälern der nationalen Vergangenheit [1]).

Seinen Standpunkt nahm er der traditionellen Konvenienz und Autorität gegenüber zunächst auf dem Boden des genial-literarischen Naturrechts und stellte sich insofern gewissermaßen an den Anfang und an die Spitze des jungen Deutschlands, dessen eigentliches Auftreten freilich erst in der folgenden Epoche stattfand. Auch war er weit entfernt, in alle die Konsequenzen einzugehen, welche die losgelassene Kraftgenialität auf dem von ihm bereiteten Grunde und aus den durch ihn neu aufgestellten Principien alsbald in Sturm und Drang zu entwickeln sich versucht fühlte. Sowie er daher den französischen Tragöden und ihrem deutschen Protektor, Gottsched, gegenüber besonders Shakspeare als denjenigen hervorhob, der durch seine Naturgenialität musterhaft ist und „durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket" [2]); so sprach er doch auch wiederum unumwunden gegen den naturalistischen Übermuth und Unfug, den die neue Schule aller Kunstregel entgegen geltend machen wollte. In seiner Hamburgischen Dramaturgie finden wir die ausdrückliche Verwahrung gegen jene hypergeniale Regellosigkeit, indem er nicht billigt, daß man „es überhaupt für Pedanterei erkläre, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse." Er meint, „daß man auf dem Punkte stehe, alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen und dagegen von den Dichtern zu verlangen, daß jeder die Kunst auf's Neue für sich erfinden solle." Ihm scheint es sogar ein Verdienst, wenn er das Mittel getroffen haben sollte, „jene Gährung des Geschmacks zu hemmen" [3]). Auf diese Weise stellte sich Lessing wie ein fester Angelpunkt in die Bewegungen unserer Literatur und nicht bloß für damals, sondern für die ganze Zukunft ihrer Entwickelung. Wie

1) Man weiß, wie Lessing auch die alte und ältere Literatur seiner Arbeit unterzog und für die Schöpfung eines nationalen Ausdrucks empfahl. Wir haben schon oben an seine Verdienste um Logau erinnert, und wollen hier nur noch vornehmlich auf seine Bemühungen für die Herausgabe des Renner von Hugo von Trimberg hinweisen. Jüngst hat Guhrauer in den Leipziger Blättern für literarische Unterhaltung (1843, N. 249 ff.) einige nähere Notizen hierüber nachgetragen.

2) Literaturbriefe I. S. 100 ff.

3) Hamburgische Dramaturgie, Prolog zum Epilog.

sie auch forttreiben, wie sie hier- und dorthin abirren, wie sie überschreiten oder rückwärts gehen mochte — überall fand und findet sie bis in die Gegenwart herab an seinem Geiste ihre Orientirung, ihr Maß und ihr Ziel.

Ein bedeutsames Zeugniß seines reformatorischen Berufs und seiner literarischen Einsicht müssen wir nun aber darin anerkennen, daß seine kritische Hauptmacht auf das Drama richtete und, nachdem er diese Festung erobert, von da aus das ganze literarische Gebiet zu beherrschen und die Gegenwart zu beleben suchte. Das Drama griff am entschiedensten in die Zeit ein, an dasselbe knüpfte sich besonders die Tyrannei des französischen Geschmacks, aber auch der lebendige Dichtergeist eines Shakspeare; im Drama endlich finden die anderen Hauptdichtarten, die Lyrik und Epik, ihre gegenseitige Vermittelung, wie es denn überhaupt der Höhe eines gebildeten Sociallebens am meisten entspricht, die Wirklichkeit mit der Idee, das Nationale mit dem Menschlichen in dem engsten und bedeutsamsten Zusammenhange darstellt und alle Interessen des Lebens in einem bestimmten Punkte der Gegenwart umfassen und veranschaulichen kann. Wenn daher Fr. Schlegel meint, „daß Lessing's Kritik zufälliger Weise auch dazu beitrug, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bühne zu lenken“[1]), so ist wohl nie der Zufall zufälliger zum Principe einer tiefbedeutsamen geschichtlichen Erscheinung gemacht worden. Im Fache des Dramatischen konnte Lessing seine Kritik nach allen Seiten hin anknüpfen, hier seine Principien der ästhetischen Selbstständigkeit der moralischen Didaxis, die Bedeutung der Handlung der poetischen Malerei, den echten Aristoteles der französischen Prätension, die nationale Substanz der fremden Zudringlichkeit am nachdrücklichsten entgegensetzen, und überhaupt die wahre, ewige Idee der Poesie am fruchtbarsten und wirksamsten zum Verständniß bringen [2]).

---

1) Fr. Schlegel, Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur Bd. II. S. 287. — Übrigens neigt sich Lessing in der Theorie mehr dem Epos zu, indem hier seine Grundansicht, daß die Poesie wesentlich nur die successive Handlung darstellen solle, ihm allein ihre volle angemessene Verwirklichung zu erhalten scheint.

2) Über den letzten Punkt drückt sich Frau von Staël naiv genug aus, wenn sie in Bezug auf Lessing schreibt: „Mais ce qui importe à l'histoire de la litterature, c'est *q'un Allemand ait eu le courage*, de critiquer un grand

Wir wenden uns nun zu Lessing's hauptsächlichsten Werken selbst, um aus ihnen jenes allgemeine Bild des merkwürdigen Mannes in wenigen Zügen zu näherer Anschauung zu bringen und seine Bewegungen auf den verschiedenen Punkten der Literatur bestimmter zu vergegenwärtigen [1]).

Wie später in ähnlicher Weise Göthe, so durchging auch Lessing zunächst eine Art Vorstadium, wo er sich vornehmlich damit beschäftigte, sich zu orientiren und in allerlei Produktionen Kraft und Waffen zu prüfen, auch wohl in Plänkeleien ernstere Thaten vorzubereiten. Gleich hier aber erscheint er uns in der Allseitigkeit, welche er in der Folge nur entschiedener entwickelte und auf bedeutsamere Ziele richtete; schon jetzt läßt er sein Princip, Wahrheit und Gerechtigkeit, Kampf gegen die Anmaßung und Schutz der Verfolgten, in deutlichen Zeichen hervortreten. Er versuchte sich in Kritik und in Poesien, würdigte die Messiade Klopstock's mit dem richtigen Gefühle des Gelungenen und Verfehlten, des Wahren und Falschen, welches ihm überhaupt eigen war, schrieb „Rettungen", worin er Todte gegen die Beschuldigungen Lebendiger vertheidigte und die Verdienste derselben nach Zeit und Umständen schätzte, übersetzte fleißig, gab mit Mylius außer Anderem Beiträge zur Historie des Theaters heraus, dichtete „Kleinigkeiten", die mehr Beifall erhielten, als er hoffen durfte, und verfaßte Lustspiele, welche Frau Neuber für klassische Werke hielt und in Leipzig zur Aufführung brachte, was nachher ebendaselbst auch die Koch'sche Gesellschaft that. Über diese letzteren Versuche hat er mit aller Offenheit, die in seinem Charakter lag, in der Dramaturgie sein Urtheil selbst abgegeben, wobei er gelegentlich sein poetisches Talent überhaupt einer strengen Schätzung unterzieht. „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den Letzteren zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein

écrivain français et de plaisanter avec esprit le prince des moqueries, Voltaire lui-même. De l'Allem. II. p. 29.

1) Lachmann hat sich durch die neue Ausgabe der Schriften Lessing's ein besonderes literar-historisches Verdienst erworben.

Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir selber bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu erwärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann."

Was wir bereits bemerkt haben, bestätigt sich durch dieses Selbstgeständniß — die Kritik war Lessing's wesentlicher Beruf. Wodurch sich diese Kritik aber eigenthümlich auszeichnet, ist eben die geniale Art, womit er sie ausübt. Sie war seine Poesie und sie gab ihm nicht erst, wie er meint, eine Art Genie, sondern sie war sein Genie und dessen eigenstes Wirken. Daher die lebendige Beseelung in allen seinen kritischen Arbeiten, daher der vielseitig anregende Geist, die frei waltende, das Entfernte mit dem Nahen, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen, das Ideale mit dem Realen, das Kleine mit dem Großen leicht verbindende Bewegung und Übersicht. Seine poetischen Versuche sind nur anschauliche Individualisirungen seiner kritischen Grundsätze, praktisch gemachte Kritik. Deshalb hält auch die Entwickelung seiner Produktivität mit der seines kritischen Bewußtseyns gleichen Schritt, und die beiderseitigen Werke gehen neben einander so ziemlich einen parallelen Gang. Gleich in seinem ersten schriftstellerischen Stadium, welches wir so eben berührt, liegen beide Reihen neben einander, freilich noch nicht sehr bedeutsam, mehr in chaotischem Regen und Weben, als in selbstbewußter Bestimmtheit. Sehen wir ab von diesen früheren Arbeiten, so erscheint uns die bereits bei Mendelssohn erwähnte, mit diesem gemeinschaft-

lich herausgegebene Schrift, „Pope ein Metaphysiker" (1755), als diejenige, womit er seine literarische Richtung und Stellung zuerst entschieden bezeichnet hat. Sie ist gleichsam das Programm seiner ganzen literar-reformatorischen Weise und Wirksamkeit. Denn, was oder wie viel auch darin seinem Freunde angehören mag, der Geist kommt von Lessing. Was die Aufgabe der Poesie sey im Unterschiede von der Wissenschaft und jedweder Didaxis, hat hier seinen unzweideutigen und zugleich klassischen Ausdruck gefunden. — Dicht neben diese Arbeit stellt sich das Trauerspiel „Miß Sara Sampson", welches in demselben Jahre erschien. Wie jene seinen kritischen Standpunkt den vorhergehenden Schwankungen gegenüber feststellt, so diese Dichtung seinen dramatisch-praktischen im Vergleich mit seinen ersten, noch meist französirenden Versuchen (dem jungen Gelehrten, den Juden, dem Freigeiste, dem Schatze u. s. w.). In diesem Stücke eröffnete er praktisch den Kampf mit der französischen Schule und den französischen Dramatikern, den er später theoretisch-kritisch in der Dramaturgie mit offenstem Visir fortführte. Ziemlich unzweideutig stellte er sich hier schon in Ton und Bewegung auf die Seite des englischen Drama; was er aus Frankreich nahm, gehörte diesem selbst kaum an. Denn Diderot's Dramen und Kritik waren empörerische Versuche in dem französischen Lager selbst. Sie zeigten Lessing den Übergang aus der Fremde in die Heimat, orientirten zuerst seinen Sinn hinsichts des eigenen Wegs in diesem Gebiete und richteten hauptsächlich seinen Sinn auf das Natürliche im Drama dem abstrakten Mechanismus der französischen vorgeblichen Klassik gegenüber. Auch hatte Diderot nebst englischen Vorbildern (z. B. Lillo) Lessing eigentlich auf das s. g. bürgerliche Trauerspiel geführt, welches er nun in der Miß Sara auf deutsche Weise vollziehen wollte. Mit dem Bewußtseyn voller Berechtigung stellte sich dieses Stück neben die hohe Aristokratie der französischen Tragödie und wurde für Deutschland der Ausgangspunkt der ganzen folgenden bürgerlich-tragischen Dramatik bis zu Schiller's Kabale und Liebe und dem gesammten Iffland'schen und Kotzebue'schen Fabrikwesen herab. Es ist in mancher Hinsicht eine Anticipation der sentimentalisirenden Produktionen aus den siebenziger Jahren, und mit Recht weist Gervinus bei dem schwankenden Mellefont auf Göthe's Lieblingscharaktere hin. Wer sieht nicht in diesem Lessing'schen Verfüh-

rer, dem keinerlei Entschluß möglich wird, und der in seiner Charakterlosigkeit sein eigenes Schicksal ist, den schwächlichen, rathlosen Clavigo, den weichlich hin- und hertaumelnden Fernando, den willenlosen, unmächtigen Eduard? Aber auch sich selbst ist Lessing hier Prototyp geworden. Denn kaum wird man in der späteren Emilia Galotti bei Emilia die Miß Sara, bei der Orsina die Marwood, bei dem Prinzen Hettore Gonzaga den Mellefont vergessen, obwohl in dem jüngeren Werke Alles gediegener, ausgeprägter, gehaltener und in eigenthümlicherer Fassung zur Erscheinung kommt. Lassen wir indeß diese Analogien und betrachten das Werk einen Augenblick nach seiner selbstständigen Bedeutung; so liegt diese hauptsächlich in der Art, wie hier mitten in der Verwirrung und Rathlosigkeit dramatischer Strebungen plötzlich ein Wegweiser hingestellt wird, der mit deutlicher Schrift besagt, wohin die rechte Straße führt. Zugleich wehet aus dem Ganzen eine frische Luft, und zum ersten Male hört man die Sprache wahrer Empfindung, sieht man Gefühle und Leidenschaften in ihrer natürlichen Tracht, verkehrt man mit Menschen, die menschlich auftreten und reden. Dieses Verdienst bleibt im Allgemeinen wie viel man auch im Besonderen in Absicht auf Originalität der Erfindung, auf Ebenmäßigkeit und künstlerische Organisation in der Ausführung zu vermissen habe, wie sehr selbst der Charakteristik bei theilweiser Trefflichkeit, z. B. in der Zeichnung der Marwood, noch mehrfach psychologische Gründlichkeit, tragische Haltung, lebendige Individualisirung, überhaupt rechte Wirklichkeit fehlen, wie Manches hier noch an die abstrakte rhetorische Personifikation der vorhergehenden Dramatik erinnern, wie häufig endlich der Fortschritt der Handlung selbst durch zu große Ausbreitung der Situationen aufgehalten, und der Dialog noch durch redseliges, weinerliches Pathos, was sonst Lessing nicht zu eignen pflegt, mehr als passend und zweckdienlich, in seinem dramatischen Flusse behindert werden mag. Wie richtig übrigens Lessing mit diesem Werke die dramatische Stimmung in Deutschland traf, beweist der ungemeine Beifall, welchen es bei der ganzen Nation fand, die sich fast überall zur Anschauung desselben drängte [1]).

1) Das Weinerliche des Stücks erinnert an die Comedies larmoyantes von Diderot, denen Lessing anfangs das Wort redete, und die er noch 1760 selbst übersetzte. Daß der verständige Nicolai in Berlin bei der Lesung des Stü-

Mit ununterbrochenem Eifer setzte Lessing seine literarische Thätigkeit fort, die sich immer bestimmter und schärfer auf das Ziel hinrichtete, welches er sich vorgesteckt, oder worauf ihn sein Genius mit urkräftigem Instinkte hingewiesen hatte. Zunächst begegnen wir ihm wieder in den Literaturbriefen, an denen er sich in ernster Weise betheiligte, ja, deren eigentlich geistiger Gründer er war. Wie in dieser literarischen Zeitschrift, dem Organe des rationalistischen Fortschrittes, von Nicolai, Mendelssohn und Abbt die neuen Grundsätze der Unabhängigkeit der nationalen Literatur besprochen und verfochten wurden, wie sie als die erste journalistische Macht die literarische Fehde entschieden eröffnete, wie Lessing Theil nahm, so weit und so lange, als er überhaupt mit jenen Männern gehen und wirken konnte, dieses und Anderes, was darauf Bezug hat, ist bereits oben dargestellt worden. Als Lessing die Grenze bemerkte, über die seine literarische Gemeinschaft mit den Berliner Freunden nicht wohl hinausgehen konnte, als er inne ward, daß er auf den Punkt gekommen, von welchem aus er nunmehr allein zu wandeln habe, weil ihn die Anderen nicht mehr verstanden und seinem höheren und kühneren Fluge nicht zu folgen vermochten; so benutzte er, rasch entschlossen, eine Gelegenheit, welche, wie seltsam sie für ihn auch scheinen mochte, doch ganz geeignet war, ihn aus der rationalistisch-pragmatischen Stagnanz der Berliner zu befreien und ihm eine neue Welt von Anschauungen und Erfahrungen zu eröffnen. Er wurde Sekretär des Generals von Tauenzien und ging mit ihm nach Breslau, in die Mitte der Bewegungen des siebenjährigen Kriegs. Die Fülle und Mannichfaltigkeit von Verhältnissen, in die er hier versetzt wurde, und die ihm die Unmittelbarkeit des Wirklichen aufdrängten, gaben seinem empfänglichen und strebsamen Geiste, was ihm noch zu fehlen schien, eine deutlichere Selbstbewußtheit bei größerer konkreter Bestimmtheit des Denkens und Handelns, das Gepräge weltkundiger Freiheit, die Erweiterung und Schärfung seines Blickes in Sachen der Menschheit wie der natürlichen Wahrheit. Zugleich fand er in Breslau bald literarische Freunde, Bibliotheken und Muße genug, sie zu benutzen. In scheinbarer Zerstreutheit und Unthätigkeit, in

---

ckes, wie er an Lessing schreibt, übermäßig weinen mußte, klingt beinahe ironisch. — Übrigens hat Lessing selbst das Stück in seiner Dramaturgie (N. 13 ff.) ziemlich treffend beurtheilt.

regem Verkehre mit den Freuden der Welt sammelte der im Nichtsthun thätigste Geist die mannichfaltigsten Elemente künftiger literarischer Großthaten, knüpfte er die ersten Fäden seiner späteren theologischen und philosophischen Wirksamkeit, legte er namentlich die Grundlagen zu den beiden Werken, welche, jedes in seiner Art, ihn auf der Höhe seines reformatorischen Berufs erscheinen lassen [1]).

Der Laokoon und die Minna von Barnhelm wurden dort empfangen und nach einiger Zeit kurz hinter einander (1766 und 1767) in die Öffentlichkeit geboren. Beide Werke nun stehen wieder so neben einander wie Kritik und Poesie in Lessing's Persönlichkeit selbst. Betrachten wir sie etwas näher, so ist zuvörderst der Laokoon nicht bloß ein Produkt des subjektiven kritischen Triebes und Talents, sondern zugleich das Kind einer die Zeit eigenthümlich beschäftigenden Frage. Kurz vor Winckelmann hatte die antike Kunst sich vielfach in den Vordergrund gedrängt und die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie der Dilettanten auf sich gezogen. Als er mit seiner Geschichte der Kunst auftrat, gab er diesen unsicheren Strebungen einen Halt- und Mittelpunkt, von welchem aus sie sich recht orientiren und fortan mit bestimmter Richtung ihr Ziel verfolgen mochten. Lessing bemächtigte sich nun der Frage nach ihrer damaligen Stellung und fand mit sicherem Takte die wesentliche Bedeutung, welche sie in Deutschland zugleich für die literar-ästhetische Bewegung hatte. Angeregt, gewissermaßen aufgefordert von Winckelmann's Geschichte der Kunst, dessen Ansicht, daß edle Einfalt und stille Größe das Princip der antiken Produktion sey, er bestreiten zu müssen glaubte, stellte er sich mit dem Laokoon in die Mitte der Untersuchungen, um ihren Bezug bestimmter und allgemeiner zugleich zu fassen und darzustellen. So einerseits berichtigend und andererseits erweiternd,

1) In dieser Hinsicht bietet sich eine unverkennbare Analogie zwischen Lessing's Aufenthalte in Breslau und Göthe's Leben in Weimar in den siebenziger und achtziger Jahren. So zerstreut Göthe schien und auch wohl großentheils war, so sehr sammelte sich zugleich sein Geist zu bestimmter Wirklichkeit in der scheinbaren Zerfahrenheit. Es ist bekannt, wie die meisten Werke seiner späteren klassischen Dichterthätigkeit in jener Epoche seines Lebens ihre eigentliche erste Geburtsstunde haben. Auch das trifft zusammen, daß Beide unter diesen Umständen von ihren Freunden mißkannt wurden. Wie Merck an Göthe halb und halb verzweifelte, so Mendelssohn an Lessing.

versuchte er es, vom Standpunkte der Kunst ausgehend, das rechte Grundgesetz für alle ästhetischen Geisteswerke zu entwickeln und auszusprechen. Die Schönheit ihrer selbstwegen, das Ideal der Darstellung, nicht des moralischen Charakters, ist es, was uns hier als das Erste und Letzte für alle künstlerische Produktion nachgewiesen wird. Was Göthe sagt: „Die wahre Darstellung hat keinen Zweck; sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie", ist in gewisser Hinsicht das Thema, wie das Resultat der Lessing'schen Schrift, welche insofern als die erste eigentliche Urkunde der neuen Ästhetik zu betrachten ist. Kant trifft in seiner Kritik der Urtheilskraft im Wege der Spekulation auf dasselbe Resultat, Schiller hat es in Theorie wie Praxis angestrebt, und Göthe in seinen Meisterwerken mit klassischer Virtuosität vollzogen. Die neueste Ästhetik nahm es wieder auf, nachdem es eine zeitlang nicht sowohl aufgegeben, als verdunkelt worden war. Mit Klarheit und tiefer Einsicht in die Sache zeigt Lessing weiter, wie jede Kunst ein eigenthümliches, ihrem Standpunkte und ihren Mitteln angemessenes Gebiet des Menschlichen zum Gegenstande habe, das sie nicht ohne Gefahr für ihre besonderen Werke überschreiten dürfe. Vornehmlich stellt er in dieser Hinsicht die Malerei und Poesie einander gegenüber, um die Grenzen beider zu bestimmen und so die näheren Verhältnisse der Letzteren einer genaueren Analyse zu unterziehen, deren Hauptzweck dahin geht, zu zeigen, daß es ein falscher Grundsatz sey, die Malerei eine stumme Poesie und diese eine redende Malerei zu nennen, wie die Tradition namentlich der Schweizer Schule lautete. Dagegen wies er der Poesie ein ganz anderes Problem zu, als der Malerei, indem er lehrte und an den vorzüglichsten Werken der Alten aufzeigte, daß die Dichtung es ganz eigentlich mit der successiven Handlung unter dem Principe der Zeit zu thun habe, während der Malerei die Darstellung der Gegenwart in einem einzigen Momente unter dem Gesetze der Raumbegrenzung eigne. Diesemnach verwarf er die malerische beschreibende Weise in der Poesie, welche gerade damals noch in unserer Literatur vielfach herrschend war, und auf die er bereits in den Literaturbriefen gelegentlich einen scharf strafenden Blick geworfen hatte. Die Poesie soll das Ideal der Handlungen,

die Malerei das Ideal der reinsten Körperform auszuführen haben. — Die Schrift ist nun zugleich in der Weise, wie sie ihren Gegenstand behandelt, selbst eine Art poetisches Werk der Kritik. Von dem berühmten Musterwerke des Alterthums, dem Laokoon, ausgehend, läßt Lessing die Betrachtung sich allmälig entwickeln und aus dem Gebiete der bildenden Kunst in das der Poesie hinübergleiten. So werden wir gefällig und wie ohne Absicht in die Sache und ihre eigene Bewegung hineingeführt; wir merken kaum, daß wir belehrt werden sollen, indem der analytische Fortschritt sich wie eine lebendige Handlung gestaltet, uns auf mannichfaltige Interessen hinführt, vielseitige Gegenstände dem Blicke darbietet und uns auf verschiedene Punkte stellt, von denen wir stets neue angenehme Aussichten genießen. Philosophie und kritischer Scharfsinn einerseits, eine reiche, passende Belesenheit andererseits sind die Mittel, womit der Verfasser seinen Zweck so umfassend als klar und bestimmt erreicht hat. Herder sagt daher mit Recht, der Laokoon sey „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen, geschäftig gewesen sind“ [1]).

Mit dem Laokoon trifft das Drama Minna von Barnhelm (1767) wohl nicht zufällig zusammen. In ihm sollte der neue poetische Grundsatz der successiven Handlung praktische Bewährung erhalten. Und zunächst ist es nun auch gerade dieser Punkt, worauf die dramatische Bedeutung des Stückes zu beziehen ist. Wenn in der Miß Sara bei aller Frische der Färbung die Entwickelung der Handlung zu oft in der rhetorischen Breite erlahmt und sich nur mühsam aus ihrem prosaischen Wortgewinde hervorarbeitet; so hat sie in der Minna dieses Hinderniß nicht zu bestehen, vielmehr strebt sie in freiem raschem Drange fort und läßt dem leeren Pathos weder Zeit noch Raum, sich auf Kosten der Bewegung zu entfalten. Zu diesem dramatischen Hauptpunkte, wodurch sich das neue Stück vor dem älteren empfiehlt, gesellt sich der weitere Vorzug des Interesses der nationalen Individualisirung. Wir begegnen hier einer nationaldeutschen Begebenheit, deutschen Charakteren, Sitten und Verhältnissen. Das Ganze

1) Krit. Wälder, gleich im Anfange.

steht dabei in angemessener Umgebung, tritt in einem schönen Verhältnisse zwischen Grund- und Lokalfarbe der Anschauung entgegen und grenzt sich so zu einem bestimmten lebendigen Bilde freundlich ab. Als bedeutsam möchten wir hervorheben, daß in der Handlung uns die erste und wichtigste Nationalthat, welche die politische Wiedergeburt des Vaterlandes bezeichnet, gerade in dem Punkte dargestellt und veranschaulichet wird, wo sie Vergangenheit und Zukunft zugleich in der Gegenwart andeutet, daß sie zu Situationen führt, welche die treue deutsche Hingebung lebendig charakterisiren, und dabei in ihrer Art ein ähnliches Bild der Täuschung des patriotischen Edelmuths sehen lassen, wie es nach der zweiten nationalen Großthat im neunzehnten Jahrhundert so Mancher erblicken wollte. Wir sehen den Frieden geschlossen, aber die Helden, so ihn erfochten, von seinen Vortheilen ausgeschlossen, der Hilflosigkeit und dem Zufalle preisgegeben; wir sehen, wie der Deutsche zum ersten Male wieder seinem hundertjährigen auswärtigen Dränger im Bewußtseyn errungener Selbstständigkeit gegenüber tritt, zugleich aber auch, wie er geplackt wird von kleinlichen Verfolgungen, die ihm die Erinnerung an seine Aufopferung verbittern; wir sehen endlich, wie die getrennten, bisher feindlichen Stämme desselben Vaterlandes sich in Liebe einen wollen, wie „die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen überwindet“ [1]), wie aber erst durch mancherlei Mißverstand hindurch zu kämpfen ist, bis die glückliche Einigung zu Stande kommt. In allem diesen liegt eigentlich das, was Göthe den „specifisch temporären Gehalt“ des Stückes nennt, von dem er urtheilt, daß es „den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete“. Bei solchen Vorzügen mögen wir dann wohl geneigt seyn, die Mängel einigermaßen zu übersehen, deren die Produktion freilich wenige entdecken läßt, sobald wir sie mit aller Strenge des ästhetischen Urtheils schätzen wollen. Am meisten drückt das Schwanken zwischen natürlicher Wahrheit und Gesuchtheit, das oft unmotivirte, man möchte sagen, verrenkte Benehmen der beiden Hauptcharaktere, des Majors von Tellheim und der Minna, welche eine Art

1) Göthe, Dichtung und Wahrheit.

Schach mit einander zu spielen scheinen, der übertriebene Wettstreit der Großmuth, in den fast sämmtliche Personen sich einlassen[1]), endlich die nicht immer hinlänglich verdeckte Absichtlichkeit in der Organisation der Handlung und der Gruppirung der Charaktere. Übrigens griff dieses Drama mehr noch als Miß Sara, eben weil es deutscher war, erregend und nachhaltig in die dramatische Nationalliteratur ein. Es zeigte nicht bloß die neue Bahn, sondern war auch der erste entschiedene Schritt, der auf derselben versucht ward.

Beide Werke, Laokoon und Minna, treten in der unmittelbar darauf folgenden Hamburgischen Dramaturgie (1768) zu einer bedeutsamen Einheit zusammen. Was der Laokoon kritisch angeknüpft, was in der Minna poetisch versucht worden, erhielt hier seine vielseitigste Erörterung und lebendigste Erklärung. Es kam dem Verfasser darauf an, die eigentliche Wurzel unserer nationalliterarischen Unselbstständigkeit, die Herrschaft des französischen Geschmackes, aufzuzeigen und aus unserem Boden vollständig herauszureißen. „Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen", sagt er in dem Prologe zu dem Epiloge des Werks. Mit Bitterkeit wirft er uns die Vorliebe vor für Alles, „was uns von jenseits des Rheines" kommt. „Lieber", meint er, „verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders (als schön, reizend, allerliebst und göttlich) finden sollten". Obwohl, wie wir schon oben angeführt, ein französischer Schriftsteller, Diderot, auf Lessing's dramatischen Geschmack, wie dieser selbst gesteht, einen vortheilhaften Einfluß gehabt, obwohl er, durch ihn zuerst veranlaßt, der abstrakten Heroentragödie der Franzosen das bürgerliche Trauerspiel gegenüberstellte; so konnte ihn dieses nicht hindern, seinen kritischen Eifer vornehmlich gegen die Hauptrepräsentanten des französischen Drama zu richten. Corneille und Voltaire, besonders der Letztere, werden mit scharfer Analyse dem ästhetischen Urtheile unterworfen; und da das Ansehen der anmaßlichen französischen Klassik als auf den Aristoteles gegründet hervortritt, dieser große Kritiker und Philosoph aber hier gänzlich mißverstan-

1) Der Rec. in den Gött. g. A. 1767 meinte daher nicht ganz mit Unrecht, daß man das Stück „die Großmüthigen" hätte betiteln können.

den und nur nach äußeren Beziehungen aufgefaßt erscheint, so glaubte Lessing, vor Allem auch die wahre wesentliche Aristotelische Theorie vom Drama der französischen falschen Deutung mit möglichster Entschiedenheit und eindringlichster Klarheit entgegensetzen zu müssen. So auf sicherem und erprobtem Grunde, durch Studien der dramatischen Dichtkunst hinlänglich gewaffnet, mit philosophischer Sehkraft gerüstet, zieht er nach einander die Voltaireschen Hauptstücke, eine Merope, Zaïre, Semiramis, wie die berühmte Tragödie Rodogüne von Corneille, mit gleicher Strenge vor das Tribunal seiner Kritik, untersucht ebenso genau ihre Grundlagen, als er die Wahrheit der Empfindung und der Charaktere mit gewohnter psychologischer Schärfe erwägt. Shakspeare wird eingeführt und in seinen dramatischen Vorzügen dargestellt, um durch den Kontrast die Armseligkeit der französischen Abstraktions-Tragödie und ihrer deutschen Gottschedjünger desto anschaulicher zu machen, die antike tragische Muse tritt heran, um die vorgebliche Verwandtschaft mit der französischen zu verleugnen und für die echte Aristotelische Lehre Zeugniß zu geben, selbst Diderot muß mit seiner Comédie larmoyante gegen seine hochtragischen Landsleute als treffende Instanz gelten. Daneben werden aus der dramatischen Literatur überhaupt mehrere Erscheinungen in Betracht gezogen und im Lichte der aufgestellten Theorie beleuchtet. Lessing sucht so das Urwesen echter Dramatik in seiner Grundwahrheit hervorzustellen und, indem er die dramatischen Genialitäten des Alterthums mit denen der Neuzeit zusammenführt, das Ewiggleiche der reinen dramatischen Idee aufzuweisen. Dabei behält er immer das nationale Drama im Auge. Obwohl an der Herstellung desselben in Verbindung mit einem Nationaltheater in der damaligen Gegenwart ziemlich verzweifelnd, indem er die deutsche Nationalität selbst in Zweifel zieht, wie in unserer Zeit Börne, sein zum Theil geistesverwandter Nachfolger in der dramaturgischen Kritik, möchte er doch auf allen Wegen, die seiner Gelehrsamkeit offen standen, Mittel und Elemente herbeischaffen, um eine nationaldeutsche Dramatik zu begründen, wobei er mit sicherem Takte und patriotischer Wärme sich an den Geist und das Gemüth der Nation selbst wendet, von den unfruchtbaren Höhen der Hofwelt mitten in die Ebene des sogenannten Volkes herabsteigend, um hier die Lebensquellen der einheimischen Dicht-

kunst aufzufinden [1]). Dem ersten Plane nach sollte das Werk, welches aus einer dramaturgischen Zeitschrift entstand, „jeden Schritt begleiten, den die Kunst sowohl des Dichters, als des Schauspielers thun würde", allein bald ward Lessing, wie er selbst sagt, der letzteren Hälfte des Vorhabens überdrüßig. „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst", ruft er aus und verzweifelt zugleich, bei der Empfindlichkeit der Künstler, die sich nie genug gelobt, wohl aber leicht zu viel getadelt glauben, etwas Ersprießliches ausrichten zu können. Damit die Deutschen ein Nationaltheater haben können, müssen sie, meint er, „zuerst eine Nation seyn", und hierzu schien ihm, wie wir so eben bemerkt, noch Manches, wo nicht Alles zu fehlen. Nichts desto weniger enthält das Werk die fruchtbarsten Winke über die theatralische Kunst, die bei uns erst von hier ihre theoretische Literatur datirt. Ganz eigentlich aber erscheint es als die erste wahre moderne dramatische Poetik und zugleich als die Rüstkammer dramatischer Dichtkunst sowohl in Absicht auf die ästhetischen Grundsätze, als auf den ungemeinen Reichthum von literar-historischen Andeutungen aus allen Gebieten der dramatischen Literatur. Die antike Welt, die Schatzkammer der englischen, selbst der spanischen Literatur werden durchsucht, um Anregung und Stoff zu neuer Befruchtung für die deutsche Dichtkunst zu liefern. Bis auf die Gegenwart reicht der Vorrath und die belebende Kraft dieser Schrift. Die originale Klassik wie die Schule der Romantik haben darin Nahrung und Anweisung gefunden, und wir nehmen keinen Anstand, mit Gervinus zu sagen, daß sie „ein Vermächtniß für Deutschland und ein Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie" geworden ist [2]). Zugleich ist auch hier, wie im Laokoon, dieselbe Kunst der Behandlung, dieselbe Meisterschaft in Styl und ganzer Darstellung anzuerkennen. Ohne Mühe wie von selbst verbindet sich der Gedanke mit der Fülle des Stoffs, entfaltet sich der Reichthum der Gelehrsamkeit mit dem Geiste, der sie für seine

1) Einigermaßen war ihm hierin der von ihm so sehr verfolgte Gottsched vorangegangen, indem derselbe, worauf wir oben schon hingewiesen haben, allerdings darauf hinwirkte, die Literatur mehr, als bisher geschehen, vor das Forum des Volkes zu bringen, wie wenig er auch geeignet und geneigt seyn mochte, den eigenthümlichen nationalen Lebenspunkt für sie zu erkennen und in Bewegung zu bringen.

2) A. a. O. Bd. IV. S. 399.

besonderen Zwecke bewältigt; von allen Seiten tritt nach Maßgabe des Gebrauches bald das Nahe, bald das Entfernte, bald das Alte, bald das Neue, hier das Fremde, dort das Einheimische heran, um sich bereit und willig dem Ganzen zu fügen. Dieselbe Freiheit, welche Inhalt und Anordnung erzeugt und beherrscht, waltet auch in der Sprache, die mit der Bewegung des Lebens gediegene Haltung, mit gründlicher Bildung die klarste Durchsichtigkeit paart.

Wie das Kind der Mutter, so folgt auch hier der Kritik wieder fast auf dem Fuße die Poesie [1]). Emilia Galotti (1772) stellt sich als praktische Instanz ebenso hart der Voltaire-französischen Tragödie entgegen, als die Dramaturgie ihr theoretisch-kritisch alle Rechtstitel der tragischen Musterhaftigkeit wegstreitet. Wie dieses Stück zugleich gegen das drohende Gewitter der genialischen Drangproduktionen, deren Herannahen Lessing richtig genug beobachtete, als eine Art Präservativ dienen sollte, ist nicht unbemerkt geblieben [2]).

Sieht man indeß von diesen historischen Bezügen ab, um die poetische Stelle zu bezeichnen, welche das Werk einnehmen darf, so ist vor Allem darauf hinzuweisen, daß es, wie die Lessing'schen Stücke überhaupt, weniger für die einsame, ruhige Betrachtung, als für die flüchtige Anschauung, weniger für die langsame philosophische Auffassung, als für die Bewegung in dem Augenblicke der Gegenwart, kurz weniger für die Lektüre, als für die Aufführung geschrieben ist. Wenn Shakspeare tiefer eingeht in die Geheimnisse der menschlichen Natur, ihr Fühlen und Denken, ihr Wünschen und Wollen gründlicher und reicher motivirt als Lessing, und „den stummsten Abgrund der Seele sprechend macht"; so tritt ihm dieser doch darin näher, als fast alle anderen dramatischen Dichter, daß er den theatralischen Zweck, die Kunst der Darstellung und ihre augenblickliche Wirkung, jenem großen Meister ähnlich, in's Auge faßte und mit glücklichem Takte seinen Stücken unterlegte. Was Herder von Shakspeare sagt, „in Vorzeichnung der Aktion durch die Sprache selbst ist Shakspeare Meister", läßt sich, wenn auch nicht in gleichem Gra-

1) Sehr richtig bemerkt schon der Recens. in den Gött. g. A. 1793 von Lessing: „Seine Dramen waren für ihn lebendige Dramaturgien."

2) Gervinus z. B. stellt (a. a. O. IV. S. 406) es besonders dem Ugolino von Gerstenberg gegenüber, als in welchem Stücke sich die nachmalige Drang-Dramatik nachdrücklich genug ankündigte.

de, doch immer in gewissem Maße auch von Lessing sagen. Emilia Galotti besonders ist nach Herder „ein Theaterstück, was gesehen, nicht gelesen werden muß", und über dessen Bühnenwirkung er seine Begeisterung nicht bergen kann. Voll dramatischer Energie, reich an bedeutenden Situationen, gewebt aus wahrhaft menschlichen Verhältnissen und belebt durch Personen, die in der Wirklichkeit stehen und mit individueller Art sprechen und handeln, enthält es die entschiedenste Verneinung gegen die ganze damalige, noch immer mehr als billig französirende Tragödie Deutschlands. Eben diesen Vorzügen verdankt es Emilia aber auch, daß sie wahrhaft epochemachend wurde und, während die meisten Stücke jener Zeit und viele spätere, sonst nicht werthlose dramatische Produktionen rasch von der Bühne schwanden, sich bis in die Gegenwart darauf behauptet hat und immerfort mit vollem Interesse gesehen wird.

Als Fabel liegt dem Stücke die aus Livius bekannte Geschichte der Virginia zu Grunde [1]). Lessing wollte dieselbe anfangs in ihrer antiken Bedeutung dramatisiren und hatte damit wirklich auch Ernst gemacht, überzeugte sich aber bei näherer Erwägung, daß die Begebenheit aus dem Alterthume und ihrer historischen Umgebung in die neue Zeit verpflanzt und auch hier, rein aus dem Gesichtspunkte moderner Weltanschauung und Lebensbezüge, poetisch dargestellt werden könne. Er enthob daher den Stoff zunächst seiner politischen Beziehung, den er in der römischen Tradition hat, und stellte ihn ganz unter den ethischen Gesichtspunkt, indem er meinte, daß, wenn ein Vater seine Tochter tödte, *um sie der Tugend und Ehre zu erhalten*, dieses auch ohne alle politische Tendenz an und für sich tragische Bedeutung genug haben könne. Daß Lessingen nun diese Übertragung der antiken Sage in die moderne Umgebung und den modernen Gesichtskreis in Ton und Haltung gelungen sey, ist kaum zu verkennen. Wir wandeln in dem Gedichte ganz in der Mitte neuer Sitten, neuer bürgerlicher Verhältnisse, die Motive sind durchaus dem Gebiete moderner Zustände und Überzeugungen entnommen; Liebe und Religion, Familien- und Hofbeziehungen, Personen und Schauplatz, Alles erscheint in dem Lichte und unter den Farben romantischer Zeiten und Bildung. Die ganze Ausführung aber zeigt, wie nahe selbst der Verstand der Dichtung kommen kann, wenn er sich mit den Idea-

1) Liv. Hist. L. III. C. 44.

len des freien schaffenden Geistes vertraut gemacht hat und seinen Scharfsinn nicht ausschließlich endlichen Zwecken leihen will. Übrigens hatte sich Lessing mit diesem Stücke, dessen Fabel bereits in mehreren neuen Literaturen (z. B. in der spanischen und englischen) dramatisch bearbeitet erscheint, frühzeitig und schon vor der Miß Sara beschäftiget, dann in mehreren Pausen es ernstlich auszuführen gesucht, bis er es endlich nach zehnjähriger Unterbrechung in der jetzigen Gestalt veröffentlichte [1]). Sehen wir etwas näher zu, wie die Sache behandelt worden, so zweifeln wir, ob es in irgend einer Literatur noch ein Werk giebt, in welchem die strenge Konsequenz an sich selbst, wir möchten sagen, der produktive Kalkül, sich zu gleicher Genialität erhoben und mit gleicher Virtuosität die poetische Beleuchtung der Phantasie abgeborgt hätte. Racine's Athalie ist ebenfalls überwiegend ein Werk verständiger Bearbeitung, allein die dramatische Folgerichtigkeit hat nicht die imponirende konklusive Haltung, wie sie Lessing's Werk uns bietet. Darin hebt sich nun aber auch vor Allem der Punkt hervor, von welchem diese Schöpfung sowohl nach Plan als Ausführung zu fassen und zu würdigen ist. Das Ganze gleicht einem vollkommenen reinen Krystall, der von schönen Farben mehr spielt, als sie selbst trägt. Die Poesie wirft ihre Lichter bald hier bald dort in die Züge, welche die besonnene Überlegung gezeichnet hat, und mildert ihre Schärfe. Wir vergessen, besonders bei geschickter theatralischer Darstellung, daß manches Motiv wohl weniger gesucht, manche Situation besser vermittelt, mancher Zug in der Charakteristik nicht so übertrieben seyn sollte; wir denken nicht daran, daß die Katastrophe, des tragischen Effekts unbeschadet, sehr wohl auf einer anderen als der antiken Geschichtsgrundlage hätte gegründet werden können, und der Mord der Tochter durch des Vaters Hand, wenngleich durch jene selbst gefordert, hier doch keineswegs hinlänglich gerechtfertigt und darum immer widerstrebend erscheint; wir lassen uns kaum auf einen Augenblick durch solche und ähnliche Betrachtungen in dem Genusse des Ganzen stören, wenn dieses in seiner abgeschlossenen Fertigkeit und Rundung uns entgegengebracht wird. Selbst aber auch auf Einzelheiten kann

1) Zuerst wurde er darauf aufmerksam, als er, mit Mylius die Beiträge zur Historie des Theaters herausgebend, auf eine ältere spanische Bearbeitung der Geschichte traf.

unser Blick mit Wohlgefallen weilen, weil sie ihm einen hohen Grad künstlerischer Haltung bieten. So ist zunächst der Prinz eine überaus wohl getroffene Gestalt. Sein Stand mit seinen Neigungen und Launen, mit allen höfischen Influenzen und Beziehungen, kurz, um mit Herder zu reden, „das Prinzliche" ist in einem treuen Bilde individualisirt, dessen Wahrheit uns noch jetzt überrascht, wenn wir es an lebendige Originale halten. Welche Lehre und bedeutsame Mahnung giebt der Schluß? Der Tyrann, wenn auch menschlich gefärbt, wirft unmenschlich genug das Werkzeug weg, dessen er bedurft, im Augenblicke aber nicht mehr bedarf, vermuthlich, um es wieder aufzuheben, wenn seine Lust es von Neuem braucht. „Ist es zum Unglücke so Mancher nicht genug," ruft er am Ende aus, „daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" Wie leicht überträgt hier der Mächtige die Schuld von sich auf Andere, die er dafür gedungen zu haben scheint, die Lastträger seiner Sünden zu seyn! — Wer sollte nicht in der Zeichnung der jugendlichen Emilia bei tiefer psychologischer Wahrheit die reifste empirische Auffassung anerkennen, wer nicht in dem unsicheren Schwanken zwischen Unschuld und Schuld, zwischen Pflichtgefühl und Jugendtrieb, zwischen Religion und Welt, zwischen Schwäche und edler Entschlossenheit, wie's uns hier zur Anschauung kommt, in der Art, wie die Verführung am heiligen Orte angelegt wird, wie sie fortschreitet, bis sie das Opfer gleich einer Zauberschlange in ihren giftigen Kreis gebannt hat, die große Kunst eines menschenkundigen Meisters finden wollen? Wer möchte in der Orsina nicht die Einsicht bewundern, womit der Kontrast der früheren Geliebten und der nun Verstoßenen, des Stolzes und der Demüthigung, der Koketterie und der Rache, des Wahnsinnes und der Vernunft geschildert ist? Wenn in Marinelli's Zeichnung sich vielfach zu sehr die Absicht verräth, und die Farben meist ohne Mitteltinten aufgetragen sind, so bildet dieser Charakter doch durch die Art und Weise, wie er in der Umgebung der übrigen als der einzige steht, der sich seines Wollens und Thuns sicher bewußt ist, eine bedeutsame Hauptfigur in der Gruppe, die sich um ihn stellt, und in welcher er wie ein Wachender unter Halbträumenden erscheint. Denn Alle, der sinnlichtaumelnde Prinz wie die schüchterne Emilia, der halbdunkle Graf Appiani wie die von den Siegen ihrer Tochter halbbethörte

Mutter Claudia, die dämonische Orsina wie der verblüffte Odoardo, der sich wundert, „daß er aus lauter Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurückgelassen" — Alle handeln mehr aus Instinkt als mit besonnener Bewußtheit des Ziels und der Verhältnisse. Rechnet man nun zu diesen Vorzügen noch die Weisheit, womit die Schicksalsidee von dem modernen germanisch-christlichen Standpunkte aus gefaßt erscheint, wie ihr Walten aus dem Gebiete äußerlicher Macht in das der subjektiven Strebungen verlegt wird und hier in dialektischer Bewegung sich zu ihrem Resultate vermittelt, wie das, was Schiller später sagt, „in Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne", schon hier sich unter des Dichters Händen so klar als echt bewährt; berücksichtiget man endlich den raschen dramatischen Fortschritt, der sich in dem lebendigen Gange des Dialogs vergegenwärtiget, dabei die gedrungene Folge der treibenden Momente und Begebenheiten: so darf man wohl das Stück als den Anfang unserer eigentlichen Nationaltragödie bezeichnen, wie viel es auch sonst in Absicht auf poetische Innerlichkeit und Belebung, auf Behandlung der Gefühle und Leidenschaften, namentlich in Absicht auf das echt tragische Pathos, dem die lakonische Präcision und Unruhe keine Stelle gönnt, zu wünschen übrig lassen mag. Daß die Romantiker dieser Produktion ihr Wohlwollen nicht schenken mochten, kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, wie wenig Lessing's Geist und Sinn der ihrige war. Wir lassen daher gern Fr. Schlegel bei dem Stücke „bewundernd frieren und frierend bewundern", da wir wissen, daß Emilia lebt und Alarcos längst verstorben ist [1]).

Wir verweilen nicht bei den bekannten Klotzischen Händeln, in welche sich Lessing verflocht, und die er um die Zeit seiner dramaturgischen Arbeit ausfechten mußte. Sie charakterisiren Weise und Tendenzen der Clique gegenüber dem Ernste der Wahrheit und der uneigennützigen Bemühung um ihre Anerkennung und Verbreitung. Klotz in Halle (früher einige Zeit in Göttingen) gehörte zu denen, die damals in Horazisch-Anakreontischer Affektation und Selbstgefälligkeit den deutschen Parnaß umschwärmten und in Halle und Halberstadt die Brennpunkte ihrer literarischen Freundschaftelei hatten. Er gewann bald ein besonderes Ansehen, weil er mit den Spielen der vaterländischen Muse

1) Alarcos, ein romantisirendes Trauerspiel von Fr. Schlegel. — Auch Tieck, Aug. W. Schlegel und Andere erklärten sich gegen die Emilia.

den Ernst der humanistischen Philologie zu verbinden schien und als ein bekannter Name in diesem Fache galt, von dem selbst Heyne urtheilte, daß wohl noch etwas von ihm zu lernen sey. Dieser Mann nun, aufgelegt zu parteikritischer Betriebsamkeit sowie zu anmaßlicher Überschätzung seiner wissenschaftlichen Autorität, dabei nur oberflächlich bewandert in dem Gebiete des Alterthums und doch dünkelhaft genug, sich über Vieles zum Lehrmeister aufzuwerfen, wovon er nicht viel verstand, das Mittelmäßige hebend und schützend, das Große übersehend und nicht achtend, hatte auch an dem Laokoon von Lessing seine eingebildete Weisheit versucht. Dieser, schon längst dem verderblichen literarischen Kabalenwesen, welches sich um den eingebildeten Riesen hervordrängte, feindlich gesinnt, ertrug die Anmaßung nicht länger, sondern trat ihr in den bekannten „Antiquarischen Briefen" mit einer so kräftigen Entschiedenheit entgegen, daß sie rasch in das Nichts zurückgeworfen wurde, aus dem sie hervorgezogen war. Wir sehen ab von all dem Trefflichen, was in diesen Briefen im Laufe der eigentlichen Polemik für die Wissenschaft selbst zu Tage kam, und bemerken nur, daß sie durch ihren ganzen Ton, durch die unverkennbare Beziehung zur Nationalliteratur, sowie durch sprachliche Tiefe und Gewandtheit eine bedeutsame und erfolgreiche Wirkung auf den Stand der damaligen literarischen Verhältnisse hervorbrachte. Herder knüpfte an sie wie an den Laokoon seine „kritischen Wälder" in ähnlicher Art, als er an die Literaturbriefe „die Fragmente zur deutschen Literatur" geknüpft hatte. Die Abhandlung Lessing's, „wie die Alten den Tod gebildet", ist eine Art Nachtrag zu den antiquarischen Briefen und giebt beiläufig auch eine Rechtfertigung der derbkräftigen Polemik, welche von ihm dort geübt worden. Daß damals, wie jetzt noch wohl bei ähnlichen Gelegenheiten geschieht, von Seiten der angeblich Friedfertigen oder vielmehr der Schwachen bei den persönlichen Angriffen, die Lessing mit allen scharfen Waffen seiner Ironie und gelehrten Überlegenheit gegen Klotz unternahm, ein Schrei des Entsetzens gehört wurde, darf uns nicht wundern, am wenigsten aber veranlassen, das herbe, jedoch nothwendige Mittel dem kritisch-kühnen Arzte zum Vorwurfe zu machen. Wohl uns, daß es einen Lessing gab, der die Dinge bei ihren rechten Namen zu nennen wagte; möchten solche Männer, gleich sehr befähiget und

berufen, unseren Zuständen, literarischen wie socialen, nimmer ganz oder zu lange fehlen! [1])

Nachdem Lessing auf dem Wege, welchen wir bisher flüchtig gezeichnet haben, zu dem Höhepunkte seiner männlichen Reife gelangt war, richtete er seinen Blick scharf und unverwandt auf den Tempel der höheren Wahrheit, „dessen Stufen er nur zu kehren" sich bescheidet. Er ist „stolz auf die geringe Arbeit", weil er weiß, „wem zu Ehren er es thut". Hier nun, eben an der Schwelle des Tempels der Philosophie und Religion, begegnen wir dem erhabensten Ernste des vorzüglichen Mannes, der sich mit bewundernswerther Geisteskraft über sein Zeitalter und dessen Parteien hinweghebt, um das ideale Evangelium der Zukunft einer ihn wenig verstehenden Gegenwart zu verkündigen [2]). Diese Epoche seines Lebens beginnt eigentlich mit dem Antritte des Bibliothekariats in Wolfenbüttel, der im Jahre 1770 stattfand. In sie fallen die Kämpfe für das Licht der Vernunft, für das Recht des freien Geistes sowohl gegen die Versuche der Verfinsterung als der frivolen pragmatisch-verständigen Freidenkerei. „Wärtel wollte er seyn," so sagt er selbst, „der seine Stange dazwischen würfe, wenn von der einen oder der anderen Seite ein zu hämischer und unedler Streich geführt würde." Mit Herder können wir ihn „einen Rechtdenker unter den Freidenkern" nennen. Sein Berengar eröffnete (1770) das neue Stadium, welches Nathan und die Schrift „Erziehung des Menschengeschlechts" beendete, wenn sonst die Kritik die Authenticität der letzteren gegen jüngst erhobene Widersprüche behaupten und fernerhin sicher stellen kann [3]).

Mit der Herausgabe der Schrift des berühmten Berengar von Tours († 1088) „über die Transsubstanziation" gegen Lanfrancus beurkundete Lessing, gleich nach seiner Anstellung an der

1) Interessant ist es, die Ängstlichkeit und Behutsamkeit zu bemerken, womit z. B. Heyne vor jener Lessing'schen Polemik noch in später Zeit zurücktrat. Herder, Werke, Theil IV. Vorrede. (Herausgeg. v. Heyne.)

2) Jenen Ernst mußte selbst Hamann, der sich sonst mit Lessing's polemisch-kritischem Scharfsinne nicht befreunden mochte, anerkennen. „Es ist Lessing ein Ernst gewesen," schreibt er, „eine neue Bahn zu brechen."

3) Vor einiger Zeit ist versucht worden, die Lessing'sche Urheberschaft dieser bekannten Schrift zu bestreiten und sie, wenigstens dem Wesen nach, dem berühmten Ökonomen, Albrecht Thär, beizulegen. Vgl. Albrecht Thär

Bibliothek in Wolfenbüttel, sein Talent, das Werthvolle und Bedeutende aufzufinden und aus dem Dunkel der Vergessenheit und dem Schooße der Bibliotheken hervorzuziehen, wovon er schon in Breslau die ausgezeichnetsten Proben abgelegt hatte. Aus der aufgefundenen Handschrift, deren Vorhandenseyn bisher völlig unbekannt geblieben war, wies nun Lessing das rechte Verhältniß nach, in welchem jener Scholastiker zu der Verwandelungslehre im Abendmale gestanden, an deren dogmatischer Ausbildung seit Paschasius Radbertus die Kirche bis dahin fortwährend gearbeitet hatte. Berengar's von mehreren Kirchenversammlungen verdammte Ansicht fällt fast ganz mit dem von Luther aufgestellten Lehrbegriffe zusammen; weshalb denn auch die Bekanntmachung derselben großes Aufsehen in der theologischen Welt verursachte und den Herausgeber als einen Mann signalisirte, der in diesem Gebiete ein bedeutendes Wort mitzusprechen berufen war. Lessing ließ auch nicht lange auf sich warten, sondern stellte sich alsbald mit der ganzen ihm eigenthümlichen Offenheit und Entschiedenheit an die Spitze der philosophischen Theologie, deren Sache er ebenso sehr durch seine spekulative Dialektik als seine ungemeine Kenntniß in allen bezüglichen Fächern mit Nachdruck zu führen im Stande war. Als er im Jahre 1774 die berühmten „Fragmente des Wolfenbüttel'schen Unbekannten" herauszugeben anfing, veranlaßte er eine mächtige Aufregung, welche sich bald in heftigster Polemik aussprach. Wir haben schon oben in flüchtiger Übersicht angedeutet, daß seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die theologische Wissenschaft hauptsächlich auf dem Grunde philosophischer Einwirkung auch bei uns eine Art rationalistisch-antiorthodoxe Richtung zu nehmen anfing, nachdem sie in England bereits gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts theilweise in jene Bahn eingelenkt hatte. Wir berühren nicht weiter, was in dieser Weise ein Basedow anstrebte, oder gar ein Bahrdt in seiner trivialen Manier über theologische

---

u. s. w. v. W. Körte, Leipzig 1839. Doch sind die Gründe für diese Angabe wenig überzeugend, wie zum Theil schon Guhrauer nachgewiesen. Lessing selbst hat die Schrift ausdrücklich für die seinige erklärt, mit der Bemerkung, daß er sie nicht „apodiktisch", sondern „gymnastisch" geschrieben habe. Lessing aber war nicht gewohnt, zu lügen, noch brauchte er sich mit fremden Federn zu schmücken.

Gegenstände mit seichter Aufklärerei drucken ließ, und erinnern nur gelegentlich, daß ungefähr um die Zeit, wo die Fragmente bekannt gemacht wurden, J. A. Eberhard seine „Neue Apologie des Sokrates" (der erste Band erschien zum ersten Male schon 1772) herausgab, worin er der orthodoxen Dogmatik einen entschiedenen deistischen Rationalismus entgegensetzte, wider den selbst Lessing sich ermäßigend zu äußern für gut fand. Der Verfasser, welcher fast in allen seinen Schriften, namentlich auch in den ästhetisch-theoretischen, den Standpunkt des popular-philosophischen Eklekticismus behauptet, erhebt sich auch hier nicht zur Höhe der Spekulation, obwohl er nicht ohne Geist die Waffen des gesunden Menschenverstandes zu führen weiß. In jenen Fragmenten selbst nun, die bekanntlich von H. Samuel Reimarus in Hamburg herrühren, herrscht im Ganzen dieselbe rationalistische Auffassungsweise, nur werden die eigentlichen Grundlagen des Christenthums nach ihrer historischen und dogmatischen Tradition bestimmter und direkter angegriffen und bestritten. In der That enthalten sie bloß eine Reproduktion und weitere Ausführung vornehmlich des englisch-deistischen Antichristenthums, wie solches bereits gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Toland's bekanntem Buche Christianity not mysterious ausgesprochen und später in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts von einer großen Zahl englischer Schriftsteller offen bekannt worden war, unter denen hauptsächlich Chubb, aus dem Gesichtspunkte literarischer Behandlung, besondere Aufmerksamkeit verdient. Lessing selbst wollte durch die Herausgabe wohl nur der Einseitigkeit der orthodoxen Dogmatik den Fehdehandschuh hinwerfen, ohne sich zu dem Inhalte seinem ganzen Umfange nach zu bekennen, gegen den er sich ja selbst in beigefügten Bemerkungen theilweise polemisch verhält. Wichtiger als diese Fragmente an sich wurde der theologische Streit, der sich an sie knüpfte und in dessen Mittelpunkt sich der berüchtigte Pastor und Senior Goeze in Hamburg stellte. Wie dieser Eiferer für die strenge symbolische Orthodoxie fast mit Jedem Fehde begann, der dem Rationalismus zuneigte, und selbst wider Göthe wegen der Werther-Moral dringende Beschwerde erhob, ist schon mehrfach von uns berührt worden und darf als überhaupt hinlänglich bekannt wohl übergangen werden. Hier haben wir vornehmlich nur auf die antigoezischen Schriften Lessing's selbst

hinzudeuten, welche sich auf gewisse Weise den antiquarischen Briefen als Gegenstück anschließen und in ihrer Art für Muster echt ironischer, geistvoller, philosophischer und gelehrter Polemik gelten und in Absicht auf deutsche Sprache als wirklicher literarischer Gewinn betrachtet werden können. Sie erinnern in allen diesen Beziehungen lebhaft an die polemischen Manifeste, die Luther und Hutten vordem an die deutsche Nation erließen, und mit denen sie auch hinsichts der Wirkungen vergleichbar sind. Was wir schon bemerkt haben, daß nämlich Lessing bei Veröffentlichung der Fragmente keineswegs ihren ganzen Inhalt als seine Überzeugung geben wollte, erweisen diese polemischen Schriften auf's Bestimmteste, indem er in ihnen die Sache des Christenthums gegen die gemeine Pragmatik der Aufklärer ebenso offen vertritt, als er sie gegen die supranaturalistische Anmaßung der Pastoraltheologen in Schutz nimmt. Er will ein Christenthum dem Geiste nach, welches in den evangelischen und apostolischen Schriften wohl einen positiven Anhaltspunkt haben mag, an sich aber davon ganz unabhängig ist. „Das Christenthum war", sagt er, „ehe Evangelisten und Apostel geschrieben haben." Daher sollen die schriftlichen Überlieferungen „aus ihrer inneren Wahrheit" erklärt werden, und wenn das Christenthum an sich selbst keine solche innere Wahrheit hat, so können die heil. Schriften insgesammt ihr keine geben. Er will ebenso wenig, daß man „jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, als jeden Weltweisen zum Gottesleugner herabwürdiget". Nichts ist ihm auf Seiten des zionswächterischen Goeze widerwärtiger, als daß er ihn „aus dem Hause seines Vaters (der protestantischen Religion) werfen will." Sein Herz, sagt er weiter, verdamme ihn nicht, und er könne „mit aller Freudigkeit zu Gott einem jeden intoleranten Heuchler die Larve vom Gesichte reißen"[1]). Dabei wollte er

1) Wie Lessing über die Religion an sich dachte, darüber giebt außer Anderem eine Stelle in seinem Lustspiele „der Freigeist" ein bedeutsames Zeugniß. „Die Religion," heißt es, „ist eine Zierde für alle Menschen, und muß ihre wesentlichste Zierde seyn. Ach, sie verkennen sie aus Stolz, aber aus einem falschen Stolz. Was kann unsere Seele mit erhabeneren Begriffen füllen, als die Religion? Und worin kann die Sicherheit der Seele anders bestehn, als in solchen Begriffen, in würdigen Begriffen von Gott, von uns, von unseren Pflichten, von unserer Bestimmung? Was kann unser Herz, diesen Sammelplatz verderbter und unruhiger Leidenschaften, mehr reinigen, mehr

zwischen der Religion Christi und der christlichen Religion unterschieden wissen, als welche letztere sich an die verschiedene Auffassung und Erklärung der apostolischen Schriften knüpfe. Jene machte er zu der seinigen. In der Schrift „Erziehung des Menschengeschlechts" spricht er (bedeutsam genug hinsichtlich mancher philosophisch-theologischen Erscheinungen unserer Zeit) die Erwartung aus auf „ein neues Evangelium" und hofft, daß mit ihm „die Zeit der Vollendung kommen werde, da der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind." Er weist auf gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts hin, welche lehrten, daß der neue Bund ebensowohl antiquirt werden müsse, als es der alte geworden, und meint, diese Männer hätten dabei wohl „keine schlimmen Absichten" gehabt. Überhaupt aber ist er der Ansicht, „daß die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten durchaus nothwendig ist, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen seyn soll" [1]).

Mit dieser theologischen Polemik hängt nun wieder eine bedeutsame poetische Produktion zusammen, welche die wissenschaftliche Überzeugung zu einer bestimmten Anschauung vermittelt — wir meinen Nathan der Weise. Wie Miß Sara neben der Schrift „Pope ein Metaphysiker" steht, wie Minna v. Barnhelm sich dem „Laokoon", Emilia Galotti der „Dramaturgie" poetisch zur Seite stellt; so tritt der Nathan der „Anti-Goezischen Literatur" als dichterisches Gegenbild in sinniger Charakteristik gegenüber. Wir haben der Erziehung des Menschengeschlechts bereits gelegentlich erwähnt, welche unmittelbar nach dem Nathan erschien und unzweideutig darauf hinausgeht, das Dogma der Offenbarung mit der Philosophie in Einklang zu bringen, die Offenbarungslehre von der Beschränkung des Buchstabens zu befreien und auf ihre geistige Substanz zurückzuführen. Die Offenbarung kann für Lessing nur insofern Bedeutung haben, als sie das Menschengeschlecht dem Ziele der echten humanen Vollendung zuführt, somit als eigentliches Erziehmittel desselben

beruhigen, als eben diese Religion? Was kann uns im Elende mehr aufrichten, als sie? was kann uns zu wahreren Menschen, zu besseren Bürgern, zu aufrichtigeren Freunden machen, als sie?"

1) Erziehung des Menschengeschlechts.

dient. „Erziehung," sagt er, „ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht". Diese Schrift, deren Echtheit, wie wir oben angedeutet haben, nicht mit sonderlichem Grunde und Rechte jüngst angefochten worden ist, steht übrigens als sprechendes Signal neben Nathan an der Marke des Lebens unseres trefflichen Streiters und ist in dem letzteren Werke schon wesentlich enthalten. Mit diesem wird daher unsere Darstellung sich am füglichsten schließen können [1]).

Der Nathan bildet den Zielpunkt der Ur- und Grundstrebungen Lessing's. Er ist sein Hamlet, sein Messias und sein Faust; er ist Lessing in all seinem Eifer für die Wahrheit, in all seiner menschenfreundlichen Gesinnung, in all seiner Freiheit des Geistes. Bemerkenswerth ist es daher auch wohl, daß diese Dichtung sich gewissermaßen an die ersten, noch knabenhaften poetischen Regungen Lessing's anschließt, indem er bei seinem Eintritte in die Meißen'sche Fürstenschule in einer Rede den bezüglichen Gedanken schon berührte, gleichwie Klopstock, wie wir gesehen, die Ahndung seiner Messiade schon in der Abschiedsrede auf Schulpforta aussprach. Auch kann nicht verkannt werden, daß in dem Lustspiele „Die Juden" die Tendenz des Nathan waltet. Diesen selbst hatte er früher in einer etwas anderen, als der gegenwärtigen Gestalt ausgearbeitet. Die theologisch-polemische Richtung und Bedeutung gab er ihm erst nach der Fragmentenfehde.

Wir haben nun schon gehört, daß Lessing Nathan's Überzeugung ausdrücklich zu der seinigen macht. Und so verkündigt er in diesem Gedichte der großen Welt das Evangelium, nach wel-

---

1) „Die Erziehung des Menschengeschlechts" bildet eine Art Kommentar zum Nathan, indem sie den Sinn der bekannten Worte Lessing's, „daß Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religionen von jeher die seinige gewesen," gewissermaßen erläutert und in seiner rechten Bedeutung darlegt. — Die übrigen Schriften Lessing's sind meistens kleinere literarische Arbeiten, wodurch er mannichfaltige Anregungen gegeben und auf viele bisher dunkle Punkte Licht und Beleuchtung geworfen hat. Die bekannten „Gespräche für Freimaurer oder Ernst und Falk" dürfen vielleicht besondere Erwähnung ansprechen, theils wegen der darin niedergelegten anziehenden philosophischen Gedanken, theils wegen der Vorzüge des Dialogs, der sich durch dramatische Lebendigkeit und charakteristische Individualisirung der sprechenden Personen auszeichnet und hierin mehrfach an die platonische Kunst des Dialogs erinnert.

chem er sich zeitlebens gesehnt, für welches er unablässig gekämpft, dessen Zukunft er begründen wollte. Sollen wir das Ganze auf einen Grundgedanken zurückführen, so möchten wir sagen, daß es der Grundgedanke des Christenthums selber ist, der ihm unterliegt, „in der Menschenliebe nämlich Gott zu lieben". Was Lessing von Shakspeare's Romeo und Julie sagt, daß die Liebe selbst das Werk gedichtet habe, kann man in verändertem Bezuge auf seinen Nathan anwenden, indem man sagt, daß die Religion der Liebe und Duldung selbst ihn gedichtet. Es giebt kein religiöses Monopol, keine Religion, welche das Recht haben könnte, allein Religion zu seyn, so wenig es eine Liebe giebt, die sich allein Liebe nennen dürfte.

„Wem eignet Gott, was ist das für ein Gott,
Der einem Menschen eignet?"

Diese Worte, welche Lessing der Recha in den Mund legt, verbunden mit denen, die Nathan den Richter in der Ringparabel sprechen läßt:

„Wohlan,
Es eifre Jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach"

bezeichnen Wesen und Tendenz der Dichtung. Die Erzählung von den Ringen ist die Parabel jener Worte. Selbst das Christenthum darf sich nicht für das erstgeborene, für das eine Kind des Hauses halten wollen. Das Erste vielmehr ist der Mensch.

„Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch?"

So spricht Nathan, mit Recht der Weise, und der treffliche Muselmann, der tapfere Saladin, hat nicht minder Recht, wenn er den Tempelherrn mahnt:

„Sey keinem Juden, keinem Muselmanne
Zum Trotz ein Christ!"

Das echte Wesen der Religion, die Liebe der Menschen in der Ehrfurcht gegen Gott (was auch der Apostel will [1]), wird sich nicht in dem bloßen „süßen Wahn" der Schwärmerei, sondern im Thun, in werkthätiger Tugend äußern. „Begreifst du," sagt Nathan,

1) Bekannt ist ja die apostolische Lehre, „daß in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, Gott angenehm ist."

„Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist?"

Und Recha meint, viel tröstender als der Glaube der Märtyrer sey die Lehre,

„daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt."

Wohlthun nun mit innigster Ergebenheit in Gott ist auch die Moral der Parabel von den Ringen. Bezeichnend nennt daher Gervinus das Gedicht „einen reizenden Codex religiöser und weltlicher Moral."

Den ersten Gedanken zum Nathan hat Lessing, wie er selbst berichtet, im Decameron des Boccaz gefunden; die Ausführung jedoch ist ganz sein Werk. Müssen wir nun im Voraus gestehen, daß auch hier wieder mehr die verständige Reflexion gearbeitet, als die Genialität der Phantasie geschaffen hat; so bewährt sich doch nicht minder, daß die Reflexion den Ton stiller Begeisterung angenommen und die didaktische Substanz mit der Farbe der Poesie oft sehr glücklich umkleidet hat. Kann es uns ferner nicht entgehen, daß im Ganzen die Schärfe der Charakteristik, die dramatische Belebung und Konsequenz, wie wir sie in der Emilia Galotti gefunden, hier fehlen; so muß dagegen um so mehr die Kunst bemerkt werden, welche in der Darstellung der Haupt- und wesentlichen Züge sich bethätiget. So tritt uns z. B. das Bild des Juden Nathan in reinster Zeichnung und Eigenthümlichkeit entgegen, und im Tempelherrn bewährt sich die sichere Hand, die mit Geschick die Romantik der Religion, der Liebe und des Ritterthums zugleich zu malen weiß. Wie Saladin in freier Männlichkeit sich zwischen Beide stellt, zeugt von nicht geringem Takt und viel künstlerischer Einsicht. Rechnet man dazu, wie diese Charaktere die verschiedenen Standpunkte religiöser Anschauung vor uns vertreten und zugleich von ihren verschiedenen Standpunkten aus, ohne Absicht und durch das Schicksal selbst geleitet, dem Zwecke der Dichtung gleichmäßig dienen; wie Jude, Muselmann und Christ in einem Werke der Menschlichkeit, in der Rettung der Recha, sich unwillkürlich begegnen, von diesem aus sich zusammenfinden und verbinden; wie der Jude bedeutsam im Mittelpunkte des Ganzen

steht und das Symbol der höheren religiösen Duldung und Liebe wird, indem ja die anderen beiden Religionen in der des weisen Nathan ihre gemeinschaftliche Mutter haben, indem zugleich der Jude vermöge seines Geschäfts mit Allen näher verkehren mochte, sowie er durch Reisen in Welt- und Menschenkenntniß gereifter als die Anderen erscheinen mußte — vergleicht man dies und Ähnliches, so muß man wohl gestehen, daß die Anordnung, wie sehr sie auch nach mancher Seite hin in der weiteren Entwickelung die Berechnung merken läßt, doch im Allgemeinen ein bedeutendes Talent dramatischer Ökonomie und organisirender Kunst beweist. Diese bekundet sich auch darin, daß der Grundgedanke in möglichster Bestimmtheit in der Handlung veranschaulicht wird. Sowie nämlich die religiöse Duldung zwei Hauptfeinde hat, den Aberglauben des Fanatismus und die Sophistik pfäffischer Orthodoxie, so werden hier auch diese beiden Finstermächte in ihrem Streben und zugleich in ihrer Überwindung trefflichst vergegenwärtigt. Mit kluger Rücksicht wird uns der Aberglaube in seiner schwärmerischen Form in dem weiblichen Charakter der Daja vorgeführt, in seiner dogmatischen Strenge dagegen im Tempelherrn, während die Sophistik des Pfaffenthums in dem Patriarchen vor die Augen tritt. Die Erste erscheint entzückt von ihrem Glauben an die Engel, der Andere ereifert sich in kirchlicher Befangenheit und schont selbst des weisen Juden nicht, von dem Dritten aber sagt der einfältige Klosterbruder:

„Nur, meint der Patriarch, sey Bubenstück
Vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott."

Mitten in diesen Aberglauben und priesterlichen Trug, über deren Regionen Nathan gleich frei erhaben schwebt, spielt die naive Duldsamkeit der Recha freundlich-still hinüber, die da meint, daß Moses nicht bloß auf Sinai, sondern „wo immer er gestanden, vor Gott gestanden", ebenso die treuherzige Moral des Klosterbruders, der gehorcht, ohne „viel zu klügeln", obwohl er denkt, der Patriarch gebrauche ihn zu allerlei, „wovor er großen Ekel habe". Auch das edle Herrscherbewußtseyn des großen Saladin, der

„Nicht verächtlich von des Volkes Stimme denkt,"

greift wohlthätig kontrastirend in das Getreibe afterreligiöser Frömmigkeit hinein.

So steht denn der Nathan, trotz der didaktischen Absichtlichkeit und bei aller Mangelhaftigkeit des inneren lebendig-freien Organismus sowie der metrischen Plastik und Harmonie, als ein Werk da, an dessen Gestaltung sich die Macht eines höheren Geistes unverkennbar bewährt. Er bleibt ein unvergängliches Denkmal, das die deutsche Muse der Idee der Menschheit und der nationalen Gesinnung zugleich gesetzt hat. Und so scheiden wir denn, erbauet und gestärkt, von dem trefflichen Manne, auf den so sehr, wie irgend Einen, die Worte Göthe's Anwendung finden dürfen:

„Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth, zu sprechen und zu dichten."

Drittes Kapitel.

Die reformatorischen Bewegungen im Gebiete der Schule und Wissenschaft.

Mit den reformatorischen Strebungen Lessing's und der Berliner trafen von anderen Seiten her nationalgeistige Bewegungen zusammen, welche, obwohl nicht überall unmittelbar in den Gang der eigentlichen Literatur eingreifend, doch denselben wesentlich mitbedingten, indem sie das Princip der neuen Zeit, die Freiheit der Subjektivität dem traditionellen Dogmatismus der Autorität gegenüber, zum allgemeineren Volksbewußtseyn brachten und dadurch die rechte innere Lebensquelle der nationalliterarischen Produktivität weiterhin zu eröffnen geeignet waren. Wir begegnen hier, wenn wir von den theologischen und philosophischen Erscheinungen, deren bereits mehrfach gedacht worden ist, absehen, hauptsächlich zwei verschiedenen Richtungen der höheren Geisteskultur, in denen gleichzeitig bedeutsame Fortschritte zu Tage traten, wir meinen, der Politik und Pädagogik, diese letztere vornehmlich in ihrer Ausdehnung auf das Schulwesen und den wissenschaftlichen Unterricht betrachtet.

Was die politische Literatur zunächst angeht, so kam Deutschland erst an die Reihe, als England schon lange seinen Locke (um nicht weiter zurückzugehen), Frankreich seinen Mon-

tesquieu hatte [1]). Friedrich II. gab auch hier Anstoß und Muth. Daher haben wir denn bereits in seiner Charakteristik auf diesen neuen Zweig unserer Literatur und dessen ersten Anbau hingewiesen. Daß übrigens die publicistischen Schriften der Franzosen, namentlich die Montesquieu's, Voltaire's und Rousseau's sammt den Werken der Encyklopädisten, bei den nun eintretenden ernsteren Versuchen im Fache unserer politischen Literatur einen wichtigen Antheil ansprechen dürfen, soll zuvörderst nicht unbemerkt bleiben. Schon ist weiter oben gelegentlich berührt worden, wie das neu erwachende politische Bewußtseyn sich damals zunächst in poetischen Ergüssen kund gab. Klopstock stand hier an der Spitze; die preußischen Dichter, Ramler und Gleim unter ihnen voran, sangen vielfach in politischer Begeisterung. Besonders fand diese politische Poesie in Schwaben Anhänger, Nachahmer und Fortbildner, und pflanzte sich hier durch Schubart und Schiller, dann durch Uhland, jüngst durch Herwegh in die Gegenwart herüber. Auch die prosaische Politik nahm nun von hier ihren Ausgang, nicht ohne nahe Anschmiegung an die Poesie. Fr. Karl von Moser, mit dessen Staatsgrammatik (1749) diese Literatur gewissermaßen beginnt, weiset uns nach Schwaben hin und stellt sich in seinen poetischen Sympathien dicht neben Klopstock auf. Er vertritt mit Justus Möser in dieser Epoche hauptsächlich die eigentliche politische Literatur Deutschlands. Schlözer gehört erst der folgenden Epoche des Sturms und Drangs eigenthümlich an. Wie verschieden nun die beiden erstgenannten Männer in Auffassung und Darstellung seyn mögen, in der Tendenz, das Princip der Menschenwürde und des freien menschlichen Rechts dem politischen Bewußtseyn näher zu bringen, begegnen sie einander. Wie es die damaligen Staatsverhältnisse und socialen Zustände in Deutschland mit sich brachten, war ihre schriftstellerische Thätigkeit weniger eine theoretisch-wissenschaftliche, als

1) Il semble que le tems marche là (en Allemagne) plus lentement qu'ailleurs, que la végétation ne se presse pas plus dans le sol, que les idées dans la tête des hommes. Staël de l'Allem. I. p. 9. Hiermit vergleicht sich wie von selbst, was K. v. Moser irgendwo in seinem neuen patriotischen Archiv sagt: „Wir werden unser ça ira denken, ohne es zu singen, aber uns mehr Zeit nehmen, als die Nationalversammlung der Franzosen."

eine mehr kritische, oppositionelle, gelegenheitliche und fragmentarische. Gern blickt man übrigens aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf jene Vergangenheit zurück, indem dort das ehrenhafte Ringen nach dem hohen Gute beginnt, um welches Deutschland jetzt noch leider mehrseitig mit vergeblicher Anstrengung kämpft. Fr. Karl von Moser aus Stuttgart (1723—1798) hatte an seinem Vater, Joh. Jak. Moser, ein treffliches Vorbild, von dem er, wie er selbst sagt, „in die Grundsätze der Rechtschaffenheit und in die Geheimnisse des wahren Patriotismus" eingeweihet worden war, der „länger denn ein gewöhnliches Menschenalter mit Lehre und Schriften, mit Thaten und Handlungen für die Rechte, Gesetze und Freiheit unseres allgemeinen und seines besonderen Vaterlandes gearbeitet, gewirkt, gestritten und gelitten, in mehr denn einem Kampfe den Bekennerlohn der Wahrheit, den patriotischen Märtyrerkranz errungen und selbst am Ziel seiner ehrenvollen Laufbahn, da sein silbergraues Haar nur noch Ruhe fordern zu dürfen schien, seinen Prophetenmund noch aufthat, um in seinen Werken unseren Nachkommen Zeugniß und Weissagung zu hinterlassen" [1]). Fr. Karl v. Moser trat in die Fußstapfen dieses seines Vaters und suchte in seiner Weise zu popularisiren, was jener mehr schulgemäß gelehrt hatte. Obwohl gleich ihm nach einer Seite hin durch seine frommeifrigen Überzeugungen oft über Gebühr an das Alte sich hingebend, war er doch im Grunde ein wackerer Vertheidiger der neuen Ideen über die Würde des Menschen wider die absolute Gewalt der Machthaber jener Zeit. In seinem früheren Werke, der Herr und der Diener (1759), sucht er den rechten Beruf der Fürsten in Beziehung auf das Volk in entschiedener, vernehmlicher Weise darzulegen. Es kommt

1) K. v. Moser, im patriotischen Archiv. — J. J. Moser war der eigentliche Urvater unserer freimüthigen Publicistik — ein Klüber seiner Zeit. Wer hätte damals, als dieser Moser den Nachkommen weissagte, ahnen mögen, daß sein rühmlicher Nachfolger, beinahe hundert Jahre später, im neunzehnten Jahrhunderte, nachdem Deutschland die herrlichsten Siege für die Freiheit erfochten, wegen eines wissenschaftlichen Freiworts verfolgt, ein theueres Opfer seinem politischen Muthe bringen mußte! — Daß J. J. Moser († 1785) auf Hohentwiel in Würtemberg für seine Freiheitsanwaltschaft büßen mußte, ist bekannt, ebenso, daß Klüber seiner Überzeugung seine Stelle opferte. Das Werk des Ersteren, worauf hier hingedeutet werden soll, ist sein umfassendes, sehr gelehrt geschriebenes Staatsrecht.

ihm darauf an, das Princip des Christenthums zur Grundlage der praktischen Politik zu machen, ohne sich in die heuchlerische Mystik zu verstecken, womit gegenwärtig manche Staatsapostel das Evangelium von einem sogenannten christlichen Staate predigen, der, beim Lichte besehen, nichts mehr und nichts weniger ist als ein theokratischer Despotismus weltlicher Absolutisten. Moser wollte, daß man die menschliche Freiheit und ursprüngliche Menschenwürde nach dem Geiste und der Lehre des Christenthums in den Unterthanen achte und diese demgemäß regiere und behandle. „Ich kann mich," sagt er in dem angeführten Werke, „der Regungen von Freude nicht erwehren, auch nur im Bilde der Möglichkeit mir einen Herrn vorzustellen, der selbst ein Christ wäre, der wahre Christen zu Räthen und Dienern und viele wahre Christen zu Unterthanen hätte." Weiter heißt es: „Wenn ein großer Herr das Geheimniß verstünde, viele wahre Christen als Minister und Räthe in seine Dienste zu bekommen, er würde Wunderdinge thun können." Mit kräftigem Muthe wirft er sich gegen die Tyrannei und die anmaßliche Selbstsucht der Beamten und die Kabinetsdespotie, mit richtigem Takte die Wurzel bezeichnend, aus welcher bis auf die Gegenwart noch vielfach das tödtlichste Gift der echten politischen Freiheit erwächst. Er schont weder die fürstlichen Herrn, noch ihre diensteifrigen Creaturen. Es war freilich eine schlimme Zeit für unser armes deutsches Volk, jene Zeit der Kleinfürstenwillkür, und es that Noth, daß neben den volksgesinnten Herrschern, Friedrich II. und Joseph II. [1]), auch die öffentliche Meinung endlich Organe fand, die ihr Herzweh auszusprechen sich nicht scheuten. Was Moser in dem berührten Werke mehr im Allgemeinen angeregt hatte, das suchte er später in dem „Patriotischen Archive" in konkreten Fällen und besonderen Beziehungen näher zu veranschaulichen. Es ist erfreulich, zu gewahren, mit welch edlem Eifer hier der unerschrockene Mann die Werke politi-

1) Längst hatte Friedrich das große Wort der (späteren) französischen Revolution ausgesprochen, „daß der geringste Bauer, ja der Bettler selbst ebensowohl als der König ein Mensch ist", als Joseph in einem seiner bekannt gewordenen Briefe (von 1787) schrieb, „daß das Wohl seiner Unterthanen seine Leidenschaft sey." Doch wirkte Joseph mehr in der Zeit und in der Weise des Sturms und Dranges, während Friedrich's politische Bedeutsamkeit der reformatorischen Literaturzeit angehört, wie wir bereits zum Theil ausgeführt haben und weiter abwärts noch einmal berühren werden.

scher Finsterniß und Regierungsheimlichkeit an das Tageslicht zieht, die Ungerechtigkeit der Behörden und Beamten hervorstellt und die gesinnungslose Hofpublicistik, die sich abmühete, die hundert und mehreren kleinen deutschen Fürsten mit der absoluten Macht orientalischer Despoten zu bekleiden, der öffentlichen Meinung anheimgiebt. Seine Schrift vom „Deutschen Nationalgeiste" (1765) hat gleiche Zwecke und Richtung. Überall dieselbe patriotische Gesinnung, derselbe Freimuth, dieselbe rührende Hoffnung auf das Besserwerden in unserem Vaterlande. „Die Stunde wird schlagen", schreibt er im neuen patriotischen Archiv, „und die Morgenröthe des kommenden Tags nähert sich schon wirklich." Guter, deutscher Mann mit deinem redlichen Vertrauen! Blicken wir nun aber vom Inhalte weg auf die Form, so tritt uns freilich noch viel Veraltetes und Mangelhaftes entgegen. Moser bewegt sich fast noch ganz in der schweren Rüstung des Kanzleistyls, und von der damals beginnenden Einwirkung des Geschmacks auf die deutsche Prosa findet sich bei ihm kaum eine Spur, obwohl einzelne Stellen beweisen, daß er auch in dieser Hinsicht höher stehen würde, wenn ihn nicht der Stoff, der Zweck der Verbesserung, zu sehr gedrängt und über die formellen Rücksichten fortgeführt hätte. Die eigenthümliche Lage, in welcher Moser sich zwischen gegebenen Zuständen und dem Bedürfnisse des Fortschrittes eingeklemmt fand, gestatteten keine ruhige Besinnung und Haltung, und auch hier dürfte Göthe Recht haben, wenn er von Moser's Hauptschriften sagt: „Sie deuten sämmtlich auf eine Ungeduld in einem Zustande, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen, und den man doch nicht los werden kann" [1]). Die Literaturbriefe begrüßten Moser's energisches Auftreten mit freundlicher Theil-

1) Dichtung u. Wahrh. I. S. 122. — Interessant ist, über Moser das weitere Urtheil Göthe's und seines fürstlichen Freundes, des Herzogs K. August v. Weimar, zu vergleichen. Während der Erstere nach seiner schönen Weise, jedem Wirken sein eigenthümliches Recht wiederfahren zu lassen, Mosern anerkennt und ihm sogar einen bedeutenden Einfluß auf seine eigenen damaligen Strebungen zugesteht, während er von ihm sagt: „Auch er (Moser) hatte einen gründlich-sittlichen Charakter — — und wollte das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung entgegenführen — — er wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken, — — aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben", spricht der Andere mit unverkennbarem Aristokratenbewußtseyn über denselben Mann in

nahme und wußten auch hier zu würdigen, was an der Zeit war, Herder aber nennt ihn „einen Patrioten für drei Zeitalter in Deutschland", einen Mann, „der das Schrot und Korn der alten lutherischen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit und gesunden Vernunft unserer Väter", kannte, obwohl er dabei nicht verhehlt, „daß der Minister zu oft diktire."

Höher erhebt sich bei gleicher Sachrichtung in ästhetischer Beziehung Justus Möser aus Osnabrück (1720—1794). Er steht mit Moser zunächst auf dem praktisch-politischen Standpunkte und genoß wie dieser die langjährige Erfahrung bedeutender Staatsämter; daher auch bei ihm weniger Theorie und Schulmethode als unmittelbares Hineingehen auf die gegebenen Zustände und die Bedürfnisse der Wirklichkeit. Doch vertieft er sich mehr noch als Moser in die konkreten Verhältnisse der Gegenwart, ohne jedoch das Allgemeine darüber außer Acht zu lassen. Vielmehr versteht er, mit meisterhafter Kunst aus dem Kleinen das Große, aus dem Besonderen das Allgemeine, aus provinziellen und lokalen Zuständen die gemeinsamen des ganzen Vaterlands überhaupt reflektiren zu lassen. In den Miniaturbildern der westphälischen Bauern- und Landverhältnisse zeigt er uns die Züge der Physiognomie des deutschen Volks im Großen; in der westphälischen Spinnstube läßt er uns sehen, was dem Gesammtleben frommt und schadet; in der Charakteristik des Gegenwärtigen zeichnet er die Bedürfnisse der Zukunft. Während Moser von oben herab Besserung fordert und gegen die Häupter vordringt, sucht Möser sich näher an die Volkszustände, an die socialen Bezüge und Zwecke zu halten, um von hier aus den Fortschritt genetisch zu vermitteln. Dabei erscheint er überall als Mann der edelsten Gesinnung und des reinsten deutschen Gemüths, was ihn jedoch nicht hindert, oft mit treffender Ironie zu zeichnen, wodurch dann die Darstellung das Gepräge wahrhaft künstlerischer Freiheit und Heiterkeit zugleich gewinnt. Sprache und Styl haben eine schöne Mannichfaltigkeit nach Maßgabe der Gegenstände und Standpunkte ihrer Behandlung und erweisen ebenso viel Bildung des Ge-

den niedrigsten Ausdrücken, indem er ihn „einen goldne Dosen- und Geldfresser" nennt, den er „sein Leben lang nicht leiden konnte", ja einen „Lump", der „mit Trompeten und Pauken fallen könne und doch ein Lump bleibe." Br. an Merck I, 257.

schmacks, als die Sachen, welche er behandelt, Kenntniß und Vertrautheit in ungezwungener Weise überall sehen lassen. Ohne Vordringlichkeit macht sich seine große Gelehrsamkeit im Bunde mit vielseitigster und gediegenster Welterfahrung geltend, und gleichsam in freier Phantasie weiß die Meisterhand des Schriftstellers alle möglichen Themen leichtspielend und in den feinsten Übergängen zu behandeln und alle auf ein Grundthema, die Verbesserung des socialen Menschenglücks, ohne Zwang zurückzuführen. Merkt man nun noch darauf, wie er in ungesuchter Freundlichkeit das Gemüth des Volks in dem seinigen wiederspiegeln läßt und die verständige Tüchtigkeit seines Landes mit dieser gemüthlichen Unbefangenheit verbindet, so muß sich wohl das Bild eines echt deutschen Mannes der Anschauung bieten. „Immer", sagt Göthe von ihm, „ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben, bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja mannichmal derb und heftig, und dieses Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Übersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor wüßte ich ihm niemand als Franklin zu vergleichen" [1]). Am umfassendsten und klarsten zeigt sich seine politische Denkweise und Strebung in den „Patriotischen Phantasien", einer Sammlung kleiner Aufsätze, meistens ökonomische, bürgerliche und sociale Verhältnisse überhaupt betreffend, welche zuerst in den Osnabrück'schen Intelligenzblättern (seit 1766) erschienen, und später unter Mitwirkung seiner Tochter, Frau v. Voigt, gesammelt und herausgegeben wurden. Von ihnen gilt hauptsächlich die obige literarische Charakteristik. Was uns als Phantasie gegeben wird, ist die reinste Wirklichkeit; die Phantasie ist hier nur der freie Sinn des gebildeten Verfassers, der durch Alles geht und es geistig adelt.

1) Dichtung u. Wahrheit Bd. III. S. 242 ff. Schon Biester stellte ihn in der Berliner Monatsschrift (1783) neben Franklin.

Doch darf im Ganzen auch seine Osnabrückische Geschichte, welche leider in ihren zwei Theilen unvollendet blieb, sich eines echten nationalen Gepräges rühmen. Das schöne Talent historischer Individualisirung und feiner ungesuchter Pragmatik bewährt sich auch hier und wird von der gelehrten Forschung, die sich überall beurkundet, nicht beeinträchtiget, durch die gründliche Kenntniß des deutschen Volkslebens aber noch mehr gehoben. Außerdem nahm Möser, der anfangs, wie die Zeit seiner ersten Bildung es mit sich brachte, unter der Zucht der Gottsched'schen und französischen Regel ging und schrieb (z. B. in seinen zwei Wochenschriften 1746—49), lebhaften Theil an den neuen Bewegungen in der Literatur und hielt sich nicht für zu alt, dem damaligen jungen Deutschland der Drang- und Sturmepoche seinen Beifall zu gewähren. Mit dieser Jugend stellte er sich in Reihe und Glied, wo es galt, dem fremden Geschmacke gegenüber die Nationalität, der konventionellen Tradition gegenüber die Natur, der Autorität der Schule entgegen das Recht der freien Genialität zu behaupten; wie er denn mit Göthe, dem eigentlichen Koryphäen des damaligen jungen Deutschlands, in freundlicher Gegenseitigkeit stand und dessen erste Versuche mit wohlwollendem Urtheile begrüßte [1]). Voll lobenswerther Offenheit vertheidigte er die deutsche Sprache und Literatur wider Friedrich II., als dieser in der erwähnten Schrift De la litterature allemande beide verunglimpfte, sowie er sich gegen Gottsched des Harlekins annahm, den dieser von der Bühne zu verbannen suchte [2]).

Nicht so in gerader Linie, wie die beiden genannten Publicisten, aber doch in Absicht auf das Wesentliche der Überzeugung mit ihnen nahe verwandt, bewegte sich im Gebiete der Politik Helfrich Peter Sturz aus Darmstadt (1736—1779). Obwohl daher nicht so unmittelbar wie jene politischer Schriftsteller, hat er doch die politischen Zwecke im Allgemeinen zum eigentlichen Hintergrunde seiner meisten Schriften genommen. Fast überall begegnet man Fragen und Urtheilen, welche mehr oder weniger absichtlich oder gelegentlich in dieses Fach hinüberspielen. In den

1) Abeken, Reliquien von Just. Möser. Berlin, 1837.

2) Die neue Ausgabe von Möser's Schriften durch Abeken (Berlin, 1842 ff., 10 Theile) ist als ein überaus zeitgemäßes Unternehmen anzuerkennen und wegen mancher, namentlich biographisch-charakteristischer, Notizen sehr zu empfehlen.

kleineren Abhandlungen finden sich selbst solche, die ganz ähnlich den Möser'schen Phantasien sociale und politische Gegenstände geradezu behandeln. Neben diese treten dann die Reisebriefe, in denen er in fragmentarisch-geistreicher Weise englische Zustände, mit treffenden politischen Bemerkungen durchwebt, zur Anschauung bringt. Seine bekannteste und umfassendste Schrift ist die Lebensbeschreibung des älteren Grafen (Joh. Hartwig Ernst) von Bernstorf, unter dessen Ministerium er als dänischer Gesandtschaftsrath diente, während er zugleich näheren häuslichen Umgang mit ihm pflog. Sturz, von Natur ein schönes Talent, erhielt durch seine vielseitigen staatsgeschäftlichen Beziehungen und höheren gesellschaftlichen Erfahrungen eine gebildete Reife in Auffassung und Beurtheilung der öffentlichen Verhältnisse, welche sich auch der ganzen stylistischen Darstellung mittheilte, die durch Leichtigkeit, Gewandtheit, feine Ironie und geschmackvolle Haltung anzieht und in mehr als einer Hinsicht an Möser's Weise erinnert, ohne jedoch die gesunde Frische und Unbefangenheit zu haben, wodurch dieser, wie wir gesehen, eben ausgezeichnet erscheint. Vielmehr tritt nicht selten eine gewisse Gesuchtheit, Pretiosität und unzeitige ästhetische Fülle störend in den natürlichen Gang der Rede und hindert ihre wohlgefällige Harmonie. Im Übrigen schloß er sich der neuen Literaturrichtung an, deren Princip er theoretisch zu dem seinigen machte, obwohl er in der poetischen Praxis (namentlich in der dramatischen), in der er sich gleichfalls versuchte, hinter der Theorie der neuen Naturästhetik weit zurückblieb und in Gottschedisirender Förmlichkeit nur sein poetisches Unvermögen darthat.

Mit diesen politischen Literaturerzeugnissen, zu denen außer Anderen auch noch Iselin's „philosophische und patriotische Träume" (1759) besonders gesellt werden dürfen, gingen die pädagogisch-reformatorischen ziemlich parallel. Sie betrafen hauptsächlich die Schulerziehung sammt der Methode des Unterrichts und zwar alle Stufen hindurch, von der Volksschule bis zur Universität. Es ist aber diese Seite der damaligen Geistesregsamkeit in unserer Nation hier um so mehr zu erwähnen, als Umwandelung und Umschwung in der nationalen Literatur von dorther die bedeutsamste Vermittelung erhielt. Denn abgesehen davon, daß durch die Verbesserung der höheren, namentlich der hu-

manistischen Studien, Geschmack und Ideenreichthum der ästhetischen Schriftsteller selbst gefördert wurde, verbreitete die neue Volkspädagogik und der zweckmäßigere Volksunterricht bei dem großen Publikum eine vielseitigere Empfänglichkeit und Theilnahme für die nationalliterarischen Richtungen, welche eben damals ihre Bahnen in die weite Mitte des Volks vorzuschieben suchten. In der That hing in Deutschland der Erfolg der Literaturreformation von der Umwandelung der Schul- und Erziehungsverhältnisse um so mehr ab, als es an nationalem Gemeinsinn, an öffentlicher politischer und socialer Erziehung fehlte, wofür eben nur Erweiterung und Freiheit des Unterrichts Ersatz bieten konnten. Zwei schwere Lasten drückten aber um jene Zeit noch das Schul- und Erziehungswesen, die geistliche Tyrannei und die Pedanterie der Gelehrsamkeit und der Methode. Es kam also darauf an, die Jugendbildung in beiderlei Hinsicht zu befreien und sie aus dem Geiste des Volks und nach den wesentlich menschlichen Zwecken neu zu begründen. Vorbereitet wurde diese Emancipation zunächst durch die freieren rationalistischen Strebungen in der Theologie selbst, mehr noch durch die philosophischen Bewegungen, die mit jenen in engster Verbindung standen, vornehmlich aber durch die gleichfalls von der Philosophie angeregte ideellere Auffassung des Alterthums in Sprache und Kunst. Näheren Anhalts- und Ausgangspunkt bot die überall herrschend werdende Hinneigung zum Naturprincipe, welches gerade im Gebiete der Erziehung von J. J. Rousseau in seinem „Emil" zur Grundlage gemacht und sonst auch in fast allen seinen Schriften als das Heil menschlicher Angelegenheiten verkündiget wurde. Es hing deshalb mit dem neu erwachten Bewußtseyn der Nation wesentlich zusammen, daß um diese Zeit Männer auftraten, die der Schule nach beiden Seiten hin, der Volks- wie der gelehrten Schule, eine gründliche Verbesserung erwirken wollten. Hierbei lag es in der Natur der Sache, daß diese Versuche, obwohl beiderseits im Zwecke sich gleich, in der Ausführung doch sehr verschieden seyn mußten. Die Volksschule steckte am tiefsten in der Abhängigkeit von der kirchlichen Autorität und in der Barbarei des siebenzehnten Jahrhunderts. Das Werk der großen Kirchenreformation hatte hier noch wenig Erfolg erringen können, und die trefflichen Unternehmungen Melanchthon's waren ohne lebendigen Fortschritt geblieben.

Auf dieser Seite war daher ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit nöthig; es bedurfte eines gewaltthätigen Schrittes, um das Alte ein- für allemal zurückzuweisen und die neuen Grundlagen vorzuschieben. Anders verhielt es sich mit der höheren, gelehrten Schulbildung. So sehr auch hier der geistlose Methodenzwang herrschte, so schwer ein leidiger Orbil-Pedantismus auf den Gymnasialanstalten und ein starrer Systemformalismus auf den Universitäten lastete; so konnte doch die kirchliche Gewalt hier weniger willkürlich walten, und immer lag in den Gegenständen selbst, wie unbeholfen sie auch behandelt werden mochten, ein geistiger Kern, welcher dem Bewußtseyn eine Art Spannkraft zu gewähren geeignet war. Daher mochte denn auch nach dieser Seite hin die Umwandelung leiser und ohne geringere Erschütterung vor sich gehen. Jedenfalls aber stand man dort wie hier auf demselben Standpunkte, auf dem der Menschlichkeit, d. h. man wollte beiderseits, daß Erziehung und Unterricht das eigentlich Menschliche, die freie menschliche Würde und die echt menschlichen Zwecke, bezielen sollten. Hierin trafen diese Schulreformationen selbst wieder mit den politischen Regungen auf gemeinschaftlichem Grunde zusammen.

Unter den Männern, welche auf dieser Bahn den Fortschritt vermittelten, sind vornehmlich zwei zu erwähnen, an deren Wirksamkeit sich jene glücklichen Veränderungen vorzugsweise knüpften, wir meinen Basedow und Heyne. Jener steht an der Spitze der Umwälzung, die in der Volkserziehung und dem Volksunterrichte vor sich ging, während Heyne die Reform in der höheren humanistischen Schulbildung einleitete. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß das, was Basedow auf seinem Gebiete zunächst unternahm, nicht bloß auf dieses beschränkt blieb, sondern sich mehr oder minder auf die Grundsätze und Methode der Erziehung und des Unterrichts überhaupt erstreckte und daher auch Ansehen und Einfluß bei den gelehrten Schulen hatte.

Was den Charakter beider Männer angeht, so kann nicht leicht ein größerer Kontrast gefunden werden. Bei Basedow keckes Vorschreiten ohne gründliche Ausbildung, excentrisches Planen ohne gediegenes Wollen, revolutionärer Enthusiasmus in Religion und Schule ohne Gesinnung und persönliche Würde, unruhiges Wirken nicht ohne bedeutendes Maß von Egoismus; dagegen bei

Heyne vorsichtige Schüchternheit bei großer Gelehrsamkeit, behutsames Wandeln auf der Mittelstraße bei entschiedener Abneigung gegen alle Extreme, Schonung der Menschen und Dinge, ungemeine Zartheit des Gemüths, ängstliche Sorgfalt für Anstand und guten Ton in Schriften wie gegen Personen, leise Vermittelung des Besseren, vorherrschende Neigung für das Nützliche und Brauchbare, wenig Vorliebe für Philosophie, ziemliche Gleichgültigkeit für theologische Fragen und Meinungen.

Im Ganzen erscheint daher sein Charakter dem Basedow's gegenüber mehr negativ und schon deswegen nicht geeignet zu revolutionärer Wirksamkeit, wie dieser sie anstrebte. Wenn Basedow die Fehde nicht scheuete, sondern nach Schlosser's treffender Bemerkung „im Tone eines trunkenen Matrosen" auf Angriffe erwiederte [1]); so suchte Heyne jedem Streite auszuweichen, weil er seiner Natur zuwider war und sein feingestimmtes Gemüth verletzte. Freilich hatte er auch, vom Schicksale frühzeitig gedrängt, lernen müssen, wie Heeren von ihm bemerkt, „Menschen zu ertragen und zu gewinnen." Den Ton derber Abweisung mochte und konnte er nicht greifen. „So wenig ich Andere," sagt er, „verdamme, welche Muth haben, die dreiste Unwissenheit und den Pedantenstolz in seiner Blöße darzustellen, so widersteht es doch meinem sittlichen Gefühl (man nenne es Schwäche, wenn man will), solche Waffen zu führen; ich halte mich an das Gute, das überall noch übrig bleibt" [2]). Was Heyne von sich selber schreibt, bestätiget Herder mehrfach, am meisten Heeren, sein eigentlicher Biograph. Basedow wendete, wie bereits bemerkt, sein Augenmerk auf Einführung eines neuen Erziehungs- und Unterrichtsprincipes in die Mitte des Volks, er arbeitete in's Große. Es kam ihm darauf an, die Naturmethode an die Stelle der scholastischen Schulzucht, die freie Verstandesherrschaft an die Stelle der theologisch-kirchlichen Bevormundung zu setzen, dabei den Blick mehr auf das Nützliche und die unmittelbaren Lebenszwecke zu richten und die leichte spielende Anschauungsmethode der pedantisch-qualhaften, welche damals noch die Jugend bedrückte, ohne sie sonderlich weiter zu bringen, ent-

1) Geschichte des achtzehnt. Jahrh. Bd. III. Abth. 2. S. 100.

2) Heyne, in der Ausg. der sämmtl. Schr. Herder's, Bd. IV. Vorr.

gegenzuhalten. So stürmte er fast mit rohem Ungestüm gegen die bestehenden Schulanstalten und wollte statt ihrer die s. g. Philanthropine einführen, Institute, in denen auf dem Grunde reiner menschlicher Natur die Jugend ohne die Leiden systematischer Zucht und ohne doktrinären Methodenernst auf dem kürzesten Wege zur Freiheit entwickelt und zur Kenntniß des Praktisch-Wissenswürdigsten gebracht werden sollte. Er wurde hiermit der eigentliche erste Urheber der später sich vielseitig verbreitenden höheren Volksschulen, der Realstudien, sowie er jedenfalls, wie verfehlt auch Manches in seiner pädagogischen Revolutionsgeschäftigkeit seyn mochte, zur Verbesserung des Elementarschulwesens nicht Geringes beigetragen hat, welches erst seit jener Zeit ein Gegenstand größerer Aufmerksamkeit geworden ist. Daß sich bei Basedow und mehreren Anderen, z. B. dem liederlichen, rationalistisch-frivolen Theologen Bahrd [1]), in die Wahrheit der Sache der finanzielle Spekulationsgeist über Gebühr eingedrängt hat, kann nicht abgeredet werden, darf aber auch nicht hindern, das Gute und die wichtigen Folgen anzuerkennen, die aus jenen Unternehmungen für das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen hervorgegangen sind. Wurde ja auch die große politische Revolution von Abenteurern, Spekulationsgenien, politischen Spielern oft bis zur Niederträchtigkeit herab ausgebeutet und mißbraucht, ohne jedoch darum ihre welthistorische Wirkung im Fortschritte der Menschheit verloren zu haben. Wie hier, so schlossen sich nun auch dort wohlgesinnte, ehrenhafte Männer, wie J. G. Schlosser, von Rochow, Iselin, Pestalozzi u. s. w., dem Geschäfte der Verbesserung an, und es entstanden zum Theil unter ihrer emsigen Mitwirkung neben den Schauinstituten, welche, wie das Musterphi-

1) Dieser theologische und pädagogische Abenteuerer, den mehr die unverständige Verfolgungssucht der Orthodoxen als sein eigenes Verdienst zu einer gewissen Berühmtheit gebracht hat, betheiligte sich sehr bei der neuen pädagogischen Revolution, indem er selbst ein Institut (in Heidesheim) errichtete, das aber sehr bald durch die betrügerische Oekonomie seines Gründers unterging. Wie dieser vielschreibende Praktiker hin- und hergetrieben wurde, hat er selbst in einer bekannt gewordenen Biographie dargestellt. Seinen ideenlosen frivolen theologischen Rationalismus hat Göthe in einem humoristischen Blatte, „Prolog zu Bahrd's neuesten Offenbarungen," trefflich persiflirt.

lanthropin zu Dessau unter Basedow selbst, bald in sich zusammenfielen, nicht bloß mehrere gute Erziehungsanstalten in Deutschland und in der Schweiz, sondern es wurde auch eine neue Erziehungsliteratur eröffnet, deren Hauptrichtung praktische Belehrung war, und in welcher außer Campe's Robinson und Reisen der Kinderfreund des Herrn von Rochow, ein Lesebuch zum Gebrauch für Landschulen, am bemerkenswerthesten geworden sind. Freilich wurde auch hier die Sache alsbald in das Gebiet industrieller Zwecke herabgezogen. Selbst das berühmte Elementarwerk von Basedow blieb dieserlei Tendenzen nicht fremd. Bald bildeten sich ordentliche Fabriken von Kinder- und Jugendschriften in allen Formen, aus deren Mitte J. G. Schlosser's Sittenlehre für das Landvolk (1771) und später Pestalozzi's Lienhard und Gertrud (1781) als seltene Proben eines besseren Geistes hervortreten. Daß bei solchen Schriften der ästhetisch-literarische Gesichtspunkt nicht wohl unmittelbar in Rücksicht kommen kann, begreift sich leicht, und es fragt sich dabei nur, wie viel sie zunächst zur Förderung des menschlichen Bewußtseyns bei der größeren Masse des Volks beigetragen und dadurch dann mittelbar den lebendigen Fortgang der eigentlich nationalen Literatur mitbedingt haben. Es war nun allerdings von höchster Bedeutsamkeit, daß neben jenen Neuerungen, die durch ihre Methode und Richtung am Ende vielfach zu Oberflächlichkeit, dünkelhafter Aufklärerei, seichter Räsonnirlust und pragmatischer Geistlosigkeit führten und mit ihren Utilitätstendenzen auch in die Sphäre der höheren wissenschaftlichen Bildung einzudringen drohten, in dieser letzteren selbst zweckmäßige Reformen eingeleitet wurden [1]). Heyne war es, der hier als Führer und erster Vermittler auftrat. Um das Jahr 1763 nach Göttingen berufen, fand er die Stelle, welche ihm gestattete und vielseitige Gelegenheit bot, mit Erfolg in die Zustände unserer Wissenschaftlichkeit und mittelbar in den Fort-

1) Die Männer der ernsten Wissenschaftlichkeit fanden daher auch mit Recht großes Bedenken bei den Charlatanerien, womit die neue Rousseau'sche Naturmethode betrieben wurde, indem man die Jugend ohne den höheren geistigen Ernst über jede Schwierigkeit hinweg zu flatterhafter Weisheit potenziren wollte, und Herder mochte Basedow „nicht einmal Kälber zur Erziehung geben, geschweige denn Menschen."

schritt unserer Literatur einzugreifen. Von diesen Seiten her scheint er uns bis auf die Gegenwart nicht immer und überall so gewürdiget zu seyn, wie er es verdient. Als er in Göttingen ankam, befand sich diese Anstalt, ihrer vorherrschend positiven und historischen Tendenz ungeachtet, auf dem Wege der Vermittelung eines besseren und fruchtbareren Geistes im Gebiete der höheren Studien, worauf bereits oben in flüchtiger Bemerkung hingewiesen worden ist. Fast in allen Richtungen wurde von hier aus damals neues, frischeres Leben auf die Felder der Wissenschaft hingeleitet, und, wer sich geistig besonders fördern wollte, suchte die jugendliche Georgia Augusta auf. Heyne war, wie wir gesehen, persönlich so organisirt, daß er sich den Forderungen der Zeit leicht zugänglich erweisen konnte. Als akademischer Lehrer bald zu hohem Ansehen emporgestiegen, wußte er den Schatz seiner Gelehrsamkeit der Jugend in freundlicheren Gaben mitzutheilen. Er stieg aus der kalten Höhe philologischer Formen und Abstraktionen zu den Gestalten des Schönen herab, die aus dem Alterthume uns so heiter entgegenblicken. Heyne suchte hiermit die humanistische Ausbildung der Jugend auf ihr geistig-lebendiges Princip zurückzuführen und sie sowohl von dem mechanischen Buchstabenzwange, als auch von ihrer sonstigen Dienstbarkeit, möglichst zu befreien. Die Alten sollen dienen, „Verstand und Herz zu bilden, Erfahrungen und Einsichten zu sammeln, den Sinn für das Schöne und Gute zu wecken“[1]). Mit Winckelmann das Princip der Schönheit als das eigenthümlich antike anerkennend, schloß er sich der Auffassungsweise desselben im Wesentlichen an und legte sie der Erklärung der klassischen Schriftsteller zum Grunde, was ihm um so leichter gelang, als schon Morus und namentlich Ernesti in Leipzig, aus deren Schule er hervorging, vorbereitende Schritte in dieser Hinsicht gethan, und er selbst sich früh mit der ästhetischen Literatur überhaupt befreundet hatte. Indem er nun in seinen philologischen Arbeiten und Vorlesungen den literar-ästhetischen Gesichtspunkt geltend zu machen wünschte, fand er in Göttingen, wo ihm Klotz und Kästner einigermaßen den Boden

1) Vgl. seine Rec. über Herder's Humanitätsbriefe in den Gött. gel. Anz. 1795. St. 33.

bereitet hatten, eine ziemlich günstige Luft und Stimmung. Wenn er in dieser seiner Weise das Alterthum oft mehr aus dem sentimentalmodernen Gesichtspunkte, als aus dessen eigenem gediegenem Idealgrunde auffaßte und sich hierin mancherlei Schwächen zu Schulden kommen ließ, die von gründlicheren und männlicheren Philologen, wie z. B. außer Voß auch von Fr. A. Wolf, nicht ungerügt bleiben konnten; so wollen wir dieses um so williger zugeben, als es uns nicht abhalten kann, den ungemeinen Einfluß anzuerkennen, den er auf die freie humanistische Schulbildung zum Theil durch jene unphilologischen Exoterien selbst ausgeübt hat, zumal da denselben alsbald das Gewicht der ernsteren Wissenschaft entgegentrat und ihr Überwuchern hinderte. Daß nach allen Seiten hin Schulmänner aus seiner Schule sich verbreiteten und eine liberale Methode an die Stelle des hergebrachten tyrannischen und unfruchtbaren Pedantismus einführten, ist zu bekannt, um des weiteren Nachweises zu bedürfen. Selbst Voß und Wolf standen, obwohl Gegner Heyne's, doch im Ganzen auf seinen Schultern und ihre nicht selten zu harte und unbillige Polemik gegen ihn diente nur dazu, die Fehler, welche seinem Thun sich beigesellten, aufzuheben oder zu verbessern. Daß Lessing, wenn auch ohne persönliches Zusammenwirken, durch seine reineren antiken Anschauungen und den freien Geist seiner Gelehrsamkeit die Erfolge der Heyne'schen Strebungen vermitteln half, bedarf kaum der Erwähnung für den, der dieses trefflichen Mannes allseitiges Eingreifen, wie wir es oben zu schildern versucht haben, sich vergegenwärtiget. Wenn nun so auf dem Grunde einer besseren humanistischen Schulbildung und dadurch, daß der Geist der antiken Klassik unserer Nationalliteratur näher gerückt wurde, diese letztere selbst ausnehmende Förderung gewann; so muß wohl noch insbesondere darauf hingewiesen werden, wie damals in Göttingen durch den bekannten Dichterbund auch unmittelbare Fortschritte in derselben geschahen. Obgleich Heyne sich bei dieser Erscheinung nur wenig betheiligte, ja sogar in einigen Hinsichten mit ihr in feindlichen Gegensatz trat; so ist doch nicht abzulehnen, daß dieselbe gerade durch seine Wirksamkeit vorzüglich mit herbeigeführt wurde. Sollen wir noch auf besondere Arbeiten hindeuten, wodurch er außer seiner Lehrthätigkeit und den eigentlich philologi-

schen Schriften reformirenden Einfluß geübt hat, so haben wir hauptsächlich seine Theilnahme an den Gött. g. Anzeigen in Erinnerung zu bringen, welche nicht nur beinahe ein halbes Jahrhundert (1770 — 1813) unter seiner Leitung standen, sondern an denen er selbst auch der fleißigste Mitarbeiter war[1]); wobei freilich, was Werth und Ton angeht, die verschiedenen Zeiten wohl in Rücksicht genommen werden müssen.

---

1) Heeren berichtet im Leben Heyne's, daß derselbe an 7000—8000 Anzeigen geliefert habe. — Die Geschichte der Gött. g. Anzeigen selbst hat jüngst Oppermann (Hannover 1844) in verdienstlicher Übersicht gegeben.

Drittes Buch.

Die nationalliterarische Kraftgenialität.

Drittes Buch.

Die nationalliterarische Kraftgenialität.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Ansicht dieser Epoche.

Der Aufschwung der neueren deutschen Literatur hing mit dem allgemeinen Principe der Geistesbewegung des achtzehnten Jahrhunderts auf's Engste zusammen. Dieses Princip war seinem Wesen nach das Selbstsetzen der persönlichen Subjektivität als des Urfreien und damit allein Urberechtigten gegenüber der objektiven Allgemeinheit und Autorität, mochte diese sich in dem religiösen Dogma, in dem politischen Absolutismus, in der Formalität der Poesie und Kunst oder sonst in irgend einer festgewordenen Tradition und Konvenienz geltend machen wollen.

Seinen eigenthümlichen Ausdruck erhielt jener Subjektivitätsdrang in dem allgemeinen Streben nach sogenannter Aufklärung, indem es darauf ankam, den Geist auf seine eigene Selbstbestimmung zurückzuführen und ihm das Bewußtseyn seiner freien Principialität möglichst zu vergegenwärtigen. Nach Maßgabe der Standpunkte, von welchen, und der Richtungen, in welchen er sich entwickelte, nahm jener Drang verschiedenen Charakter an. Er trat gleich mit dem Anfange des Jahrhunderts ein, und wir sind ihm an der Schwelle desselben in zwei Formen begegnet, in der Form der religiösen Gemüthlichkeit und in der des philosophischen Selbstdenkens. Der Pietismus und die pragmatische Verständigkeit eröffneten die Bahn der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, hiermit gewissermaßen die der neuen Revolution

überhaupt, welche nicht bloß eine politische, sondern eine allgemein geistige war. Wie dieser Trieb der Subjektivität gegen die Mächte der abstrakten Allgemeinheit bis in die sechsziger Jahre sich entwickelte, ist in den beiden vorhergehenden Büchern unserer Geschichte dargestellt worden, wo wir gesehen, daß er seine Regungen hauptsächlich und zunächst in Theologie und Philosophie bethätigte, später in die Politik eindrang, in der poetischen Nationalliteratur aber, namentlich um den Anfang der siebenziger Jahre, die entschiedenste Wirksamkeit kund gab, ohne jedoch in die eigentliche revolutionäre Phase schon damals bestimmt einzutreten. Lessing personificirte die Höhe dieses reformatorischen Bewußtseyns. Es lag nun aber ebenso sehr in der Natur der Sache, als in den eigenthümlichen Zeitverhältnissen, daß von diesem Wendepunkte aus die bezüglichen Bewegungen eben auf dem Grunde des errungenen entschiedeneren Selbstbewußtseyns der Subjektivität nach den besonderen Seiten hin tiefer und energischer vorzudringen strebten. Was Lessing in theologischer und besonders in nationalliterarischer, Friedrich II. in politischer und socialer Hinsicht überhaupt zu selbstbewußter Bestimmtheit gebracht hatten, das wurde bald mit der Lust der Eroberung über die gewöhnlichen Grenzen hinaus verfolgt und meistens in maßlosem Selbstdrange und stürmender Unruhe weiter fortgeführt. Das Subjektivitätsrecht concentrirte sich mehr und mehr in der konkreten Individualität, und der Fortschritt sollte nun aus der Frische und Fülle der originalen Unmittelbarkeit eben des Individuums als solchen forttreiben. Es ward hiermit nicht lange nach dem Eintritte des neuen Jahrzehents ein neues Stadium der nationalen Geistesstrebungen eröffnet, und zwar vornehmlich im Gebiete der Literatur, welches dadurch sich eigenthümlich charakterisirte, daß das bestrittene und abgewiesene Recht der objektiven Absolutheit nun ganz und gar in die Absolutheit der Individualität versetzt wurde. Ein Hauptmotiv dieses neuen Stadiums lag für Deutschland darin, daß nach den ungemeinen Anregungen, die der siebenjährige Krieg gegeben, und womit er die Thätigkeit gespannt und das Bewußtseyn der Nationalität gesteigert hatte, die nun eintretende lange Friedenszeit dem heftig erweckten Geiste zu geringes objektives Gegengewicht darbot, an dem er sich hätte mit Anstrengung und Interesse versuchen und zugleich substanziell bestimmen können. Das „erregte Trotzge-

fühl", wie es Göthe nennt, wußte nicht, welche Richtung es nehmen, welche Wirkung es hervorbringen sollte. So drängte es sich selbst mit einseitig-anmaßlicher Überhebung hervor, und die Reformation ging in eine Art Revolution über, welche wesentlich dieselben Ziele wie jene verfolgte, aber nicht mehr mit dem Maße des Rechts der Sache, sondern mit der Anmaßung der individuell-subjektiven Absolutheit und der daran sich knüpfenden Verneinung aller Berechtigung der Objektivität überhaupt. So erklärt sich denn, wie die reformatorischen Personen selbst theils in entschiedenen Widerspruch mit diesen revolutionären Tendenzen traten, theils sich mit ihnen jedenfalls nicht lebendig befreunden mochten. Nur halbwarm begrüßt z. B. Lessing die Originalitätswerke der jungen Generation und ihres Choragen; Götz und Werther sind ihm eher bedenkliche als erfreuliche Symptome für den Fortschritt unserer Literatur, und Boie schreibt (1775) über ihn an Merck, daß er mit Göthe's und Lenzen's „theatralischen Freibeutereien" sehr unzufrieden sey, auch deswegen, weil sie „für seinen Aristoteles" so wenig Respekt bezeugten.

Das Stadium, in welches die Literatur in solcher Weise nun neuerdings geleitet, und die Generation, von der sie durch dasselbe geführt wurde, läßt sich im Allgemeinen mit dem Charakter der Kraftgenialität bezeichnen. Von dem individuellen Subjektivitätsdrange getrieben, strebte diese Generation in stürmischer Bewegung, ihr unbefriedigtes Selbst in maßlosen Produktionen zur Darstellung zu bringen. Das naturalistische Genie sollte Regel und alleiniges Gesetz seyn. Die Aufklärung des Gedankens ging in die der Genialität über; diese aber fällt ihrer Natur nach mit der Originalität zusammen, wie denn Göthe auch damals meinte. Sie hat nach ihm ihren eigenen Gang, Ausdruck, Ton, ihr eigenes System und Costüm, und „der Zuschauer muß deren Weise mit Ehrerbietigkeit betrachten" [1]). In verschiedenen Gestalten und Nüanzen bildete sich so ein damaliges junges Deutschland hervor und füllte mit seinen Werken die siebenziger und den größten Theil der achtziger Jahre aus. Die politische Revolution in Frankreich und die transcendentale Ichheitslehre Kant's in Deutschland bezeichnen, jede in ihrer Art, die Gipfelungs- und damit

1) In den Frankfurter gelehrt. Anzeigen vom J. 1772.

die Schlußpunkte dieser Epoche, welche auch in nationalliterarischer Hinsicht ihre bestimmten Grenzsteine hat. Schiller's Don Carlos und Göthe's Faust (als Fragment) stehen als solche unverkennbare Merkzeichen an dem Scheidepunkte der achtziger und neunziger Jahre. In ihnen schließt sich die kraftgenialische Produktivität gleichsam resumirend ab, jedoch nur um zugleich die neue Stufe bedeutsam zu verkünden.

Der eigentliche Angelpunkt dieses kraftgenialischen Titanismus, der mit himmelstürmender Gewalt die Freiheit des Subjekts erobern und der gegebenen Wirklichkeit zum Trotz durchsetzen wollte, war die Natur. Sie sollte Grundregel der Poesie werden, und diese nur ihr Ausdruck seyn. Rousseau hatte das neue Evangelium längst verkündiget und überall eifrige Apostel gefunden; Klopstock führte seiner spiritualistischen Erhabenheit ungeachtet durch das Princip der genialen Unmittelbarkeit auf den Naturstandpunkt hin, und auch Lessing glaubte, wenn gleich mit angemessener Beschränkung, dem literarischen Naturrechte das Wort reden zu müssen. Besonders aber war es der große englische Originalgenius, Shakspeare, der mit seiner nachdrücklichen poetischen Schöpfung die Naturwahrheit vorschob und in poetischer That zu verherrlichen verstand. Ihm ergab man sich daher mit aller Inbrunst der Begeisterung um so mehr, als auch hier Lessing den Weg gezeigt. Wie sehr nach jenem Propheten der Genialität sich das junge Geschlecht drängte, bezeugt unter Anderem Göthe, indem er in Dichtung und Wahrheit den Eindruck schildert, den Wieland's Übersetzung und später Herder's Aufsatz über Shakspeare in dem Hefte „Über deutsche Art und Kunst" hervorbrachte. Die jungen Originalitäten hielten ihn „für ihren Vater und Lehrer." Freilich waren es mehr die Auswüchse und Ausschweifungen jenes Urgenies, als seine substanzielle Geistesoriginalität, welche Ziel der Nacheiferung wurden, und diese selbst verlief sich deshalb auch vielfach in Absurditäten und rohe Ausbrüche ungezügelten Jugendübermuths, dem es mehr auf anmaßliche Opposition, als auf Würde und Reinheit der Kunst ankam. Neben Shakspeare stellte sich alsbald auch Ossian, der mit den dunkeln Orakeln melancholischer Selbstvertiefung die drangvolle Unbestimmtheit der sich selbst verabsolutirenden Subjektivitäten fruchtbar nährte und die Gediegenheit objektiver Realität in nebulosen

Schein verdünsten ließ. Ein dritter Engländer, Young, hatte längst seine Klageseufzerpoesie (complaints) mit ihren trübsinnigen Nachtgedanken und Grabesliedern in die deutsche Literatur hinübergesandt und damit die subjektive Zerrissenheit und den Unwillen über die Beschränkungen der Gegenwart vollends zu finstersichtigem Mißmuthe bei einem großen Theile unserer damaligen Jugend gesteigert. Diese Verstimmung sollte selbst durch Shakspeare, „der doch so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß", genährt und bestärkt werden. Überhaupt hatte um diese Zeit das Überlieferte bei den jungen Geistern sein Ansehen verloren. Staat und Kirche, Gesellschaft und Sitte, Schule und Leben wollte man von der bindenden Regel befreien und auf das geniale Urrecht zurückführen. Es entstand ein allgemeines Emancipationsstreben, dem vergleichbar, was jetzt in fast allen Ländern Europa's sich regt und außer Frankreich in dem jungen Deutschland, der jungen Schweiz und dem jungen Italien der Gegenwart zu Tage tritt. Es konnte nicht fehlen, daß diese allgemeine Influenza besonders in die neuaufwachsende Literatur eindrang. Wenn Young nun schon durch seine Nachtgedanken die hypochondrische Laune der Originalitäten genugsam gefördert hatte, so wurde sein Einfluß noch vermehrt durch eine andere Schrift von ihm, durch den Versuch nämlich „Über Originalwerke," worin der Begriff der Originalgenialität dargelegt, die Nachahmung der Alten zurückgewiesen, dagegen die unmittelbare Triebthätigkeit des Genies als die eigentliche Quelle des Schönen dargestellt wird. Bedeutsam genug für dieses neue Jungdeutschland weist Young auf die individuelle Subjektivität als das urmächtige Princip der Poesie hin, die er insofern auf den Grundsatz der Selbsterkenntniß und Selbstachtung bauen will. Zu dieser Selbstschätzung war man nun geneigt genug, und es bedurfte kaum solcher Ermunterung, um daraus die Selbstüberschätzung mit ihrem ganzen Gefolge hervortreiben zu lassen. Klopstock stellte sich der Sturmliteratur auch dadurch wiederum gegen eigenes Wissen und Wollen sehr nahe, daß er jene Young'sche Originalitätstheorie der deutschen Literaturwelt zuerst bekannt machte.

Wie sehr nun auch zunächst gegen diese naturalistische Ästhetik das Alterthum zurücktreten mußte, so fand doch Homer fortwährend und selbst vorzugsweise Liebe und Verehrung. Gehörte er ja zu den originalen Urdichtern, hiermit zu denen, welche unter

dem Hauche des urkräftigen Naturgeistes ihre unsterblichen Gesänge geboren hatten. Er durfte sich so dem englischen Triumvirate zugesellen und galt gewissermaßen sogar für den Urahn aller kraftgenialischen Originalität. „Wenn man das Originelle des Homer bewundern will," meinte Göthe damals, „so muß man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur Alles zu danken gehabt habe." Zu gelegener Zeit hatte der Engländer, Robert Wood, seine Schrift „Über das Originalgenie des Homer" herausgegeben und damit seinerseits so recht die Saite der jungen Genialitäten getroffen [1]). In dieses Reich der westlichen Naturdichtung drang nun noch der Odem des Orients und stärkte mit seiner Lebensfrische die strebende Kraft dieser neuen poetischen Generation. Die Psalmen und das Prophetenthum sammt den bedeutsamen biblischen Mythen wurden als reine Urstimmen des poetischen Weltgeistes vernommen und gepriesen. Herder's „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts", sein „Geist der hebräischen Poesie" in Verbindung mit seinen „Völkerstimmen", dienten hauptsächlich, die orientalische Erhabenheit und die Naturlaute der Volkspoesien als gährende Elemente in den Proceß dieser Literaturepoche hinüberzuführen. Daß der entfesselte Strom nach verschiedenen Richtungen hin seine Flut forttrieb, hier mit geringerer dort mit größerer Gewalt, bald überstürzend bald in gedrängtem Wellengange vorstrebend, dieses und Ähnliches soll weiter unten näheren Nachweis finden. Nur darauf mag zuvor noch die Aufmerksamkeit sich wenden, wie das bezeichnete Drangstreben, der genial-literarische Revolutionstrieb, über ganz Deutschland hinfuhr und von bestimmten Stationen aus seine Wege in das Volk suchte. Wir sehen ihn im höchsten Norden von Königsberg hervorbrechen, wo Hamann und Herder sein Panier tragen, wir begegnen ihm alsbald im südlichsten Theile des deutschen Sprachgebiets, indem von Zürich aus Lavater ihm seine Stimme leiht. Wie im Norden und Süden, so hat er auch in Westen und Osten seine Grenzstätten. Straßburg, wo sich schon in der Zeit der kirchlichen Reformation das nationalgeistige Neuleben auf's Entschiedenste offenbarte, wird gleich anfangs ein Hauptheerd der

1) Obiges Urtheil fällte Göthe eben bei Gelegenheit der Recension der deutschen Übersetzung von Wood's Versuche in den Frankf. gel. Anzeig. (1772).

jungdeutschen Regungen, indem Herder hier Göthen die Hand bietet und die eigentlichen prometheischen Dränger um sich versammelt. Östlich dürfen wir Wien als den Ort bezeichnen, wo der Sturmdrang, wenn auch weniger literarisch nachhaltig und echt national, doch immerhin symptomatisch hervortrat. Kaiser Joseph II. wandte sich, wie schon beiläufig oben angemerkt, ganz eigentlich diesem Drangstreben zu und an seine Persönlichkeit, sowie an seine überschwenglichen Plane knüpfte sich Alles, was damals in Wien emporstrebte. Seinetwegen erscheint daher diese Station hauptsächlich bemerkenswerth, indem jedenfalls durch ihn von dorther die Bewegung der deutschen Genialität theilweise gestützt und fortgetrieben wurde. Dadurch, daß Joseph in politischer und religiöser Hinsicht die Tradition bekämpfte, selbst mit dem Eifer des Radikalismus verneinte und dagegen die Macht seiner monarchischen Subjektivität schlechthin geltend machen wollte, gab er nicht nur dem Bewußtseyn des Fortschrittes überhaupt neue Kraft und höheres Vertrauen, sondern stellte sich selbst mit seiner reformirenden Kraftgenialität als ein ermunterndes Beispiel des individuell-subjektiven Titanismus dar. Mit absolutistischer Mißachtung des Besonderen machte er sein persönliches Meinen und Wollen geltend. Charakteristisch ist, wenn Friedrich der Große über ihn sagt, daß er „immer den zweiten Schritt thun wolle, ohne den ersten gethan zu haben." Mit Recht meinte Joseph selbst, daß „ein Geist der Widersetzlichkeit sich über Europa verbreitete" [1]), allein er begriff nicht, daß es in der That derselbe Geist war, der auch in ihm wirkte und ihn zu Maßregeln trieb, die einer Revolution von oben her nicht unähnlich waren. Schön klingt es in seinem Munde, wenn er sagt, daß „das Wohl seiner Unterthanen seine Leidenschaft sey" [2]); indeß ist gerade diese Leidenschaftlichkeit, selbst im Interesse des Besseren, doch der eigentlichste Zug, wodurch er mit den Stürmern und Drängern der Zeit verwandt erscheint. Daß er die deutsche Sprache zur Universalsprache seiner sämmtlichen Staaten machen wollte, verfehlte seine Rückwirkung nicht auf die stürmenden Freunde unseres nationalli-

1) In einem Briefe an den Grafen von Trautmannsdorf. Vgl. Joseph II. Briefe, 1822.

2) A. a. O.

terarischen Fortschrittes. Bereits Wieland hoffte für deutsche Literatur durch Joseph mehr von Wien als von Berlin, und Klopstock hatte ebenfalls seine bezüglichen patriotischen Erwartungen dorthin verlegt. Daß man zum Theil an Joseph die Ausführung der Idee einer deutschen Akademie knüpfte, ist bekannt genug, um weiterer Erwähnung nicht zu bedürfen [1]). Warum aber Joseph bei all seinem völkerbeglückenden Drange nicht direkt und nachhaltig in die fortschreitende Bewegung unserer Nationalität eingreifen konnte, ist schon oben bemerkt worden. Er war kein Luther, wie schon Nicolai richtig gegen diejenigen behauptete, die ihn so nannten, noch ein Friedrich II., weil er nicht gleich Beiden das Herz des Volkes zu fassen verstand und die Vernunft des Volkes nicht zu Rathe ziehen mochte. Selbst unmittelbar aber regte sich damals in Wien der literarische Revolutionsgeist, freilich mehr von Norden her inspirirt, als von sich selbst aus zu neuem Leben gedrängt; weshalb denn auch die aufflackernde Flamme sehr bald wieder in das Dunkel zurücksank, aus dem sie bodenlos emporgeschossen war. Der geistige Zustand Wiens noch in den sechsziger Jahren war in jeder Hinsicht zu tief unter dem Niveau freier Bildung, als daß die Anstrengungen Einiger, welche unter des vordrängenden Kaisers Schutze das Höhere erstrebten, in das dortige Leben mit Erfolg hätten eingreifen können. Nichts desto weniger bleibt es aber zu bemerken, daß sich die Welle des forttreibenden Geistesstromes auch über diese Niederung, wenngleich in oberflächlich flüchtiger Eile, hinbewegte. Wir erinnern nicht an die tumultuarisch-chaotische Schreibseligkeit, womit man seit dem Anfange der siebenziger Jahre, besonders aber seit 1781, wo Joseph die Presse freier walten ließ, die Wiener Schaubühne bereicherte, von der die Kaiserstädter sogar meinten, daß sie den Ausgangspunkt einer neuen deutschen Literaturepoche bilden würde; wir übergehen die Denis und Mastalier, welche mit ihren Oden in der Klopstock'schen Schule stehen und noch dem Tone der Regeneration angehören, ebenso die spätere Blumauer'sche pseudogeniale Witzfabrikation und den

1) Mit Klopstock, der mit dem Projekte einer kaiserlich-wiener'schen Akademie besonders umging, neigten auch die Göttinger Dichter theilweise der Kaiserstadt zu. Klopstock's Plan ist besonders aus seiner Gelehrtenrepublik zu ersehen. Thl. I. S. 419.

schon genannten Wielandisirenden Alxinger, um nur daran zu erinnern, was unter dem Schutze von van Swieten und zum Theil auch von Kaunitz Joseph von Sonnenfels zu leisten suchte, der unverkennbar von dem Principe der neuen Epoche in seinen Strebungen getrieben wurde. Von Natur individuell-subjektiv strebsam, obwohl ohne besondere Begabung, gespornt von provinziell-patriotischem Wetteifer, wozu ihn Nicolai's Bemerkung über die gänzliche Unbernfenheit Wien's zur Verbesserung des Theaters sowie über dessen literarische Bedeutungslosigkeit überhaupt aufregte [1]), warf er sich mit freimüthiger That den Schranken und Hindernissen entgegen, die den Gang der freieren Geistesentwickelung in Östreich allseitig hemmten. Schon in den sechsziger Jahren trat er mit seiner Wochenschrift „Der Mann ohne Vorurtheil" in die Mitte der starrsten Vorurtheile, deren Bekämpfung mehr als gewöhnliche Kühnheit forderte. Bald darauf griff er in die dramatische Literaturbetriebsamkeit der Wiener, wenn auch ohne poetischen Beruf, doch mit regsamem Eifer ein, suchte fortschreitend bald im Gebiete der Rechtspflege und Verwaltung, bald in dem der wissenschaftlichen Produktion mit vielgeschäftiger Betheiligung, selbst unter Gefahren für seine persönliche Stellung und im Kampfe mit verketzernden Fanatikern, ein besseres Zeitalter für sein zweites Vaterland herbeizuführen. Seine Anstrengungen aber hatten das Loos der ähnlichen seines kaiserlichen Herrn; sie blieben meistens ohne Erfolg und glichen todtgebornen Kindern [2]). Wien war nicht der Boden, auf dem die neue Saat emporwachsen konnte, und die Subjekte, welche man als Sämänner berief, wie z. B. Riedel aus Erfurt, nicht geeignet, den unfruchtbaren Acker zu bessern und wohl zu bestellen. Das Gemeine und Gemeinste wucherte auf, der Geist blieb ein Gefangener nach wie vor.

Zwischen jenen Grenzpunkten liegen nun mehrere Plätze in der Mitte, welche als ebenso viele Knotenpunkte gelten können, in denen sich die strömende Bewegung sammelte, um wiederum von

1) In den Literaturbriefen, Thl. 12. Brief 103.

2) Joseph Frh. v. Sonnenfels stammte von jüdischen Eltern ab und war in Berlin geboren, in der ersten Kindheit aber mit seinem Vater nach Östreich übergezogen, wo jener sammt seinen Kindern die katholische Religion annahm.

hier aus in vielseitigen Adern sich durch das ganze Vaterland zu verbreiten. Zunächst erhebt sich als nördlicher Zwischenpunkt Göttingen, wo der bekannte Dichterbund ein Hauptganglion der jungdeutschen Lebenserscheinungen bildet. Ihm gegenüber liegt für unsere nationalliterarische Geographie südlich Darmstadt, welches dadurch in dieser Epoche historisch merkwürdig erscheint, daß sich nicht nur viele strebende Geister, wie z. B. Wenck, Petersen, dort für die neue Bewegung interessirten, daß dort eine der trefflichsten deutschen Fürstinnen, die Landgräfin Karoline, sich der vaterländischen Literatur liebevoll annahm [1]), daß Herder dort ein- und ausging und durch eheliche Verbindung dem Orte sich näher befreundete, daß Göthe in Frankfurt hin- und herüberwanderte [2]), sondern auch vornehmlich dadurch, daß hier ein Mann lebte, an dessen Geisteseigenthümlichkeit fast die ganze Peripherie der drängenden Regsamkeit aus allen Punkten Deutschlands ihre radiellen Beziehungen anknüpfte. Merck (1741—1791) bildete diesen eigenthümlichen Mittelpunkt. Wir sehen aus dem Briefwechsel mit ihm [3]), daß er persönlich dispositiv und an Kenntnissen aller Art reich genug war, um alle möglichen Verbindungen einzugehen. Im Allgemeinen aber ruhete seine subjektive Eigenthümlichkeit auf dem Principe der Verneinung, welche jedoch nicht die absolute des wahren Mephistopheles war, sondern nur die des kritischen Widerspruchs. In dieser verneinenden Richtung erscheint uns vielmehr bei ihm die Positivität der Idee in der That als das treibende Moment, und Merck tritt hiermit unverkennbar auf die Seite Lessing's, den er eigentlich mit der Genialität der jungen Generation zu vermitteln suchte. Gleich besonnen und scharf wie jener, gleich ernst und tief in der Auffassung der Sache, theilte er doch die Sympathien des revolutionären Dranges und ging so über seinen

1) Sie veranstaltete die erste Ausgabe von Klopstock's Oden und Elegien (1771) für den engeren Kreis ihrer dem Dichter ergebenen Freunde, zu denen auch Herder und Göthe sich zählen durften.

2) „Wie sehr dieser Kreis (sc. der Darmstädter) mich belehrte und förderte, wäre nicht auszusprechen." Göthe D. u. W. Bd. 3. S. 98.

3) Nicht bloß in Beziehung auf Merck selbst, sondern überhaupt für die literarpersönliche Charakteristik der ganzen Epoche ist die Herausgabe der Merck'schen Korrespondenz durch Dr. Wagner in Darmstadt höchst verdienstlich. 1835 und die Folge 1838. Sonst ist die Schrift „Heinrich Merck. Ein Denkmal". Von Ad. Stahr 1840 zu empfehlen.

großen kritischen Zeitgenossen wenigstens der Tendenz nach hinaus. In seiner Negativität strebte das Princip des Dranges, was in Göthe die eigentlichste positive Wirklichkeit erlangte, zu substanzieller Gediegenheit. Göthe selbst gesteht, daß er Merck's „aufklärender Theilnahme" sehr bedürftig war. Nicht von ungefähr also standen wohl Beide in Wechselwirkung, und, wenn Merck einerseits Göthe trieb, mit Götz und Werther rüstigen Anfang seiner Dichterbahn zu machen, so war er für ihn auf der anderen Seite ein warnender Genius, wenn der stürmische Naturdrang auf Abwege eilen wollte. Auf diesem Punkte erschien er nun dem jugendlichen Dichter allerdings oft als Mephistopheles, und insofern mochte auch Göthe wohl später sagen: „Merck und ich waren immer mit einander wie Faust und Mephistopheles". Daß Merck seinem Drangstreben zunächst und hauptsächlich in der Kritik Ausdruck gab, lag eben in seiner negativen Persönlichkeit. Der Wieland'sche Merkur bildete vorzüglich den Schauplatz seiner kritischen Thätigkeit. In der Kritik war er übrigens, was andere Hauptfiguren der Epoche in der Produktion zu seyn strebten. Wieland meinte daher, Merck sey unter den Recensenten, was „Klopstock unter den Dichtern, Herder unter den Gelehrten, Lavater unter den Christen, und Göthe unter allen menschlichen Menschen"[1]). Allein auch in produktiver Hinsicht gesellte er sich wenigstens insofern den Drängern bei, als er einen mächtigen Produktionstrieb in sich fühlte, den er in Prosa und Versen zu befriedigen suchte und in originell-derben, mit seltner Kühnheit geschriebenen Satiren gehen ließ, die Göthe, selbst in den spätesten Jahren seines Lebens, noch nicht zu publiciren wagte[2]). Daß die wenigen gedruckten Poesien Merck's von diesem Originalitätsdrange nicht eben belebt sind, mag zum Theil daher rühren, daß sie mit dem Bewußtseyn und der Absicht der Öffentlichkeit geschrieben wurden und so der besonnenen Reflexionsseite des eigenthümlichen Mannes mehr angehören, als seiner originellen. Wie seine stürmische Zeitgenossenschaft hielt er das Genie für das urberechtigte Princip der wahren Ehre. Wie sehr er übrigens in Absicht auf persönliche Stimmung unter dem Einflusse des unruhigen Zeitgeistes stand, erwies er dadurch, daß er in seiner nega-

1) Briefe II. S. 56. 2) A. a. O. III. S. 96.

tiven Tendenz mit der objektiven Wirklichkeit sich einseitig verfeindete, in ihre Forderungen sich nicht finden mochte, zuletzt mit sich selbst zerfiel und in hypochondrischer Erbitterung und Trübniß seinem Leben ein Ende machte. Daß dieses Schicksal mehrere seiner Zeitgenossen traf, ist bekannt; daß überhaupt aber dieser aus absolutistischer Subjektivirung hervorgehende Zwiespalt und die damit zusammenhängende Neigung zum Selbstmorde ein Grundzug der in Frage stehenden Epoche bei uns bildete, hat Göthe in seiner Lebensbeschreibung bedeutend hervorgehoben. Er nennt diese Stimmung, die von unbefriedigten Leidenschaften ausging und durch ein geist- und thatloses bürgerliches Leben genährt wurde, „einen unmuthigen Übermuth", der so allgemein herrschte, daß daraus hauptsächlich die große Wirkung erklärt werden muß, welche der Werther hervorbrachte, indem er „das Innere jenes kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte" [1]). Sonst war Merck ein Mann von zuverlässiger, achtbarer Gesinnung, ohne welche Eigenschaft es ihm auch schwerlich gelungen seyn würde, die heterogensten Personen aus fast allen Kreisen und Ständen, Fürsten und Fürstinnen, Gelehrte und Künstler, Dichter und Staatsmänner, fromme Enthusiasten und Weltleute, Rationalisten wie Idealisten (Nicolai und Herder, Lichtenberg, La Roche und gegenüber Fr. Heinr. Jacobi sammt Lavater), mit gleichmäßigem Vertrauen an sich zu ziehen. Daß dabei die vielseitigsten Kenntnisse, die er nicht bloß in der Literatur, sondern namentlich auch in der Kunstgeschichte und in den Naturwissenschaften besaß [2]), sowie der Umstand bedeutend mitwirkte, daß bei ihm Alles, auch seine kritische Neckerei, „aus dem Fundamente einer hohen Kultur" hervorging (Göthe), ist wohl

1) Dichtung und Wahrheit Bd. III. S. 219.

2) Mit der Botanik und Mineralogie war er mehr als gewöhnlich bekannt; besonders aber gab er sich später der Osteologie hin, auch hierin Göthe's Geistesverwandter. Indem er dabei hauptsächlich auf die vorweltlichen Thierreste sein Augenmerk richtete und durch beispiellose Thätigkeit sich um Fossilien bemühete, vornehmlich die reichen Fundgruben derselben in der Rhein- und Neckargegend zu durchforschen anfing, wurde er Mitbegründer des bekannten und trefflichen Fossilienkabinets, dessen sich Darmstadt rühmen kann. — Nicht bloß bedeutende inländische Naturforscher, wie Blumenbach, auch die berühmtesten ausländischen, wie Peter Camper in Holland und Saussure in der Schweiz, standen mit ihm in naturwissenschaftlicher Korrespondenz.

begreiflich. Seine sociale Gewandtheit wie geschäftspraktische Tüchtigkeit und Beweglichkeit konnten jenen wesentlichen Vorzügen nur zu größerer Empfehlung dienen. Am bedeutsamsten erscheint uns aber Merck für unsere nationalliterarische Frage durch sein Verhältniß zu dem nächsten Literatenkreise, der über Frankfurt und zum Theil von Straßburg aus in Darmstadt sich an ihn anschloß. Wir haben schon hervorgehoben, daß er in Göthe's literarische Entwickelung wesentlich eingriff und dieselbe zu rechter Zeit auf die rechte Bahn lenkte; aber auch die anderen mitstrebenden Personen dieses Gebiets hatten an ihm ihren Gravitationspunkt, so daß er es eigentlich war, der Wetzlar und Gießen mit Frankfurt, und Frankfurt mit Darmstadt in der literarischen Beziehung erhielt, worin wir diese Örter zu jener Zeit finden.

Bedeutsam liegt zwischen den beiden Punkten Frankfurt, nicht bloß als Vaterstadt des Genialsten unter den Genies, sondern weil es den vielseitigsten Verkehr der nahmhaftesten Mitglieder der Originalitätsgenossenschaft, welche dort besuchend und strebend bei Göthe eintrafen, vermittelte. Was in Wetzlar, Gießen und am Rhein sich in der neuen Weise regte, was von Straßburg aus, nachdem Herder geschieden, sich weiter in das Reich vordrängte, was in Göttingen den literarischen Trieb mächtiger fühlte (z. B. die Stolberge), und in Darmstadt sich jungbelebt bewegte, kurz, was vom höchsten Norden bis zum südlichsten Punkte hin, den wir in Zürich finden, auf der Sturmbahn fortstrebte, Alles suchte in Frankfurt dem jugendlichen Fürsten des neuen poetischen Reiches zu begegnen. Von besonderer Bedeutung erscheint aber Frankfurt in dieser nationalliterarischen Strömung noch dadurch, daß hier der Genialitätstrieb zuerst ein allgemeines Organ seines Dranges fand. Die Frankfurter gelehrten Anzeigen, welche durch J. G. Schlosser, Göthe's nachmaligen Schwager, einen ebenso kenntnißreichen und praktischtüchtigen, als der neuen Literaturbewegung eifrig ergebenen und auch schriftstellerisch-thätigen Mann, vornehmlich auf Merck's Anregung gegründet wurden, waren hauptsächlich der jungen Literatur gewidmet und sollten die reinwissenschaftlichen Werke nur ausnahmsweise berücksichtigen. Im Dienste jener hatte man auch die ansehnlichsten Erscheinungen im Gebiete der englischen Literatur im Auge, weil man von ihr wesentliche Förderung der vaterländischen erwartete. Das eigent-

liche Princip der Zeitschrift war nun die Opposition der Genialität gegen die Einbildung der Mittelmäßigkeit und unproduktiven Seichtigkeit. Das Vivat, welches Göthe in Gießen auf einer Art literarischem Kongresse, wo eben auch jene neue Zeitschrift besonders mitbezielt wurde, „allen selbstständigen Männern" und das Pereat, das er „den Andringlichen" brachte, kann gewissermaßen als die Devise der Unternehmung angesehen werden. Noch spät sagt er darüber: „Ein unbedingtes Bestreben, alle Grenzen zu durchbrechen, ist bemerkbar". Er hält das Journal für geeignet, einen vollständigen Begriff von dem damaligen (1772—1773) Zustande dieser literarischen Gesellschaft und Persönlichkeit zu geben [1]). Es arbeiteten daran vornehmlich Merck, Wenck, Petersen in Darmstadt, Professor Höpfner und einige andere gleichgesinnte akademische Freunde in Gießen, dann eben J. G. Schlosser, sein Bruder Hieronymus Schlosser und hauptsächlich auch Göthe (einige Zeit noch von Wetzlar aus) in Frankfurt. Dieser journalistische Verein betrieb das Unternehmen mit redlich-strebendem Willen, das Bedeutende achtend und gegen die Zudringlichkeit des Unbedeutenden schützend. Besonders übte man das literarische Richteramt über andere Zeitschriften, z. B. über die Berliner Allgem. deutsche Bibliothek und den Wieland'schen deutschen Merkur, wobei man das Halbe und Unzulängliche ebenso gewandt, als oft scharf und satirisch hervorzustellen und zu bezeichnen verstand. Die Keckheit erstreckte sich auf Weltliches und Geistliches, wenn das Vorurtheil auf Kosten der freien Selbstständigkeit herrschen wollte. Beklagte sich doch Frau Sophie v. La Roche an Merck, daß man „gleich in den ersten Zeitungsblättern Nonnen und Pfaffen angepackt" habe [2]); fühlte sich doch der Hamburger Ketzerrichter, Pastor Goeze, gemüssiget, die Reichs- und Frankfurter Lokalpolizei gegen die geniale Vernunftfreiheit der Blätter zu requiriren, obwohl diese der gemeinen Encyklopädisten-Freidenkerei ebenso entschieden widersprachen, als sie der hyperorthodoxen Kirchen-Symbolik entgegentraten. Übrigens war es eine lobenswerthe Eigenschaft des Instituts, daß die Mitarbeiter jede unmotivirte Einseitigkeit der einzelnen Recensenten durch eine Art vereinsgesetzliche höchste In-

1) Göthe, Werke, Bd. 26. S. 163 ff. Desgl. Bd. 31. S. 5.
2) Briefe an Merck. I. S. 32.

stanz zu beschränken suchten, indem theils durch Korrespondenz, theils durch persönliche Unterhandlungen mittelst Referats und nicht selten auch Korreferats ein endliches redaktionsfähiges Resultat vermittelt wurde. Doch hielt dieses gediegene Verhältniß nicht lange vor. Nachdem zwei Jahrgänge vollendet, trennte sich der Verein, und der Ton fing an, der Würde der Sache nicht weiter entsprechend zu seyn, so daß Boie, der die ersten Jahrgänge, welche sich, wie Göthe bemerkt, „durch redlichen Willen der Mitarbeiter", sowie durch Förderung „des Humanen und Weltbürgerlichen" empfehlen, eifrigst suchte, gleich in den ersten Blättern des dritten einen so bedeutenden Abfall bemerkte, daß er nicht weiter lesen mochte [1]). Merck und mehrere der Mitarbeiter traten etwas später zusammen, um in der Frankfurter deutschen Encyklopädie die frühere Weise der Anzeigen einigermaßen fortzusetzen.

Als weitere bemerkenswerthe Stationen der genialen Drangbewegung mögen Weimar und Stuttgart noch insbesondere berücksichtiget werden, obwohl sie etwas später als die bisher genannten in der Geschichte unserer Literatur hervortreten. Vorzügliche Erwähnung verdient Weimar, und zwar nicht bloß deswegen, weil Göthe hier seine Sturmjugend austobte und ein Jahrzehend hindurch den persönlichen Mittelpunkt des regsamen Drangstrebens in jener so berühmt gewordenen deutschen Musenstadt bildete, auch nicht bloß mit Rücksicht auf die ganze Fülle des deutsch-literarischen Lebens, das sich hier und in dem benachbarten Jena während der neunziger Jahre zusammendrängte, sondern hauptsächlich deswegen, weil sich hier damals überhaupt auch nach anderen als bloß literarischen Seiten hin eine revolutionäre Neuerungslust bethätigte. Daß Weimar schon um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts unter Herzog Wilhelm IV. ein Hauptpunkt deutsch-literarischen Strebens gewesen, wollen wir hier ebenso wenig berühren, als daß seine Fürsten bereits in der Blütezeit unserer mittelalterlichen Romantik, besonders im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, von der Wartburg aus der deutschen Muse freundlichst huldigten, und in Eisenach eine ähnliche Genialität des Hoflebens zur Aufführung brachten, wie es uns die Ge-

1) Briefe an Merck. I. S. 45.

schichte der siebenziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Weimar sehen läßt. Zunächst begegnen wir der Herzogin Amalie, Karl August's geistvoller Mutter. Mit der unruhigen Hast, in der sie überall hin der Bildung nacheilte, mit der liberalen Toleranz, welche sie gegen die verschiedenen Geistes-Richtungen um sie her und besonders auch gegen die freiere Socialbewegung in ihrem Hofcirkel übte, überhaupt mit der ganzen persönlichen Selbstständigkeit, die sie als Vormünderin ihres Sohnes in der Landesverwaltung und als geistbegabte Frau in Sachen des Geschmacks und der Sitte bethätigte, tritt sie in den Kreis des genialischen Strebens ein und wird Theilnehmerin, ja selbst längere Zeit hindurch Vermittlerin der Drangbewegungen, die bald unter der Regierung Karl August's sich in übermüthiger Keckheit entwickelten. Wie dieser, in vieler Hinsicht merkwürdige, auch durch seine vaterländische antifranzösische Haltung, in dem harten Kampfe mit Napoleon (1806) ruhmwürdige Fürst die aufstrebenden Genialitäten begünstigte, wie außer Göthe auch Wieland, Herder und später Schiller von ihm in Weimar gehegt und geehrt wurden, wie an seiner gastfreundlichen Gunst sich viele andere jungdeutsche Talente erfreueten und seinem Hofe sich nähern durften, wie er in schönstem Wissensdrange an Merck als ein Freund an den Freund sich schloß, und im engsten Herzensbunde mit Göthe die Rechte genialischer Originalität gegen die beschränkten Formen der Tradition und Konvenienz oft mit überstürmender Gewalt durchzuführen suchte, darf als so bekannt vorausgesetzt werden, daß hier eine bloß andeutende Erinnerung genügt, um so mehr, als uns die Charakteristik Göthe's später von Neuem und näher darauf zurückführen wird. Die titanische Genossenschaft, wie überhaupt das wilde Weimar'sche Treiben intra et extra. auf Zimmer und bei Ritt und Jagd, wird uns von jenem selbst in wenigen Worten hinlänglich beurkundet. „Wir machen des Teufels Zeug", schreibt er an Merck. „Wir (der Herzog und Göthe) halten zusammen und gehen unseren eigenen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten vor den Kopf, werden aber doch durchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns" [1]). Daß unter solchen genialischen Ver-

1) Briefe an Merck. I. 36. und 37. Br. (vom Jahre 1776).

suchen auch Mancherlei hervorspringen mochte, was den Beifall der Besonnenen nicht gewinnen konnte und nicht bloß dem „Dechant" Herder bei seiner etwas hypochondrischen Scheelseherei mißfallen, sondern auch anderen guten Leuten wenigstens sehr wunderlich vorkommen mußte, daß der geniale Übermuth oft bis zur Unmäßigkeit und Ärgerlichkeit stieg, ist zu vollständig verbrieft, um geleugnet werden zu können, ohne daß man darum berechtiget seyn möchte, an Alles zu glauben, was Böttiger uns später über „jene Zigeunerwirthschaft", wie er es nennt, in zahlreichen Anekdoten mitzutheilen für gut gefunden [1]). Was von Weimar aus unter dem liberalen Protektorate des Herzogs für die klassische Fortbildung der deutschen Nationalliteratur späterhin noch vielfach geschehen, wird an passender Stelle weitere Erwähnung finden.

Es bleibt noch übrig, auch auf Stuttgart und seine genialliterarischen Umgebungen einen flüchtigen Blick zu werfen; denn obwohl es mit den bisher gezeichneten Literaturstätten in keinem sehr genauen Zusammenhange stand, so hatte sich doch der allgemeine Geist, der damals in Deutschland herrschte, auch hier bedeutend genug niedergelassen und zu bestimmter literarischer Wirksamkeit centralisirt. Daß Schwaben bereits in der vorigen reformatorischen Epoche unverkennbare Symptome seiner Theilnahme an den Regungen der Emancipation des Geistes kundgegeben, haben wir an gehöriger Stelle angezeigt und dort besonders Moser's politische Freimüthigkeit, wie Abbt's rationalistisch-philosophische Mitwirkung an den Berliner literar-reformatorischen Unternehmungen hervorgestellt. Andere Schwaben, wie Hartmann, von Gemmingen, Verfasser des Dramas „der Hausvater," und Joh. Ludw. Huber, hatten um jene Zeit, besonders durch Klopstock begeistert, theils in geistlicher, theils und besonders in patriotischer Lyrik ihren freieren Gesinnungen Ausdruck zu geben gesucht, und Huber namentlich mußte, wie der ältere Moser und später Schubart, seinen politischen Muth auf der Festung büßen. In ihm sehen wir einen jener seltenen großartigen Charaktere, denen kein Opfer zu schwer wird, das sie für Recht,

1) Böttiger, Schilderungen oder literarische Zustände und Zeitgenossen. Leipzig, 1838. Mag das Meiste, was hier zum Besten gegeben wird, wahr seyn, so trägt doch auch Vieles das Gepräge gewöhnlicher Klatscherei. Eine sehr lichtvolle Ansicht der literarischen Verhältnisse in Weimar gewährt die Schrift von Wachsmuth, Weimar's Musenhof. Berlin, 1844.

Wahrheit und Freiheit einer absolutistisch-launenhaften Fürsten- und Regierungswillkür gegenüber in den Schranken des Gesetzes bringen zu müssen glauben. Daß Wieland, ein Schwabe, im Schwabenlande nach zurückgelegter frommer Novizenzeit zuerst das Panier weltsinniger Geistesfreiheit erhoben, braucht keiner wiederholten Erinnerung. Diese und mehrere ähnliche Erscheinungen, namentlich auch einerseits der Übermuth, womit der Herzog Karl wider Verfassung und öffentliche Moral seinen Despoten-Gelüsten fröhnte, Rechte und Personen mit gleicher Ungerechtigkeit und Gewaltthat verhöhnend und verletzend, andererseits desselben Fürsten Drangstreben in mancherlei Neuerungen, bildeten die Elemente, aus denen bald die Sturmjugend emporwuchs, welche auf der neugegründeten Karlsakademie den Geist der äußersten oppositionellen Subjektivirung in sich erstarken ließ und in Rousseau's absolutem Naturrechte ihr Evangelium fand. Schiller stand als Hauptfigur in dieser Umgebung, wie Göthe in der am Rhein, und gab gleich ihm in seinen Jugendwerken der herrschenden Gesinnung öffentlichen Ausdruck. Die Stimme des Geistes der Widersetzlichkeit gegen alles Gesetz in Literatur wie in Sitte und Staat vernehmen wir in den Räubern, in Fiesko, in Kabale und Liebe, nicht minder in dem sinnlich-idealischen Dithyrambenüberflusse der Frühlyrik des gegen die Fesseln der Konvenienz und des Despotismus ankämpfenden Dichters. Wir finden hier das Princip naturalistischer Genialität in der kühnsten poetischen Praxis vollzogen und dargestellt. Nahe mit solcher jugendlichen Kraftgenialität in Verbindung, sie theilweise erregend und fördernd, zeigt sich uns auf dieser Station noch manches Andere, dessen nähere Erwähnung jedoch da besser an ihrem Platze seyn wird, wo wir des Dichters Bild in seiner Totalität darzustellen haben. Nur Schubart's (1739—1791) wollen wir noch flüchtig gedenken, dessen eigenthümliche Persönlichkeit zugleich eine der auffallendsten Figuren in der Gattung der absonderlichen Individualitätsoriginalitäten bildet, und der, obwohl nicht in Stuttgart vorzugsweise lebend, doch Schwabe von Geburt war und im theilweisen Zusammenhange mit der dortigen jungen Dranggeneration stand. Sinnlich organisirt besaß er mehr Imagination und Gefühlslebendigkeit, als sein geistiges Talent beherrschen konnte. Charakteristisch genug sammelte sich daher auch wohl sein Gesammtwirken in der musi-

kalischen Kunstpraxis, wobei der Geist sich vorzugsweise in die konkrete Unmittelbarkeit der subjektiven Empfindung herabsetzt und damit den Zufälligkeiten und genialischen Launen um so leichter anheimfällt. Ohne konsequente Jugendbildung, frühzeitig dem Triebe nach Ungebundenheit folgend, gerieth er bald in ein tumultuarisches Drängen, worin er kein sicheres Ziel vor Augen hatte und keinen Weg mehr fand, der ihn zum Ziele hätte führen mögen. Unstet in seinen Lebenszwecken und flüchtig von Ort zu Ort, dabei ohne Verstand und Gesinnung vielgeschäftig und gegen alle Wirklichkeit im Kampfe, hier Freigeist, dort sentimentalischen Sympathien hingegeben, konnte er dem Unglücke nicht wohl entgehen, welches ihn häuslich und öffentlich verfolgte und ihn erst dann freiließ, als er nach zehnjähriger, willkürlich über ihn verhängter Gefangenschaft auf dem Asperg mehr Ruhe in sein Leben und persönliches Behaben aufgenommen hatte und nun bürgerlich fester in Stuttgart den kurzen Rest seiner Tage vollbrachte. In der Literatur steht er wesentlich auf dem Boden der kraftgenialen Produktivität. Von Klopstock und Göthe angeregt, eifert er gegen alle literarische Franzosenliebe und poetische Weibsinnigkeit, für Shakspeare und die Engländer enthusiastisch eingenommen. In seinen früheren lyrischen Poesien, z. B. in der „Fürstengruft", herrscht der volle Ton des Dranges, dessen kühnstes Wollen aber sich in dem Plane „zum ewigen Juden", von dem nur eine mäßige Rhapsodie gedruckt vorliegt, ausspricht. In seiner „deutschen Chronik" (seit 1774) findet man, namentlich in den ersten Jahrgängen nach allen Seiten hin, in Politik, Literatur, Kunst und Volkssitte, individualkräftige Zeichnungen und Ansichten. Schiller hat sich an Schubart zunächst belebt; die Fürstengruft namentlich stimmt ganz zu seinem titanischen Tyrannenhaß, wie er sich in den Räubern kund giebt. Und hauptsächlich wegen dieser Beziehung mag die flüchtige Charakteristik des seltsamen Mannes hier in der Übersicht der kraftgenialischen Literaturzeit motivirt erscheinen. — Wenn wir Wekherlin übergehen, der ein Landsmann und Zeitgenosse Schubart's war und gleich ihm, wenn auch in anderer Richtung, nämlich in der französisch-voltaire'schen Freidenkerei, aus der Bahn der Ordnung und socialen Konvenienz trat, um in maßloser Hypergenialität seine individuelle Laune

walten zu lassen in Schriften [1]) und im Leben; so geschieht es, weil er in die nationalliterarische Revolution der jungdeutschen Schulen von damals weniger bedingend eingriff, als eben Schubart, mit dem er in keinerlei freundliche, wohl aber feindliche Beziehung kam. Wekherlin suchte die Freiheit nebst allerlei socialistischer und satirischer Kontrebande aus Frankreich, Schubart aus England einzuführen, Beide aber mußten den verbotenen Handel, den sie ohnedies ungeschickt und liederlich genug trieben, mit zeitweiliger Gefängnißstrafe und anderen schlimmen Folgen büßen.

Wenden wir uns von diesem geographischen Überblicke der kraftgenialischen Literatur zu ihrem allgemeinen Charakter zurück, so haben wir nur noch dies zu bemerken, daß sie sich nach zwei Hauptfarben unterscheidet, welche von der Art bedingt werden, wie der individuelle Originalitätsdrang sich geltend zu machen suchte. Einerseits sehen wir die Subjektivität in dem von Göthe selbst so bezeichneten „titanisch-gigantischen" Gewaltstreben befangen, womit sie in übermüthiger Opposition der vorliegenden Wirklichkeit Trotz bot und sich zu himmelstürmender Umwälzung der gegebenen Ordnung aufgelegt zeigte; andererseits gefiel sie sich in der sentimentalischen Überreizung, in der Isolirung und Abtrennung von der Gegenwart, in der selbstgenügsamen Unendlichkeit des Gefühls, in der unmuthigen Mißstimmung über die gegebenen Zustände und der Sehnsucht nach dem Unerreichbaren. Diese beiden Richtungen begegneten sich oft in einem und demselben Subjekte, wie z. B. in Göthe, in derselben Genossenschaft, wie in dem Göttinger Bunde; oft erschienen sie getrennt, wie sich denn in Klinger der starre Titanismus fixirte, während in Miller und Hölty die Sentimentalität ihre reine Vertretung fand; vielfach gingen endlich beide Seiten in unmerklichen Abschattungen in

1) Wekherlin's hauptsächliche schriftstellerische Betriebsamkeit ist in einem zeitschriftlichen Werke enthalten, welches unter verschiedenen Namen eine zusammenhängende Folge bildet. Das „Felleisen" sandte er vorauf (1778), bald hernach (1779) erschienen „die Chronologen", welche sich in „das graue Ungeheuer" verwandelten (wo er im 8. Bande die Menschenrechte auf den Koder der Natur gründen will), das selbst wieder in „die hyperboreischen Briefe" überging, um in „den Paragraphen" sein Ende zu nehmen. Seine vorhergehenden, meist „rabios" satirischen Schreibereien, unter denen ihm „die Denkwürdigkeiten von Wien" hauptsächlich die oben berührte Gefängnißstrafe zuzogen, mögen hier unberücksichtiget bleiben.

einander über, wovon der Faust Göthe's das bedeutsamste Beispiel giebt. Jedenfalls nun bildet diese Doppelrichtung des genialischen Individualitätstriebes den eigenthümlichen specifischen Gehalt und Ton der deutschen Literatur dieser Epoche und bekundet sich hauptsächlich in der Poesie, obwohl sie auch in anderen Zweigen, z. B. in der Philosophie (Jacobi), Theologie (Herder, Lavater) und Politik (Schlözer), ihre Wirksamkeit offenbart. Wir durften daher, zum Theil nach dem Vorgange Anderer, diese Literatur, deren Zeit, wie schon angeführt, so ziemlich in die siebenziger und achtziger Jahre fällt, wohl gleich im Anfange als die kraftgenialische im Allgemeinen bezeichnen.

Zweites Kapitel.

Die kraftgenialische Kritik.

(Hamann und Herder).

Während in Berlin der Standpunkt der nationalliterarischen Reformation festgehalten und in verständig-abstrakter Kritik und Philosophie oder im Geiste der rationalistisch-pragmatischen Aufklärung noch immer verfolgt wurde, während Lessing dagegen in seiner Bemühung fortfuhr, die ideale Freiheit mit den Forderungen des verständigen Selbstdenkens möglichst zu verbinden, der nüchternen Abstraktion ebenso sehr als dem Enthusiasmus der Empfindung abhold, kündigte sich von Osten her und zunächst von Königsberg, Preußen's zweiter Hauptstadt, aus eine Bewegung an, welche, aus einem anderen Gesichtspunkte hervorgehend, in die begonnene Umwälzung mit stürmendem Schritte eindrang, die Entwickelung derselben mit der Gewalt demokratischer Begeisterung forttrieb und sich durch das ganze folgende Stadium der nationalliterarischen Originalstrebungen fortsetzte. Sie begann mit Hamann und Herder und schloß sich in Kant's kritischem Transcendentalismus, von welchem aus dann mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts neue Bahnen des zu seinem freien Selbstbe-

wußtseyn gelangten Geistes nach allen Richtungen hin in dem Reiche unserer Literatur ausliefen.

Den Eintritt nun der hauptsächlich von Lessing begonnenen und festgestellten Reformation in das bezeichnete neue Stadium der eigentlich revolutionären Fortbewegung bezeichnen in kritischer Hinsicht die zwei bereits genannten Männer, Hamann und Herder. Sowie beide nach Vaterland und Lebensverhältnissen in naher Beziehung zu einander standen, so begegneten und ergänzten sie sich in persönlicher Stimmung, wie in literarischer Ansicht und religiöser Weltanschauung. Bei beiden bildet, wenn auch in verschiedenem Grade, die hypochondrische Lebensauffassung den Grundton, von welchem ihre literarischen Darstellungen mehr oder minder gefärbt erscheinen, beide ergehen sich in polyhistorischer Vielseitigkeit, streben in gleich unruhigem Drange voran, greifen mit gleicher polemischer Anmaßung in die Kreise der Mitstrebenden hinüber, sind gleich bittere Feinde des s. g. Rationalismus und verkündigen in gleichem prophetischem Tone, mit gleicher fragmentarischer Keckheit das neue Evangelium der Natur und der genialen Originalität. Obwohl nun vorzugsweise Herder diese neue literar-kritische Phase an seine Persönlichkeit und seine ausgedehnte vielgeschäftige Wirksamkeit knüpft und der wahre Repräsentant derselben ist; so weiset er doch mit seinen Ideen und Grundsätzen, in seinem ganzen Tone und Verhalten so bestimmt und deutlich auf Hamann hin, daß dieser schon deswegen mit ihm zu nennen und überhaupt in unserer Geschichte nicht zu übersehen ist, hätte er auch sonst nicht, wie doch geschehen, auf das mitlebende jugendliche Geschlecht mehrfach eingewirkt.

Hamann (1730—88), aus Königsberg gebürtig, tritt zuerst unter den ostpreußischen Restauratoren auf den Schauplatz der literarischen Nationalthätigkeit jener Zeit und eröffnet in gewissem Sinne neben und während Lessing's Bemühungen für die Begründung der echt nationalen Unabhängigkeit und Reinheit des Geschmacks die Epoche der Genialitäten[1]). Dieser sonderbare Mann, dem das Leben kein Behagen und keine Ruhe bot, weil von beidem keine Spur in ihm selber war, erscheint schon Göthen und seinen Freunden als „ein großes Geheimniß;" wie er denn

1) „Eine aufstrebende Jugend", sagt Göthe, „ließ sich wohl von ihm anziehen". Dicht. u. W. III. S. 106.

solches in gewissem Sinne sich selbst gewesen und eigentlich stets geblieben ist. Ohne sicheren Mittelpunkt in Gesinnung und Überzeugung, konnte er auch im Gebiete der Literatur keine feste Stellung gewinnen, aus welcher er in ein klares und entschiedenes Verständniß mit der Zeit und den Zeitgenossen hätte treten mögen. Bei einem mehr instinktiven Drange als wohlbegriffenen Streben, die antike Welt mit der neuen, den positiven Glauben mit der Vernunft, die Natur mit der Kultur in Einklang zu bringen, unfähig, gleich Lessing durch die Macht des wissenschaftlichen Gedankens und eines selbstbewußten muthigen Willens die streitenden Elemente, welche ihn äußerlich und innerlich bedrängten, zu beherrschen und zu verbinden, hatte er den Mitlebenden und Mitstrebenden gegenüber eine Weise und einen Ton angenommen, der Keinem recht vernehmlich entgegenklang und weder die Einen zu beruhigen, noch die Anderen anzuziehen vermochte. So wandelte er, „der Magus des Nordens," durch seine Zeit hin, bald als Seher in sibyllinischen Sätzen seine inspirativen Ideen verkündend und als Hoherpriester des lutherischen Bibelthums die glaubensvolle Begeisterung wider Philosophie und Vernunft erhebend, bald in hypochondrischem Humor Welt und Menschen verhöhnend, ohne Sympathie für die Wirklichkeit und ohne Versöhnung mit sich selbst. Wenn es so überhaupt schwer ist, das Wesen des Mannes auf ein bestimmtes Grundprincip zurückzuführen und einfach zu formuliren; so können wir auch in Absicht auf seine literarische Thätigkeit kaum ein sicheres Fundament entdecken und bezeichnen. In gewissem Sinne mag Göthe Recht behalten, wenn er sagt: „Das Princip, auf welches die sämmtlichen Äußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich"[1]). Wir stimmen diesem Urtheile bei, insofern dadurch das Princip der individuellen Originalität ausgesprochen werden soll, was in Hamann zuerst zu Tage kam. Es ist die Prätension und der Drang des Subjekts, die ganze Welt nach sich zu bestimmen und sich zu assimiliren. Dieses Princip ist, wie wir im vorhergehenden Kapitel ausgeführt,

1) Wahrheit und Dichtung, Bd. III.

der Quellpunkt aller literarischen wie religiösen und politischen Strebungen der siebenziger und achtziger Jahre und die eigentliche Wurzel, aus welcher der s. g. Sturm und Drang in unserer Nationalliteratur emporschoß. Hamann ist sein erster Prophet. In dem unruhigen Drange seiner Individualitätsunmittelbarkeit konnte er sich nach keiner Richtung hin feststellen; indem er Alles ergreifen wollte, hielt er nichts mit sicherer Hand, indem er den vollen Lebensbaum mit einem Male zu umfassen und seine Früchte in einem Genusse zu genießen wünschte, verdarb er sich die Lust und den Geschmack zugleich. So von Trieb und Wunsch bestürmt, das Höchste begehrend, ohne es mit selbstbestimmter Willensthat zu wollen, vermochte er den Preis der wahren Menschlichkeit nicht zu gewinnen. Vielmehr quälte ihn ein dämonischer Traum, der ihn zu keiner rechten Besinnung und am wenigsten zu jener Freiheit gelangen ließ, von der allein Maß und Form in unserem Thun zu erwarten ist. Sehr bezeichnend ist daher auch, was er an Herder schreibt: „Nicht eine bloße ὁρμή, sondern ein furor uterinus hat mich zu den meisten Aufsätzen getrieben." Er findet an sich „eine unersättliche Näscherei und Neugierde," die ihm aber zu nichts hilft und ihn nicht fördert. Abbt vergleicht in einem Briefe (1762) Hamann's Gehirn mit „einem Archipelagus, wo Alles Nachbar ist, aber nur durch Schiffe zusammenkommen kann." Zu dieser geistigen Haltungslosigkeit, die durch eine umfassende Belesenheit eher vermehrt als vermindert wurde und im Bunde mit einem bedeutenden Gefühle seiner geistigen Überlegenheit sich zu einer Art socialen Unduldsamkeit steigerte, gesellte sich eine leibliche Konstitution, die, gleich sehr der plastischen Gediegenheit und Harmonie entbehrend, ihn den mannichfachsten Mißstimmungen preisgab, woraus denn die hypochondrische Launenhaftigkeit entstand, welche sich fast in alle seine Lebensverhältnisse und schriftstellerischen Werke eindrängte und ihn gegen Freunde wie Feinde in fast gleiche abstoßende Lage brachte. Schon im Jahre 1765 äußert er sich an Herder, „daß er auf der Welt Gottes zu nichts mehr tauge," und später, „daß sein Gemüth voll hypochondrischer Unruhe und Gährung sey, daß, während aus der Ferne großmüthige Freundschaft ihn beinahe erstücke und erdrücke, er um sich her in der Nähe ein empfindliches Übergewicht von genommenem und gegebenem Ärgerniß fühle, dabei Eckel und Überdruß, so daß er in solchem Wider-

spruche von Täuschungen fast an sich selbst verzage." Späterhin schreibt er, daß er sich wegen seiner schweren Aussprache und hypochondrischen Laune ebenso wenig zu einer öffentlichen Bedienung als zum gemeinen Umgange des Lebens schicke. Ähnlichen Äußerungen begegnen wir in großer Menge. Der sinnliche Leib hing sich in ihm überall an den übersinnlichen Geist und störte diesen in seinem freien, regelmäßigen Gange. Ihm wird das „Abstine" schwer und er hat bei allen krankhaften und sonstigen Störungen „einen außerordentlichen Geschmack an Gottes Gaben," mehr Ursache, „einen Exceß als Defekt des Appetits" zu besorgen, und „der Abend ist ihm so willkommen zum Schlafe als der Mittag zum Essen." Daß seine Erziehung zur Ausbildung dieser Neigungen sowie seiner socialen Unfähigkeit, das Ihrige beigetragen, weiß er uns selbst zu erzählen. So der Zufälligkeit der Laune und des Bedürfnisses hingegeben, verstand er kein dargebotenes Gut recht zu würdigen und festzuhalten, keine Freundschaft mit freier Dankbarkeit zu vergelten, keine Stellung des Lebens männlich zu behaupten. Mendelssohn und Kant, die ihm beide mit hilfreicher Gefälligkeit entgegengekommen waren, mußten seine polemische Bitterkeit in einem Grade erfahren, der die sachlichen Zwecke weit überstieg. Nur Herder blieb, einige wenige, mehr streifende, als ernst angreifende, Ausfälle[1]) abgerechnet, von seinen Invektiven und polemischen Ironien unberührt.

Hamann's literarische Wirksamkeit[2]) ist nun das reine Abbild seiner Persönlichkeit, die mit ihrem Partikularismus wohl nicht leicht bei einem anderen Schriftsteller so zudringlich gewesen seyn mag. Das sprungweise, divinatorische Urtheilen, die dämonisch-herumgreifende Wuth, der drängende Wechsel zwischen Anspielungen, Metaphern und Kernsprüchen, die hypochondrische Bissigkeit bei oft zutreffender Wahrheit, das kecke, nicht selten gezwungene Zusammenstellen des Nahen und Fernen, des Gemeinen

1) Sie betrafen hauptsächlich Herder's Preisschrift „über den Ursprung der Sprache". Hamann erwähnt der Sache selbst in einem Briefe an Hartknoch, wo er seine bezüglichen Bemerkungen als „rasende Sprünge" bezeichnet.

2) Seine Schriften sind zuerst von Friedrich Roth seit 1821 gesammelt und herausgegeben worden, nachdem Göthe im 3. Theile seiner Dichtung und Wahrheit auf eine solche Herausgabe die Aufmerksamkeit und das Interesse hingelenkt hatte.

und Hohen, des Kleinen und Großen, die fliegende sibyllinische Blätterhaftigkeit bei halbverständlichem Ideeninhalte geben seiner Darstellung ein durchaus subjektives Gepräge, welches in ähnlicher Art sich später nur bei J. Paul wiederfindet, der, mit jenem willkürlichen stylistischen Spiele die ideale Sentimentalität der jugendlichen Gemüthlichkeit verbindend, eine Vereinigung von Hamann und Jung Stilling darstellt. Die ungemeine, aber meist oberflächliche Belesenheit Hamann's vermehrt jene Eigenthümlichkeit. „Seine Belesenheit," sagt Herder in seinen Fragmenten, „ist so unleserlich zusammengeflossen, wie eine Schrift, auf unzusammenhängendes Papier geschrieben." Die Kernhaftigkeit und anregende Vielseitigkeit, welche in seinen taumelnden Aphorismen gelegen ist, giebt ihnen dabei ein besonderes Interesse. Auch hier urtheilt Herder sehr richtig. „Seine Bemerkungen," sagt er, „vereinigen eine ganze Aussicht in einem Gesichtspunkte," — mit „wunderlichen Schlaglichtern weiß er oft die dunkelsten und mangelhaftesten Seiten und Punkte zu beleuchten" — um die tiefsten und geheimsten Anschauungen, „wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, auszusprechen, greift er nach allen Elementen und Mitteln." Man hat wohl Hamann's Humor hervorgehoben, allein dem, was bei ihm von humoristischer Farbe und Art vorkommt, fehlt zumeist bei Mangel an idealer Bedeutung und inhaltlicher Tiefe die ästhetische Freiheit der Gestaltung in einem solchen Grade, daß eine echt geistige Wirkung nicht erfolgen kann. Hamann selbst nennt, vielleicht im Gefühle seiner bildenden Unmacht, seine Autorschaft eine „lächerliche," eine „Thorheit." Wie wenig Gesinnung und Charakter er in seine Werke legen mochte, würden, wenn es nicht auf den ersten Blick erkennbar wäre, gleichfalls seine eigenen Worte hinlänglich verrathen. „Seine Verwünschungen" (wovon seine Blätter erfüllt sind) bezeichnet er als „Thorheiten," aus denen er sich „ebenso wenig ein Gewissen macht," als er „sich schämen würde, sie so feierlich zu widerrufen, als er sie ausgeschüttet hat"[1]).

So persönlich gelaunt, drängte er sich nun mit seinen Schrif-

1) Wenn Hegel (kritische Schriften) sagt, „Hamann's Schriften haben nicht sowohl einen eigenthümlichen Styl, als daß sie durch und durch Styl sind", so liegt in den Worten allerdings eine zwar sehr kurze, aber sehr wahre Charakteristik.

ten in die Bewegungen der damaligen Zeitfragen hinein, ohne sicheres Ziel, hier angreifend dort vertheidigend, nirgends ausführend und bestimmte Resultate vermittelnd. Vornehmlich richtete er sein fragmentarisches Geschoß auf den Rationalismus der Berliner Philosophie und Kritik, aber auch die starre schuldogmatische Orthodoxie blieb nicht unberührt. Zwischen beiden Extremen bewegt sich seine Polemik hauptsächlich hin und her, und Alles, was er behandelt, erscheint von dieser Grundrichtung mehr oder weniger bedingt und getragen. So wurde er gleich sehr der erste Verkündiger des literarischen Genialitäts-Evangelium wie der biblisch-prophetischen Orthodoxie, Letzteres hauptsächlich der kirchlichen Schuldogmatik gegenüber. Nach beiden Seiten hin sehen wir ihn stets auf dem Kriegsfuße, indem er ebenso sehr „die Blendwerke dädalischer Sophisterei" des gewöhnlichen Pragmatismus der Berliner Aufklärerei haßte, als er „von den Werkstätten und Waarenlagern der allerchristlichsten Dogmatik und von den Diktatoren protestantischer Kirchen neuen Styls" nichts wissen mochte. Gegen Beides postirte er sich so fest in dem reinen Bibelthum des Alten und Neuen Testaments, daß er in altlutherischer Ereiferung von Vernunft und freiem Denken nicht hören wollte und sich gegen alle dergleichen Zumuthungen in die Verschanzung des Glaubens zurückzog. Ohne Glauben ist ihm eigentlich Alles nichts als „Quacksalberei," und jener „geschieht ebenso wenig durch Gründe, als Schmecken und Sehen." Ohne Bibel „scheint ihm der ganze Mensch nur Erde." Die philosophische Syllogistik ist ihm nicht minder zuwider als seinem Jünger Herder; wie diesem gilt ihm Intuition und Gefühlsinspiration für den absoluten Ausgangspunkt unseres Wissens, weshalb er auch mit Jacobi eher, als mit Kant, sich befreunden mochte, obwohl auch jener ihm zuweilen „an einer verzweifelten transcendentalen Autor-Kolik zu laboriren scheint." „Stilling's Romane" sind mehr nach seinem Geschmacke, wie er an Scheffner schreibt, als „Kant's Blicke in die Geheimnisse der Natur," die ihm nur „ein Schaugericht" blieben. Die Philosophie Mendelssohn's nennt er „ehebrecherisch," sie erscheint ihm als Atheismus, dieser selbst aber ist ihm „nur eine Dialektik der reinen Vernunft." Wie er Kant und Mendelssohn verwirft, so auch Spinoza, der aus seinem Gesichtspunkte als ein Mörder dasteht. Wie sehr er in seinem Zorne gegen die Vernunftfrei-

heit sich verstieg, sieht man, wenn er „alle Satzungen der s. g. allgemeinen, gesunden und geübten Vernunft" für „Lügen" erklärt[1]), oder (in den sokratischen Denkwürdigkeiten) der Vernunft überhaupt nichts weiter zugesteht als die Erkenntniß „unserer überaus sündigen Unwissenheit." Die Philosophie gehörte nach ihm zu den Spielen der Griechen, weshalb er diese selbst mit jenem ägyptischen Priester für Kinder zu halten geneigt ist. „Reine Vernunft und guter Wille" sind für ihn bloße Wörter, deren Begriff er nicht zu erreichen vermag. Mit diesem Vernunfthaß hing denn auch sein Zorn gegen die Literaturbriefe zusammen, den er theilweise selbst auf Lessing übertrug. So sind fast alle Hamann'schen Schriften von der religiösen Farbe, welche mit pietistischer Metaphysik aufgetragen wird, überzogen und im Sprung-Tone prophetischer Anschauung gehalten; wie er denn meint, „daß wir Alle fähig sind, Propheten zu seyn," indem alle Erscheinungen der Natur „Träume, Gesichte, Räthsel" seyn sollen, die „ihre Bedeutung und ihren geheimen Sinn" haben. — In der Religion allein findet er den Trost für seine Herzenszerrissenheit; er individualisirt sich gewissermaßen mit Gott (wie später Lavater und Jung Stilling, sein Liebling), der ihn durch Wohlthaten hat „gnädig unterscheiden" wollen. Die Wissenschaften und die Freunde der Vernunft „scheinen gleich Hiob's Freunden seine Geduld mehr auf die Probe zu stellen, anstatt ihn zu trösten." Ihm ist „der Christ allein ein Mensch"[2]), und die Christen fand er zuletzt in dem Kreise der Frommen in Westphalen, in der Umgebung der Fürstin von Gallitzin zu Münster, wo er 1788 starb. Der Garten dieser berühmten Apostatin der Philosophie umfaßt dort sein Grab. Von seinem biblischen Prophetismus ging Vieles auf Herder und noch mehr auf Lavater über.

Wie in Sachen der Religion, so stellte er sich auch in Absicht auf die Literatur der Beschränkung der Schule sowie dem rationalistischen Pragmatismus der Berliner Literatoren gleich eifrig entgegen. Auch hier galt ihm intuitive Unmittelbarkeit mehr als kritische Besonnenheit, titanisches Hinausstreben mehr als pedantische Sichtung, promethische Kühnheit stand ihm höher, als gelehrte Kleinkrämerei und luxuriöser Aufwand der Wissenschaft.

1) Werke, Bd. IV. S. 143.

2) Vgl. seine biblischen Betrachtungen eines Christen.

Die Originalität der Natur und die Inspiration der Genialität sollen die literarische Schulweisheit verdrängen. „Was ersetzt," sagt er (in den sokratischen Denkwürdigkeiten), „bei Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakspeare die Unwissenheit oder Übertretung jener kritischen Gesetze?" — „Das Genie, ist die einmüthige Antwort." Selbst die Alten sind ihm noch nicht natürlich genug, haben das „Urkundliche der Natur" nicht rein dargestellt. Die Poesie erscheint ihm als die eigentliche Urstimme des menschlichen Geistes, den er in der Weise der Kindlichkeit vernehmen und auffassen mochte. Wie Herder, wies er daher auf den Orient hin; in Moses fand er, was ihm Homer nicht bieten konnte. Die Bibel galt ihm auch hier statt aller Bücher.

So steht uns also Hamann an dem Anfange „der Revolution der Geister," wie er es selbst ausdrückt, eben mehr verkündend und erweckend, als bildend und konsequent gestaltend. Wir haben schon gehört, wie er Herder antrieb und gleichsam als seinen Jünger ansah [1]); wir wissen von Göthe, der ihn durch Herder kennen lernte, wie er auch ihn sammt der ganzen Straßburger Genossenschaft aufregte; wir können endlich nicht verkennen, daß selbst bis in die neuere Romantik hinab sein Geist und Wesen fortgewaltet haben.

Am besten schließen wir die Charakteristik dieses Phänomens in unserer Sprache und Literatur mit Göthe's Worten über ihn. „Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden; so wird es uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Le-

1) „Es ist wahr," schreibt er an Hartknoch, „einige meiner Samenkörner scheinen sich durch Herder's Fleiß und Feder in Blumen und Blüthen verwandelt zu haben; ich wünschte aber lieber Früchte und reife." An Herder selbst drückt er sich unter Anderem in folgender Weise aus: „Die Herrn Polone unsers Jahrhunderts, die nichts als philosophische und politische Giguen lieben, werden vielleicht sagen, daß Herder den alten Hamann aushamanaisirt habe. — Ihre (Herder's) romantischen animalcula und die Räder meiner Sprüchwörter scheinen für einander gemacht zu seyn."

ben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren."

Was Hamann in wilden Sprossen hervorschießen ließ, sehen wir in Herder zu einem zwar üppigen, aber doch wohlgewachsenen Baume sich bilden. Mit ihm eröffnet sich uns der Kreis einer national-literarischen Wirksamkeit, die sich, wenn auch mit ähnlicher Drängniß, doch in größerer Fülle und Bedeutsamkeit der Leistungen auf der neu betretenen Bahn fortbewegt. Herder erscheint, wenn wir vergleichen dürfen, so recht als der Paulus des reformirten literarischen Glaubens; er verbreitet den Geist desselben über die Nation und predigt seine Lehren mit dem Feuer echter und tiefer Überzeugung. Er bezeichnet den Übergang der reformatorischen Ideen in die Lebendigkeit des nationellen Triebes. Die kritische und polemische Taktik sucht er mit der Energie der Genialität zu vermitteln, Lessing und Hamann in die junge und jugendliche Generation der folgenden Epoche hinüberzuführen. Ebenso verständigt er das größte Genie dieser neu hereinbrechenden Zeit mit jenen Vorgängern; er stellt sich zwischen sie und Göthe, zwischen die Kritik und die produktive Originalität, deren Leben er weckt, deren Richtungen er signalisirt und zu deren Wirken und Werken er vielseitige Anregungen giebt, indem er ihr theils neue Gebiete öffnet und zugänglich macht, aus denen sie Stoff und Weise des Bildens entnehmen kann, theils auch mannichfache Ideen ausstreuet, die wie fruchtbare Saatkörner auf jungem Boden reichlich emporsprossen sollten. Und dieses nun ist eben seine rechte Stellung in der Geschichte unserer Nationalliteratur, wornach seine Bedeutung und sein Werth beurtheilt und gewürdiget werden muß. Für die eigentlichen Konsequenzen dieser neuen Drangstrebungen hatte er übrigens fast so gut wie keinen Sinn. Göthe's Meisterwerke wie Schiller's kraftvolle Produktionen fanden den Zugang in seine Seele nicht, so wenig als ihm die philosophischen Ideen Kant's und seiner Nachfolger verständlich waren. Wenn er später mit J. Paul sympathisirte, so geschah es weniger im Geiste der Zeit, der dieser angehörte, als auf dem Grunde persönlich-verwandter Stimmungen und subjektiver pathologischer Idealität, für die Herder stets größere Empfänglichkeit erwies, als für die heitere Ruhe und plastische Bewegung der geistigen Objektivität. Von jener Stellung aus wollen wir

daher sein Streben und Wirken übersehen und den Mittelpunkt für seine gesammte literarische Thätigkeit zu gewinnen suchen.

Joh. Gottfried Herder wurde als der Sohn eines Schulmeisters 1744 zu Morungen in Ostpreußen geboren und starb als Präsident des Konsistorium's, als erster Geistlicher des Landes, in Weimar 1803, nachdem er eine lange Reihe von Jahren in seinem Amte mit Eifer und Erfolg viel Treffliches erstrebt und viel Gedeihliches gefördert hatte. Seine Jugendschicksale, so einfach sie seyn mochten, waren doch geeignet, ein regsames und empfängliches Gemüth wie das seinige eigenthümlich zu bestimmen. Zu harten Entbehrungen gesellte sich Vereinsamung und Druck eines despotischen Schulzwangs, der ihm, dem reichbegabten Knaben, lange Zeit hindurch außer Bibel und Gesangbuch keine andere Geistesnahrung erlaubte. Unter väterlicher Strenge und mütterlicher Weichheit wuchs er heran, und es bildete sich auf diesem Wege wohl zum Theil der Widerspruch, der sich in seinem Wesen, so weit man ihm begegnet, überallhin kund giebt. Die Empfindlichkeit und melancholische Trübniß neben anmaßlicher Derbheit, die liebevolle Sanftheit neben Reizbarkeit und hypochondrischer Launenhaftigkeit, die Sympathie für alles Menschliche und die selbstgenügsame Isolirung, selbst auch die träumerische Unsicherheit, welche in seinen Gedichten mit prosaischer Nüchternheit so oft wechselt, endlich die oft despotische Härte und Ausschließlichkeit, die er in der Polemik gegen Andersdenkende, z. B. gegen Spalding [1]) und Kant, ausübte, neben dem ihn sonst so ganz erfüllenden Liberalismus der Humanität, diese ganze Doppelseitigkeit in seinem Charakter hat sicherlich dorther, wenn auch nicht lediglich ihren Ursprung, doch nachhaltige Nahrung und Bestimmung erhalten. Schon frühzeitig äußerte sich etwas von diesem Wesen an ihm, wie sein nachheriger Lehrer, der Pfarrer Trescho, bemerken wollte, der seine Entfremdung von aller jugendlichen Geselligkeit besonders hervorhebt. Mit der starren Zurückgezogenheit auf das Selbst verbindet sich nun leicht das Abstoßende gegen Andere. Dieses sollte sich denn bei Herder ebenfalls alsbald äußern, indem seine ersten Schriften, die er gewissermaßen noch

1) Doch nennt er Spalding „einen Schriftsteller nicht bloß des Vaterlandes, sondern auch der Menschheit", Fragmente, 1. Sammlung, während er ihn anderweit „als Pfaffen" u. s. w. bezeichnet.

im Jünglingsalter veröffentlichte, einen scharf abweisenden Ton bei nebelhaftem Umherfahren verrathen. Später charakterisirte sich diese Doppelseitigkeit dadurch, daß er bald vornehme Anständigkeit bei liberaler Vergessenheit, bald offenes Hingeben bei verletzender Neckerei und invektivem Widerspruchsgeiste, kosmopolitische Nachsicht bei eifersüchtiger Herrscherei gegen seine Mitstrebenden und Ruhmsgenossen an den Tag legte. Ein mächtiger Arbeitstrieb verband sich in ihm mit reicher Anlage, und nur so wurde es möglich, daß er auf dem Grunde so beschränkter Vorbildung, als sie ihm nach eigener Bemerkung das „pedantische" Morungen und sein väterliches Haus nebst dem spärlichen Unterrichte des „einseitigen Trescho" geben konnten, so rasch und erfolgreich in der Wissenschaft fortschritt, daß er nach „der Galgenfrist", die ihm in Königsberg zu seinen Universitätsstudien vergönnt war, bereits in seinem ein und zwanzigsten Jahre nicht nur zum öffentlichen Lehramte in Riga berufen ward, sondern hier auch alsbald in bedeutender wissenschaftlicher Thätigkeit erschien. Freilich fühlt er noch das Vorzeitige und Frühreife seiner Bildung und bedauert, daß er außer Kant, der ihn begeistert und angeregt, nicht noch einige Pedanten hören konnte, die seine Hitze abgekühlt hätten. „Ich bin noch immer unreif," schreibt er an Hamann, „ein pomum praecox zu einem Amte, zu einer Schulstelle, zu einem gesetzten Umgange und Styl. — — — — Meine Studien sind wie Zweige, die durch ein Ungewitter mit einem Male ausgetrieben werden. Aber wissen Sie auch, daß ich noch nicht im Alter der Reife, sondern der Blüte bin?" Diese Früh- und Unreife, diese Blütentaumelei blickt denn auch noch vielfach aus seinem ersten Jugendwerke, „den Fragmenten zur deutschen Literatur" (1767), hervor. Ein nicht geringer Fortschritt in der Reife sollte ihm bald darauf dadurch möglich werden, daß er berufen ward, den jungen Prinzen von Holstein-Eutin auf einer weiteren Reise zu begleiten. Denn obwohl diese Verbindung nicht lange dauerte und bereits in Straßburg aufgelöst wurde; so hatte sie dem aufstrebenden jungen Manne doch mehr als eine Gelegenheit geboten, Menschen und Welt, deutsches Volk und deutsche Sitte näher kennen zu lernen. Daß er in Straßburg mit mehreren jugendlichen Talenten des Vaterlandes, vorzüglich mit Göthe, gleichsam mit dem Kern des jungen

literarischen Deutschlands, in Verhältniß kam, mußte wohl dazu beitragen, ihn, den von Natur Feurigen, „zur Wirksamkeit zu elektrisiren“ [1]). Als er dann in Bückeburg ein geistliches Amt übernahm, Hofprediger und Superintendent zugleich wurde, konnte es nicht fehlen, daß einerseits die dortige vornehme gebildete Hofgesellschaft, andererseits die praktische Pflichtthätigkeit ihn in jenem Feuereifer nachgerade ermäßigte; wie er denn an Merck schreibt, daß seine damalige Lage ihn äußerst verändert habe, und daß der „theologische Libertin“ weg sey. Indeß vermehrte sich der Ruf seines schriftstellerischen Wirkens in beschleunigtem Fortschritte, so daß selbst das gelehrte Göttingen sich zu dem Versuche bestimmen ließ, ihn in den Kreis seiner akademischen Berühmtheiten herüberzuziehen. Wir übergehen die Umstände, welche seiner wirklichen Anstellung an der vornehmen Georgia Augusta entgegentraten, um sofort zu erwähnen, daß er in dem kritischen Augenblicke des Mißlingens und der Täuschung die durch Göthe vermittelte Einladung zu der Hofpredigerstelle und Generalsuperintendentur nach Weimar erhielt, wo er mit edlem und erfolgreichem Wirken bis an sein Ende geistlich-thätig blieb und die Literatur mit bedeutsamen Leistungen vielseitig bereicherte. Obgleich mit seinem Leben nicht sehr zufrieden, schied er doch ungern aus ihm. Noch an der äußersten Grenze desselben sehnte er sich nach idealer Erhebung, die ihm stets Bedürfniß gewesen war [2]).

Herder spiegelt in seinem Seyn und Wirken den Geist der Zeit, welcher er zunächst angehörte, der Zeit des *andringenden Sturmes* im Gebiete unserer nationellen Literatur. Wir haben schon im Vorübergehen Einiges über seine Persönlichkeit angedeutet, was diesen Zusammenhang mit der Zeitstimmung im deutschen Geistesstreben verrathen kann. Freilich bietet sich dem allgemeinen Blicke über sein Leben ein Unterschied dar zwischen der ersten und zweiten Hälfte desselben, worüber er sich selbst mehrfach ausspricht; allein der Urton, womit es sich zuerst ankündiget, klingt, wenn auch mit verschiedener Stärke, unverkennbar durch das Ganze hin. Die *Macht der Empfindung* und die in-

1) Briefe an Merck.

2) Vgl. Karoline v. Herder, geborene Flachsland aus Darmstadt, Erinnerungen aus dem Leben J. Gottf. v. Herder, Tübingen, 1820. — In demselben Jahre mit Herder (1803) starben auch Klopstock und Gleim.

tuitive Vernunft, die Musik des Herzens und die Philosophie der Inspiration in unstetem Wechselverhältnisse bilden jenen Grundton, von dem alle die eigenthümlichen Erscheinungen bedingt und getragen werden, die sich in Herder's Wesen und Thun so auffallend darbieten. Daß diese Erscheinungen in der ersten Hälfte seines Lebens eine andere Färbung haben, als in der zweiten, ist so natürlich, als der Fortschritt in der geistigen Entwickelung und Freiheit bei einem so reich begabten Manne nothwendig ist. Auf dem Grunde jener Elemente ruhete wohl vor Allem die eigenthümliche Polarität seines Charakters, deren wir bereits Erwähnung gethan, das Anziehen und Abstoßen, der bittere Humor und das Weiche in seinem Betragen, wovon Göthe spricht, die Schüchternheit hier und das anmaßliche Auftreten dort, „die jungfräuliche Seele eines Virgil neben der Reizbarkeit des Gefühls", wie Hamann von ihm sagt, das Hinüber und Herüber zwischen unmittelbarem Triebesdrange und dem Ernste eines selbstbewußten Willens. Dieses polarische Wechselverhältniß zeigte sich bei ihm nach Maßgabe der Zeit und Umstände in verschiedenen Symptomen. In seinen jüngeren Jahren, besonders unter dem Drucke eines schweren Augenleidens und den Qualen einer schmerzlichen Operation, die er nach Göthe's Bericht und eigenen Äußerungen [1]) mit bewundernswerther Standhaftigkeit ertrug, erlangte die negative Seite oft ein bedeutendes Übergewicht und steigerte sich bis zum finsteren Trübsinn. Diesen vernehmen wir aus mehreren seiner früheren Gedichte. Wie traurig klingen die Worte in dem Liede „Des Einsamen Klage:"

„Der Lenz verblüht, die Freude flieht!
Mein Leben hat die Nacht umhüllt,
Und meine Seel' ein Schmerz erfüllt,
Der ewig in mir glüht."

Wie düster malt er noch 1770 seine Stimmung in dem Gedichte „Mein Schicksal", worin er klagt, daß „seines Lebens verworrene Schattenfabel" schon früh dunkel begann, und die Schicksalsschwestern darüber zur Rede stellt, daß sie „sein Tagelroos warfen unhold stets irrhinüber." Wie rührend klingt in seinem Munde, von ihm, der seiner Jugend nicht froh geworden, der Zuruf an den Jüngling

1) Briefe an Merck. I. S. 16 ff.

„Früh in blühender Jugend lern', Jüngling, Lebensglück."

Ja selbst in Bückeburg, wo er in eine ruhigere Epoche überzutreten begann, „lag, wie er an Merck schreibt, seine Seele noch oft in einem Zustande, wo es in ihr mehr gedröhnt, als geklungen." Damit verbindet sich die Klage über Eitelkeit und Schein, über eigene Mangelhaftigkeit und vergebenes Streben. Die Erschlaffung der Fibern ist für ihn „der elendeste Beweis, daß wir hier für nichts dasind." Er wünscht, „ein anderer Mensch zu seyn, ein bischen mehr Lebenskraft, als er hat, diese ein bischen reiner und lichtmäßiger, als sie ist." (An Merck). In solche Mißtöne klingt aber auch nicht selten die sanfteste Melodie der Freundschaft und Liebe. Er nennt es eine „selige Stunde", wenn er seinem Hamann sein Herz geöffnet; er wünscht, daß ihm der Himmel einen Freund geben möchte, wie Merck, „in welche Wüste er ihn auch hinwerfe." Dann wieder die innigsten Gefühle für seine Geliebte, die er in Darmstadt gefunden, die er in den rührendsten Accenten preist und der Sorge des theueren Freundes empfiehlt. Allein selbst in sein Verhältniß zu Merck scheinen sich bald genug die abstoßenden Mächte unangenehm einzudrängen, und schon in den früheren Briefen an ihn lassen sich Spuren des Mißverständnisses bemerken [1]). Vergleicht man, was später (1777) Wieland an Merck schreibt, daß nämlich Alles, was dieser über Herdern prophezeiet habe, von Wort zu Wort in Erfüllung gegangen, womit er besonders auf das zu starke Selbstgefühl desselben, auf seine Überhebung und Neckerei hinzudeuten scheint; so darf man in solchen Äußerungen wohl eine Bestätigung des Vorausgesetzten finden. Hierbei muß nun aber auch sogleich wieder der ernsten Bestrebungen gedacht werden, welche Herder aufbot, um sich der besseren Lebensseite ganz zuzuwenden. Er will suchen, „jeden Zug der Eitelkeit und Selbstsucht auszubrennen", und versichert, „daß die Wandlung, die bei ihm vorgeht, nicht bloßes Phänomen sey, sondern auf seine innere Natur wirken müsse" [2]). Er hofft, daß unter den Wehen, wovon er an Hamann schreibt, „sein besserer Mensch geboren werde", er will (an Merck), „da er vorher nichts als Schaum und Eitelkeit, Sprung und Laune gewesen, mit al-

1) Vgl. z. B. Briefe an Merck II. S. 32 ff. (von 1771).
2) An Merck. I. S. 40.

ler brausenden Hitze kalt zu werden suchen". Daß ihm übrigens bei aller ernsten Bemühung der eifersüchtig neckende Dämon nicht ganz verlassen, geht aus der Art und Weise hervor, wie er sich in Weimar neben Göthe und Schiller, deren unverkennbare Größe ihm keine rechte Huldigung abgewinnen konnte, benahm, wie er dem freundlichen Entgegenkommen des milden Wieland mit anmaßlicher Ablehnung [1]) begegnete, wie er sich gegen Kant in starrer Polemik stellte und überhaupt das Große um sich her vielfach mißlaunisch verkannte. So sehr er nun in dieser Hinsicht geirrt haben mag, so glauben wir doch, daß jedes zu starke Urtheil über einen Mann, der wie Herder sich das Hohe und Wahre im Leben stets mit Eifer angelegen seyn ließ, an Ungerechtigkeit streifen muß. Wir hören daher gern auf Göthe, der, obwohl Herder's Empfindlichkeit nicht verkennend, doch mit schöner Humanität ihre Vertheidigung führt. „Man beurtheilt," sagt er in Beziehung auf Herder, „manche Charaktere sehr ungerecht, wenn man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen." Es klingt beinahe tragisch, wenn Herder noch im besten Mannesalter (1787), nachdem der Austritt aus der Taumelzeit, aus der Zeit der „Freigeisterei, des theologischen und astrologischen Wahns" (an Merck) längst und vor vielen Jahren geschehen, an Hamann schreiben konnte: „Die Blüten der Phantasie fallen mir von Tage zu Tage mehr herunter. — — Mein Morgen war unbedachtsam, mein Mittag ist lastvoll; Gott gebe mir einen zwar nicht müssigen, aber ruhigen Abend. Alles ist eitel hienieden und das Schema dieser Welt vergeht." In Weimar war von Anfang an seine Stellung in mehr als einer Hinsicht schwierig. Von Haus aus dem lauten weltlichen Humor nicht geneigt, forderte hier auch sein geistlicher Beruf mehr Würde und Haltung, als damals in der lustigen Ge-

1) Unter Anderem schreibt Wieland an Merck über Herder: „Ich kann das ewige Verachten Anderer und Hadern mit Anderen und Vergleichungen zum Vortheil des Einen und Nachtheil des Anderen auch an Ihrem Götzen Herder nicht vertragen. Freilich ist Herder auch ein Potentat darnach! Aber eben darum soll er gut seyn. Ein großer baumstarker Kerl, der noch böse dazu ist und jedermann neckt, der bei ihm vorbeigeht, ist ein unleidliches Geschöpf." — Niebuhr „in seinen Lebensnachrichten" nennt Herder „stolz und herrschsüchtig."

nialität des Weimarer Hoflebens Mode war. So kam es denn wohl, daß er ohne Theilnahme sich den Anführern der Lust oft entfremden mußte, daß er überhaupt seiner hypochondrischen Neigung nicht selten über Gebühr anheimfallen und damit Anderen lästig werden mochte. — Wie unsicher aber auch seine damalige Gemüthsstimmung, welche Wieland neben ihm in Weimar „als eine elektrische Wolke" bezeichnet, war, er verlor darüber den eigentlichen Stern seines Lebens nicht aus den Augen. Die Menschheit und ihr höheres Gedeihen blieb das unverrückte Ziel, dem er stets mit heiligem Eifer zustrebte.

„Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil."

Diese eigenen Worte sprechen seine wahrste Gesinnung aus. Auf dem Wege der Menschheit begegnen wir ihm am Anfange wie am Ende seiner Lebensreise. Was er in dem Gedichte „Schwungkräfte der Menschheit", das er (1802) nahe an dem Ausgange seiner Erdenbahn verfaßte, sagt:

„Durch Menschen wird der Mensch humanisirt"
— — — — — — — — —

blieb ihm die große Wahrheit und Aufgabe, für deren Erfüllung er sich stets begeisterte, und die ihm zur eigentlichen Religion wurde. Die Vereinigung der Religion mit dem Dienste für die Menschheit war ihm das eigentliche Christenthum. „Sich der Menschheit annehmen," sagt er, „wo und wie sie gefangen liege, darbe, geistig oder leiblich, in Sachen des irdischen oder ewigen Lebens — das ist Christenthum, das ist Geist seiner Lehre, seines Lebens." In dieser Thätigkeit für Andere fand er „Ruhm, Trost und Evangelium." Sein vorzüglichstes Werk, womit er gleichsam seine schriftstellerische Wirksamkeit krönte, „die Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit," bezeugt in seiner Art und von seinem Standpunkte aus, wie des strebenden Mannes Dichten und Trachten auch in der Wissenschaft nach jenem Mittelpunkte gravitirte.

Der bezeichneten moralischen und socialen Gemüthspolarität entsprach eine intellektuelle und literarische. Auch auf dieser Seite begegnet man dem Wechsel zwischen der Unmittelbarkeit des Gefühls und dem Selbstbewußtseyn des Denkens, zwischen Anschauung und Begriff, zwischen inspirativem Drange und wissenschaft-

licher Besinnung. Wie daher in seinem Charakter, so fand er auch im Wissen niemals die sichere Haltung. Die Phantasie überwog die Logik, die intuitive Genialität den bedächtigen Syllogismus. Dieser war ihm bloß „der Pfeil zum fernen Ziel." Nur der hat nach ihm Gewißheit, der mit der Gottheit sich innig „selbst erfüllt" [1]). So wurde er denn, wie J. Paul von ihm sagt, „auf Flügeln über die papiernen Weltgloben der Verbalweisheit hinweggetragen," darin mit den anderen Kämpfern seiner Zeit zusammentreffend, daß er den Despotismus der Schule und ihrer Form zu brechen suchte. „Die Mischung von Empfindung und Philosophie," die, wie er an Merck schreibt, in ihm dichtet, zieht im Allgemeinen durch seine sämmtlichen Werke hin und giebt ihnen das Gepräge der Unruhe und desultorischer Begeisterung, was freilich mehr in den Leistungen aus der ersten Epoche seiner literarischen Thätigkeit hervortritt, aber doch auch in den spätesten sich nie ganz verliert. Er stellt sich mit dieser Eigenschaft näher zu Hamann als zu Lessing, obwohl er Beide gewissermaßen in sich vereint und, was sie eingeleitet, mit weltapostolischer Universalität weiter zu führen und lebendig zu machen sucht. Von Hamann überkam er die prophetische Inspiration und den Eifer gegen den Berliner Rationalismus, von Lessing den philosophischen Freigeist, die Achtung der Vernunft und die kritisch-polemische Geschäftigkeit [2]). Auf die Schriften des Ersten legte er nach Göthe einen sehr großen Werth, die sibyllinischen Blätter desselben gaben ihm Begeisterung. In mehreren Briefen spricht er eine fast überschwengliche Sympathie für Hamann aus, den er „zu umarmen brennt," auf dessen Wiedersehen er wie „in Kindesnöthen" denkt und nach dessen Schriften er „dürstet Tag und Nacht." An Hamann hatte er auch seinen ersten Gönner. Dieser führte ihn in Amt und Leben, belehrte und erweckte ihn durch seine Briefe und zeigte ihm das Ziel, wofür er berufen war. Mit Hamann theilte er die Flucht aus der Gegenwart in die Zukunft, gleich ihm suchte er die Welt mit dem Blicke des Kindes und der hoffenden Jugend zu fassen, gleich ihm

1) Vgl. das Gedicht „die Menschenseele".

2) Über die echte und rechte Bedeutung der s. g. Freigeisterei hat Herder im 4. Bande der Adrastea beherzigenswerthe Worte gesprochen. — Die Vernunft war ihm „ein göttlich Selbst", das er pflegen wollte. (Gedicht „Selbst".)

die Forderungen der Natur gegen die Ansprüche der Kultur zu vertreten und beide in den Stand rechtlicher Gegenseitigkeit zu bringen, ein Unternehmen, welches freilich erst dem jüngeren Genius, den er selbst auf die Bahn gewiesen, mit klassischer Freiheit gelingen sollte. Wegen dieser Gemeinschaft der persönlichen Stimmung und natürlichen Begabung, woraus sich dann ein verwandtes Streben, eine ähnliche Stellung zu Zeit und Leben ergab, blieb Herder, wie wir schon bemerkt, dem nordischen Magus, der sich allmälig mit fast Allen verfeindete, bis an's Ende ergeben. Weniger konnte er Lessing's Weise und Richtung sich aneignen, obwohl er, wie schon Gervinus richtig bemerkt hat, beinahe alle Aufgaben desselben zu den seinigen machte. Was beide sogleich wesentlich von einander unterscheidet, ist die subjektive Beweglichkeit des Einen und die objektive Bestimmtheit des Anderen, die nebelnde Romantik dort, die klare Plastik hier, die prophetische Mystik des Theologen und die scharfe Verständigkeit des kritischen Philosophen. Was daher in Lessing's literarischem Jugendstreben sich als einleitende Versuche kund giebt, als Orientirung über das Falsche und Wahre, über das Alte und Neue, über das, was die Zeit bedarf und was ihr widerspricht, das charakterisirt sich in Herder sofort als sprudelnde Bewegung, als hinausstrebende Zukunft. „Was in einem solchen Geiste," sagt Göthe von ihm, „für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen seyn, läßt sich weder fassen, noch darstellen." Herder suchte in Allem die Poesie, und Fried. Schlegel hat nicht Unrecht, ihn den „Mythologen unserer Literatur" zu nennen; dagegen war es für Lessing gerade hauptsächlichstes Streben, die Grenzen zwischen Poesie und Wissenschaft genau zu bestimmen und festzustellen. Wenn wir daher bei diesem in Entwickelung und Darstellung überall Form und Gründlichkeit finden, schwankt jener meist in bildernder Rhetorik und überstürzender Hast vor uns hin. „Ich rede oft," schreibt Herder selbst an Merck, „als wenn kein Mensch Deutsch verstünde, und da mir überhaupt das schöne Runde fehlt, mit dem Ihr Leute die Welt betrügt, so ist allemal die Zeit, wenn ich mich lese, mir Ärgerniß und Zwist." Dagegen behauptet er selbst von Lessing: „jedes Urtheil dieses scharfsinnigen Weisen hat Form und ist Form"[1]). Während nun Herder in unruhiger

1) Werke, Bd. VII. S. 398.

Zwiespaltigkeit bald dem Homer sich gänzlich ergiebt, bald dem Ossian die Palme reicht, heute den klassischen Griechen huldiget, morgen das Glockengeläute des Mittelalters vernehmen möchte, bewegt sich Lessing mit fester Kraft um die Angel der Gegenwart und weiß, mit sicherem Takte den Geist des Alterthums zu fassen und ihn in das Herz des nationellen Lebens zu verpflanzen. Herder ist der Pathe J. Paul's wie der Ahn der Romantik, aus Lessing's Händen empfing Göthe den Ton für seine Iphigenie [1]). Schiller weist auf Beide hin, er mahnt an Herder durch seinen kosmopolitischen Humanismus, sowie er durch seine dramatische Energie sich an Lessing schließt. Wie Herder und Lessing sich in der literarhistorischen Wirksamkeit begegnen, so stellen sie sich nicht minder als Dichter neben einander, und auch hier spiegelt sich ab, was in jener Beziehung angedeutet worden. Bei Herder meist unplastische Dunkelheit, Klopstock'sche Dämmerung, welche schon Merck an ihm witterte [2]), brausende Unruhe neben prosaischer Ernüchterung; bei Lessing ebenwohl keine reine poetische Melodie, aber doch gehaltener Ton, reiner Klang, saubere Form. Obgleich wir nun Gervinus nicht beistimmen mögen, wenn er sagt, daß Herder's Poesien sämmtlich vergessen seyen [3]), indem in der That fast jede Anthologie sich ihrer noch erinnert, und manche von ihnen gewiß auch das Recht der Erinnerung ansprechen können; so wollen wir doch gern gestehen, daß selbst in der Dichtung Lessing mehr Aussicht auf Unsterblichkeit hat, als Herder, zumal wenn die dramatische Seite in Erwägung kommt, wo sich Herder gleich Klopstock, den er als das größte Genie Deutschlands preist, unglücklich genug versucht hat [4]). Dieser Verschiedenheit ungeachtet

1) Auch Vorläufer in dem Faustdrama war Lessing gewissermaßen für Göthe, wie sein oben berührtes Fragment beweist.

2) „Sie thun mir viel Ehre an, die Dämmerung mit etwas Klopstockschem zu vergleichen." Briefe an Merck.

3) Geschichte der deutschen Dichtung IV. S. 463. Die dort gegebene Betrachtung der literarischen Verhältnisse Herder's überhaupt ist höchst anziehend, sowohl durch die meistens zutreffende Richtigkeit als die Fülle der Bemerkungen.

4) Es gehört zur Charakteristik Herder's, daß er Lavater nächst Klopstock für das größte Genie Deutschlands halten mochte. So schreibt er 1772: „Lavater ist nach Klopstock vielleicht das größte Genie von Deutschland, das jede alte und neue Wahrheit mit einer Anschauung erfaßt, die selbst alle seine Schwärmereien übersehen macht."

ging Herder doch im Wesentlichen auf Lessing's Wegen, dessen Intentionen zu den seinigen machend in Polemik wie Kritik, mit gleich vaterländischem Sinne und Eifer. Diesen äußerte er in Liebe und Zorn, und es darf wohl nicht, wie hin und wieder geschehen, als bloße Finstersicht genommen werden, wenn er, der schon in seinen früheren Liedern, z. B. an den Genius von Deutschland, die „Adelgöttin, Vaterland," warnt vor Ernierigung und aufruft zur Erkenntniß ihrer Würde und Ehre, wenn er, sagen wir, am Ausgange seines Lebens dieser selben Göttin in Worten des Unwillens ihren Abfall von sich und ihre Schmach vorwirft. Wir können hierin um so weniger Morosität finden, als leider manche dieser Worte noch jetzt eine traurige Wahrheit sind. „Wir bleiben, die wir waren," sagt er, „wenn man uns verlacht und auslacht, ja, wenn man uns verspottet und verachtet, danken wir unterthänig und lachen mit." Oder: „Eben diese gleichgültige Gutmüthigkeit, d. i. duldsamträge Eselei, ist unser Grundfehler. Wir zeichnen an, womit sich andere Nationen beschäftigen, räsonniren auch für und wider, und damit genug"[1]). — Als ein Wort zu seiner Zeit lautet es noch jetzt, wenn er an einer anderen Stelle sagt: „Jedem Landesherrn und seinem Lande muß daran gelegen seyn, daß dieses Mißverhältniß der Provinzen Deutschlands gehoben werde. Es muß ihnen daran gelegen seyn, „daß allenthalben, wo man in Deutschland lebt, man auch zu Deutschland gehöre"[2]). Herder hat nun wenigstens das Seinige gethan, Deutschlands literarische Ehre zu heben, er hat so sehr wie Einer für die Idee einer nationalliterarischen Selbstständigkeit gearbeitet und gelebt, und es gehört nicht zu seinen geringsten Verdiensten, daß er neben der Hinweisung auf Shakspeare auch die alte vaterländische Literatur wieder in ihre Rechte zu setzten suchte und die Minnesänger mit eben der Liebe anpries, als er die Kraft Luther's und Anderer jener Zeit mit ernster Mahnung der Nachahmung empfahl. Ehe wir indeß Herder's Verhältniß zur vaterländischen Literatur näher darlegen, wird es zu besserer Beurtheilung seiner bezüglichen Stellung zweckmäßig, selbst nothwendig seyn, noch einige Bemer-

1) Adrastea Bd. VI.
2) Ebendas.

kungen über seinen philosophischen und religiösen Standpunkt vorauszuschicken.

Herder war kein Philosoph im Sinne der Schule, aber auch nicht in der Weise Lessing's. Für das Erste mangelte ihm die systematische Ruhe, für das Andere die Schärfe und gründliche Dialektik des Verstandes und logischen Denkens. Dennoch fehlte es ihm nicht an philosophischem Geiste und Freimuthe, welche sich beide in einer Art gnostischem Drange bei ihm darstellten. Niemand übertrifft ihn an Verehrung der Vernunft, in der Vertheidigung der Rechte des freien Geistes; doch nimmt er hierbei eben mehr die inspirative Ursprünglichkeit, als die logische Sicherheit in Anspruch. Auf jene Rechte stützt er sich in allen seinen Betrachtungen, mit ihnen wehrt er sich gegen die Autorität theologischer Orthodoxie wie gegen den Wortzwang und die Tyrannei der Schule. Er meint, „wer die Nußschalen leerer Worte aus der Philosophie wegkehrt" (dabei aber im Dienste der Wahrheit bleibt), der leiste der Nation selbst damit einen Dienst. Zugleich aber glaubt er auch, „daß der Protestantismus das freie Denken fordere, weil er auf eigene Prüfung und Überzeugung gebauet ist, und daß die Reformatoren nur mittelst des freien Denkens Reformatoren wurden" [1]). Die Mischung der Empfindung und Philosophie, die er selbst als etwas Eigenthümliches in seinem Wesen und Wirken bezeichnet, ließ es indeß bei ihm nicht zu reiner spekulativer Denkthätigkeit kommen. Er stand deshalb in dieser Hinsicht der intuitiven Glaubensphilosophie Jacobi's näher als der transcendentalen Kritik Kant's, wie sehr er auch der theistischen Zionswächterei des Ersteren, dem spinozistischen Pantheismus gegenüber fremd und selbst feind war und sich überhaupt von der philosophischen Gefühlsseligkeit abwendete. Dazu besaß er bei aller Empfindungsmacht zu viel Geist, zu großen Eifer für die Wissenschaft, dazu hatte er es sich in jeglicher Art von Studien zu sauer werden lassen und der wissenschaftlichen Schätze zu viele errungen [2]). Seine Befehdung Kant's galt mehr den nach seiner

1) Adrastea 4. und 6. Bd.

2) In seiner Schrift „Gott", welche 1787 erschien, nahm er Theil an dem über Lessing's vorgeblichen Spinozismus ausgebrochenen Streite zwischen Fr. Jacobi und Mendelssohn und suchte mit ehrenhafter Freimüthig-

Auffassung unberechtigten Übergriffen eines bestimmten Schulsystems in die Geschichte und Positivität des Christenthums, als dem Ansehen der Philosophie selbst. Meint er doch, daß Kant und die Metaphysiker „in der Geschichte keine Geschichte wollen und sie mit dreister Stirn so gut als aus der Welt leugnen“ [1]); und so sehr er sonst Lessing achtet, so wurmt es ihn doch, daß derselbe „seine geliebten Deisten“ nicht verläßt [2]), die er nun einmal (wenigstens die Berliner) im Bunde mit Hamann auf's Entschiedenste bekämpfen zu müssen glaubt. Seine natürliche Abneigung gegen die Metaphysik der Schule nahm später um so mehr zu, als er, durch mancherlei Erfahrungen verstimmt und auf dem Grunde seiner ursprünglichen Natur im Widerspruche verhärtet, den kühnen zudringlichen Aufwuchs der über ihn hinausschreitenden Genialitäten nicht zu ertragen vermochte. Obgleich er früher in einem Briefe an Merck vor dem Weissagen warnt, fühlt er sich doch nun selbst zu der Verkündigung berufen, daß die kritische Philosophie und die französische Revolution „uns um ein Jahrhundert zurückbringen werden.“ Wohl uns, daß die Erfüllung gefehlt! Das Wahre in dieser Verkündigung liegt allein darin, daß der Prophet mit richtigem Instinkte Kant's Philosophie und Frankreichs Revolution neben einander stellt als die beiden Grundfaktoren der Zukunft.

Mit Herder's philosophischer Weise hängt seine Religion und Theologie wesentlich zusammen. Wie in der Philosophie, so haßte er auch hier die ausschließliche Herrschaft der Schule und den einseitigen Pedantismus des dogmatischen Systems, sich im Dualismus zwischen Rationalismus und Supranaturalismus ohne Halt und Sicherheit bewegend. Die Religion mit der freien Geistesbildung und sittlichen Veredlung zu vermitteln, zugleich dahin zu arbeiten, daß „die Offenbarung Gottes, über Kritik und Polemik hinaus, simple Geschichte und Weisheit unseres Geschlechts werde“ [3]), dieses war sein Absehen und sein Ziel. Alle und jegliche theologische Sophistik blieb ihm zuwider. Wir finden

heit die philosophische Verketzerung des vielfach angegriffenen s. g. Pantheisten des siebenzehnten Jahrh. abzuweisen.

1) An Hamann (Hamann's sämmtl. W. Bd. VII. S. 225).

2) An Hamann (Werke, Band V. S. 137).

3) An Hamann (dessen sämmtl. W. Thl. V. S. 71).

ihn von dieser Seite her ungefähr auf demselben Standpunkte mit Lessing, von dem er sagt, daß „die genialischen Blicke," die er auf die damaligen theologischen Streitigkeiten warf, „die allgemeinen Grundsätze," welche er dabei aufstellte, „ein Erstes in ihrer Art seyen, Gewinn und Regel für die kommenden Zeiten"[1]). Man soll es „wie die Pest fliehen, über Religion zu streiten, denn über das, was Religion ist, läßt sich nicht streiten. Weder wegstreiten, noch erstreiten läßt sich's, so wenig man den Geist malen, das Licht hören kann." Dabei ruft er denen Wehe zu, „welche die Religion nicht anders zu vertheidigen wissen, als durch Worte, zumal durch Scheltworte." Wir hören hier die Stimmen aus Nathan, von dem Herder ausdrücklich sagt, daß „die Menschenvernunft und Menschengüte, welche die höchsten Schutzgöttinnen der Menschheit bleiben, sich darin die Wage halten"[2]). Das Christenthum will er, wie schon oben angedeutet worden, in der thätigen Menschenliebe sehen, nicht in dem todten Buchstaben. Wenn er hierin anfangs mit stürmender Hast sogar über Hamann hinauseilte, wenn er sich selbst als einen bisherigen theologischen Libertin gegen Merck bekennt und dann im späteren Alter mit einer Art gleichgültigen Ruhe die Sache des positiven Christenthums behandelt und sich mit seinem religiösen Bewußtseyn näher an die Natur wendet; so bleibt doch sein bezüglicher Standpunkt dem Wesen nach derselbe. Keine Religion ohne Vernunft, kein Dogma ohne Überzeugung, keine schulmäßige Theologie ohne freien Fortschritt[3]). Wie Hamann stand er zunächst auf dem Boden der heiligen Schrift und im Gebiete der hebräisch-orientalischen Weltanschauung, namentlich des Prophetismus. „Welch ein Volk," fragt er in der Schrift „über den Geist der hebräischen Poesie," „hat in so frühen Zeiten eine Reihe so mächtiger, so reiner Stimmen gehabt, als Israel an seinen Propheten? Welche

1) Adraft. Bd. IV. S. 227.

2) Ebend. Bd. II. S. 363.

3) Niebuhr (Lebensnachrichten) meint (freilich von seinem frommen Standpunkte aus), daß Herder in späterer Zeit aufgehört habe, religiös zu seyn, daß er sich seitdem nicht mehr ähnlich gewesen, daß er poetisch-religiöse Wortspiele gemacht u. s. w. Wir können weder einen so starken Kontrast zwischen der ersten und zweiten Hälfte von Herder's Leben und seinen bezüglichen Ansichten finden, noch weniger mögen wir glauben, daß er je aufgehört habe, religiös zu seyn.

Dichter Griechenlands oder Rom's wagen wir in Ansehung der erhabenen und reinen Moral und des umfassenden Nationalgeistes neben einen Jesaias zu stellen?" In einem ähnlichen Tone des Enthusiasmus für hebräische Dichtung und Weisheit spricht sich Hamann aus. So sagt er z. B. in der Schrift „Golgatha und Scheblimini" hinsichts der mosaischen Urkunde: „Was sind alle miracula speciosa einer Odyssee und Iliade und ihrer Helden gegen die einfältigen, aber bedeutungsreichen Phänomene des ehrwürdigen Patriarchenwandels? was die sanfte liebevolle Seele des blinden mäonischen Bänkelsängers gegen den von eigenen Thaten und hohen Eingebungen a priori und a posteriori glühenden Geist eines Moseh?"[1]) Auch fühlte Hamann selbst diese Verwandtschaft, indem er bei Gelegenheit des Erscheinens der Herder'schen Schrift über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts schrieb, „die Herren Polonii des Jahrhunderts würden vielleicht sagen, daß Herder den alten Hamann anshamannisirt habe — — und daß die romantischen animalcula des Letzteren und die Räder der eigenen Sprüchwörter für einander gemacht zu seyn scheinen"[2]).

So sehr aber Herder mit seiner religiösen Weltansicht auf dem Grunde der Bibel fußte, so wenig wollte er einen blinden Glauben an ihre inspirative Autorität gelten lassen. Vielmehr stellt er sich in dieser Hinsicht, besonders in der letzteren Zeit seines Lebens, wo er aus dem Hamann'schen Prophetenthum und dem orientalisirenden Enthusiasmus mehr und mehr heraustrat und sich der antiken Mäßigung zuwandte, ziemlich bestimmt auf den Standpunkt Ernesti's, Semler's und der Rationalisten, welche eine freie Kritik der heiligen Schriften in Anspruch nahmen. „Bibel heißt ein Buch, sagt er[3]); unsere Bibel ist eine Sammlung Bücher eines alten Volkes, das in einem uns fernen Erdstrich, in einer uns fremden Sprache diese Bücher besaß und las; je wichtiger ihr Inhalt, desto genauere Aufmerksamkeit sind wir ihnen und ihrer Geschichte schuldig. Wer diese, wodurch es sey, stets macht oder befördert, verdient Dank, heiße er Freigeist oder Freidenker." Übrigens wollte er dem nüchternen Verstandesrationalismus die religiöse Auffassung der Bibel keineswegs

1) Werke, Bd. VII. S. 51. und 52.
2) Werke, Bd. V. S. 60.
3) Adrastea, Bd. IV. S. 225.

ganz überlassen und die ideale Hoheit der heiligen Schriften nicht dem kurzen Maße des räsonnirenden Pragmatismus preisgegeben wissen, sondern die Bedeutung derselben auf Kindlichkeit der Gesinnung und Reinheit des Gefühls zurückführen. „Die ächte Gottesreligion ist die, welche den Vater als Kind verehrt." Er glaubt (älteste Urkunde, Ende des 1. Theils), er könne jene Auffassungsweise nicht deutlich, erklärend und beweisend genug darstellen für eine Zeit, „die alle Kraft in Licht, alle Beredsamkeit in Perioden der Worte, ja alles Gründliche der Beweise in Argumentationen setzt." — Auch hierin sehen wir ihn an Lessing streifen, der gleichfalls der abstrakten und absolnten Freidenkerei abhold war und wider sie, wenn es darauf ankam, den Kampf für die rechtgläubige Gesinnung übernahm, nur mit dem Unterschiede, daß er die Macht des Gedankens freier und bestimmter herrschen ließ. Überhaupt aber stand Herder mit seiner theologischen Stimmung stets auf der Höhe der Zeit, und das reine Menschenthum, was er später in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" aus der Schöpfung und Natur sich erklären wollte und in den „Humanitätsbriefen" in seinem selbstständigen, von keinem Religionssysteme beschränkten Wesen darstellte, bildete in der That vom Anfange bis zum Ende seiner Laufbahn die eigentliche Substanz seines Christenthums. Beide, Menschenthum und Christenthum, in ihrer wesentlichen Identität aufzuweisen, war das eigentliche Ziel seines Strebens. Wie aber Herder's Bedeutung überhaupt in der anregenden und forttreibenden Wirksamkeit zu finden ist, welche er auf seine Zeitgenossen und auf die Entwickelung derselben zu neuer fruchtbarer Zukunft äußerte, so bewegte er sich auch mit seinen religiösen und theologischen Ansichten und Strebungen in dieser Sphäre und nach dieser Seite hin. Er führte weniger auf festem Grunde ein neues Gebäude auf, als er Art und Weise andeutete, wie für die Folge nach dem Standpunkte des Bewußtseyns der Menschheit zu bauen sey, und wie das Christenthum in seiner Grundidee, unabhängig von seiner historischen Ursprünglichkeit, in die Metamorphosen des Menschengeistes überhaupt eingehen müsse.

So nun mit allseitiger Regsamkeit begabt und im Besitze einer universellen Kenntniß, knüpfte Herder überall die literarische Ge-

genwart an die Zukunft an. Wenn Lessing mit kritischer Gründlichkeit und philosophischer Besonnenheit die Wiedergeburt des nationalen und freien Geistes in der Literatur vermitteln wollte, wenn er mit sicherer Hand das Schlechte entfernte und das Echte zu bezeichnen wußte, dabei mit logischer Folgerichtigkeit und dialektischer Schärfe die Verhältnisse und Punkte nachwies und verdeutlichte, auf deren Beachtung es wesentlich ankam, die er in seinen eigenen prosaischen Werken mit musterhafter Kunst befolgte, und wofür er in seinen Poesien wenigstens konsequente Beispiele aufstellte; so überflog Herder nicht selten in Hast und stürmischem Drange Grenzen und Maß ruhiger Erwägung, um das Entfernteste zu erjagen und das Verschiedenartigste zu verbinden, um die Natur an dem Zwange der Kunst zu rächen, dem Genie seine Rechte zu erringen und ihm zu zeigen, wie durch seine Eingebungen und durch den freien kühnen Gebrauch der natürlichen Motive die neue nationale Klassik zu gestalten sey. In seinem Eifer für die Shakspearelehre meint er, daß selbst Schriften wie die Lenzischen „tiefer als der ganze Berlinische Literaturgeschmack reichen." (An Hamann.) So will er auf Alles hindrängen, woran der literarische Nationalgeist sich von Grund aus originalisiren, erfrischen und ernähren kann. Mit dem glücklichen Talente der Aneignung des Fremden und der umfassendsten panhistorischen Gelehrsamkeit erschließt er der deutschen Empfänglichkeit alle literarischen Schätze des Auslandes, deutet die Punkte an, welche unsere Aufmerksamkeit besonders verdienen, fliegt aus der Gegenwart in die Vergangenheit des Alterthums, verbindet die Zukunft mit dem Mittelalter, weiset auf Griechenland und England, auf den Orient und Spanien hin und versammelt die poetischen Stimmen aller Völker in der Volltönigkeit eines deutschen Chorals. Vorstrebend nach allen Seiten hin, wo dem neu erwachten Geiste sich Wege bieten mögen, regt er die Tüchtigen auf und zeigt ihnen, wohin sie zu gehen, und welche Ziele sie zu verfolgen haben, indeß er zu gleicher Zeit bedacht ist, mit vielseitigster Thätigkeit für neue Bauten Materialien herbeizuführen, besonders die Sprache zu entfesseln, sie aus ihrem eigenen reichen Leben, aus ihrer eigenen geschichtlichen Tiefe frisch zu beleben und mit der Energie des Lutherischen Ausdrucks zu rüsten. Und wie sehr auch die spätere Wirksamkeit und Richtung des vielgeschäftigen Mannes die frühere

Jugenddrängniß zu verleugnen scheint, so bleibt sie doch dem Wesen nach jener gleich sowohl in den Principien und Tendenzen, als in der Weise der literarischen Vermittelung und Anregung[1]). Mit Fragmenten beginnend, erscheint seine gesammte folgende Schriftstellerei in ihrem Grundcharakter fragmentarisch. Mag daher auch, selbst die Ideen zur Philosophie der Geschichte kaum ausgenommen, kein Werk Herder's ein in sich abgeschlossenes Ganze, eine auf sich selber ruhende Gestalt darbieten und deshalb die klassische Schätzung nicht aushalten; so ist darum die Macht, womit er auf seine Zeit und die Zukunft gewirkt, nicht geringer zu achten; vielmehr mußte gerade jener rasche und lebendige Fragmentenschritt die bezielte Wirkung besser fördern, als es der abgemessene Gang einer systematischen Gedankenbewegung vermocht haben würde. Die Fülle und der Reichthum dessen, was Herder in Wissenschaft und Geschichte, in Sprache und Poesie angeregt und gepflanzt hat, läßt sich bis in die späteste Zeit hinab verfolgen und in seinen Früchten vielfach aufzeigen. Schon ist der Romantik Erwähnung geschehen, welche ihn als ihren Propheten anzuerkennen hat. Bedarf es noch der Hinweisung auf die Kunde der orientalischen Literatur, wie Herder hier in Hammer und Rückert fortlebt, wie selbst Göthe's westöstlicher Divan auf ihn zurückdeutet? Bedarf es der wiederholten Erinnerung, daß er das Verständniß Shakspeare's uns zuerst eröffnet hat und so seinen Theil ansprechen darf an all den mannichfaltigen Wirkungen, die bis auf die Gegenwart durch die Studien dieses großen Genius für unsere Literatur vermittelt worden? Sollen wir daran mahnen, wie er durch seine Verhältnisse zur altdeutschen Literatur und Sprache noch jetzt fortlebt in den ruhmvollen und erfolgreichen Strebungen der deutschen Sprachkunde und Sprach-

1) Wenn er in der Adrastea, die in den letzten Jahren seines Lebens erschien, oft in geradem Gegensatze gegen seine früheren Freiheitsideen sich ausspricht, wenn er Lehre und Lektüre beaufsichtiget, die Religionspolemik unter Staatskontrole gesetzt wissen will und selbst eine Art chinesische Bildungspolizei wünscht und anräth; so findet man doch auch in demselben Werke Stellen genug, die im Tone der ihm eigenthümlichen Freiheit des Denkens geschrieben sind, z. B. die Abhandlung über die Freidenker, welche im 4. Bande steht. Überhaupt sind solcherlei Palinodien mehr nur Symptome des Mißmuths und der Schwäche, als Erzeugnisse des selbstwesentlichen geistigen Strebens des trefflichen Mannes.

wissenschaft? Gestehen wir uns aufrichtig, daß Herder uns nicht viel minder noth gethan, als Lessing, und daß, wie an diesen die rechte Wiedergeburt der Nationalliteratur, so an jenen das neue Wachsthum derselben sich geknüpft hat.

Haben wir uns nun das persönliche Bild des vielbedeutenden Mannes hinlänglich vergegenwärtiget, so mögen nun auch seine wichtigeren Leistungen an uns vorübergehen. Was in dem Verlaufe des Obigen bereits über den Unterschied der beiden Hälften seines Lebens und der entsprechenden subjektiven Stimmungen und Überzeugungen bemerkt worden ist, das stellt sich auch in seinen literarischen Werken dar und zwar sowohl nach Inhalt und Richtung, als auch in Sprache und Styl. Schon ist angeführt worden, wie er in der letzten Hinsicht sich selbst die Kunst „der Rundung" abspricht; und in der That gelang es ihm nie, die Klarheit und Harmonie des Ausdruckes zu gewinnen, die der klassischen Darstellung eignen. Dieser Mangel wird durch die Lebendigkeit, durch die eigenthümliche Färbung und Frische, welche er seiner Sprache mittelst des Gebrauchs der Idiotismen, die er „Reize nennt, welche wie der Busen der Phryne durch einen seidenen Nebel schimmern" [1]), und durch Metaphern und kecke Inversionen zu geben sucht, keineswegs ganz ersetzt. Derselbe prophetische Ton, den wir in seinen frühesten Werken vernehmen, durchlautet auch die spätesten; die poetische Färbung der Geschichte und Philosophie, womit die Schrift über „die älteste Urkunde" schimmert, bricht auch in den „Ideen zur Geschichte der Philosophie" hervor. Wie er nun in der ersten Zeit, dem literarischen Enthusiasmus ergeben, dahin eilt, sich in seinen Forschungen und Gedanken oft mit unruhiger Hast überstürzt und in verwirrender Verschlingung von Gefühlen und Begriffen, von wahren und halbwahren Ansichten dahintaumelt; so ist auch sein Styl schnell und heftig, ohne durchgreifende Bildung und plastische Gewandtheit, zu oft mehr wühlend als hinschreitend, ebenso sehr an Überfülle leidend wie an Dunkelheit und unverhältnißmäßiger Vertheilung von Licht und Schatten, von rhetorischer Breite und logischer Bestimmtheit. Als er mit der Umwandelung seines kritischen und wissenschaftlichen „Libertinismus" in Zucht und Be-

1) Fragmente, 1. Sammlung.

sonnenheit seinen Gedanken und Untersuchungen größere Ruhe und Mäßigung in ihrem Gange zu geben bemühet war, befleißigte er sich auch einer größeren Einfachheit und Gewähltheit in der Sprache; und in manchen Partieen seiner späteren Schriften, z. B. in den Ideen, begegnen uns oft Stellen, denen man das Gepräge klassischer Gediegenheit ansieht. Zu gleichmäßiger ästhetischer Herrschaft über den Styl hat er es übrigens in keinem seiner Werke zu bringen vermocht.

Herder steht in unserer Literatur als Dichter und Prosaist. Er bearbeitete fast alle Gebiete der Wissenschaft, war in der Ästhetik Kritiker und Theoretiker, bereicherte die Theologie mit einer Reihe von bedeutenden Schriften, während er zugleich der Philosophie seine Thätigkeit zuwandte, producirte und übersetzte mit gleicher Rüstigkeit, wußte in der einen wie der anderen Art mit glücklichem Takte das zu treffen, worauf es in der Zeit ankam, so daß fast jedes seiner Werke nach einer bestimmten Seite hin ein neues Princip geltend macht, neue Ziele anweist, neue Verbindungen anknüpft und reiche Aussichten öffnet, den deutschen Geist in seinem kosmopolitischen Universalismus orientirt und zugleich eigenthümlich repräsentirt.

Sowie sich in Herder Verstand und Empfindung stets in einer Art Mischung befanden, sich nie recht klar auseinandersetzten; so erscheinen von diesem persönlichen Verhältnisse auch fast alle seine Schriften, wenngleich in verschiedenem Grade, bedingt. Ein gewisses Schwanken zwischen poetischer Anschauung und logischer Haltung, ein unbestimmtes Hinüber- und Herüberspringen aus dem Gefühl in den Gedanken und aus diesem in jenes, ein unsicheres Schweben zwischen romantischer Übertreibung und klassischer Beschränkung bemerkt man ebenso sehr in seinen Poesien als wissenschaftlichen Ausführungen; weshalb die Ersteren selten einen reinen Ton dichterischer Musik geben, die Anderen aber sich nur mit wenigen Ausnahmen zur ungestörten Konsequenz der Begriffe und zur ungeschminkten Wahrheit der Betrachtung, sowie zu der erforderlichen Sicherheit in den Folgerungen, erheben können, dagegen vielfach im Überfluß symbolischer Mittel und im Luxus des Wortprunks aufschießen und hinwuchern. Als Dichter namentlich fehlt Herder mit der Originalität der Erfindung und Auffassung das Talent der reinen ästhetischen Darbildung und objektiven In-

dividualisirung. Allerlei subjektiv-beschränkte Ansichten und Zustände, Gefühle und Bewegungen drängen sich mehr mechanisch als organisch hervor und suchen den Ausdruck, statt daß dieser von ihnen selbst geboren würde. Mangel an Klarheit und formeller Harmonie, an leichter gefälliger Bewegung und metrischer wie sprachlicher Melodie, dabei neben einer meist düsteren Stimmung oft ein sichtbares Streben, in fremder Weise, besonders in Klopstock'schem Odendithyrambus, unklare Empfindungen auszutönen, lassen den meisten Herder'schen Gedichten kaum den Schein der echten Dichtung. Was er selbst als Wesen der Ode lehrt, nämlich „lebendige Bewegung und beseelten Fortgang der Idee", fehlt den seinigen beinahe durchgehends. Doch findet man unter den Poesien hier und da ein freundlich Lied, woran der Finger der Muse mit gefälliger Liebe gearbeitet hat. — Am schwächsten erweiset sich das poetische Talent Herder's in seinen dramatischen Versuchen, die schon durch ihr vorherrschendes Zurückgreifen in die Welt antiker Stoffe sich dem Nationalen mehr oder minder entfremden. Sieht man nun aber die Behandlung etwas näher an, so ist Alles fast nur dramatisirte Reflexion ohne lebendige Begebenheit und charakteristische Sitten, ein frostiges Kapituliren zwischen Empfindung und Gedankenthum, ein schwerfälliger Mechanismus in Bewegung und Ausdruck. Will man sich's anschaulich machen, wie sehr Herder in seinem literarischen Standpunkte und Charakter von Lessing unterschieden ist, so muß man Beide im Gebiete des Drama vergleichen. Daß und wie Herder das Drama auch als Allegorie gebrauchte (z. B. in Äon und Äonis), beweist am meisten, wie wenig Sinn er für die Sache hatte.

Was seine kritischen und wissenschaftlichen Arbeiten angeht, so ist bekannt, daß er mit „den Fragmenten zur deutschen Literatur" 1767 zuerst auf den literarischen Schauplatz trat. Vielseitig vorbereitet durch rastlose Studien in fast allen Reichen der in- und ausländischen, der alten und neuen Literatur, mit Homer und Sophokles so befreundet als mit Ossian und Shakspeare, von Kant gehoben, von Hamann angeregt und begeistert, sandte er in diesen kritischen und literarhistorischen Versuchen leuchtende Strahlen und treffende Pfeile in die Mitte der damaligen Kreisungen und Gährungen unserer Literatur. Diese Fragmente, welche mit glücklicher Hand an die Literaturbriefe angeknüpft wer-

den, zu denen sie „Beiträge und Beilagen" bilden sollen, versetzen den jungen Literator sofort an den Platz und in die eigenthümliche Stellung, die er im Ganzen, wenn auch mit unwesentlichen Veränderungen, fortwährend behauptet hat. Wir finden ihn hier sogleich in dem oben berührten Verhältnisse zu Lessing und den Berlinern, das er in seinen folgenden Schriften nur positiver hervorstellte; schon merken wir die unruhige Vielbewegung, womit er stets sich den mannichfaltigsten Zielpunkten zudrängte; dieselbe prophetische Sprache, dieselbe divinatorische Phantasie und rhetorische Breite, dieselbe Flüchtigkeit in der Untersuchung und Charakteristik der Sachen und Personen, der Zustände und der Verhältnisse, welche ihm, Lessing's Schärfe, Sicherheit, Gründlichkeit, Konsequenz und Präcision gegenüber, stets eigen war, tritt bereits hier zu Tage, freilich um so auffallender, je frischer noch die Jugend in dem Verfasser selbst waltete und trieb. Kurz, er steht ganz auf der Spitze der genialischen Individualität. Charakteristisch genug deutet er diesen Standpunkt und diese Richtung selbst an, indem er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe sagt: „Was gehen meinen Stand und meine Denkart alle Schulen der Ästhetik, alle Sekten der Journale, alle Klassen des Modegeschmacks in und außer Deutschland an? — — Ich habe meinen Geschmack aus mehr als einer Nation, Zeit und Sprache selbst zu bilden gesucht, und durfte also für meine Nation, für meine Zeit und Sprache schreiben, wie ich wollte." Auch was er im Anfange der zweiten Sammlung bemerkt, daß „der erste Kunstrichter nichts mehr, als ein Leser von Empfindung und Geschmack" gewesen, läßt sich so ziemlich auf ihn selbst in dieser jugendlichen Drangschrift anwenden. Während die Literaturbriefe vorzugsweise gegen Einzelnes ihre kritischen Waffen richteten und geradezu auf die Mittelmäßigkeit und das Verfehlte und Veraltete losdrangen, nebenbei die besseren Talente und Werke herauswitternd, hielt sich Herder an die allgemeinen Standpunkte, suchte auf dem Wege der Vergleichungen das Gute und das Schlechte zu bezeichnen, dabei auf die Bedingungen hinzuweisen, die dem Fortschritte nothwendig waren, Andeutungen und Winke nach allen Seiten hin ertheilend und die kosmopolitische Vielseitigkeit unserer Literatur werkthätig anknüpfend. Den Literaturbriefen, welchen er ebenso oft polemisch und berich-

tigend als zustimmend und erweiternd sich zugesellte, gesteht er das Verdienst zu, „stumpfes Eisen gewetzt" und „wenn auch nicht das Füllhorn der Grazie ausgeschüttet, so doch Blumen um den Altar der Göttin Literatur gestreuet, die Quelle des guten Geschmacks geöffnet zu haben" [1]). Wie sehr nun auch diese schriftstellerische Erstgeburt Herder's noch die Spuren der Früh- und Unreife tragen mag, immer ist sie als ein bedeutsames Phänomen, ja selbst als ein Ereigniß in der Geschichte unserer Literatur anzuerkennen. Der Kampf gegen das Franzosenthum, das Dringen auf eigenen nationalen Geist, die Anschaulichkeit, womit das Fremde vorgeführt, der richtige Takt, mit dem die neueren deutschen Schriftsteller und ihre Werke aufgefaßt, meistens unter ihre wahren Gesichtspunkte gestellt und den alten Principien und Traditionen gegenüber beurtheilt werden, die aphoristische, sprungweise Lebendigkeit, in welcher hier und dort dieses und jenes berührt, hervorgehoben und mit schlagenden Lichtern beleuchtet wird, Alles dieses diente, daß der Schrift die ganze Aufmerksamkeit der Nation sich zuwendete, und daß sie mit der Kraft gewitterlicher Befruchtung wirken mochte. Winckelmann, das Geniale der Produktion alsbald bemerkend, meinte, daß in dem Verfasser „ein neuer Pindar" unter den Deutschen aufgestanden sey.

Wir übergehen, wie bald hernach in den „kritischen Wäldern" die Tendenz der Fragmente sich auf besondere Punkte, namentlich auf Lessing's Laokoon und die Klotzischen antiquarischen Ansichten, richtet, und berühren dagegen „Die Blätter für deutsche Art und Kunst" etwas näher, die Herder 1773 mit Göthe herausgab, und woran auch J. Möser Theil nahm. Schon der Zusammentritt gerade dieser drei Männer, die, jeder in seiner Weise, den Geist der neuen Zeit in Wahrheit und Liebe erkannt und umfaßt hatten, ist höchst bedeutsam. Herder betonte hier mit größerem Nachdrucke als in den Fragmenten das eigentliche Princip, worauf nach seiner Ansicht die nationale Literatur zurückzuführen war, wir meinen das Princip der Naturunmittelbarkeit und genialen Originalität. Mit Begeisterung preist er Ossian und seine naturtönenden Gesänge, mit kühner Sprache werden die Urstimmen der Volkspoesie, gegenüber der

1) Fragmente, 2. Sammlung.

nüchternen Kunstmäßigkeit, angerühmt, besonders aber erscheint hier Shakspeare zum ersten Male in der vollen Glorie dargestellt, welche seinem Genie und seinen Werken gebührt. Vorher war noch Niemand so tief in Shakspeare's Wesen eingedrungen. Erst mit dieser Beleuchtung des großen Dichters trat dessen Genius in seiner vollen Belebungskraft in die deutsche Dichterwelt und ergriff mit all seiner Macht unsere drängenden Jünger der neuen Kunst und Dichtung. Indem er nun hier die muthwilligsten und absurdesten Nachahmungen veranlaßte, würde er freilich den Fortschritt unserer Muse auf der Bahn der Nationalklassik eher zu den schädlichsten Abwegen als zu rechten Zielen geführt haben, wenn nicht Göthe der Mann gewesen wäre, der in dem neuerregten Drange und Sturm den Stern des wahren Heils entdeckte und ihm mit ungetrübtem Blicke folgte. Er orientirte sich an jenem strahlenden Lichte, ohne sich durch den oft übermäßigen Glanz desselben blenden zu lassen. Wie dem aber auch sey, Herdern bleibt das Verdienst, das Verständniß des ideenreichsten Dichters uns zuerst in seiner Tiefe erschlossen zu haben. — Die „Stimmen der Völker," welche einige Jahre später (1778) erschienen, sollten gleichsam in Beispielen die poetische Berechtigung der Volksdichtung wider die Anmaßung der gelehrten Schulweise zur Anschauung bringen und so auch dem ästhetischen Naturprincipe seine Geltung in den weiteren Kreisen der Nation erringen. Nur einem Manne wie Herder, der mit der deutschen Vielseitigkeit die Gabe verband, sich in den Geist des Fremden hineinzufühlen und die poetische Substanz in den Gesängen aller Völker zu erfassen, den bei der Universalität seines Wissens die Wärme und Lebendigkeit genialer Begeisterung erfüllte, konnte es gelingen, die verschiedensten Stimmen der verschiedensten Nationen und der verschiedensten Stufen der Bildung in dem Sprechsale unseres deutschen Vaterlandes zu einem Tone vaterländischer Melodie zu verbinden [1]).

In Herder's späteren Schriften über Literatur und Kunst begegnet man vielfachen Variationen der Grundansichten, welche er in den bisher berührten Werken hingeworfen; so über Shakspeare (in der Abhandlung über das Drama in der

1) Alle folgenden Bemühungen ähnlicher Art ruhen auf der Herder'schen Arbeit. Die jüngste Leistung der Talvi ist nur eine peripherische Erweiterung jener.

Adrastea), über Ossian (in den Horen), so seine späteren Betrachtungen über die Griechen und Homer, so noch viel Anderes, wobei freilich im Vergleich mit Früherem ein verschiedenes Maß der Betonung und der Belebung nicht zu verkennen ist.

Sowie Herder über die eigentliche Literatur in dem raschen Glanze eines Meteors hinfuhr und die dunkeln Stellen derselben in urplötzlicher Beleuchtung aufhellte, so zündete er auch in verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten alsbald das Feuer eines neuen Geistes an. Besonders war es die Theologie, in deren noch vielfach verdüstertes Reich er mit gleicher Überraschung strahlende Lichter sandte. Hier suchten zwei Parteien die Herrschaft zu theilen; die schuldogmatische Orthodoxie und der prosaische Rationalismus standen mit gewaffneter Hand einander gegenüber und verfochten mit gleicher Hartnäckigkeit usurpirte Rechte. Denn sowie dort die anmaßliche Autorität des traditionellen Glaubens und seines symbolischen Systems die Vernunft vom Throne reißen wollte, so strebte hier die seichte Verständigkeit, welcher nichts heilig ist, als was die Hände greifen und die Elle messen kann, sich das Scepter zu erobern. Zwischen beide fuhr nun Herder, noch ehe Lessing sein freies unparteiisches Urtheil abgegeben, mit seiner genial-poetischen Weltanschauung, wovon seine christliche Theologie getragen und durchdrungen war. Die Schrift „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" war der erste Blitzstrahl, den er in die damalige theologische Welt schleuderte, und vor dem die eine wie die andere Partei geblendet zurückfuhr. In dem Tone halbtaumelnder Begeisterung, in abgebrochenen, interjektiven Sätzen mit den Früchten einer vielseitigen Belesenheit siegreich schaltend, sprudelt der Genius „des himmlischen Menschen," den er an Lavater rühmt, Empfindungen, Anschauungen und Ideen in überstürzendem Wellendrange heraus, um damit der orthodoxen Bornirtheit wie der profan-rationalistischen Exegese und dem biblischen Prosaismus, gleichmäßig den Kampf zu bereiten. Man soll „alle Metaphysiken der Aufklärung" verbrennen, denn „in der Morgenluft webt der göttliche Kommentar über der mosaischen Urkunde." Mit dem Geiste orientalischer Divination will er die Schöpfungsgeschichte erklären, gleich sehr Feind der deistischen Aufklärungstheorie der Engländer, wie dem historisch-phi-

lologisch-geographisch- und ethnographischen gelehrten Bibelthum der Michaelis'schen Schule, wodurch ihm „das Erhabene des hohen Alterthums, das Heilige und Göttliche in der Bibel" nur herabgewürdiget erscheint. Hamann nennt die Schrift „ein Monstrum horrendum," was sie freilich in mancher Hinsicht ist, namentlich in der Art und Weise, wie sie in formloser Bewegung hierhin und dorthin springt und mit kecker Dreistigkeit gegen alte und neue Vorurtheile anrennt, ohne sich selbst über ihre eigenen Behauptungen Rechenschaft zu geben. Sie verhält sich zur damaligen Theologie, wie die Fragmente zur Literatur. Sie wirkte in ihrer Art wie diese, brachte Umschwung in das Gebiet, worauf sie gerichtet war, und belebte namentlich die jüngere Generation der Drangvollen, deren Standpunkt sie behauptet und deren Sturm sie theilt. Die nachhaltigste Wirkung der Schrift ist aber darin anzuerkennen, daß sie zuerst einen richtigen Blick in die orientalische Weltanschauung und in den Geist orientalischer Poesie warf und der modernisirenden Auffassung wie der dogmatischen Interpretation jener alten Urkunden des menschlichen Geschlechts den Gesichtspunkt ursprünglicher Kindlichkeit und poetischer Erklärung entgegensetzte, obwohl auch in dieser Hinsicht sofort die Grenze überschritten wurde. Von ästhetischer Bedeutung in Absicht auf Sprache und Styl kann freilich da wenig oder gar nicht die Rede seyn, wo es darauf ankommt, den genialen Naturstand für die Wissenschaft zu erobern, nichts zu erschöpfen, den Gedanken durch die Empfindung zu betäuben und in bunter Mischung Mystik und Verstand, Poesie und Prosa, Romantik und Gelehrsamkeit, Bilder und gewöhnliche Ausdrücke durch einander wirbeln zu lassen, um den Effekt neuer Erweckung nicht zu verfehlen. Wie sehr Herder indeß mit diesen biblischen Ansichten sich dem Ziele der rationalistischen Bibelstürmer, die er doch bekämpfen wollte, wenn auch von anderer Seite her näherte, ließ schon Göthe merken. Im Ganzen aber stellte er sich in die Mitte zwischen jene und die Orthodoxen, befriedigte beide nicht, am wenigsten freilich die letzteren, die in der kühnen allegorischen Erklärungsweise der Genesis den symbolischen Artikel de creatione wesentlich verletzt hielten.

Die folgenden theologischen Schriften Herder's, unter denen die „Briefe über das Studium der Theologie" und das

Buch über „den Geist der hebräischen Poesie" besonders hervortreten, richten sich insgesammt mehr oder weniger, direkt oder indirekt auf dasselbe Ziel hin, nämlich auf die Verbindung der poetischen Idealität mit der Religion gegenüber dem nüchternen prosaischen Pragmatismus, welcher seit Semler immer größeres Ansehen und weiteres Gebiet gewann, von der Theologie aus sich über Geschichte und Philosophie, Erziehung und Unterricht verbreitend. Obwohl gemäßigter, klingt doch auch in jenen Werken, zumal in dem zuletzt genannten, womit er eine neue Epoche des biblischen Studiums einleitete, und worin die orientalische Dichtung durch Charakteristik und Übersetzung uns vertrauter und nach ihrer Eigenthümlichkeit kenntlicher gemacht wird, der poetische Ton lauter durch die ganze Darstellung hin, als es die wissenschaftliche Gründlichkeit, welche begriffliches Verständniß, nicht augenblickliche Anregung sucht, gestatten kann. Doch nähert sich die ganze Haltung und Sprache der klassischen Ruhe und Form viel mehr, als dieses in der Schrift über die älteste Urkunde der Fall ist. Übrigens führte Herder in diesen wie in den folgenden „christlichen Schriften" und in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" den antiken Humanismus seiner christlich-theologischen Ansicht und Darstellung immer näher; auch gewinnt die ethisch-praktische Richtung seiner religiösen Überzeugung über die poetisch-spekulative mehr und mehr die Oberhand, so daß wir ihn zuletzt fast auf demselben Standpunkte erblicken, welchen einerseits Lessing in seinem theologischen Fragmentenkriege, andererseits Kant in seiner Vernunftreligion behaupten, so wenig er auch von einer eigentlichen Religionsphilosophie wissen will.

Wie Klopstock's persönliches Wesen und poetisches Streben sich im Messias, Göthe's im Faust concentrirt und gleichsam zu encyklopädischer Darstellung bringt, Lessing aber im Nathan den eigentlichen Kern seines Lebens und Wirkens uns in gedrängter Gestalt vergegenwärtiget; so kann man Herder's eigenstes Denken und literarisches Wollen nach Ziel und Ton, nach Inhalt und Form in dem Werke: „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784) individualisirt finden. Es faßt diese berühmte (unvollendete) Schrift, die mit ihren ersten Anfängen auf der Grenze zwischen den beiden Epochen der Her-

der'schen Bildung liegt [1]) und sich in ihrer allmälichen Weiterführung bis in die spätere Reife des Verfassers erstreckt, die wesentlichen Punkte und Resultate seines gesammten Strebens in einer großen Totalität zusammen und centralisirt, was er in peripherischer Vielseitigkeit vom Anfange bis zum Ende seiner literarischen Laufbahn behandelt, angedeutet und ausgesprochen hat. Berücksichtigen wir nicht näher, wie viel die wahre Geschichtsauffassung diesem Werke verdankt, namentlich darin, daß es zuerst wenigstens mit praktischer Bestimmtheit das Princip geltend machte, die historischen Momente, besonders die verschiedenen Völker nicht nach abstrakt absolutem Maßstabe zu beurtheilen und zu würdigen, sondern nach ihren jedesmaligen eigenthümlich bedingten Standpunkten und Verhältnissen ihre historisch-menschheitliche Stellung zu bestimmen und abzuschätzen — sehen wir von diesem und ähnlichen Vorzügen, sowie von den Mängeln, die der Philosoph und Geschichtschreiber gleichmäßig in ihm entdecken dürfen, für's Erste ab und fassen wir dagegen sofort seine eigentliche Grundbedeutung unbefangen auf; so ist diese als eine erhabene, umfassende, tief eingreifende anzuerkennen. Wie Herdern stets der Mensch und die Menschheit Alles war, wie er ihre Zwecke und Bildung als die Substanz der Wissenschaft und Religion betrachtete, in Dichtung und Geschichte ihre Offenbarung finden wollte; so verflocht er in jenem Werke alle bezüglichen Fäden zu einem Gewebe in einander, um daraus das Bild der menschlichen Gesammtheit anschaulich zu gestalten. „Das Schicksal der Menschheit aus dem Buche der Schöpfung zu lesen," ist seine Aufgabe. Um diese zu lösen, läßt er zunächst seinen Blick aus der Geschichte in die Natur hinüberschweifen, und zeigt, wie die Humanität ebenso sehr in dem Boden des natürlichen Lebens wurzelt, als sie in dem Lichte des freien Geistes ihr höheres Wachsthum gewinnt. Aus dem „Gange Gottes in der Natur, aus den Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat", soll der Mensch erkannt werden [2]). Mit kühnem Fuße stellt er sich in die Mitte der Beziehungen, welche die Naturwissenschaft nach allen

1) Sie datirt nämlich eigentlich schon von der Abhandlung „Auch eine Philosophie der Geschichte" 1774, worin Herder bereits das Thema selbst und die Grundlage andeutet für das obige größere Werk.

2) Vorrede.

ihren Seiten zu dem menschlichen Standpunkte haben kann, und überschauet in rascher, freilich oft auch zu flüchtiger Eile den Zusammenhang der Wesen und ihrer Entwickelungsstufen bis zum Menschen hinauf, der ihm dann als das mikrokosmische Resultat der makrokosmischen Weltdarstellungen erscheint. „Vom Himmel," sagt er, „muß die Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechts anfangen", denn die Erde, der Wohnsitz der Menschen, läßt sich nur „im Chor der Welten" richtig betrachten. Wie die Naturbezüge des Menschen Daseyn bedingen und ihn in seiner Humanitätsentwickelung eigenthümlich modificiren, wird mit panhistorischer Belesenheit bald in dichterischem, bald in wissenschaftlichem Tone, bald prophetisch und theologisch-rhetorisch, bald mit gelehrten Mitteln theils angedeutet, theils ausgeführt. Wie viel man nun auch vom strengwissenschaftlichen Gesichtspunkte aus gegen das Werk und seine oft zu inspirative wie subjektive Haltung einzuwenden haben mag [1]), wie wenig es seinem Zwecke, eine Philosophie zu seyn, durch den Mangel echt metaphysischer Betrachtung und Begründung, die selbst absichtlich zurückgewiesen wird (Vorr. und Buch 8), entspricht, wie vielfach man von den Höhen, welche die Gegenwart in den Naturstudien, in Geschichte und Völkerkunde erstiegen hat, verfehlte Wege, unbegründete Resultate, beschränkte Aussichten zu gewahren hat — immer bleibt das Werk ein Ehrendenkmal des deutschen Geistes, woran sich die philosophische wie religiöse Weltauffassung, die Poesie wie die Wissenschaft in ihren neuen Fortschritten vielseitig belebt, von welchem aus die Philosophie der Geschichte, bis dahin (selbst Vico nicht ausgenommen) in mangelhafter Einseitigkeit oder unphilosophischer Beschränktheit versucht, ihren selbstständigen Anfang genommen hat, es bleibt ein schönes Zeugniß der Idee, dieses Werk, so unserem größten Dichter als „das liebenswertheste Evan-

1) Auf Vieles dieser Art hat bereits Schlosser in der Geschichte des achtzehnten u. neunzehnten Jahrh. Bd. III. Abth. 2. S. 201 ff. hingewiesen, ohne jedoch den eigentlichen Werth des Werks, welches, wie er richtig anerkennt, einen anderen als bloß wissenschaftlichen Standpunkt zu seiner Beurtheilung fordert, zu verkennen. Wenn er jüngst (Vorr. zu Kriegk's volksmäßiger Bearbeitung seiner Weltgeschichte) den Namen Herder mit dem „eines historischen Ödipus" nicht ohne einen ironischen Seitenblick auf die konstruktiven Liebhaber der Ur-Urgeschichten identificirt; so wird er doch schwerlich gewillet seyn, dem poetischen Weltanschauer seine Verdienste um bessere historische Weltauffassung zu schmälern.

gelium" aus der Heimat nach Italien kam, dessen Geist sich über die Grenzen Deutschlands weit hinaus befruchtend verbreitet hat und seinem Urheber ein Recht auf Unsterblichkeit anweist. Denn auch in ästhetischer Hinsicht enthält es, abgesehen von seiner geistreichen und umfassenden Organisation, manche Stelle, die sich dem Schönsten anreihet, was in unserer Sprache prosaisch verfaßt worden, wobei man des oft vordringlichen Predigertons, sowie andererseits der desultorischen Härten leicht vergißt. Gern aber unterschreiben wir den Schluß des merkwürdigen Buchs, wenn es heißt: „Indessen geht die Vernunft und die verstärkte, gemeinschaftliche Thätigkeit der Menschen ihren unaufhaltbaren Gang fort und sieht es eben als ein gutes Zeichen an, wenn auch das Beste nicht zu früh reift."

Wir übergehen mehrere Schriften Herder's, worin er theils, wie in den „Humanitätsbriefen" [1]) und „den christlichen Schriften," seine zwei bisherigen Hauptstrebungen, den Humanismus und reinen Christianismus, weiter ausspricht und beide in der Vernunft aussöhnen und vermitteln will, theils, wie in der Metakritik und Kalligone, seinen hypochondrischen Eifer gegen Kant, „den Archischolastiker von Königsberg," in unberechtigter Befehdung hervorbrechen läßt, um nur noch des Cid zu erwähnen (1801), womit er, nachdem er bereits 1791 durch die Übersetzung der Sakontala den Blick auf die indische Literatur gewendet, seine Germanisirungsversuche fremder Völkerstimmen in einem umfassenden Schlußtone endet und überhaupt sein eigentliches literarisches Tagewerk beschließt. Es ist hier nun zuvörderst für Herder das Verdienst anzuerkennen, durch diese Arbeit die spanische Romantik uns näher gebracht und so die Literatur des äußersten Westen mit der des fernen Osten auf unserem deutschen Boden zusammengepflanzt zu haben, eine Verbindung, welche der neuen Romantik, mit der sie zum Theil gleichzeitig zusammentraf, fruchtbare Förderniß gab. Die Gabe, das Fremde in seinem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu unserem deutschen Geiste richtig herauszufühlen, bewährte er auch hier, indem er einen glücklichen Griff in die reiche altspanische Lieder- und Romanzenwelt that, deren ferne Töne den damals nach der mittelalterlichen Vergangen-

1) Die Humanitätsbriefe sind wesentlich eine Art Kommentar zu der Philosophie der Geschichte der Menschheit.

heit hinlauschenden Ohren der deutschen Dichter angenehm entgegenklangen. Zugleich muß es als eine vortreffliche Idee geschätzt werden, die zerstreueten Gesänge, womit eine tapfere und phantasiereiche Nation ihren ersten Helden feierte, zu einem epischen Kranze in der Weise eines bestimmten Gedichts zusammenzuflechten und so aus den Gaben der Fremde gleichsam ein vaterländisches Literaturwerk zu bilden. Muß nun freilich auch hierbei, abgesehen von der Einförmigkeit der Originalgesänge, der Mangel an poetischer Gestaltung auf Seiten Herder's bemerkt werden, muß man Frische und Leben in Bewegung und Farbengebung bei den meisten Partien vermissen und das Hineindrängen der prosaischen Reflexion in den Gang der Dichtung unangenehm fühlen; so athmet doch durch das Ganze der spanische Geist, und der romantische Wolkenhimmel des Mittelalters schwebt über diese verbundenen Rhapsodien hin, die wie Schwanenlieder herübertönen aus der Abenddämmerung des Lebenstages eines Mannes, der in den Geistesthaten, welche er für die Bildung seiner Nation und Zeit in vielseitigem Drange und Wirken vollführte, dem herrlichen ritterlichen Helden vergleichbar ist, dessen wackeren Kämpfen für Religion und Vaterland jener poetische Blumenkranz von ihm geflochten wurde.

An die Herder'sche Fragmenten-Kritik reihen sich nach Ton und Tendenz Gerstenberg's „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur," die ganz gleichzeitig mit den Fragmenten erschienen (1767) und ebenfalls, wenn auch nicht so nahe, an die Berliner Literaturbriefe lehnten. Gerstenberg (ein Schleswiger von Geburt), der zuerst, wie oben schon erwähnt worden, in Wieland-Gleim'scher Weise mit den Grazien anakreontisch leichtfertig getändelt hatte, wurde bald ein Jünger des Klopstock'schen Bardengesanges, ein Priester des nordischen Skaldenthums (Gedicht eines Skalden) und schritt von diesem Standpunkte leicht und unvermerkt in die naturalistische Genialitätssphäre hinüber. Die Briefe geben von dieser letzten Metamorphose Zeugniß und zwar zunächst durch ihr keckes Auftreten selbst, dann im Besonderen dadurch, daß nicht bloß die altnordische Literatur behandelt, sondern auch nebenher deutsche Literaturverhältnisse (z. B. in der Polemik gegen Wieland) scharf berührt, Shakspeare's Werke und Genie (2. Samml. Br. 14—18) mit eigenthümlicher Betonung

besprochen werden und die Bedeutung des Genies überhaupt (3. S. Br. 20) näher in Erwägung kommt. In dem Trauerspiele „Ugolino" suchte Gerstenberg sofort (1768) seine Theorie praktisch zu machen, und der wilde Originalitätsdrang bricht hier bereits mit aller Formlosigkeit und in voller Shakspearomanie hervor, ein Signal der bald erfolgenden Sturmtragödien, welche auf gleichen Principien ruheten und in ähnlicher Bewegung vorschritten.

Drittes Kapitel.

Die kraftgenialische Dichtung.

Kaum hatte Lessing durch seinen Laokoon und die Dramaturgie die Grundsätze der literarischen Reformation entwickelt und verkündiget, und kaum waren dann von Königsberg her die ersten Signale zu der neuen Bewegung gegeben worden, als sofort der Wettlauf der jungen Genialitäten begann, deren Ziel und Princip wir bereits oben in übersichtlicher Charakteristik angedeutet haben. Während des Fortschrittes selbst traten neue Anregungen und bestimmende Motive hinzu, welche theils von der fortdauernden Herder'schen und Lessing'schen literaturhistorischen Wirksamkeit herrührten, theils durch die Träger der Produktivität selbst gegeben wurden, wohin besonders die von mehreren Theilnehmern des Göttinger Bundes versuchte Übersetzung des Homer zu rechnen ist.

Wie in Deutschlands Kulturverhältnissen überhaupt, so hat sich auch in der Literatur der Unterschied zwischen dem Norden und Süden stets mit größerer oder geringerer Bestimmtheit bekundet und bethätiget. Das nationale Doppelprincip charakterisirt sich aber im Allgemeinen als der Ernst der persönlichen Subjektivität und als die Beweglichkeit des der Welt zugewendeten Sinnes. Es zeigt fast eine Analogie mit dem dorischen und jonischen Elemente bei den Griechen, nur daß hier diese nationale Unterschiedlichkeit sich einerseits schärfer ausprägte, andererseits auch durch die ganze nationale Genesis in größerer Bestimmtheit hindurchging, Staat, Kunst, Literatur und selbst die Wissenschaft (Philosophie) eigenthümlich bedingend. Jedenfalls aber charakterisirt sich der

deutsche Norden mehr durch die Strenge des Gedankens und der Sitte, indeß der Süden sich mehr an die Unmittelbarkeit des Lebens, an das Bedürfniß objektiver Bewegung hingiebt. In der nationalen Dichtung mußte sich dieser Unterschied wohl damals, als beide Partien noch weniger vermittelt waren und sich doch gleichmäßig fortgetrieben fühlten, mit unverkennbarer Färbung darstellen. So kam es denn, daß, während die poetische Literatur dieser Epoche in ihren norddeutschen Vertretern hauptsächlich der Lyrik huldigte, sie im Süden vorzugsweise der Dramatik ergeben war, und, während dort der Genialitätsdrang vorherrschend das Kolorit des subjektiven Enthusiasmus trug, er sich hier in dem Sturme individueller Originalität zu befriedigen suchte. Es liegt daher im Gange der Sache selbst, beide Seiten für sich historisch zu verfolgen und ihr etwaiges Verhältniß nur da, wo es sich besonders aufdringt, nebenbei zu bezeichnen. Sehen wir auf lokale Anhaltspunkte, so finden wir für die nördliche Partie Göttingen, für die südliche hauptsächlich den Rhein und seine Filiale, den Main und Neckar, dort einen engeren Dichterbund, hier eine weitere Genossenschaft verwandter Talente [1]).

Der Göttinger Dichterbund.

Wenn man annehmen darf, daß der Rhein und seine Umgebung auf die Stimmung der jungen Dichter, welche von dorther in produktiver Drängniß vortraten, erweckend und treibend einwirkte; so berechtigt uns nichts, Ähnliches von Göttingen zu erwarten, wo vielmehr bei der entschiedensten Achtung des realistischen Empirismus und dem ziemlich ausschließlichen Kultus der Utilitätsreligion die idealistischen Strebungen mehr oder minder für Thorheit galten, mochten sie in der Wissenschaft als spekulative Philosophie oder in der Literatur als Offenbarungen genialer Inspiration erscheinen, und man konnte sich wohl mit Gerstenberg wundern, „wie Deutschland nach Göttingen gekommen sey" [2]). Freilich hatte hier ein Haller, der vielgerühmte Dichter, zu dem

1) Daß Schiller vom Neckar her sich alsbald an die rheinische Lokalität (durch seinen Aufenthalt in Mannheim) und an die rheinische Dichtung (z. B. in Klinger's Weise) anschloß, ist bekannt und mag hier nur vorläufig erinnert werden.

2) Voß an Brückner.

ersten Glanze der noch jungen Universität mitgewirkt, freilich hatte hier die prorektorale Autorität aus privilegirter akademischer Machtvollkommenheit manche Dichterkrone ausgetheilt, freilich lagerte hier eine sogenannte deutsche Gesellschaft für Literatur und Sprache; aber Haller war ein Dichter ohne Genie, die Dichterkrönung war eine todte Form ohne Objekt, und die deutsche Gesellschaft hatte den Namen ohne die That[1]). Daß sich dennoch gerade an Göttingen der eine Flügel der neuen jungdeutschen Literatenschaar anlehnen mochte, verdankte der Ort dem zufälligen Umstande, daß hier eine berühmte Universität in Blüte stand, welche das Zusammentreffen anderweit begeisterter Talente vermittelte und sonst zu literarischen Selbststudien durch den Reichthum ihrer Bibliothek günstige Gelegenheit bot. Im Übrigen wurde die neupoetische Jugend hier eher bemitleidet und ignorirt, als aufgemuntert und gefördert. Schreibt doch Boie (1775), den man im Ganzen der Überschwänglichkeit nicht eben zeihen konnte, an Merck: „Bedauern Sie mich doch ein wenig! Ich habe ein Herz und muß hier auf einer Akademie leben, wo ich's nicht haben, nicht brauchen darf." — Was Andere, z. B. Voß, über die Abneigung der dortigen Professoren gegen den Bund äußern, wollen wir übergehen. Wie konnte es aber auch bei der Selbstständigkeit, womit sich diese Jugend im Eifer für die Idee über die selbstgenügsame Positivität der gelehrten Herren emporhob, anders seyn? Doch kam ihr Eins gleichsam wider Willen fördernd entgegen, wir meinen Heyne's ästhetisch-philologische Behandlungsweise der alten Literatur. Denn, wie niedrig und gewöhnlich diese sich auch halten, wie wenig sie die Schwungkraft jener Strebenden zu idealem Fluge begeistern mochte, immer befreiete sie dieselbe doch von dem Drucke leidiger Schulpedanterie und der Last trockner Grammatikalformalität. Dagegen war die Förderniß von Seiten Kästner's mehr eine scheinbare als wirkliche und höchstens von ganz indirekter Bedeutung, indem auch er, obwohl aus anderen Gründen, der damaligen Göttinger Gelehrtenzunft widerstrebte und mit seinem Witze selbst seine verehrten Kollegen und akademische Verhältnisse nicht verschonte. Doch war er zu sehr, man möchte sagen, Professor der Mathematik und in

1) Wir verweisen in dieser wie in mehreren anderen Beziehungen auf Prutz, der Göttinger Dichterbund. Leipzig, 1841.

der verständigen Selbstbewußtheit befangen, um sich dem Enthusiasmus der beschwingten Jugendumgebung allzu freundlich zu erweisen. Von Leipzig, seiner Vaterstadt, hatte er die Gottsched'sche Glattheit mitgebracht, die er auch in Göttingen als sächsische Mitgift treu bewahrte. Sehen wir zunächst noch ab von seinen berühmten Epigrammen, so bewegt er sich in den anderen Gedichten ganz und gar innerhalb der Sphäre „der Belustigungen des Verstandes und Witzes," worin Meister Gottsched geherrscht hatte. Auch seine philosophirenden Abhandlungen (von seinen mathematischen und physikalischen Schriftverdiensten kann hier nicht die Rede seyn) liegen noch durchaus jenseits der reformatorischen Grenze und wachsen dort auf rein Wolf'schem Grund und Boden. Was nun aber seine Epigramme angeht, so muß man ihnen allerdings die Eigenschaft zugestehen, daß sie, großentheils auf gegebene Wirklichkeit gerichtet und diese meist mit sicherer Bestimmtheit treffend, eine Art historische Miniaturbibliothek für jene Zeit und Verhältnisse bilden. Will man aber das poetische Wesen in Anschlag bringen, so herrscht darin zu sehr bloß verständige Schärfe und zuviel bloß mathematische Charakteristik gegenüber der gemüthlichen Innerlichkeit und ideellen Auffassung des Menschlichen, als daß sie ein ästhetisch-freies Wohlgefallen gewinnen können. Es waltet in ihnen meist nur die verletzende Spitze, nicht aber zugleich die heilende Kraft des achilleischen Speers. Daß sie dabei oft recht nahe an das Gebiet der Waschweiberei streifen, hindert wenigstens in vielen Fällen das gründliche Interesse. Wenn nun ein Mann mit solcher Individualität und auf solchem Standpunkte sich bei der subjektiven Genialitätserhebung der enthusiastischen Jugend nicht von Herzen betheiligen konnte, vielmehr oft gegen dieselbe (wie auch später gegen die neue Spekulation von Kant und Fichte) sein epigrammatisches Schwert ziehen zu müssen glaubte, so ist dies ebenso natürlich als leicht begreiflich. Doch darf nicht unbemerkt bleiben, daß er den Boie'schen Musenalmanach, an den sich der Dichterbund mit den ersten Fäden knüpft, mit seinen Epigrammen gleichsam einleitend vorzugsweise empfahl [1]), sowie, daß er es eigentlich war, der den Hauptträger des Vereins, Voß, mit Boie in Verbindung brachte und die Übersiedelung desse-

1) Kästner wurde von Vielen und namentlich auch von Voß anfänglich für den Redakteur selbst gehalten.

ben nach Göttingen zum Behuf akademischer Studien zunächst vermitteln half. Auch hat er, wie Voß noch spät im Leben Hölty's rühmt, sich trotz seiner satirisch-epigrammatischen Laune niemals unfreundlich gegen den Bund erwiesen. Er nahm sogar Glieder desselben in die Göttinger deutsche Gesellschaft auf, deren Vorsteher oder Ältester er geworden war.

Sehen wir uns sonst noch in Göttingen nach solchen Verhältnissen um, welche etwa besonders geeignet scheinen möchten, eine Gesellschaft, wie sie sich hier unter den jungen Literaten mit dem Anfange der siebenziger Jahre bildete, zu begünstigen; so läßt sich wohl noch hervorheben, daß die ganze Universität, trotz ihrer realistisch-empirischen Tendenz, doch vor allen ihren damaligen Schwestern das voraus hatte, daß sie mehr im Geiste der Modernität stand, eben dem achtzehnten Jahrhunderte nach Ursprung und Form angehörte. Diese moderne Richtung zeigte sie auch in der Aufmerksamkeit, die man der neueren europäischen Literatur zuwandte, und die sich, außer bezüglichen Vorlesungen, vornehmlich in dem akademischen Hauptinstitute, der Bibliothek, bethätigte, welche der neuen Literatur vielseitig zugänglich war und durch den für jene Zeit bedeutenden Vorrath neuliterarischer, besonders englischer Werke jungen strebenden Literaturfreunden nicht geringen Vorschub leistete.

Unter diesen Umständen nun, die mit Gunst wie Ungunst einwirkten (welche letztere indeß selbst dadurch, daß sie die Energie der frischen Talente durch Widerspruch reizte, in Gunst sich verwandelte), schloß sich in allmäligem Bildungsgange der Bund zusammen, welcher in der Geschichte unserer Literatur unter dem Namen des „Göttinger Dichterbundes" (auch wohl Hainbund genannt) immerhin Wichtigkeit genug erlangt hat, um eine besondere Charakteristik ansprechen zu können [1]).

Um Boie, der im Jahre 1770 nach einer vorübergehenden vorbereitenden Verbindung mit Gotter [2]) den „Göttinger Musen-

1) Freilich meint ein jüngster Recens. in den Gött. gel. Anz. (1842), daß Prutz durch sein Buch über den Gött. Dicht. Bd. aus einer Mücke einen Elephanten gemacht habe. Es ist das nun eben eine Ansicht, welche man als eine subjektive, wie so viele ähnliche, sich selbst überlassen muß.

2) Fr. Wilh. Gotter (1746—1797), aus Gotha gebürtig, lebte hier zuletzt als geheimer Sekretär, nachdem er früherhin außer anderen Beschäfti-

almanach," den ersten in Deutschland überhaupt, herauszugeben anfing, sammelten sich, angezogen von dieser zeitgemäßen Unternehmung, nach und nach mehrere aufstrebende junge Talente, welche sich bald zum Zwecke der Förderniß rein nationaler Poesie in patriotischer Gesinnung zu einem bestimmten Vereine persönlich um so hoffnungsvoller verbanden, als sie dort ein bereites und entsprechendes Organ ihres frischen Dichtungstriebes fanden. In rascher Folge traten hier nun dichtend auf zunächst Bürger, der freilich nie eigentlich persönliches Mitglied des Bundes wurde, dann, um weniger bekannte Namen zu übergehen, Hölty, J. M. Miller, J. H. Voß, K. F. Cramer, Hahn und die beiden Stolberge. Sonst hielten sich näher oder entfernter noch Andere, wie z. B. Gerstenberg, Claudius, Leisewitz, zu dem Vereine; dieser Letztere war selbst auf einige Monate Mitglied. Mit den Rheingenialitäten kam der Bund in keine bedeutende Wechselbeziehung, wenn man eine gewisse Annäherung Göthe's ausnehmen will [1]). Dieser war aber seiner ganzen poetischen Individualität nach jenem Kreise zu wenig verwandt, als daß ein ernstliches und nachhaltiges Anschließen möglich gewesen; wie denn der scharfsichtige Göthe-Mentor Merck dieses seinem Schützlinge

---

gungen besonders die Leitung des herzoglichen Hoftheaters geführt hatte, welches sich damals (in den siebenziger Jahren) als Eins der ersten in Deutschland hervorthat und die Schule der berühmtesten Schauspieler war. (Eckhof, Iffland, Beck, Beil, Großmann, Frau Seyler und Andere trafen hier zu einem schönen Kunstwirken zusammen.) Gotter, durch seinen Geschmack ausgezeichnet, mit großer literarischer Belesenheit gerüstet, dazu durch höhere Gesellschaft und Reisen gebildet, darf als der eigentliche Gründer jener Gothaer Bühne betrachtet werden. Er übersetzte und dichtete selbst, vorzüglich im dramatischen Fache. Wenngleich keinerlei Originalität in seinen Produktionen sich bethätiget, so empfehlen sie sich doch meistens durch Leichtigkeit, Korrektheit und Eleganz. In seinen ästhetischen Principien stand er in der Mitte zwischen den Franzosen und Lessing, blieb aber dem kraftgenialischen Treiben und Streben immer abgewandt.

1) Göthe lieferte, durch Gotter von Wetzlar aus mit den Göttingern vermittelt, eine nahmhafte Zahl Gedichte in den Boie'schen Musenalmanach, wurde aber dem Bunde selbst hauptsächlich durch seinen Götz von Berlichingen ein leuchtender Stern, dem man sich mit schwärmerischem Blicke zuwandte. Fand man doch hier, wie man meinte, die rechte Wahlverwandtschaft in Ton und Inhalt: Deutschthum, Freiheit, Naturdrang, Regelhaß, Alles, was man selbst für das Höchste hielt, und warum die vaterländische Muse sich zu bemühen habe.

alsbald zu Gemüthe führte, indem er ihm vorstellte, daß sein Streben, seine „unablenkbare Richtung" sey, „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben," während die Anderen (eben besonders die Göttinger) suchten, „das sogenannte Poetische, das Imaginative, zu verwirklichen," was denn nichts „als dummes Zeug" geben könne. In dieser Aussage liegt aber auch sogleich die allgemeine und wesentliche Eigenthümlichkeit des poetischen Standpunktes jener Genossenschaft selbst angedeutet, welche, ihren Hauptelementen nach nordischer Art und Abkunft, mit dem subjektiven Wollen Ernst machte, und den Drang der Zeit wie die gewöhnlichen Bedürfnisse des Tages von der Spitze ihrer abstrakten Idealität auffaßte und behandelte. Man war zu jung, um das Wirkliche zu begreifen, zu enthusiastisch, um gründlich zu seyn und zu fühlen, zu sehr noch der akademischen Hypergenialität anheimgegeben, um die Ansprüche der Gegenwart zu achten. Die pedantisch-vornehme Schularistokratie der gelehrten Georgia mochte den luftigen Idealismus nur noch höher spannen und ihn endlich dahin treiben, eine absolut-poetische Welt für sich zu bauen, in welcher die wirkliche aufzugehen hatte. Die jugendliche Begeisterung fing daher mit sich selber an und endete mit sich selbst, d. h. sie schwebte und webte in den Wolken subjektiver Überschwänglichkeit. Bezeichnend genug ist es, daß die Hauptenthusiasten, die Stolberge, in einem eigenen Aufsatze *über die Begeisterung* diese schaumblasige Exaltation als die Quelle der höchsten Ideen darstellen wollten. Auch klingt es wohl sehr charakteristisch, wenn Hahn in einem Briefe an Klopstock die Genossen bezeichnet „als *thatenlose*, aber *thatendürstende* Jugend, die zur Zeit nur noch Büsche tragen darf," die sie „der Eiche des Bundes" entnahm. Religion und Vaterland, Freundschaft und Tugend waren nun die großen Aufgaben, denen sich der Bund weihete, und welche bald mit Pindar'schem Pathos bald mit Kleist'scher Elegie und Ossian'scher Traumseligkeit besungen wurden. Daß diese Musenjünger sich Klopstock zu ihrem poetischen Messias wählten, kann bei solcher Stimmung nicht Wunder nehmen. Hatte er doch jene Dinge mit der reinsten und abstraktesten Geisteserhabenheit gefeiert! Ihm nachzueifern, war ihr heiligster Dienst, unter seinem Panier die Frivolität des Voltairismus und der voltairisirenden Poesie zu bekämpfen, ihr ehrendster Beruf. „Der größte Dichter, der

erste Deutsche von denen, die leben, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. — — Alsdann wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen." So schreibt Voß, der eigentliche Gründer und die Seele des Bundes. „Sie waren (diese Jünglinge) im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt" [1]). Daher wandte sich dann ihr ganzer patriotisch-moralischer Zorn gegen Wieland, als den pseudodeutschen Dichter, den abtrünnigen Priester im Tempel jenes fremden Bals und seiner Religion der lüsternen Sinnlichkeit. Wenn nun hierin der allgemeine Grundton der Genossenschaft sich ausspricht; so darf doch nicht übersehen werden, daß in den verschiedenen Weisen, welche je nach der Stimmung der einzelnen Theilnehmer aus dem Ganzen eigenthümlich hervordringen, oft auch Töne vernommen werden, die heimischer klingen, der echten Menschenstimmung näher angehören und wirkliche Verhältnisse in idealer Melodie freundlich zurückgeben.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der allgemeinen Charakteristik, so wäre weiter darauf aufmerksam zu machen, daß durch diese Bündlerpoesie, die ihrer ganzen Art nach lyrisch ist [2]), die Doppelrichtung der Epoche überhaupt hindurchzieht, der titanische Sturm und die sentimentale Negativität, der Drang positiver Erhebung wider die Gegenwart und die pathologische Empfindsamkeit der mit der Welt zerfallenen, aber mit sich selbst herzinniglich liebepflegenden Persönlichkeit. Diese Doppelrichtung äußerte sich nun in unterschiedlichen Elementen. Hier brauste der Sturm im Bardengesange, dort fuhr er in dithyrambischem Pathos daher, bald hören wir ihn von des Deutschthums Höhen herübersausen, bald bringt er uns Botschaft aus Freiheitslanden, oft ist seine Stimme drohend wild, oft klingt sie in freudeberauschter Heiterkeit oder gottentzückter Erhabenheit. Gleich verschieden läßt sich die sentimentale Weise vernehmen, indem bei den Einen die idyllische Naturliebe vorwaltet, während bei den Anderen die Melancholie nordischer Gemüthsvertiefung die Farben mischt, bei diesen das Herz

1) Göthe, a. a. O. III. S. 139.

2) Leisewitz, welcher dem Vereine nicht recht innerlich angehörte, steht mit seinem Julius von Tarent in der Sphäre der Lessing'schen Dramatik und macht deshalb in obiger Hinsicht kaum eine Ausnahme. Der Miller'sche Siegwart aber ist seiner ganzen Haltung nach fast mehr Lyrik als Roman.

die Sprache süßer Schwärmerei redet, bei jenen den Ausdruck unbefriedigter Sehnsucht und wehmüthiger Trauer wählt. Auch in die Spielerei des Minnesanges klingen die Saiten der Bundesleier mehrfach hinüber.

Das literarische Princip des Bundes war das der revolutionären Literaturstrebungen der ganzen Epoche — die Natur, gegenüber der Schule, bildete das Losungswort. Klopstock hatte in Praxis und Theorie zu diesem Principe sich bekannt, seine Gelehrtenrepublik sprach geradezu der bisherigen Regelmacht ihre Berechtigung ab, und, was noch mehr war, sprach von einer Art deutsch-literarischem Bunde, der in kecker Stürmung Alles, was nicht deutsch erscheint, niederwerfen soll, legt der Jugend die Sache dieses Bundes an's Herz, bezeichnet sogar eine Schaar auserlesener Jünglinge, die sich dafür besonders begeistern, und in der Voß „seinen Bund" erkannte[1]). Auf solche Autorität gestützt, ließ man in muthwilliger Weise das Verdammungsurtheil gegen Alle ergehen, welche an das Naturevangelium, das eben nach dem Standpunkte der Zeit überhaupt mit dem der absoluten Genialitäts-Individualität zusammenfiel, nicht schlechthin glauben wollten. Daher richtete man die Polemik besonders gegen solche, die damals zum Theil noch als namhafte Vertreter der Regel betrachtet werden durften. Nicolai und seine Genossenschaft konnten die Gunst dieser Jugend nicht erlangen, Weiße und Gellert aber wurden entschieden befehdet und zwar von Seiten Voßens unter ausdrücklicher Berufung auf Klopstock, mit dem er überhaupt eine Art Abgötterei trieb und von dem er sogar meinte, daß er „ihre Anbetung verdiente, wenn sie nicht Christen wären"[2]); der, „wie ein Prophet, ein Engel Gottes, die Seelen durchbohrt." Zugleich aber stand, wie schon anfangs bemerkt worden, der Kreis dieser Dichter auf dem gemeinschaftlichen Grunde der Drang- und Sturmrichtung überhaupt. Es ist der Sinn der Unabhängigkeit, eben die Neigung, das Individuum an die Stelle der objektiv-wirklichen Ordnung zu setzen, was auch hier allseitig durchbrechen will. Wenn man nun einerseits auf die Regeldichter wenig hielt, so beschenkte man solche, bei denen der Naturdienst vorherrschte, mit be-

1) Klopstock's Gelehrtenrepublik, Thl. I. (das Werk ward nicht vollendet), am Ende. Vergl. Voß, Briefe I.

2) Voß, Briefe, Thl. I. an mehreren Stellen.

sonderer Gunst, selbst, wenn sie sonst keineswegs durch hohe Originalität musterhaft waren. Kleist, der Sänger des Frühlings, war ein bevorzugter Liebling; Voß und Hölty besonders lasen ihn, um ihre Frühlingsempfindungen möglichst zu beleben. Auch Geßner, insofern er die Natur schilderte, wurde geliebt. Geringeres Ansehen dagegen genossen Gleim und seine literarischen Freunde, unter denen J. G. Jacobi von Voß geradezu ein „dichterischer Stutzer" und mit Nicolai's Ausdrucke „ein Säugling" genannt wird. Gleim selbst wird verehrt, wenn auch nicht als Dichter anerkannt, wozu ihm die Naturoriginalität mangelte, worauf es damals ankam. Daß Göthe mit seinem Götz mächtig bewegend einschlug, haben wir schon bemerkt. Die Frankfurter Anzeigen, in denen der Sturm wehete, waren willkommene Boten des höheren Geistes. Auch der „Hofmeister" von Lenz (den Voß anfänglich Göthe zuschrieb) wird lobpreisend erwähnt, denn er ist „ebenso empörerisch gegen das Regulbuch, als Götz von Berlichingen, und ebenso nackte Natur." Herder wurde geachtet und als eine literarische Autorität anerkannt. Daß Klopstock mit diesem zufrieden war, konnte seiner günstigen Aufnahme nur noch mehr Nachdruck geben. Im Übrigen galt, wenigstens ursprünglich, der Satz: „der Schotte Ossian ist ein größerer Dichter, als der Jonier Homer", für ein bündlerisches Axiom [1]).

Wie sehr nun auch ein solcher Enthusiasmus diente, manches treffliche Gedicht in diesem Kreise talentvoller junger Männer hervorzutreiben; so war er doch in seinen Strebungen dem Ganzen nach zu sehr auf jugendliche Stimmung, auf beschränkte Lebens- und Naturbeziehungen angewiesen, zu sehr verloren in dem Eifer der Poesie selbst, überhaupt, wie wir oben bereits hervorgehoben, zu abstrakt und grundlos, als daß er nachhaltig dauern oder überall in natürlicher Wahrheit sich darstellen mochte. In letzterer Hinsicht begegnet man gezwungener Erhabenheit, gezierter Zärtlichkeit, koketter Naturliebschaft, kurz Affektationen aller Art, wodurch das ästhetische Interesse gestört und gemindert wird. Auch konnte nicht fehlen, daß die beiden Endpunkte, welche die Stimmungen des Bundes charakterisiren, der kolossale Freiheitsdrang für die höchsten Ideen und die enge, oft spießbürgerliche Lebensgewohnheit, sich

1) Voß, a. a. O. Thl. I.

wie positive und negative Pole verhielten und nicht immer zu rechter ästhetischer Ausgleichung kommen wollten; weshalb denn das Gemeine oft auf Odenstelzen daherschreitet, während das Erhabene nicht selten im Soccus vorüberzieht. Wie wenig aber der Bund in seiner Dauer auf jenen Enthusiasmusboden sich verlassen konnte, zeigte die baldige Auflösung desselben nicht nur, sondern auch der vielseitige Abfall von seiner idealen Begeisterung, in welcher Hinsicht die Stolberge, namentlich Friedrich, frühzeitige Sinnesänderung merken ließen.

Von der erzwungenen Überschwänglichkeit waren auch Einrichtung sowie Sitten des Vereins mehr oder minder bedingt. Unter feierlichem Schwure, im Ringeltanze um eine deutsche Eiche in einem Eichengrunde ward er am 12. September 1772 im Zwielichte des Abends geschlossen, nachdem er sich bisher an dem Altare des Musenalmanachs durch allerlei poetische Opfergaben zu gemeinschaftlichem Dienste zusammengefunden und vorbereitet hatte. Ewige Freundschaft wurde gelobt, Mond und Sterne als Zeugen des Bundes angerufen und die jährliche Feier der Stiftung verordnet. Das Bundesgelübde lautete „auf Religion, Tugend, Empfindung und reinen, unschuldigen Witz." Voß stand in seiner Mitte gleichsam als der Hohepriester; er gab Weihe und Heiligung dem Ganzen. Klopstock ward bald als der Heiland verkündigt, seine Werke als die Bibel des Bundes verehrt und eine Aftervergötterung mit ihm getrieben, die in der That ebenso läppisch als gezwungen erscheint [1]). Voß suchte ihn in seinen Oden nachzubilden, Friedrich Leop. von Stolberg aber steigerte die Klopstock'sche Praxis bis zum Abenteuerlichen. Ihn kann man viel eher „eine Carikatur Klopstock's" nennen, als Voß, von dem W. Menzel (in seiner deutschen Literatur) dieses Prädikat gebraucht. Wie das Fest eines Heiligen feierten die Jünger den Geburtstag ihres Schutzherrn und Meisters. Bedeutsam genug erinnert Voß daran, daß dieser Tag auf ein früheres Marienfest falle, welches, nunmehr im Hannöverschen abgeschafft, von dem Klopstocksfeste gewissermaßen ersetzt werden soll. Auch will er sich

1) Es erregt beinahe Ekel, wenn man die Briefe von Voß, Hahn und Anderen der Genossenschaft über Klopstock liest. So viel sentimentalisirenden Schwulst haben sich kaum die Freundschaftler der Gleim'schen Sippe zu Schulden kommen lassen.

ein neues Kleid machen lassen, um es an diesem Feiertage zuerst anzuziehen. Zugleich fordert er „seine deutschen Freundinnen" auf, an diesem großen Tage „des unsterblichen Mannes zu gedenken." Der Verlauf der Feier selbst (auf Hahn's Stube) war bezeichnend genug für die eigenthümliche Begeisterung und Stimmung der Theilnehmer, die, sämmtlich in Festkleidern, an langer blumengeschmückter Tafel saßen, worauf der Rheinwein blinkte, und an welcher ein Lehnstuhl hingestellt worden für Klopstock, dessen Abwesenheit seine sämmtlichen Werke vertreten mußten. Wieland dagegen wurde unter dem Stuhle in seinem Idris figürlich und wirklich zugleich zertreten und zuletzt sogar im Bildniß (aus einem Taschenbuche gerissen) förmlich verbrannt. Jubel begleitete die lodernde Flamme. Die Toaste galten vorzugsweise Klopstock und Hermann, welche Namen den Bündlern gleichklangen, denn beide führten ja auf Deutschlands keusche Urwelt und ihre hehren Schauplätze, die Urwälder, zurück [1]). Weiter waren nun bestimmte Zusammenkünfte angeordnet, die jeden Sonnabend gehalten werden sollten. Eine Klopstock'sche oder Ramler'sche Ode wurde vorgelesen und gab Stoff zu ästhetischen Bemerkungen und deklamatorischen Übungen. Man theilte die selbstverfaßten Gedichte mit und überließ sie, nach allgemeiner Besprechung, der Kritik eines Mitgliedes, die dann in der folgenden Sitzung vorgetragen werden mußte. Ein in schwarz vergoldetes Leder gebundenes Buch war bestimmt, die bundesgesetzlich gebilligten Gedichte aufzunehmen. Es hieß das Bundesbuch. Auch sonst kam man wohl zu Bundesgelagen zusammen, wenn passende Gelegenheit, z. B. Willkomm oder Abschied, sich darbot. Da saßen dann „die Bardenschüler, mit Eichenlaub bekränzt", tranken „in heiligem Stillschweigen" Klopstock's Gesundheit und brachten ein Pereat „dem Sittenverderber, Wieland", und seinem französischen Patrone, dem verrufenen Voltaire. — Man sieht, wie sich Spiel und Ernst mischen, und in Allem der subjektive Enthusiasmus das Princip ist. Daß eben auf so hohlem Grunde der rasch gebaute Freundschaftstempel nicht lange stehen, daß vornehmlich auch die unnatürliche gezwungene literarische Stellung des Vereins zwischen der lebendigen Unmittelbarkeit der Genialität

1) Voß, Briefe, auch im Leben Hölty's (vor der Ausgabe der Gedichte desselben).

und der poetischen Klassik einerseits, andererseits zwischen der Klopstock'schen Abstraktionsidealität und der ausgestorbenen Tradition keine bleibende seyn konnte, läßt sich ermessen und ist schon im Vorbeigehen bemerkt worden. Die baldige Auflösung mußte daher wohl folgen, wäre sie auch nicht schon dadurch unvermeidlich gewesen, daß der Bund zunächst eine bloße Studentengenossenschaft war, die an und für sich keine Dauer haben konnte. Bereits ein Jahr nach der Stiftung zogen die Stolberge fort, nicht lange darauf reisten Andere ab, endlich seit 1775 trennten sich in rascher Folge die Grundpfeiler selbst, Boie und Voß verließen Göttingen, jener, um in Hannover nach einer praktischen Stelle sich umzuthun, dieser, um von Wandsbeck aus die Fortsetzung des Boie-Göttinger Musenalmanachs unter dem Titel des Hamburger zu besorgen, während in Göttingen selbst ein neuer Göttinger unter der Redaktion von Göckingk erschien. Mit der Trennung der Glieder des Bundes wurde freilich ihre Beziehung zu einander nicht sofort abgebrochen, diese dauerte wenigstens unter mehreren noch längere Zeit hindurch fort und bekundete sich hauptsächlich in der Theilnahme an den Musenalmanachen, namentlich an dem Vossischen und an dem von Boie mit Dohm 1776 gegründeten „Deutschen Museum." Nach und nach änderte sich jedoch das Verhältniß wesentlich, indem zunächst der akademische Enthusiasmus sich abkühlte, und die Ansprüche der Wirklichkeit bei den Meisten eine Herabstimmung der Idealität und eine größere prosaische Besonnenheit hervorbrachten, weiter allerlei andere Interessen, wie z. B. die Almanachs-Konkurrenz zwischen Bürger und Voß, später die Amts- und Religionspunkte zwischen diesem und Stolberge, erkältend einwirkten und theilweise an die Stelle alter Freundschaft Zwietracht und feindselige Gesinnung treten ließen. Übrigens suchte Voß die Erinnerung an den Bund, dessen eigentlicher Träger er freilich gewesen, am lebendigsten und bis in die späteren Tage hinab zu bewahren. Auf die mehrseitige Ähnlichkeit zwischen der Gesellschaft der Bremer Beiträge und dem Göttinger Bunde, besonders auf die fast gleiche Zerstreuungsweise ist schon oben aufmerksam gemacht worden.

Hat nun auch der Bund in seiner Unmittelbarkeit seine hohen Zwecke nicht erreicht, hat er die Hoffnung Klopstock's, Kern seines projektirten deutschen Literaturbundes zu werden, nicht erfüllt; so

darf seine Wirksamkeit nichts desto weniger eine höchst bedeutsame in unserer Nationalliteratur genannt werden, insofern nämlich nicht bloß auf das gesehen wird, was diese Talente in ihrem akademischen Jugenddrange geboten, sondern was sie überhaupt später noch geleistet, als dessen Urquell doch immer ihre erste Bundeseinheit zu betrachten ist. Nicht nur ist durch sie die deutsche Lyrik trotz manchem Mißtone doch wesentlich zuerst auf ihren wahren Ton gebracht und in vielfacher Weise zu freierem Ausdrucke gekommen, nicht nur haben sie einzelne Seiten der Dichtung, wie z. B. die idyllische, zu neuem Ansehen erhoben, sondern es gebührt ihnen auch das Verdienst, das deutsche Lied dem Volke inniger befreundet, die lyrische Muse tiefer und verständlicher in die Mitte der Nation geführt zu haben. In diesem Bezuge ist der erste Göttinger Musenalmanach noch einmal besonders hervorzuheben, der sich unter Boie's Leitung als eine höchst werthvolle literarische Erscheinung geltend machte. Nach dem Muster des ersten aller solcher Almanache, des französischen Almanac des Muses (Paris 1765), gestiftet, eröffnete er die Reihe der deutschen literarischen Taschenbücher (1770), und zog alsbald ähnliche Unternehmungen nach sich. Dieser deutsche Uralmanach nun bot sich, wie schon erwähnt, hauptsächlich als Organ für die jugendlichen Poesien des Bundes, indem er zugleich auch Anderen für gleiche Zwecke offen stand; wie denn frühere Barden, Klopstock selbst, Kästner und die meisten lyrischen Notabilitäten der älteren Generation sich, besonders gleich anfangs, daran betheiligten. Daß Göthe ziemlich fleißig mitarbeitete, mag hier gleichfalls noch einmal wiederholt werden. Wie sehr das Unternehmen an der Zeit war, bewies die außerordentliche Gunst, mitder es vom Publikum empfangen wurde. Was sonst noch von Einzelnen aus dem Bunde geleistet worden, wollen wir, soweit es von wirklich nationalliterarischem Werthe ist, in besonderen Charakteristiken kurz und flüchtig erwähnen. Übrigens beruhete die Wirksamkeit desselben nicht bloß auf den eigenen Produktionen seiner Mitglieder, sondern auch vornehmlich noch darauf, daß aus seiner Mitte eine nähere und innigere Bekanntschaft mit der altklassischen Literatur für das gebildete Publikum hervorging. Es genügt hier, an die Übersetzungsversuche von Bürger und Stolberg zu erinnern, wodurch namentlich Homer der deutschen Lesewelt zuerst näher gebracht

wurde [1]), sowie an die konsequenteren und umfassenderen Arbeiten gleicher Art von Voß, dessen deutscher Homer fast das Ansehen einer anderen Luther'schen Bibelübersetzung erhalten hat, wovon alsbald einige weitere Worte geredet werden sollen.

Nachdem wir nun die allgemeinen Verhältnisse des Bundes dargelegt und seinen Ursprung wie Verlauf, seine Beziehungen und Ansprüche in übersichtlicher Kürze angedeutet haben, wollen wir noch versuchen, die literarische Physiognomie der hauptsächlichen Theilnehmer in einigen wesentlichen Zügen zu zeichnen.

Wir beginnen mit Boie (1744—1806), nicht, als könnte er auf dem Grunde eigener literarischer Produktivität eine besondere Stelle in unserer Geschichte ansprechen, sondern weil er nächste Veranlassung und Vermittelung des Bundes und seiner Strebungen war. Ein Schleswiger von Geburt, signalisirt er auch hiermit sofort die nördliche Sphäre dieser literarischen Gesellschaft, welche vornehmlich aus Norddeutschen sich bildete und in norddeutscher Betonung dichtete. Obwohl selbst ohne produktives Talent, besaß er doch alle Eigenschaften, um produktive Talente zu beleben und zu fördern. Vielseitig bewandert in einheimischer und fremder Literatur, gebildeten Geschmacks bei großer Toleranz, geschäftsthätig und geschickt, nahe und ferne Bekanntschaften anzuknüpfen, die seinen literarischen Zwecken dienen konnten, vor Allem ehrenhaft bei besonnener Umsicht und Liebe zur Sache, erschien er wie berufen, der Mittel- und Stützpunkt der jungen Literaten zu werden, welche sich damals mit strebsamer Produktionslust die angeregten Bewegungen in unserer Literatur aufzunehmen und fortzuführen gedrungen fühlten. Wir haben schon erwähnt, wie Boie durch die Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs seit 1770 bis 1775 jener Lust Gelegenheit und vielseitige Wirksamkeit zu geben suchte. Anfangs ohne bestimmte ästhetische Überzeugung in weitem Umkreise literarische Verbindungen anstrebend, zog er sich gemach in immer engere Grenzen zurück, bis er sich endlich auf dem Standpunkte der Dranggenialitäten feststellte und in Klopstock's Dichtung das eigentliche Princip der neuen Li-

1) Ungefähr gleichzeitig (1778) mit diesen Versuchen von Übersetzungen des Homer erschien die Verdeutschung desselben von Bodmer, die wohl an Treue vor jenen Manches voraus haben mochte, dagegen Geist und Sinn des alten Sängers nicht so frisch wiedergab.

teraturepoche finden wollte. Seitdem schloß sich nun um ihn her der eigentliche Dichterbund, dessen Pfleger und gewissermaßen literarischer Vormund er wurde, und dessen Dauer auch an seinen Aufenthalt in Göttingen im Ganzen geknüpft war. Denn, wie wir gesehen, fiel die Auflösung mit Boie's Weggange und seiner Zurückziehung von der Redaktion des Musenalmanachs (1775), die 1776 in Voſſen's Hände überging, so ziemlich zusammen. Manche Verlegenheiten, die ihm der jugendliche Drang seiner raschen Genossen bereitete, und deren er unter Anderem in einem Briefe an Merck gedenkt [1]), dabei der Wunsch, allmälig in die Praxis des Lebens thätig einzutreten, bestimmten ihn zu beiden Schritten. Er wanderte aus, suchte und fand Anstellung, wirkte als Landvogt bei den Dithmarsen mit Lust und Erfolg und starb 1806 mit dem Rufe eines biederen und menschenfreundlichen Mannes. Seine Schwester Erneſtine war Voſſen's Frau geworden, und hierdurch sowie auch durch literarische Bezüge, z. B. durch das mit Dohm unternommene deutsche Museum, blieb er mit den Bundesfreunden, die zum Theil noch nach der lokalen Trennung zu einander hielten, in gewisser Hinsicht ununterbrochen verbunden.

Da die ersten Anknüpfungspunkte des Göttinger Bundes sich in der Annäherung zwischen Boie und Bürger bieten, dem jener (1771) seinen Almanach freundlichst öffnete und ihn damit zuerst als Dichter in die Welt einführte; so leitet uns dieses in unserer geschichtlichen Darstellung wie von selbst auf den letzten hin. Denn, obgleich Bürger niemals engeres und unmittelbares Mitglied des später konstituirten Vereins wurde, so trat er doch mit demselben in sehr nahe Verbindung und stand gleich anfangs in Göttingen, wo er sich seit 1768 Studien halber aufhielt, mit den meisten Bundesgenossen in mehrseitiger akademischer Wechselbeziehung. Er muß daher auch dem Wesen und ganzen Verhältnisse nach als ein Sproß jener Musengesellschaft betrachtet und in der Geschichte von dieser Stellung aus vorgeführt werden.

Gottfried August Bürger (1748—1794), aus Wolmerswende im Fürstenthume Halberstadt gebürtig, steht nun an dem Eingange dieser jungdeutschen Literaturepoche als ein schöner

1) Briefe an Merck. I. S. 56 ff.

Stern, der aber, auf seiner Bahn durch Nebel und Wolken vielfach getrübt, sein Licht nicht in voller Klarheit entfalten und zu reiner Ausstrahlung kommen lassen konnte. Auch an ihm bewährte sich, wie an Günther und so manchen Anderen, daß der Preis der Musen nur da vollkommen errungen wird, wo sich der Genius mit der Sitte, die Sinnesfreude mit der Geistesbildung part, und die Sorge um das Leben nicht des Lebens frische Wurzeln tödtet. Denn wie begabt Bürger auch erscheinen mag, es läßt sich nicht verkennen, daß er ebenso sehr unter dem Drucke seiner sinnlichen und pathologischen Individualität stand, als er von der Ungunst äußerer Umstände und Schicksale verfolgt wurde. Beides scheint sich in seinem Leben wechselwirkend bedingt zu haben, so daß der Leichtsinn und die Haltungslosigkeit seines Charakters sein Unglück vielfach veranlaßt, und dieses hinwieder auf seine persönliche Stimmung verbitternd und störend zurückgewirkt hat. In der Knabenzeit vernachlässiget, ohne Ernst und Konsequenz in Erziehung und Unterricht behandelt, mußte er mit seinem überwiegend sinnlichen Temperamente und seiner phantasirenden Gefühligkeit schon auf dieser ersten Stufe des Lebens den Mächten über Gebühr anheimfallen, die ihn durch sein ganzes Daseyn hin verfolgten. Das Jünglingsalter verging ihm in der Abhängigkeit von einem Großvater, welcher, obgleich wohlmeinend gegen ihn gesinnt, doch von seinem bäuerlichen Standpunkte aus nicht geeignet war, das unsichere und leichtfertige Gemüth des jungen Menschen in die angemessenen Verhältnisse zu bringen. Die Zucht der Schule konnte die bereits zu hoch aufgeschossene Neigung zu Allem, was den Sinnen gefiel, nicht zurückdrängen. Die Spiele der Phantasie beschäftigten den Gymnasiasten mehr als das Lernen, die Lust an epigrammatischen Neckereien und Versemachen nahm die Zeit hinweg, die dem Studium der Grammatik und der ernsten Lektüre der Alten gewidmet seyn sollte. Hierzu kam, daß der ungezügelte Jüngling bereits im sechszehnten Jahre die Universität betrat, daß er hier (in Halle) in die Fluth eines maßlos-wilden Treibens gerieth, wogegen der nähere Umgang mit dem bekannten Professor Klotz kein Gegengewicht bilden konnte, indem vielmehr durch diesen, der selbst der freien Sitte opferte und die ästhetische Liebhaberei nicht immer mit dem Ernste der philologischen Wissenschaft in Einklang hielt, Bür-

ger's Hang zu unwissenschaftlichen Beschäftigungen und regelloser Lebensweise nur begünstiget und vermehrt wurde. Doch dürfte ihm aus dieser Quelle immer wohl eine nähere Befreundung mit dem Alterthume zugekommen seyn, wodurch sein technisches Talent, sein Sinn für plastische Form und Bestimmtheit, deren er sich selber rühmt [1]), allerdings gebildet und geleitet seyn mag. Von seinem Großvater aus diesem Strudel herausgezogen und nach Göttingen geschickt, um hier in besserer Umgebung das Versäumte nachzuholen und, was er in Halle gesündiget, durch gründliche Besserung wieder gut zu machen, that er anfangs einige Schritte auf dem Wege des Guten, gerieth aber bald in neue Verwickelungen, welche ihn in sittliche und ökonomische Verlegenheiten brachten und ihn bald auch der Stütze großväterlicher Fürsorge beraubten, an deren Stelle fortan unbeugsame Härte trat. Daß ohnedies die sociale Aristokratie der Göttinger Gelehrten ihm keine Ermunterung bieten konnte, indem sie ihn sogar mit der Verachtung eines gesellschaftlich Geächteten behandelte, braucht wohl nicht erinnert zu werden. Doch wollte ihm das Schicksal wenigstens eine Gunst erweisen, die seinem Talente freundliche Gelegenheit, Ermunterung und ersprießliches Wirken zuführen konnte. Denn, wie gesunken in der öffentlichen Meinung er auch seyn mochte, und wie nahe oft selbst seine Freunde daran waren, seinen Umgang zu meiden, sollte es ihm doch gelingen, eben dem Kreise der dortigen jungen Männer näher zu kommen, die, wie wir gesehen, hauptsächlich unter Boie's Auspicien der Pflege vaterländischer Literatur sich widmeten und später in dem dortigen Dichterbunde sich vereinten. Besonders war es Boie selbst, der, wenngleich allem sittlichen Liberalismus abhold, sich doch allmälig durch Bürger's unverkennbare poetische Begabung bestimmen ließ, ihm sich zuzuwenden und seine Betheiligung an dem neuen Musenalmanache zu vermöglichen. Das bekannte Lied vom Bacchus („Herr Bacchus ist ein braver Mann"), was im Musenalmanache vom Jahre 1771 erschien, eröffnete gewissermaßen seine eigentliche poetische Laufbahn. Zugleich zog ihn diese neue edlere Verbindung von seiner bisherigen Lebensunordnung ab und leitete ihn auf gediegenere Sitte und Beschäftigung hin. Bald erhielt er so-

1) Vgl. Vorrede zur 2. Ausgabe seiner Gedichte.

gar eine Anstellung als Justizamtmann und hiermit auch wieder die Gunst seines erzürnten Großvaters. Allein verdrießliche ökonomische Verhältnisse begleiteten ihn in seine neue Stellung, die ihm an sich mehr Muße als Reichthum gewährte, und eine baldige Heirath verringerte diese Verlegenheit nicht. Dazu kam nun die gesellschaftliche und literarische Isolirung auf dem Lande, eine leidenschaftliche Liebe zu seiner Schwägerin (Molly), später eine mißlungene Pachtspekulation und endlich der frühzeitige Tod auch seiner lang ersehnten Molly, die er nach dem Absterben seiner ersten Frau geheirathet. Kurz zuvor hatte er sein Amt aufgegeben, um in Göttingen der literarischen Beschäftigung ganz zu leben. Wie wenig ihm aber hier das Glück entgegenkam, soll nicht weiter bemerkt werden, und nur noch Erwähnung finden, daß er sich auf eine ziemlich abenteuerliche Weise mit dem nachmals unter dem Namen Elise Bürger bekannt und berüchtigt gewordenen Mädchen aus Schwaben [1]) vermählte, freilich nur, um sich eine neue Quelle der bittersten Erfahrungen zu bereiten. Als er endlich durch Scheidung den Ärgerlichkeiten aller Art, wozu diese Ehe Stoff und Veranlassung gab, ein Ende gemacht hatte, lebte er gedrückt und gebrochen an Geist und Leib ein kummervolles Leben, bis den Einsamen und Verlassenen die milde Hand des Todes, wenn auch frühzeitig, doch für ihn nicht zu früh aus der Welt der Irrungen und Leiden befreiete (1794).

Wir haben Bürger's biographische Verhältnisse etwas näher berührt, weil Haltung, Charakter und Ton seiner Dichtungen wohl nicht leicht bei einem Anderen, wenn wir Günther, seinen Doppelgänger in persönlicher und poetischer Eigenthümlichkeit wie in Sitten und Schicksalen, ausnehmen, so sehr von individuellen, subjektiven Stimmungen und Lebenseindrücken bedingt worden sind, als bei ihm. Nicht mit Unrecht hat Schiller in der bekannten Recension der Bürger'schen Gedichte auf diesen Einfluß hingewiesen, sowenig auch A. W. v. Schlegel in den Charakteristiken und Kritiken solches Recht Schillern zugestehen will, wobei er freilich die Sache zu sehr in's moralische Gebiet hinüberzuspielen sucht,

1) Man kennt ja das Gedicht: „Ich bin ein Mädchen aus Schwaben" u. s. w., womit sie sich Bürgern als Frau antrug.

was Schiller in der That nicht eigentlich bezielte [1]). Bürger's Gedichte haben nun zunächst das Eigene, daß sie, aus der Ferne und flüchtig besehen, durch eine gewisse Kunst der Belebung und des Kolorits ein besonderes Interesse erregen und dem ästhetischen Urtheile sich vortheilhaft darstellen; und wir müssen, sollen wir uns zuvörderst ganz im Allgemeinen aussprechen, das Wesentliche der gesammten Bürger'schen Poesie gerade in dieser Schimmerseite hauptsächlich finden. Tritt man näher hinzu, so bemerkt man alsbald Allerlei, wodurch die poetische Innerlichkeit und Einheit entweder in ihrer reinen Ursprünglichkeit getrübt erscheint oder in ihrem freien Fortschritte gehemmt, unterbrochen und gestört wird. Zweierlei drängt sich in dieser Hinsicht vornehmlich auf, die Oberflächlichkeit der Originalität und die Bewußtheit formeller Kritik. Hieraus entstand in nothwendiger Folge ein durchgreifender Zwiespalt in Komposition und Darstellung, der sich nur selten, am meisten noch in den lyrischen Ergüssen aufhebt, die aus der Unmittelbarkeit einer individuellen Leidenschaft hervordrängen. Nach Maßgabe des Verhältnisses zwischen jenen beiden Grundelementen tragen die Dichtungen in größerem oder geringerem Grade und in verschiedener Färbung das Gepräge der wesenlosen Äußerlichkeit, der Selbstzerstörung in Absicht auf Einheit des Gedankens oder Gefühls, des Ernstes oder Scherzes, die Spuren der Unebenheit in Ausführung und Ausdruck, in der Behandlung überhaupt. Die Extreme wie die Widersprüche liegen meist in einem und demselben Gedichte zusammen. Das Hohe und Gemeine, das Innigempfundene und Frivole, der Ernst der Idee und der Leichtsinn witzelnder Ironie, die Wahrheit der Natur und die gesuchte Künstlichkeit, Lebendigkeit, Frische und matte Atomistik in Komposition und Form begegnen sich fast überall. Bildung und Rohheit, Geist und Sinnlichkeit, Tugendbegeisterung und Lust an der Sünde, Geschmack und Ungeschmack, Freudigkeit und Verbitterung stehen zu oft mit einander im Streite, und die lyrische

1) Vgl. Charakteristiken und Kritiken Bd. II., auch A. W. v. Schlegel's krit. Schriften, Bd. II. S. 1 ff. Übrigens hat Schlegel selbst im Wesentlichen so ziemlich dasselbe über Bürger's Gedichte geurtheilt, wie Schiller, nur daß er näher auf die Sache eingeht und, genau besehen, Bürgern in mancher Hinsicht schärfer trifft als Schiller, welcher noch dazu offener, um nicht zu sagen, ehrlicher zu Werke ging.

Empfindung geräth zu leicht aus dem Gleichgewichte, steigert sich zu leicht zu affektiver Gemüthsbewegung, als daß eine Erhebung in das Reich der wahren dichterischen Freiheit, auf die Höhe der reinen Idealität möglich seyn könnte. Treffend hat Schiller nachgewiesen, wie Bürger, statt wahrhaft zu idealisiren, was nur durch die Zurückführung der endlichen Wirklichkeit auf das freie Bewußtseyn des Unendlichen, was den Dingen inwohnt, geschehen kann, meist eine Menge von allerlei Formen, Farben und Bildern zusammenbringt, die wohl durch Schimmer blenden, aber den feineren ästhetischen Sinn nicht befriedigen können. Wir haben daher oft mehr ein Prachtstück vor uns, als gediegene Arbeit musterhaft bildender Kunst. Was er unter günstigeren Umständen geleistet, ob er die Palme lyrischer Vollendung erreicht haben würde, läßt sich nicht sagen. Nur das scheint man annehmen zu können, daß die Wärme und Frische, welche aus seinen Dichtungen uns vielfach anhaucht, wohl ebenmäßiger und reiner das Ganze durchzogen haben würde, hätte sein Lebenskeim bei freundlicherer Witterung sich entfalten und reifen können. Wie die Sache jetzt liegt, entstand bei Bürger aus allem Gesagten fast nothwendig ein Übergewicht der Manier über die Reinheit objektiver Gestaltung, wodurch selbst das Musikalische seiner Dichtung, zu dem er wohl befähiget scheint, nur zu oft in das Brillante eines kunstfertigen Vortrags verwandelt wird.

Sieht man nun auf die eigenthümliche Richtung der Bürger'schen Lyrik, so hat man ihn wohl vorzugsweise als Volksdichter charakterisirt, und von diesem Standpunkte faßt ihn auch Schiller in der berührten Beurtheilung vornehmlich auf. Er selbst hat von sich ausdrücklich gerühmt, den Volkston in seinen Dichtungen besonders angestrebt und so ziemlich getroffen zu haben [1]). Wenn nun Schiller Bürgern diesen Ruhm streitig macht, so müssen wir ihm im Wesentlichen beistimmen; wie denn auch Schlegel nicht unterläßt, den bezüglichen Kranz, den Viele ihm aufgesetzt, recht eigentlich zu zerpflücken. Es ist hier nicht der Ort, in's Einzelne zu gehen, und es kann unser Urtheil nur das Resultat vielseitiger Vergleichung kurz aussprechen. Der Volksdichter als solcher soll das poetisch sagen, was in dem Volksbe-

1) Vorr. zur 2. Ausg. seiner Gedichte.

wußtseyn, sey es im Ganzen oder nach einzelnen Volkskreisen, zu einer bestimmten Vorstellung sich ausgebildet hat. Das Wesen also liegt darin, das so gestimmte Volksbewußtseyn mit freier Reproduktion der Volksanschauung in reinster Objektivität zu vergegenwärtigen, ihm das höhere ideale Interesse der geistigen Wiedergeburt zu ertheilen und es hiermit zugleich als Spiegel seiner selbst hinzustellen. Diejenige Popularität, welche Bürger angestrebt, ist diesem gemäß nicht das Ziel der wahren Volksdichtung, d. h. es kommt nicht, wie er meinte, darauf an, daß man bloß volksmäßig deutlich ist, oder daß „dem Leser sogleich Alles unverschleiert, blank und bar in das Auge der Phantasie springe", sondern hauptsächlich darauf, daß dem Volke gleichsam die Idee seines eigenen Lebens vorgeführt werde. Insofern ist die Volksdichtung vielmehr eine Erhebung über die bloße gemeine Popularität. Daß nun freilich Faßlichkeit hierbei eine wesentliche Eigenschaft sey, ist für sich klar; allein es kann etwas volksmäßig sehr faßlich seyn, ohne volksgemein zu seyn. Hierauf ging aber Bürger zu sehr hinaus, und es ist fast keines seiner Lieder von dem Zuge populärer Gemeinheit frei, selbst die vielberühmte Lenore nicht. „Herr Bürger", sagt Schiller, „vermischt sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte und, anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen." Am meisten hat man seine Romanzen und Balladen von Seiten der Volksdichtung belobt. Wollte man bei Bürger's früheren mythologischen Travestirungen, die man wohl für Romanzen ausgab, und in denen er mit Anderen zusammentraf, stehen bleiben; so würde sein Dichterruhm schwerlich dadurch gewinnen, wofern man es nicht als Verdienst anerkennen mag, der Blumauer'schen Witzküche allerlei starkduftende Ingredienzien zu weiterem Gebrauche zu entlehnen. Anders verhält es sich mit den meist späteren, dem modernen Volksleben näher liegenden Bürger'schen Dichtungen dieser Art, an deren Spitze die Lenore steht, obwohl sie noch in die Zeit jener ersten ironisirenden Produktionen fällt. Bürger war theils durch die Percy'sche englische Balladensammlung, theils durch Herder's neue Theorie dieser Dichtart auf den besseren Weg geleitet worden, und er sollte hier bald eben vorzüglich durch die Lenore zu so großer Anerkennung gelangen, daß er sich dem Göttinger Bunde gegenüber

mit stolzem Bewußtseyn selbst „den Dschengis-Chan der Ballade" nennen durfte. Wir wollen nun nicht in Abrede stellen, daß er hier in der That häufig den rechten Ton volksthümlicher Anschauung und Empfindung getroffen und diejenigen Sphären berührt hat, in denen die deutsche Volksgesinnung sich heimisch findet, auch wollen wir ihm seine poetische Originalität nicht darum verkümmern, daß er zu den meisten dieser Gedichte sich nur als Umdichter verhält, indem vorzüglich die englischen Balladen und hier wiederum jene Percy'sche Sammlung [1]) ihm Quelle und Stoff geboten haben, wie außer Anderen auch Schlegel des Weiteren nachgewiesen hat [2]); nur dies wollen wir hervorheben, daß er in diesen Gedichten die Einfachheit vielfach dem Streben nach pragmatischer Zweckmäßigkeit opferte, daß er in der Aneignung des Fremden nicht verstand, gleich Herder sich in die Unmittelbarkeit und Eigenthümlichkeit des Nationalen zu versetzen, daß er daher oft mehr nur umarbeitete als umdichtete, den Ton der Unbefangenheit, die doch Haupteigenschaft solcher Lieder seyn sollte, nicht immer trifft, dagegen die Absicht, recht volksmäßig zu erzählen, uns mehr als billig fühlen läßt, endlich wohl gerade wegen dieser Nebenrücksichten in die Weise rhetorischer Breite und unzeitiger Motivirung geräth, wodurch denn das eigenthümliche Kolorit naiver Unmittelbarkeit nur zu häufig verwischt erscheint. Selbst Lenore, welche seinen Namen durch ganz Europa trug, und die sich hauptsächlich durch dramatische Lebendigkeit, durch die wirksamsten Kontraste und eine angemessene Steigerung des Furchtbaren und Grauenvollen auf eine hohe Stufe poetischer Bedeutsamkeit erhebt, zeigt doch mehrfache Spuren unnützer rhetorischer Figuration und gesuchter Effektmacherei. Im Ganzen tragen deshalb diese Bürger'schen Gedichte bei vielseitig eindringlicher und zutraulicher Volksthümlichkeit doch die Zeichen der Absicht und selbstbewußter Arbeit an sich;

1) Percy's Reliques of ancient english Poetry. 3 Voll. Lond. 1765.

2) Bürger gesteht selbst zu, daß er den Stoff zu seinen Gedichten theilweise aus der Fremde entlehnt hat. Vorr. zur 1. Ausg. der Gedichte. Übrigens hat A. W. v. Schlegel in der berührten Recension das Verhältniß der Bürger'schen Romanze zu den fremden, namentlich englischen Mustern, mit treffenden Zügen und nicht ohne ästhetisch-kritische Schärfe nachgewiesen. Hiermit vgl. man Valent. Schmidt, Balladen und Romanzen der Dichter Bürger, Stolberg und Schiller, erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt. Berl. 1827.

wo solches aber nicht der Fall ist, fallen sie in den Ton überkräftiger Derbheit, burschikoser Freiheit und gemeiner Wirthshaussprache, worin denn freilich das gemeine Volk sich selbst recht ähnlich finden mag.

Übrigens steht Bürger nach Princip und Darstellung an der Spitze unserer neuen Lyrik, welche von ihm gewissermaßen datirt. Er versuchte zuerst mit Erfolg den reinen Naturton der konvenzionellen und moralisirenden Weise gegenüber und stellte sich hiermit auch in die Reihe der jungen Dichtergenies, so wenig er sonst deren regelloser Originalität ihr anmaßliches Recht der Form entgegen zuerkennen wollte. Auch muß zugestanden werden, daß unsere lyrische Sprache durch ihn zunächst eine freiere Lebendigkeit gewonnen hat und zum Bewußtseyn ihrer musikalischen Innigkeit und ihres melodischen Tonreichthums gelangt ist, daß er in einigen Gedichten selbst den Preis lyrischer Vollendung verdient und überhaupt diesem ganzen Gebiete eine größere Mannichfaltigkeit der Melodien und Formen vermittelt hat. Aus Allem aber sieht man, daß er, um mit Schiller zu reden, „werth war, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten."

Was Bürger's sonstige schriftstellerische Arbeiten angeht, so sind darunter hauptsächlich einige Übersetzungsversuche zu erwähnen, indem er dadurch in diesen Zweig unserer Literatur nicht nur ein neues Leben brachte, sondern auch einen angemesseneren, mit dem Fortschritte der Zeit und Sprache übereinstimmenderen Geist einführte. Freilich ist er auch hier keineswegs überall frei von der Manier, das Einfache in allerlei Luxus einzukleiden und die Sache mit dem Flimmer mannichfaltiger Farben zu umgeben. Außer einigen Übersetzungen aus dem Englischen, unter denen die des Briefes der Heloise an Abälard von Pope eigentlich eine freie, willkürlich und unpoetisch erweiterte Umarbeitung ist, bei der die ohnehin schon mehr als billig obwaltende Deklamation des Originals in elegische Redseligkeit verflüssiget wird, ist es vornehmlich der fragmentarische Versuch, die Homer'sche Ilias theils in Jamben theils in Hexametern zu übertragen, durch den er sich in diesem Fache verdient gemacht hat. Es knüpft sich an diese Arbeit insofern ein besonderes Interesse, als die rhythmische wie sprachliche Behandlung vielseitige Punkte bietet, die ein sinniges Eingehen in die eigenthümliche Natur jener Dichtung

bekunden und der nachfolgenden vollständigeren und vollkommneren Ausführung des Übersetzungswerkes der homerischen Gedichte als treffliche Vorstudien gelten können. Daß Bürger sich auch an Virgil's Aeneis übersetzend versucht hat und zwar noch vor der homerischen Arbeit, mag nur vorübergehend bemerkt werden [1]).

Wenn sich unsere Betrachtung jetzt mit einstweiliger Umgehung aller anderen, zum Theil literarisch näher stehenden Mitgliedern des Bundes sogleich zu Voß wendet; so geschieht es, um die Hauptfiguren der Genossenschaft, welche deren Bedeutung und Richtung am entschiedensten vertreten, in den Vordergrund zu stellen und die Gruppe der übrigen durch sie beleuchten zu lassen. Wir meinen aber, daß hier ein literarisches Triumvirat wohl anzuerkennen sey, das sich aus Bürger, Voß und Friedr. Leop. von Stolberg ebenso bezeichnend als bedeutsam bildet.

Johann Heinrich Voß (1751 — 1825), aus Sommersdorf in Meklenburg gebürtig, trat in den Kreis der Göttinger Dichterfreunde mit derjenigen Entschiedenheit und Bestimmtheit, die ihn fortwährend in der ganzen Gesellschaft auszeichnete und überhaupt bis an die Grenze seines Lebens begleitete. An den Namen und das Wirken dieses Mannes knüpfen sich so mannichfaltige Beziehungen unserer Literatur, er selbst steht so aufrecht fest in der Mitte der verschiedenen Umwandelungen derselben, welche er in seinem langen Leben erfahren sollte, daß wir schon dieser Verhältnisse wegen seiner Person unsere Aufmerksamkeit etwas näher zuwenden müssen. Dazu kommt, daß Voß zu den Schriftstellern gehört, über welche die Einseitigkeit des Geschmacks wie Liebe und Haß der Parteien mit gleich unberechtigtem Eifer Gericht gehalten, und denen, nachdem sie längst der Geschichte verfallen sind, selbst die Gegenwart noch nicht den Spruch der Gerechtigkeit zu sprechen geneigt scheint. Vergleicht man zuvörderst die Urtheile aus der früheren Zeit, so fehlt wenig, daß sie aus Voß einen Stern erster Größe an unserem literarischen Himmel machen, während die Sentenzen mancher neueren Kritiker ihm kaum noch ein Plätzchen an demselben lassen wollen. Wenn Wieland ihn (1791) mit allen Attributen der Vollkommenheit unter die ersten nationalen Dichternotabilitäten stellt, so spricht ihm W. Menzel (1828) jedes Merkmal ab, was den Dichter zum Dichter macht; wenn jener ihn

1) Das 4. Buch.

als eine „Genialität" begrüßt, steht dieser nicht an, ihn als „den seltsamsten aller literarischen Pedanten" zu bezeichnen [1]). Hören wir aus dem Kreise seiner Jugendfreunde vielseitig Stimmen herübertönen, die den Dichter der Luise selbst über den Sänger von Hermann und Dorothea erheben wollen, so weiß dagegen im Namen der vorstrebenden Romantik A. W. Schlegel mit solchen Dämpfungsmitteln einzugreifen, daß in des Gepriesenen Liedern kaum ein Ton der Dichtung übrig bleibt [2]). Wir übergehen indeß billig eine weitere Bekundung ähnlicher Richterwidersprüche, denen die Ansichten des größeren Publikums ebenmäßig zur Seite stehen. Die kritischen Institute und literarhistorischen Werke bieten dessen einen überflüssigen Vorrath; doch wiegt im Ganzen die panegyrische Partie vor, und nicht leicht ist ein anderer Dichter zu seiner Zeit mit dem Worte „klassisch" mehr beehrt worden als Voß.

Voß, ein Sohn des äußersten deutschen Nordens, herstammend von wenig bemittelten Eltern, denen ländliche und ähnliche Beschäftigungen Beruf waren, von der ersten Kindheit bis zum männlichen Alter hinauf mehr oder minder im Kampfe mit der Ungunst des Glückes und als Niedriggeborner mit den Vorurtheilen eines höheren Standes, seine bescheidene Stellung im Leben fast nur sich und seiner ausdauernden Strebsamkeit dankend, dabei von Natur trotzigen Sinnes, verständig-derb und mit intensiver

---

1) Wieland, Neuer deutscher Merkur, April, 1791. Menzel, die deutsche Literatur Thl. II. S. 79.

2) A. W. v. Schlegel, Athenäum Bd. III. Krit. Schriften, Bd. II. S. 97 ff. In der Anmerkung zu dem neuen Abdrucke obiger Rec. in den krit. Schr. II. S. 112. steigert Schlegel sein Urtheil zur äußersten Bitterkeit. „Er (Voß) hatte eine ganz eigene Gabe (heißt es), jede Sache, die er verfocht, auch die beste, durch seine Persönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Weltbürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter, die künstlerische und gesellige Bildung der Griechen endlich wie ein nordischer Barbar." — Es ist anziehend und wohlthuend zugleich, mit solchen kritischen Härten das Urtheil Göthe's zu vergleichen, welches er in der Jenaischen Allgem. Lit. Zeitung vom Jahre 1804 (April) abgegeben und später in die Ausgabe seiner Werke aufgenommen hat. (Bd. 33. S. 146 ff.) Schlegel vermuthet, die milde Beurtheilung, die Voß hier erfährt, sey mehr schalkhafte Ironie als aufrichtige Meinung. Allein, wenn man die Sache genauer ansieht, mochte Göthe das Gesagte mit voller Überzeugung sagen, indem ja auch die poetische Mangelhaftigkeit Vossen's mehrfach, wenn auch nur leise, angedeutet wird.

Willenskraft begabt, stellt sich in die Reihe der Arbeiter an dem vielseitigen Baue unserer Literatur wie ein Mann, der im Bewußtseyn ernster Zwecke und selbsterrungener Tüchtigkeit auf seine Weise wirken und das ihm zugefallene Theil des Werkes nach seinem Plane vollführen will. Das Gefühl, sich aus den Fesseln der Nothdurft selber befreiet zu haben, seine Bildung als seine eigenste Errungenschaft und sein eigenstes Verdienst betrachten zu dürfen, ließ ihn wie einen zweiten Prometheus der Macht der Mächtigen trotzen und sich den höchstgeborenen Söhnen vergleichen. In diesem Gefühle lebte und dichtete er. Zwei Momente sind nun näher in Voss'en's Wesen und Streben zu unterscheiden, aus deren verschiedenen Stellungen zu einander nach Maßgabe der Lebensbegegnisse und Altersstufen die verschiedenen Stimmungen und Töne seiner literarischen Thätigkeit hervorgingen, die Abstraktion des Persönlichen einerseits und der Trieb nach Betheiligung am Wirklichen andererseits. Mit dem Letzteren wollte er sich an Alles wagen, Allem sein Interesse abgewinnen, mit dem Ersten aber stellte er sich auf die starre Selbstheit und maß und behandelte Jegliches mit der Elle des Verstandes und der beschränkten einförmigen Lebensverhältnisse, in denen er erwachsen war und aus denen er nie wahrhaft herauskam. Wie konnte es nun anders geschehen, als daß er, obwohl mit Eifer sich den Beziehungen hingebend, welche Menschen und Natur in ihren mannichfaltigen Lagen und Formen darboten, doch selten die reine objektive Unmittelbarkeit beider in sich nachbildete und in ihrer eigenen Wahrheit wiederzugeben verstand? Wie konnte es anders geschehen, als daß in ihm Alles zum Reflexe verständiger Ichheit wurde und in Absichtlichkeit ausging? Selbst das Gemüth ist bei ihm abstrakt, d. h. es ist mehr nur sein Ich, das sich Farben und Züge der individuellen Unbefangenheit andenkt, als die reine Urinnerlichkeit eines mit den Dingen selbst sympathisirenden Geistes. Sein Enthusiasmus ist meist entweder selbsttäuschende Affektation oder Zelotismus. Die enthusiastische Verstiegenheit zeigte sich, wie wir gesehen, überhaupt in der Sphäre des Bundes und war hier wegen der Klopstock'schen Beziehungen gleichsam Styl geworden, äußerte sich aber bei Voß in superlativer Steigerung, wie uns dessen unter Anderem besonders seine Briefe hinlänglich Zeugniß geben [1]). Auch

1) Briefe von Joh. H. Voß. Herausgeg. v. Abraham Voß. Was kann af-

trug Voß diese abstraktive Begeisterung am weitesten in das folgende Leben hinein. Lag er doch noch mit Claudius in Wandsbeck „den ganzen Tag im Walde oder in dessen Garten auf einem Grasstück und hörte mit ihm die Nachtigall schlagen." Sein Zelotismus, der freilich im Grunde meist der Wahrheit galt, bekundete sich überall, wo ein entschiedener Widerspruch die Peripherie seines ichlichen Subjekts durchbrechen wollte. Sein Verhältniß zu Heyne, Stolberg und Creuzer enthält hiervon Symptome genug. Daß übrigens, wie wir angedeutet, die abstrakte Ichlichkeit die reine Idealität des Geistes und Gemüthes bei Voß überherrschte, und daß sein poetischer Enthusiasmus mehr eine Täuschung als Wahrheit war, erweiset sich auch darin, daß er, von der jugendlichen Bundesbegeisterung genesen, später immer tiefer in die Tendenzen und Principien des Nicolai'schen Pragmatismus einging und dem Tone der allgemeinen deutschen Bibliothek sich befreundete. Man hat ihn wohl mit Lessing zusammengestellt [1]), allein den Punkt abgerechnet, daß Beide stets wußten, was sie thaten und dem Verstande den Vorsitz in ihren Werken und Wirken gaben, ist die Vergleichung im Übrigen wenig motivirt. Lessing bewegte sich überall, in Krieg und Frieden, innerhalb der Freiheit der Idee, während Voß über die Pallisaden seiner Privatwelt nicht hinauskam. Wenn Beide zeitlebens den Fortschritt wollten und für ihn redlich arbeiteten, so thaten es doch Beide nicht auf gleiche Weise. Auch hier finden wir Lessing stets im Dienste der Idee; es galt ihm, daß dem Geiste in allen Formen sein subjektives Urrecht bleibe, daß der Mensch Jeglichem zugänglich sey, was ihn frei menschlich bilden kann, indeß Voß das Menschenwesen auf den Ambos legte, um es mit der Schwere hämmernder Gewalt in gerader Linie und nach einer Seite hin auszudehnen. In der Religion standen Beide entschieden auf dem reinprote-

---

ektirter lauten, als die sentimentalisirenden Expektorationen über Klopstock, ebenso die überschwänglichen Beschreibungen des Naturgenusses, oder gar z. B. die maßlose Übertriebenheit der Abschiedsscene bei dem Fortgange der Stolberge von der Universität? Wahrlich, man sehnt sich dabei ordentlich nach Gleimhalberstädt'scher Gefühlswechselei zurück! — Vgl. Voß, Briefe im 1. Bd.

1) „Wo Lessing und Luther genannt werden, sagt z. B. Schlosser, da wird stets auch sein (Vossen's) Name genannt seyn." Vgl. Paulus „Lebens- und Todeskunde über Voß." 1826.

stantischen Standpunkte, dabei wollten Beide vor Allem praktische Religiosität, doch wiederum in verschiedener Weise. Lessing war Protestant überhaupt, weil er für alle Religionen gleiche Rechte forderte, weil er Duldung wollte und übte, Voß aber war lutherischer Protestant, der sich nicht darüber trösten konnte, wenn Andere andere Wege suchten. Lessing meinte, daß „gut handeln schwerer sey, als andächtig schwärmen," Voß aber schreibt an Brückner, „gut handeln sey schlechterdings die einzige Religion." Überhaupt suchte Lessing auch in diesem Gebiete die Höhe idealer Bewußtheit zu gewinnen, indeß Voß sich in der pragmatischen Niederung genügte.

Wenden wir uns indeß von den persönlichen Bezügen Vossen's Schriften und namentlich zunächst seinen Dichtungen zu, so haben wir in diesen das treue Abbild dessen, was wir in seiner Person gefunden. „Jeder Schriftsteller," sagt Göthe im Anfange der schon berührten Recension der Vossischen Gedichte, „schildert sich einigermaßen in seinen Werken, auch wider Willen, selbst; der gegenwärtige (Voß) bringt uns vorsätzlich Inneres und Äußeres, Denkweise, Gemüthsbewegungen mit freundlichem Wohlwollen dar und verschmähet nicht, uns durch beigefügte Noten über Zustände, Gesinnungen, Absichten und Ausdrücke vertraulich aufzuklären." Wir haben in diesen Worten den allgemeinen Charakter der Vossischen Dichtungen, wenn auch nur kurz, aber doch klar und verständlich genug bezeichnet. Zuvörderst sind diese Dichtungen so ziemlich ohne Ausnahme Kinder der Absicht, eben des Vorsatzes, und stehen daher meistens vor uns wie leblose Bilder, denen man den Anzug lebendiger Personen umgethan hat. „Des Jovis seltsame Tochter und Schooßkind," die Phantasie, nimmt wenig Theil daran, und nur zu oft hat „die alte Schwiegermutter, Weisheit, das zarte Seelchen" beleidigt. Daß die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse und das ganze Naturdetail alle vier Jahreszeiten hindurch, daß die Speisekammer und der Keller mit allem Vorrathe bis zu den Kartoffeln herab besungen, daß selbst die Praxis der Küche ihren Reim erhält, mag an und für sich noch kein Beweis der Unpoesie seyn oder uns berechtigen, den Sänger der Luise mit Immermann „einen knolligen Kartoffelpoeten" zu nennen[1]), oder mit Schlegel den größten Theil seiner Lieder so ziem-

1) In dem Romane Münchausen.

ich mit einem „Noth- und Hilfsbüchlein" in eine Reihe zu stel-
en [1]). Allein es ist nicht zu leugnen und bleibt trotz der meisterhaf-
en Beschönigung Göthe's [2]) wahr, daß im Ganzen Voss'en's
ämmtliche Gedichte, die Luise und den siebenzigsten Geburtstag,
n deren Preis Gervinus glaubt einstimmen zu müssen, nicht aus-
genommen, zu sehr der gewöhnlichen Wirklichkeit nachgehen und
n der Darstellung zu sicht- oder vielmehr fühlbar an „das Hand-
werk der Poesie" erinnern, um schön genannt werden zu können.
Die unfügige Derbheit seines Wesens wie die Schwere seiner bil-
enden Hand liegen lastend auf den meisten seiner Produktionen,
und wir wissen es kaum zu deuten, wenn Göthe dabei von „Zart-
heit der Natur" reden will. Dagegen geben wir ihm gerne zu,
wenn er das Wohlthätige hervorhebt, was solcherlei Gedichte, die
ich meist auf Lebensbeschäftigungen gewöhnlicher Kreise beziehen,
urch die poetisirende Behandlung für die Aufklärung und Er-
auung der Menschen haben können. Wenn er zugleich bemerkt,
aß sie „mehr die Reflexion eines Dritten, als das Gefühl der
Gemeine selbst" darstellen, so hat er ohnedies ihren eigentlichen
sthetischen Werth deutlich genug bezeichnet. Kurz, es ist Voß
icht gelungen, „das Beschränkte auf ein Unendliches
urückzuführen," worin Schiller mit Recht das Wesen der
igentlich poetischen Behandlung findet. Einiges macht freilich eine
Ausnahme, und man sieht, daß ein fleißiges Studium der Muster,
in intensives Hineinleben in gewisse Zustände, namentlich in solche,
elche der engeren Lebenssphäre angehören, verbunden mit der
unst der Sprache, auch ohne Genialität dichtähnliche Werke zu
ermitteln geeignet seyn kann.

Obwohl nun Voß sich in allen Arten lyrischer Dichtung all-
itigst versucht hat [3]), obwohl er hier bald der Häuslichkeit und
em friedlichen Geschäfte, bald dem Freiheitsdrange seine Stimme
eiht, die milderen Regungen und Lebensansichten ausspricht, wie
en Unmuth über die Anmaßung aristokratischer Vorurtheile her-
orbrechen läßt, die Religion neben der Freude der Welt besingt,
ier im Bardenjubelton emporsteigt, dort in der Weise des Minne-

1) A. W. Schlegel, in d. a. Recens.

2) In der a. Rec.

3) Die Sammlung allein seiner lyrischen Gedichte (Königsb. bei Nicolo-
ius, 1802) befaßt 4 Bde.

sanges seine Leyer zu gefälligem Liede stimmt; so bleibt doch die ländliche Natur und ländliches Leben der eigenste Stoff seiner Dichtung und daher das Idyll die rechte Sphäre seiner Musenthätigkeit. Doch auch für diese Dichtung schien ihm mehr Gewohnheit als ursprüngliche Anlage den Beruf zu ertheilen. Da ihn nämlich das Leben mit seinen widerstrebenden Härten vielfach auf die Wohlthat der freundlichen und friedlichen Natur- und Menschenverhältnisse aufmerksam gemacht, und zugleich durch die stillen bescheidenen Gaben, die es ihm bot, und durch die ländlichen Scenen, in denen es ihm von Kindheit an entgegentrat, mit der zuthätlichen Milde und Wahrheit häuslicher und natürlicher Begegnisse näher befreundet hatte; so war er dieser Seite besonders zugeneigt und auf sie zunächst hingewiesen. Dazu kommt, daß das ganze norddeutsche Leben der stillen Zurückgezogenheit auf Familie, Haus und Natur, sowie der genügsamen Selbstbeschränkung zugewendet ist, womit denn unserem Dichter schon ein allgemeiner idyllischer Hintergrund gegeben war, aus dem er in persönlicher Eigenthümlichkeit entschieden hervortreten mochte. An sich konnte übrigens Voß, herbe von Natur, wie er war, nicht wohl in die freundlichen Mittellagen des Lebens eingehen, noch sich in die gemüthliche Friedlichkeit vertiefen, deren Bild uns das Idyll in freier, gefälliger Zeichnung vorstellen soll. Seine idyllische Poesie erscheint nun in der That auch keineswegs als die naive Tochter einer urdichterischen Auffassung, sondern als das wohlgezogene Kind einer sorgfältigen, umsichtigen Erziehung, und wir können Schiller's Meinung nicht theilen, wenn er uns z. B. Vossen's Luise als ganz naiv geartet und darum den griechischen Mustern auf's Nächste verwandt darstellen will [1]). Denn, um bei diesem, auch von Göthe hochgeschätzten und vom Tage seiner Geburt an bis auf die Gegenwart vielfach überschätzten Gedichte für's Erste stehen zu bleiben, so theilt es mit allen Gedichten von Voß zu sehr das Gepräge der Arbeit, verräth zu sehr den Vorsatz, trägt zu sehr die Zeichen bewußter Natürlichkeit, als daß es mit der reinen, ungezwungenen Gestalt vor uns treten könnte, die wir bei dieser Art Dichtungen vornehmlich erwarten dürfen. Die Personen sammt ihrem Thun erscheinen als individualisirte Reflexionen über

1) Über naive u. sentim. Dichtung.

ein bestimmtes Verhältniß, welches sie uns mit vielem Selbstbewußtseyn ihrer Rolle mehr vortragen, als vorleben. Der ehrwürdige Pfarrer von Grünau erinnert uns gar zu deutlich an sein Prädikat und tritt zu wenig aus seinem Amtsrocke heraus; die Pfarrerin-Mutter vergißt nicht, daß sie die besorglich-geschäftige Mutter seyn muß; der Kandidat weiß zu sehr, wie ein Kandidat sich zu benehmen hat, und das Töchterchen kokettirt mit ihrem Brautstande mehr, als man von einem Kinde einfacher Lebensumgebung vermuthen sollte. Des Essens und seines Bereitens ist kein Ende, das Alltägliche bleibt meist, was es ist, Alltäglichkeit und erwartet vergebens, von der poetischen Kunst geadelt zu werden. Dessen ungeachtet ist das Gedicht ein willkommenes Geschenk der nationalen Muse und enthält so manchen schönen Zug natürlicher Wahrheit und gefälliger Sitte, daß wir es in unserem Idyllenrepertoire als eins der vorzüglichen Stücke nicht missen möchten, ohne es darum mit Hermann und Dorothea zu vergleichen, mit dem es nicht nur hinsichts der epischen Bedeutsamkeit nicht zusammengestellt werden kann, sondern auch sonst an reiner Unbefangenheit der Sitten, an Klarheit und Einfachheit der Beziehungen in Leben und Natur, an Kunst der Charakteristik und am wenigsten an Homerischer Objektivität und Harmonie der Darstellung auf eine Linie gesetzt werden darf, so sehr auch Voß selbst und seine Freunde ihm den Vorrang über dieses klassische Meisterstück idyllisch-epischer Poesie zuerkennen wollten[1]). — Was die anderen Vossischen Idyllen angeht, so haben sie freilich das Verdienst, die Geßner'sche abstraktive Idealität zu verschmähen, lassen dafür aber auch die Natur oft zu ungenirt auftreten und zugleich in der Art, daß die Natur eben weiß, wie ungenirt sie ist, wodurch sie dann sich vollends schlecht genug ausnimmt. Wir wollen nicht an die Pferdeknechtsidylle erinnern, selbst die feineren, wie die Kirschenpflückerin oder der siebenzigste Geburtstag, leiden an forcirter Natürlichkeit; und so sehr namentlich in der letzteren die niederländische Technik zu bewundern ist, so haben wir

1) Niebuhr meinte sogar, daß er wohl bereit seyn könnte, dieses Gedicht für den Homer hinzugeben. Wie hoch Voß selbst darüber dachte, beweist er in einem Briefe an Gleim, worin er naiv genug gesteht, an seine Luise reiche die Dorothea nicht.

doch des Naturdetails zuviel darin, um zu freier idealer Anschauung der Natur gelangen zu können.

Wenn wir nun in Absicht auf eigentlich poetische Bedeutung und Geltung der Vossischen Produktionen uns denen nicht anzuschließen vermögen, die in ihnen überall klassische Bereicherungen unserer Nationalliteratur finden wollen; so geben wir doch gern zu, daß dieser Dichter mehr als irgend ein anderer die mittlere Region des deutschen Volks der Dichtung befreundet und überhaupt auf die echtdeutsche Gesinnung dieser Klassen durch die Vielseitigkeit seines volksthümlichen Liedes bildend und erfreuend gewirkt hat, eine Seite, welche Göthe mit unnachahmlicher Schönheit in der mehr angeführten Recension vor unserer Anschauung zu entfalten versteht. Und indem wir in solches Lob aus voller Überzeugung einstimmen, schließen wir diese Betrachtungen über Voß, den Dichter, mit der Bemerkung, daß er gerade durch die Art, wie er durch des Wortes und des Gesanges Macht das Volk in seinem volksmäßigen Leben ergreifen und es hier zum freien Bewußtseyn seines Berufs erwecken und erheben konnte, sich seinen eigentlichen Dichterkranz errungen hat [1]).

Nur mit wenigen Worten mag noch Vossen's Verhältniß zu unserer Sprache und Verskunst erwähnt werden. Auch hier, wo er im Allgemeinen am meisten Anerkennung gefunden, hat er nicht unangefochten bleiben sollen [2]). Auf doppeltem Wege aber begegnen wir ihm in dem Bemühen, in jener Hinsicht das Werk unserer Literatur zu fördern, indem er in eigenen Produktionen und in Übersetzungen aus der antiken Literatur auf Beides gleichmäßig hinarbeitete. Der Sprache suchte er dadurch einen erweiterten Kreis zu öffnen, daß er den altdeutschen Sprachschatz zu-

1) Als ein besonderes Verdienst Vossen's auf dieser Seite darf wohl gelten, daß er durch den poetischen Anschluß an das Volk der verderblichen philanthropinistischen Oberflächlichkeit und Nützlichkeitsrichtung lebendig entgegenwirkte. Seine Übersetzungen aus dem Alterthume leisteten Ähnliches für die gelehrte Bildungsseite.

2) Wir wollen nur an Menzel's deutsche Literatur Bd. II. S. 79 ff. erinnern. Göthe bildet hiermit das entschiedenste Gegentheil. Vgl. die a. Rec. Wenn Letzterer Vossen's sprachliches und rhythmisches Verdienst bis zur „Unsterblichkeit" erhebt, so drückt Menzel dieses Verdienst auf die unterste Stufe herab oder vielmehr kehrt es in das gerade Widerspiel um, indem nach ihm Voß eigentlich ein Sprachverderber ist.

gleich mit den niederdeutschen Wörtern und Formen benutzte und neue Wandelungen und Zusammensetzungen vornahm, wobei ihm zum Theil die griechische Sprache als Muster diente. Wenn er uns nun hiermit allerdings manche Bereicherung zuführte und die Eigenthümlichkeit der Ausdrucksweisen vielfach weiter vermöglichte, so gerieth er in Absicht auf die gräcisirenden Sprachbildungen, seiner Geistesbewegung gemäß, nicht selten in zu starke mechanische Bestimmungen, in gewaltthätige Härten und in solche Formen und Wendungen, die dem Geiste unseres Idioms entschieden widersprechen und ihre Undeutschheit um so empfindlicher fühlen lassen, je größere methodische Grundsätzlichkeit sie verrathen; obgleich wir darum nicht behaupten möchten, daß Voß überall „die deutsche Sprache am Spalier der griechischen aufziehen" wollte. Wesentlicher sind seine Verdienste um die deutsche Rhythmik, die er sich zunächst durch die Praxis seiner eigenen Gedichte und vielen Übersetzungen aus dem Alterthume, dann auch durch theoretische Begründung erworben hat. In dieser Hinsicht kann ohne Bedenken die Behauptung ausgesprochen werden, daß er die deutsche Prosodik und Metrik aus ihren unsicheren Schwankungen zu gewünschter Festigkeit und möglichster Gewißheit geführt, die rhythmischen Formen bedeutend vermehrt und überhaupt die ganze bezügliche Technik zu durchgreifender Ausbildung gebracht hat. Wie unsere größten Dichter durch diese Resultate in der klassischen Formalität ihrer Produktionen gefördert wurden, haben sie zum Theil selbst gestanden, und ist sonst hinlänglich bekannt. Voß brachte die Bestrebungen in diesem Gebiete, welche mit Opitz zuerst bestimmter begannen, zu ihrem Abschlusse, zunächst an Ramler, besonders aber an Klopstock sich anreihend. Seine „Zeitmessung der deutschen Sprache" hat diesen Abschluß fixirt und überhaupt den ersten sicheren rhythmischen Kodex geliefert. Und bis zu Platen herab muß ihn die neue deutsche Rhythmik als ihren Gesetzgeber anerkennen, dessen Vorschriften man wohl im Unwesentlichen modificirt, aber nicht antiquirt hat. Platen selbst, der jüngst wiederum eine erweiterte und reichere Kunst deutscher Rhythmik einzuleiten begann, steht auf der breiten und festen Grundlage Vossischer Werke und Resultate. Was Vossen's Übersetzungen, namentlich die des Homer (seit 1781, wo die Odyssee erschien), für die nähere Vermittelung der deutschen gebildeten und selbst gelehrten Welt mit dem Alterthume beigetragen, wie sehr

sie zurückgewirkt auf die Richtung und den Ton der Nationalliteratur selbst, wie überaus fruchtbar sie endlich für unsere Sprache waren, ist schon so oft und so vielseitig bemerkt und nachgewiesen worden, daß darüber im Ganzen wohl eine Art Nationalbewußtseyn vorausgesetzt werden darf. Voß war übrigens zu sehr er selbst, als daß er seine Manier nicht auch in diesem Geschäfte hätte mitwirken lassen sollen. Daher drängt sich denn die mechanische Sprödigkeit und Steifheit sowie der Mangel an schmiegsamer Gefügigkeit im Ganzen zu sehr hervor, als daß die künstlerische Freiheit sich dabei hätte behaupten mögen. Das Handwerk überwiegt auch hier die Kunst an mehr als einer Stelle. Und so können wir denn nicht verkennen, daß ihm keineswegs gelungen, den zarten und heiteren Geist, der die Homerische und griechische Dichtkunst überhaupt durchzieht, die freie Grazie, womit sie sich bewegt, die harmonisch-plastische Bestimmtheit und Gefälligkeit, die ihr gleichmäßig inwohnt, möglichst wieder darzustellen. Selbst das kann nicht einmal zugestanden werden, daß überall die unbefangene Wahrheit, der volle Sinn und die reine Eigenthümlichkeit der Homerischen Urwerke von Grund aus erfaßt und mit ästhetischer Freiheit reproducirt worden sey [1]). Aber, wie es sich damit nun auch verhalte, wie viel Vorverdienst Bürger hierbei ansprechen darf, dessen Homerische Übersetzungsversuche zuerst die deutsche Kunstfähigkeit in diesem Fache verriethen [2]), die Epoche echt deutscher Übersetzungsweise datirt immerhin von Vossen's Homer. Voß selbst übrigens verdankt in dieser Hinsicht seinem Gegner, Heyne, mehr als er und Viele wohl zugestehen mögen. Denn ohne den ästhetischen Standpunkt, den dieser zuerst neben dem grammatischen und kommentatorischen in der antiken Philologie entschieden geltend gemacht hatte, würde die neue Übersetzungskunst schwerlich sich so rasch und so erfolgreich Bahn haben brechen können. Hinwieder aber hat auch Voß durch die ernste Genauigkeit, wo-

1) Schwerlich möchte daher Klopstock Recht haben, wenn er in seinen grammatischen Gesprächen über Vossen's Übersetzung schreibt, daß Homer, wenn er untergehen sollte, „aus dem Verdeutscher wieder vergriecht" werden könne.

2) Was Bodmer und Friedr. v. Stolberg gleichzeitig durch ihre Übersetzungen des Homer leisteten, ist in mancher Hinsicht dankenswerth, aber nach Geist und Sprache dem, was Bürger gab, nicht gleichzustellen.

mit er Inhalt und Form des Antiken zugleich wiederzugeben bemühet war, der Oberflächlichkeit entgegengewirkt, die in Heyne's Schule alsbald Ton und Regel zu werden drohete. Die vielen anderen Übersetzungsarbeiten, die Voß sowohl aus der griechischen als lateinischen Literatur geliefert, in welcher letzteren Hinsicht besonders der Virgil'sche Landbau Auszeichnung verdient, übergehen wir, ebenso das Unternehmen, den Shakspeare in Gesellschaft mit seinen Söhnen, Heinrich und Abraham, zu verdeutschen, was mehr für ein Curiosum, als für ein preiswürdiges Denkmal der Meisterschaft in diesem Fache zu achten ist.

Ohne noch ein Weiteres über Vossen's mythologische Wissenschaftlichkeit zu sagen, in deren Gebiete er mit Heyne und den Romantikern, die sich an des Letzteren Principien hielten und deren Konsequenzen mit ebenso großer Dreistigkeit als phantasiereicher Mystik ausführten, in die bittersten Fehden gerieth, ohne auch des Zerwürfnisses zu gedenken, das zwischen ihm und Friedr. v. Stolberg wohl durch Beider Schuld eintrat, indem Beide, ihren natürlichen Charakterwiderspruch verkennend, ein künstliches Freundschaftsbündniß stiften wollten, aber zu unmächtig waren, um über die zwiespaltigen Lebensmomente, welche Erziehung, Stand, Gesellschaft herbeiführten, edelmännlich zu siegen; wobei es freilich Vossen nicht zu sehr verübelt werden darf, daß er in einer Zeit, wo in der That die Nebel romantischer Gefühlsanmaßung die schwer errungene Helle der Vernunft zu überziehen drohete, mit scharfen Lichtern den Obscurantismus beleuchtete. Sehr treffend sagt eben in dieser Hinsicht Göthe über Voß: „Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Überzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heiteren Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen Anderen das eigentliche Glück seines Daseyns schuldig sey?" [1]) Auch die späteren Ausbrüche

1) Voß hat den Proceß jenes berühmt gewordenen Zerwürfnisses in einer besonderen Schrift unter dem Titel „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" (1819) hinlänglich dargelegt. Man sieht hier auf's Klarste, daß dieses feindselige Ende der Freundschaft schon in ihrem Anfange gelegen war. Die Kunst, das Kleinste oft auf's Kleinlichste zu deuten, die verborgensten Motive hervorzustellen und mit anatomischer Schärfe alle Fasern der Gesinnung, des Ge-

feindseligster Stimmung wollen wir nicht erwähnen, die in dem berüchtigten Symbolikstreite zwischen ihm und Creuzer zu ärgerlicher Öffentlichkeit gesteigert wurden [1]). Ohne also auf Alles dieses und Ähnliches einzugehen, wollen wir nur noch einmal darauf hinweisen, wie Voß als der eigentliche Stifter des Göttinger Dichterbundes nach seiner formellen Gestalt sowie überhaupt als sein wahrer Träger zu betrachten ist. Durch ein Gedicht mit Boie von der Ferne her bekannt geworden, kam er mit der geringen Ersparniß aus einem mühseligen Hofmeisterleben bei einem standesstolzen Landjunker nach Göttingen, um daselbst akademische Studien, deren er bis dahin entbehrt hatte, zu machen. Hier, zum ersten Male in freier Menschenumgebung freier athmend, durch freundliches Entgegenkommen ermuthigt, die Brust voll von unverdorbenen, bisher still gepflegten Gefühlen, dazu das stolze Bewußtseyn, soweit durch eigene Kraft emporgeklommen zu seyn, ließ er seine lang verhaltene Strebsamkeit in drangvoller Äußerung hervortreten und alsbald zu enthusiastischer Überschwänglichkeit emporwachsen, welche sich indeß bei ihm um so wunderlicher ausnahm, je weniger sie eigentlich zu seiner Natur paßte; und es mochte darum leicht geschehen, daß schon damals in seinem Thun und Treiben bei aller Tüchtigkeit der Gesinnung doch Vieles bald schroff und widerstrebend, bald gezwungen und gesucht erscheinen konnte. So gemuthet und gestimmt nun, bewegte er sich in dem Kreise junger Talente und gleichstrebender Freunde, die, meistens in ähnlichen Lebensverhältnissen erwachsen und gebildet, sich um so eher seinem Einflusse boten, wovon das Resultat alsdann die Gründung des Bundes (1772) wurde. Voß selbst durfte sich mit einigem Selbstbewußtseyn dessen rühmen, wie wir unter Anderem aus einem Briefe an Brückner ersehen, worin er, nachdem er die übrigen Mitglieder etwas angeschielt, von sich sagt: „Seit ich hier bin, ist die festeste Freundschaft geknüpft." Seine Klopstockbegeisterung

---

denkens und des Gemüths bloßzulegen, ist in dieser Schrift auf's Höchste getrieben. — Göthe scheint übrigens Voß auch wegen seiner Polemik gegen die Romantiker entschuldigen zu wollen, wenn er sagt, „Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden."

1) Vgl. Vossen's Antisymbolik. Dazu die Haller Jahrbücher 1838. Nr. 799 ff.

gab dem Ganzen Grundton und Weihe. Wie der Bund sich ordnete und stellte, sich entwickelte und trennte, wie Voß seine eigentliche Seele blieb und am längsten die bezüglichen Reminiscenzen pflegte, dieses und Anderes ist bereits oben in der Kürze bemerkt worden, und wir können daher, weitere Besprechung unterlassend, auch Vossen's literarischen Standpunkt als hinlänglich bezeichnet ansehen, um noch einige andere Genossen des Vereins in flüchtiger Andeutung vorzuführen. Daß unter diesen besonders Graf Friedr. v. Stolberg zu nennen sey, wurde schon gesagt, und wir wollen ihn sofort zu Voß gesellen, mit dem ihn die Bundesverhältnisse selbst am nächsten zusammenbrachten.

Friedrich Leop. von Stolberg (1750—1819). Nicht leicht mögen zwei widerstreitendere Charaktere sich zu einem Freundschaftsbunde zusammengefunden haben, als Voß und dieser Stolberg, der, mit seinem älteren Bruder Christian (1748—1821), dem er auch im Dichtgeschäfte eng verbrüdert war, dem Göttinger Vereine sich beigesellte. Das Verhältniß zwischen Voß, dem Bauernsohne, und Stolberg, dem Grafen, war indeß wesentlich auch die Individualisirung des Verhältnisses der beiden Brüder zu dem ganzen Bunde, eine Mesalliance von Anbeginn, deren Trennung schon im ersten Abschlusse stillschweigend bedungen ward. Bezeichnend genug ist hierfür eine Äußerung Stolberg's, die Voß in der bekannten Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" als gegen ihn ausgestoßen anführt: „Laß mir meinen Stiefel und ich lasse Dir Deinen Schuh!" Der Ritter läßt hier den Banausier seine Sporen empfindlich genug fühlen, und was Voß fühlen mußte, galt in der That allen seinen Genossen. Und wie gräflich adelgeschwellt schlug dem begeisterten Fritz das Herz, als er in wahnsinnigem Bardengebrüll den „Freiheitsgesang" hinstürzte, der von Tyrannenblut überfließt[1]) — und von dem Adelstolze des Sängers. Nur zur Verherrlichung seines Geschlechts feiert er den Sieg über den Tyrannen Karl, den Völkerdränger.

1) „Der Tyrannen Rosse Blut,
Der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut,
Der Tyrannen Blut,
Der Tyrannen Blut
Färbte deine blauen Wellen."

Daher sprengen
„Auf schäumenden Rossen,
Wie zückende Blitze,
Zween Jünglinge, Stolberg ihr Name, Reisige hinter ihnen her!"
— — — — — —
Stolberge fochten und sanken dahin!"

Diese Erbschaft eines teutonischen Urgeschlechts, dabei der Drang, den Stammbaum mit dem Ruhme der Wissenschaft und Dichtung zu umgolden, bilden in der That den Grundzug in dem Verkehre der Brüder mit den Musen. Sie und namentlich Friedrich, der begabtere und berühmtere, gehen mit ihnen um, wie eben Grafen mit freundlichen Bürgerstöchtern wohl zu thun gewohnt sind; man will sich amüsiren, ohne auf den Ernst inniger Verbindung zu denken. Wäre nicht der ganze Bund, Voß oben an, bei allem Selbstgefühle noch zu sehr von der bürgerlichen Ergebungstradition befangen gewesen, es wäre schwerlich so viel Jubelns erhoben worden, als die beiden Edlen, von Klopstock empfohlen, dem Bunde der Unedlen sich gnädigst zugesellen wollten[1]). Rechnet man dazu, daß das Ahnenbewußtseyn mit den Regungen der Genialität zusammentraf, von der die Brüder allerdings einige Keime in sich trugen, und womit die Zeit auf sie einwirkte; so erklärt man sich wohl den ungemäßigten Drang, von dem jugendlich getrieben, sie in Leben und Dichtung gleichsam herumwütheten. Sie ließen sich das Centaurenwappen gefallen[2]), und charakteristisch genug darf Göthe sie in einem Briefe als „Ungeheuer" begrüßen. Daß sie mit diesem in näheres Verhältniß traten, welches aber gleichfalls nicht dauern konnte, indem Göthe mit seiner Richtung auf die Wahrheit des Wirklichen der Enthusiasmusstürmerei des hochfahrenden Ritterthums nicht befreundet werden mochte, begreift sich leicht. Bezeichnend ist es, daß er die Schweizerreise, die er mit ihnen, jugendlichen Dranges voll, freilich wider Merck's Ansicht und

1) „Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich." So Voß an Brückner. Man muß sich wundern, wie er erst spät klar genug sah, um die Zeichen zu deuten, welche die Brüder gleich anfangs über den Abstand zwischen sich und den Genossen des Bundes in bedeutsamer Weise gegeben, und daß er erst lange nachher merkte, wie „der gräfliche Poet auch der poetische Graf war."

2) Vgl. die Vignette vor der ersten von Boie veranstalteten Ausgabe ihrer Gedichte. 1779. — Wie sie auf der Reise in die Schweiz in Mannheim die Gläser nach den Spiegeln warfen und in der Schweiz zu öffentlichem Ärgernisse badeten, ist aus Göthe's Berichten bekannt.

Meinung, unternahm, plötzlich auf dem Gipfel des St. Gotthard abbrach und raschen Entschlusses gen Frankfurt umkehrte, wobei immerhin die Liebessehnsucht nach Lilli mitgewirkt haben mag.

Beide Brüder haben im Ganzen mit gleichem Geiste und in gleichem Tone dem Schriftstellerberufe zu genügen gesucht, auch in denselben Fächern und in oft gemeinsamer Thätigkeit sehen wir sie wirken. Lyrik und Dramatik, dabei Übersetzungen aus dem Alterthume waren Beiden mehr oder weniger gleichmäßige Beschäftigung. Auch darin treffen sie zusammen, daß sie Klopstock's bardische Erhabenheit nachbilden und in seinen Formen und seiner Manier sich gefallen, und Gervinus hat mit Recht bemerkt, daß die Elemente der Klopstock'schen Dichtung, welche in den einzelnen Persönlichkeiten des Hainbundes verwirrt, verändert und zerstreuet liegen, bei den Brüdern Stolberg in gerader Reihe beisammen sind. Doch tritt Friedrich großartiger, produktiver und entschiedener auf. Mehr als Christian ist er die Karikatur Klopstock's. Wie dieser, nur eben in der superlativsten Steigerung, schwelgt er in der abstrakten Begeisterung, die, obgleich ohne Gehalt, doch von sich selbst leben will. Bei ihm offenbaren sich nun auch die Widersprüche und gräflichen Scheinsympathien bestimmter und auffallender als bei Christian, der überall dem jüngeren Bruder den Vortritt läßt. Mit dem Göttinger Bunde vermittelte sie einerseits Klopstock's Freundschaft, andererseits Boie, der ihnen wegen landsmännischer Beziehung (sie waren Holsteiner wie dieser) schon näher kommen mochte. Daß die Bündler, Voß an der Spitze, einen wahren Jubel über den Eintritt der beiden Grafen erhoben, wurde schon angedeutet, ebenso, daß bei der bald erfolgenden Abreise derselben aus Göttingen übermäßige Trauer herrschte. Erfahren wir doch aus Vossen's Briefen, daß die Thränen der Bundesbrüder „strömten" und Schwüre „ewiger Freundschaft" geschworen wurden. Voß nun, der sich an der Erhabenheit und dem kecken Freiheitsdrange der Edlen besonders erfreuete, kam auch mit ihnen und, wie bekannt, namentlich mit dem jüngeren Bruder, in näheres Freundschaftsverhältniß, dessen Schicksale und Ende er selbst, hauptsächlich in der mehr berührten Schrift „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" mit anatomischer Schärfe zergliedert und nach dem ganzen Verlaufe vollständig dargestellt hat[1]).

1) Neben dieser Schrift von Voß ist in dieser Beziehung eine Schrift von Schott „Voß und Stolberg" besonders zu bemerken.

Friedrich von Stolberg gehörte zu den Menschen, die bei einem gewissen Maße genialer Begabung des Sinnes für positive Wahrheit und der Haltung des Gedankens entbehren. Rechnet man hinzu, daß er, obwohl im Allgemeinen gebildet, doch der ernsten Zucht des Geistes nicht theilhaft geworden war; so erklärt sich, wie er ohne Vertiefung in ein bestimmtes Ideal-Interesse des Lebens in schwankender Unsicherheit zwischen allen Extremen in Politik, Religion, Sitte und Socialität hin und her taumelt und in dem auffallendsten Wechsel seiner Sympathien vor uns erscheint. Sehr treffend zeichnet Lavater in seiner Physiognomik unseren Stolberg: „Zu lebendig, um zu ruhen, zu locker, um festzustehen, zu schwer und zu weich, um zu fliegen. Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt. — Kein fester, forschender Tiefsinn, keine langsame Überlegung oder kluge Bedächtigkeit. — — Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker. — — Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will." Obwohl diese Zeichnung zunächst nur dem fünf und zwanzigjährigen Stolberg gilt, so liegt darin doch das Typische angedeutet, was dem ganzen Manne von der Jugend bis zum Alter eignete. Er ward daher kein Unfreier, wie Voß meint, sondern er war es von Anbeginn. Die Widersprüche in seinem Leben finden hierin Ursprung, Erklärung und Zusammenhang. Als Jüngling Freiheitsschwärmer, als Mann erst Preisredner, dann Hasser der französischen Revolution[1]), bedauert er als Greis die Ausgleichung der Stände und den Abbruch traditioneller Vorrechte. Früherhin der eifrigste Freund der klassischen Bildung und Verächter des römischen Christenthums, schmälte er schon 1788 auf Schiller's Götter Griechenlands und trat im reifen Mannesalter (1800) zum Pabstthume über, zu dessen eifrigstem Ritter er sich

1) Er begrüßte die französische Revolution mit einem „macte nova virtute!" das „von den Pyrenäen bis zum Rhein, vom Kanal bis zur Garonne" ertönen sollte, und dichtete dann gegen sie fanatische Dithyramben, wie z. B. die „Westhunnen". — Freilich hatte er in jenem Revolutionsenthusiasmus und dessen alsbaldiger Dämpfung viele und berühmte Genossen. Er that hier bloß, was Klopstock, sein Meister, ihm auffallend genug vorthat. Nur, daß bei ihm gar zu viel Grafenbewußtseyn sich einmischte und den Abfall mitmotivirte, während bei Klopstock mehr die Gräuel des Drama selbst schreckten. Schiller und Voß verließen trotz aller Wehen, womit diese größte Geburt der neuen Geschichte sich hervorwand, das Kind selbst nicht, das an der Methode seiner Geburt unschuldig war.

machte [1]). Sonst ein Feind des Hoflebens und der Höflinge, die ihm „Affen waren, schmeichelnd, boshaft, schadenfroh," fand er sich später in diesem Kreise wohl genug, ohne sich jedoch in die leere „Kammerherrlichkeit", wovor ihn Göthe schon frühzeitig bewahren wollte [2]), zu verlieren. Nach seinem Übertritte zog er sich von seinen Ämtern zurück und begab sich in den Kreis der religiös-sentimentalisirenden und andächtelnden, aber geistreichen Fürstin von Gallitzin, die, nachdem sie durch Bildung und schöne Sitte in der großen Welt geglänzt, Männer wie Göthe, Jacobi, Hamann, Lavater unterschiedlich für sich interessirt und an der Hand des sokratischen Hemsterhuys die Hallen der Philosophie durchwandert hatte, sich zur frommen Seelenstimmung hinaufsteigerte und zuletzt in Münster eine Art ästhetisch-katholischen Salon hielt, in dem sich Personen, meistens aristokratischer Geburt, zusammenfanden, welche viel von Liebe zu reden wußten und ihren sehnsuchtsvollen Gemüthskrankheiten eine heilige Weihe zu geben suchten [3]). Unter ihnen erblicken wir außer Stolberg und dem bekannten, hochgebildeten und wohlmeinenden Minister von Fürstenberg, der freilich herzens- und geistesgesund war, auch Clemens August von Droste-Vischering, den unsere Zeitereignisse so berühmt gemacht haben [4]). Für uns hat nun jener Übertritt, an dem Freunde und Feinde sich vielfach höchlich ärgerten, und der zu einer Art Ereigniß in der damaligen Welt erhoben wurde, an und

---

1) „Ich hätte blind vielleicht, wie sie geschnappt,
Wofern nicht Hellas mich auf mildem Schoß
Gewieget und gesäuget hätte."

Damit vergleiche man, was er eben über Schiller's „Götter Griechenlands" schreibt (Deutsch. Museum 1788, August). Er möchte lieber „der Gegenstand des allgemeinen Hohnes seyn, als ein solches Lied gemacht haben." Die Spiele der griechischen Phantasie sind ihm jetzt schon die größte Abgötterei im Bunde mit dem traurigsten Atheismus. Wie kontrastirend ist es, wenn der Jüngling dem blinden Homer sein Loblied singt (Homer's Bild, und sonst z. B. an das Meer), und der alternde Mann in der „Geschichte der Religion Jesu" (seit 1807 10 Bände) dem Kirchenthume mit all seinem Geisteszwange ein Epos dichtet!

2) Briefe an die Gräfin Auguste v. Stolberg in der Urania. 1839.

3) Hamann nennt die Fürstin „die einzige Frau ihres Geschlechts," eine Frau, „die an Leidenschaft für Größe und Güte des Herzens sieh ist." Werke 7. S. 367.

4) Vgl. Levin Schücking, „die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde." Rhein. Jahrbuch für Kunst und Poesie. 1840.

für sich wenig Bedeutung und kann uns nicht Wunder nehmen, indem er nur die Widersprüche löst, welche wir an Stolberg bemerkt haben. Dieser war nämlich eigentlich von Anbeginn kein Protestant, die Religion war ihm weniger ein Bedürfniß des freien Geistes als eines empfindsamen Herzens. Schon früh, noch im ersten Mannesalter, wollte er für sein künftiges Kind nicht um Wissenschaft beten, sondern um „Fülle des Herzens," schon damals suchte er eine Religion „der Empfindung", schon damals klagte er mit schielendem Hinblicke auf den Protestantismus, daß man „das Herzliche aus der Religion verbannen wolle." Nachher gestand er, daß schon der Name Protestantismus „einen unruhigen, zerstörungslustigen Geist" verkündige, der bald in „den Atheismus" ausgehen werde, dessen „geschickter Priester Kant geworden sey." [1]) Stolberg bildet in diesem Extreme des Liberalismus und der idealen Gläubigkeit sowie im Übergange aus dem Einen in das Andere das wahrste Gegenstück von Wieland, nur in umgekehrter Weise. Wir finden in jenem vielbesprochenen und vielbeschriebenen Schritte Stolberg's hauptsächlich nur insofern besondere Bedeutung, als er mit einer neuen Literaturphase zusammentrifft, mit der Romantik nämlich, welche wesentlich auf dem Principe des ästhetischen Katholicismus ruhet und in diesem die Gemeinschaft ihres Dichtens und Strebens hat. Novalis verkündete die neue Lehre katholisirender Mystik, Friedr. v. Schlegel bethätigte sie durch seinen Übertritt, ebenso Adam Müller und Zach. Werner. Stolberg's Vorgang blieb hierbei nicht ohne Mitwirkung; wie denn Schlegel (gerade im Widerspruch mit Voß, aber auch mit Jacobi [2]) und Anderen) meint, jener sey erst als Katholik ein Freier und Kräftiger geworden. Wie dem nun seyn möge, so kann Stolberg wegen dieses Schrittes hier nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Wir wollen uns lieber daran erinnern, wie Herder eben bei dieser Gelegenheit fragt: „Sind Katholiken nicht Christen?" und uns darüber in persönlicher Hinsicht beruhigen. Sollen wir indeß unsere individuelle Meinung aussprechen, so ist Stolberg's religiöse Metamorphose vor de-

1) Vgl. Schott a. a. O.

2) Fr. Jacobi namentlich konnte sich über jene Bekehrung seines Freundes Stolberg anfangs nicht stark genug ausdrücken. Er „hört das Hohngelächter der Hölle über diese fromme That." Später milderte er freilich seinen Eifer etwas. Vgl. dessen Briefe bei Schott a. a. O.

nen der genannten Romantiker gewiß vorzugsweise eine ideale gewesen.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die literarischen Leistungen Stolberg's, so charakterisiren sie sich im Allgemeinen durch die drangvolle Verstiegenheit, die in abstrakter Überstimmung des Gemüths das gedanken- und wesenlose Unendliche umfassen und verkünden will, dabei aber, wie natürlich, in ein hohles Phrasenpathos geräth, in welchem die Impotenz der genialisirenden Einbildung sich zu verstecken und ihre Leerheit zu bemänteln sucht. Es gilt dieses fast von allen seinen lyrischen Gedichten, unter denen selbst diejenigen, welche eine Art Volksthümlichkeit ansprechen, den Ton natürlicher Bewegung nicht finden können. Am meisten entbehren seine Vaterlands- und Freiheitslieder, sowie die politischen Dithyramben der einfachen Wahrheit und freien ästhetischen Mäßigung. Fast überall aber leidet Stolberg's Lyrik an angetäuschter falscher Begeisterung. Nach Heimat und Seelenstimmung den ländlichen Scenen und Freuden zugeneigt, besingt er Gegenstände dieser Sphäre nicht ohne Glück. Auch in den Balladen spricht uns Manches gemüthlich an, obwohl die Sucht nach dem Großartigen und Gewaltigen auch hier zuweilen mehr als billig die lyrische Einfachheit stört, z. B. in der „Büßenden", der es sonst an einzelnen trefflichen Stellen nicht fehlt. Die Hymnen, worin Stolberg zu seiner Zeit einen besonderen Ruf erlangt hat, sind theilweise und zwar, wo sie den Naturanschauungen sich zuwenden, voll Wärme und Wahrheit, im Ganzen aber mehr Produkte einer absichtlich gesteigerten Einbildungskraft, als echt geistiger Auffassung und reiner freier Idealität. Daher denn auch einerseits oft störende Ungleichheit in dem lyrischen Schwunge, andererseits gezwungene Rhetorik ohne wesentlichen Gehalt und ohne plastische Bestimmtheit in Ausdruck und Form. — Was Stolberg's andere literarische Leistungen angeht, so steht er mit ihnen zu unbedeutend in der nationalen Literaturgeschichte, um dafür besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Seine antiken Dramen mit Chören (Theseus, Timoleon) sind so wenig antik, als ihr Verfasser selbst sich je in die reine Atmosphäre des antiken Geistes versetzen konnte. Ohne Lebens-Gehalt, ohne Kunst der Charakteristik und tragischen Diktion sind sie gemachte Schattenbilder einer unverstandenen Zeit, voll tendenziöser Beziehungen. „Die Jamben"

sollen mit Archilochischer Schärfe die Sünden treffen, welche in Kirche und Literatur, am Hofe und in der Schule durch Faulheit und Weichlichkeit begangen wurden. Sie haben mehr Kraft als Poesie, sind oft mehr Pasquill als freie Satire. Die Göthe-Schiller'schen Xenien haben sie, wie Anderes der Stolberg'schen Muse, ziemlich scharf getroffen. Der politische Roman „Die Insel" (1788) ist dadurch charakteristisch, daß sie das erste bestimmte Symptom giebt von der Verleugnung des Liberalismus und den Übergang oder vielmehr Rückgang in die aristokratisch-gemüthliche Selbstgenügsamkeit bezeichnet. Bedeutsam genug fällt die Schrift der Zeit nach so ziemlich mit seinen „Gedanken über die Götter Griechenlands" zusammen, in denen die retrograde Bewegung schon mit lautem Geräusch und schwerem Tritte geschieht. — Stolberg's Übersetzungen aus dem Griechischen (Homer's Ilias in Hexametern 1778, Äschylus, Auserlesene Gespräche des Platon) [1]) beurkunden den von uns gleich anfangs angedeuteten Mangel an rechter Vertiefung in das griechische Wesen und die griechische Bildung. Sie sind unsichere Versuche eines etwas eingebildeten Dilettantismus und tragen den Schein ihres Ursprungs deutlich an sich. Mangel an Treue, an gleichmäßiger Ausführung, an ungezwungener Sprache ist überall bemerkbar. Auch an dem Ossian versuchte sich später noch Stolberg und hat ihn in mehreren Bänden verdeutscht. Hier fand er Verwandtschaft in der Nebelhaftigkeit der Phantasie und des Gefühls, und man sieht das Behagen, womit er dem Verwandten sich anschloß. — „Die Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien" (1794) beweist nach anderen Beziehungen hin die vornehme Anmaßlichkeit der Kompetenz, über Dinge zu urtheilen, wozu eine andere Wissenschaft und Bildung gehört, als sie unser Stolberg besaß, der sich mit Vielem bekannt gemacht, mit Wenigem aber geistig-ernstlich befreundet hatte [2]). Das Talent einer gewissen Schilderei bekundet sich hier, wie auch sonst wohl in seinen Schriften. „Das Leben Alfred's des Großen" (1815) hat anschauliche Partien, steht aber in der ganzen Ausführung zu sehr unter den Tendenzen der religiösen Überzeugungen seines Verfassers und zu wenig unter dem Principe gelehrter Studien, als daß von rechter

1) Sein Bruder Christian übersetzte ebenfalls fleißig aus dem Griechischen. Hier mag genügen, an die Übersetzung des Sophokles zu erinnern, welche sich durch Geist und Haltung empfiehlt.

2) Die Xenien haben ihn auch hierfür getroffen.

historischer Kunst die Rede seyn könnte. Das Streben nach imponirender Einfalt verräth mehr Absichtlichkeit, als mit wahrer historischer Darstellung vereinbar ist. „Die Geschichte der Religion Jesu Christi" (seit 1806. 10 Bde.), welche wir schon im Vorbeigehen erwähnt haben, kann als Stolberg's christliche Ilias bezeichnet werden. Mit breiter Gemächlichkeit, das Weiteste und Nächste, das Bedeutende und Unbedeutendste, die Legende und Geschichte, das Erdichtete und Wahre, den Glauben und Aberglauben, die Oberflächlichkeit des Wissens und den Schein der Gelehrsamkeit mit einander verbindend, führt uns der Verfasser überall herum, wo er Zeugen seiner Übergläubigkeit zu finden meint. In frommer Redseligkeit (zuweilen an Chateaubriand's Genie des Christenthums und Märtyrer erinnernd) läßt er so einen Strom trüber Wasser an uns vorüberfließen, an denen wohl die Glaubensseligkeit, aber nicht die Wissenschaft sich erquicken kann. Einzelne schöne Lichtpunkte tauchen auch hier auf.

Anderes übergehen wir und wollen es dem Dichter gönnen, wenn er in seinen frommen Überzeugungen den Frieden fand, um den sein schmachtend Herz sich mühete.

„Nur du, Unendlicher, nur du,
Bist Leben und Licht dem sehnenden Geist."

Diese Worte, hart an der Grenze seines Lebens gesungen, bezeichnen, wo für ihn die rechte Heimat war [1]).

Wollen wir nun noch einige andere Bilder aus dem Göttinger Dichterkreise uns vergegenwärtigen, so steht das von Hölty (1748—1776) wohl am nächsten. Hölty (aus Marienfee im Hannover'schen gebürtig) gehörte nicht nur dem Bunde zuerst mit an, sondern hat auch die poetische Grundrichtung desselben, die idyllische und landschaftliche Lyrik, neben Voß vornehmlich vertreten [2]). Persönlich mehr den sanften Stimmungen zugeneigt, als von der Energie thätiger Lebensstrebung getrieben, liebte er schon in früher Knabenzeit außer seinen Büchern, denen er fast maßlos ergeben war, Wald, Feld und Mondscheinnächte mehr als die Tummelplätze jugendlicher Rührigkeit, wandelte er lieber in der Däm-

1) Eine neue gemeinschaftliche Ausgabe seiner und seines Bruders, Christian, Gedichte erschien seit 1820.

2) Die Gedichte Hölty's sind öfter herausgegeben worden. Die bekannteste Ausgabe ist die von Voß, Hamburg, 1804, mit Hölty's Leben.

merung des Abends unter den Gräbern der Todten, als in Gesellschaft der Lebendigen. Durch diese frühe Vereinsamung, welche durch den stillen ländlichen Kreis, in dem er seine ersten Jünglingsjahre verlebte, bedeutend gefördert wurde, wuchsen seine Sympathien mit der Natur allmälig zu der Innigkeit und Kraft, daß sie der durchgreifendste Grundton seines ganzen Seyns und Lebens wurden, der sich später, bei hinzutretendem körperlichen Siechthum, zu melancholischer Sentimentalität stimmte und alle seine Dichtungen, selbst die heiteren, durchlautet [1]). Wo er in höheren und erhabeneren Melodien oder in den Weisen der weltfreudigen Lebenslust seine Leier erklingen lassen möchte, versagt ihm der rechte Ton, und statt lebendiger Begeisterung vernehmen wir bald die klanglose Formalität eines angezwungenen Phrasenpathos, bald die leeren Spiele eines angetäuschten geist- und gemüthlosen Humors. Die Sphäre seines Talents ist eng umgrenzt und bewegt sich um den Mittelpunkt bescheidener Natursympathie. In dieser begegnet sich bei ihm das Göttliche wie das Menschliche, an sie knüpft sich seine Welt wie sein Himmel, seine Gegenwart und Zukunft, seine Lust wie seine Tugend. Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger Tempel, „wo ihm sein Gott näher vorüberwallt," jeder Rasen „ein Altar, wo er vor dem Erhabenen kniet," jedes Säuseln des Baumes, jedes Geräusch des Bachs, jeder blinkende Kiesel „predigt ihm Tugend und Weisheit" [2]). Wie Klopstock gefällt er sich im Dämmerlichte der Zukunft und in dem Gedanken des Todes. Stärken soll ihn „der Gottmensch", so betet er (in dem Liede: der Tod), wenn „die seligste der Stunden" seinem Sterbebette naht. Seine Liebe vermählt sich mit dem Grabe, seine Sehnsucht mit dem Schimmer des Mondes, „der so freundlich, so freundlich durch die nickenden Wipfel schaut," sein Frieden wohnt

1) Recht deutlich spricht seine Ode „An die Ruhe" den passiven Zustand aus, in welchen junge Naturen damals vielfach geriethen, weil sie sich von der gegenständlichen Weltwirksamkeit auf sich und in die Einsamkeit der Natur zurückzogen. Hölty wünscht sich, die Ruhe ländlicher Stille möchte ihm stets lächeln, wie sie ihm schon als Knaben gelächelt. Sie ist ihm Alles, seine wahre Liebe.

„Wie der Jüngling die Braut liebet, so lieb' ich dich,
Allgefällige Ruh! spähte dir immer nach,
Bald auf duftenden Wiesen,
Bald im Busche der Nachtigall."

2) Das Landleben.

in den Blumen des Mai's und dem Gesange der Nachtigall, „deren Ton ihm in die Seele hallte", wenn er „am Bach, der durch's Gebüsch im Abendgolde wallte, auf Blumen lag" [1]). Kleist hat ihm vorgesungen; seine meisten und besten Lieder sind Melodien nach Motiven des Frühlings von Kleist [2]).

Ist nun auch der eigentlich poetische Gehalt von Hölty's Gedichten, die ohnedies durch die Einförmigkeit ihrer Themen und die sentimentale Schwächlichkeit des ganzen Tons leicht ermüden, nicht eben hoch anzuschlagen, immerhin bieten sie in ihrer Art manche Gabe, welche wohl werth ist, mit liebevoller Sorgfalt aufbewahrt zu werden. Der frühe Tod des Dichters besiegelte die kleinen Geschenke seiner Muse, die meistens selbst Kinder des Vorgefühls der baldigen Auflösung waren.

Dicht an Hölty stellt sich nach Ton und Inhalt der Dichtungen Joh. Martin Miller (aus Ulm, 1750—1814) [3]), in dem sich das Naturgefühl mit der Religion, die Liebe mit beiden zum zartesten Bunde vereinte, woraus eine Gemüthsstimmung hervorwuchs, die, genährt von der Stimmung der ganzen damaligen Zeit, die äußerste Spitze sentimentaler Schwärmerei erreichte. In Miller veranschaulicht sich uns daher am auffallendsten der Genialitätsdrang des Herzens, der in dem subjektiven Gefühlsleben die Wahrheit der Idee findet und hiermit auch das Recht, die objektive

1) Auf den Tod einer Nachtigall.

2) In folgenden Zeilen aus dem Gedichte „an den Mond" hat Hölty alle Elemente seiner Dichtung zusammengefaßt.

„Und wandelt sie hinfort einmal
An meiner Ruhestelle,
Dann mache (der Mond) flugs mit trübem Strahl
Des Grabes Blumen helle!
Sie setze weinend sich auf's Grab,
Wo Rosen niederhangen,
Und pflücke sich ein Blümchen ab,
Und drück' es an die Wangen."

3) Wegen dieser poetischen Verwandtschaft feiert Voß sie wohl Beide gemeinsam in der Ode „Der deutsche Gesang", wo es unter Anderem heißt:

„Ihr begannt — der Gesang schmachtete Zärtlichkeit,
Thal und Hügel umher schmachtete Zärtlichkeit,
Und im blühenden Wipfel
Schwieg die Nachtigall."

Ein Vetter von Miller, den Voß in seinen Briefen den Doktor Miller nennt, war Professor der Theologie in Göttingen.

Wirklichkeit zu ignoriren und die Dinge zu sehen und zu würdigen, wie es dem lieben Selbst gefällt. Es ist bekannt, wie diese Seite der kraftgenialen Epoche in Werther ihren klassischen Ausdruck erhielt, welches Werk daher auch Ausgangspunkt, Vorbild und Schatzkammer für eine unübersehliche Saat von Schriften wurde, die das sentimentale Element jenes Musterwerks ausschieden, dasjenige aber, was darin an echter Substanz und realer Gründlichkeit vorhanden war, unerkannt und unbegriffen bei Seite ließen, um in der weiblich-zärtlichen Schwäche desto üppiger schwelgen zu können. Miller hat das Extrem dieser negativen Gemüthsgenialität und ihrer ätherischen Überschwänglichkeit in seinem Siegwart zum vollsten Ausdrucke gebracht. Auch er gehörte, wie die meisten Göttinger, zu denen, die sich früh vereinsamen, die, in bescheidenen Verhältnissen erzogen, vor der Welt und ihren Forderungen zurückschrecken und diese daher gern für unberechtigt ansehen, um desto mehr Gründe zu haben, sie nicht zu achten und sich in negativer Thatlosigkeit in das Innere ihrer Gefühlsseligkeit zurückziehen und mit der Natur süße, zärtliche Liebesgeschichten anknüpfen, weil hier ihnen kein Widerstand geleistet, vielmehr nur gegeben wird ohne Gegenforderung und Gegendienst. Miller gesteht nun selbst, daß die geniale Rührung das Princip der Dichtung sey, daß „Liederton und Triller" ihn „Mama Natur gelehrt", und seine Produktionen geben hinreichenden Beleg für dieses Selbstgeständniß. Was zunächst seine Gedichte angeht, so vernimmt man fast nichts als zärtliches Gekose mit Mond und Blumen, mit Mai und Vögelsang, mit Abendschein und Morgenduft; Liebe und Freundschaft, Lebensgenuß und Traurigkeit, Wünsche und Klagen, Alles verwebt sich in die Scenen der Natur und färbt sich mit ihren Farben. Klopstock, der Heilige der Göttinger poetischen Kirche, begeisterte natürlich auch ihn, und die petrarchistischen Liebessänger sammt der Liebesbriefelei, die aus Gleim's Dichterreiche in den Hainbund herüberwirkten, haben besonders Miller's Leier gestimmt. Daß nun dieses ewige Zärtlichthun, dieses Spielen mit den Gefühlen ohne Gefühl, was bei ihm vorzüglich laut wird, keine besonderen Ansprüche auf Poesie machen könne, ist für sich klar, obwohl wir bereitwillig genug sind, einige seiner Lieder, die sich auch unter dem Volke Zuneigung erworben, als freundliche Stimmen schöner Innerlichkeit zu begrüßen, denen keine Zeit ihren reinen

echten Klang benehmen wird. Daß Miller sich theilweise dem alten Minnesange zuwenden und dessen Weisen für seine Zeit versuchen mochte, lag seinem ganzen Wesen und Streben nahe. — Berühmter jedoch als durch seine Gedichte ist Miller durch die wertherisirenden Romane geworden, womit er längere Zeit hindurch die Lesewelt entzückte. Wir wollen nichts sagen von den späteren, z. B. von „dem Beitrage zur Geschichte der Zärtlichkeit," worin die Angelegenheiten des Herzens zwischen zwei gar edlen Seelen in den zärtlichsten Briefen auf's Breiteste besprochen werden, ohne daß der böse Tod sich dadurch bewegen läßt, die guten Leute zur Freude der Vereinigung kommen zu lassen; oder von „dem Briefwechsel zweier akademischer Freunde," der fast gleichzeitig mit Siegwart erschien und in vielseitigen Erinnerungen an den Göttinger Freundebund sich ergeht, dabei die erbaulichsten Lehren für die studirende Jugend ertheilt und gelegentlich dem Berliner Rationalismus eine Predigt hält, Alles in wohlbehaglicher Gemüthsfreudigkeit und selbstgefälliger Schwatzhaftigkeit; selbst von der „Geschichte Karl's von Burgheim" wollen wir schweigen, obwohl uns hier in vier Bänden alle möglichen moralischen, religiösen und sonstigen Lehrartikel in sentimentalischer Überzuckerung vorgetragen werden. Nur der „Siegwart" soll unsere Aufmerksamkeit etwas näher auf sich ziehen. Es ist bekannt, wie der Titel dieses Romans, der zuerst 1776 in zwei Bänden erschien, nachher aber zu umgearbeiteter Erweiterung auf drei Bände sich ausdehnte, die allgemeine Bezeichnung der hypersentimentalen Stimmung überhaupt geworden ist. In der That enthält derselbe nur eine zusammenhängende Ausführung der in den Gedichten Miller's vereinzelten Elemente in der Form einer Handlung. Was hier von Mondschein und von Liebe, von Leiden und von Thränen, von Sehnen und von Wünschen, kurz von allen Weisen und Stufen der Rührung und des Gefühls lyrisch gesungen wird, erscheint in Siegwart vermehrt und sublimirt, zugleich durch die persönlichen und begebenheitlichen Bezüge und Interessen zu um so intensiverer Wirkung gesteigert. Siegwart ist ein potenzirter Werther und ganz eigentlich ein Kind der Einwirkung, die jener auf die Lesewelt gemacht hatte. Abgesehen zunächst davon, daß in Werther Alles Poesie ist, während hier die Prosa sich nur poetisch verkleidet, ergänzen sich beide Romane in dem Ausdrucke der Richtung, die jene Epoche

nach einer Seite hin beherrschte, und die uns Göthe bei Gelegenheit der Besprechung seines Werther in Dichtung und Wahrheit anschaulich geschildert hat. Man war bei lebendiger individueller Erregung, bei unruhiger, aber unbestimmter Bewegung der Zeitumstände und bei großem Gefühlsdrange ohne angemessene objektive Interessen, welche die subjektive Drängniß hätten entschieden befriedigen und zu thatkräftiger Äußerung herausfordern können. So gefiel man sich in selbstgenügsamer Liebschaft mit seinem eigenen Herzen, man sehnte sich nach dem Unendlichen, weil man das Endliche nicht zu nutzen wußte, man wandelte in der Zukunft, weil man in der Gegenwart keine Ziele fand. Die Einbildung vertrat die Handlung, und die Faselei verdrängte die Wirklichkeit; Thränen sollten ersetzen, was müssige Thatlosigkeit versäumte; die Melancholie wurde das süße Gift, womit man den Kern des Lebens langsam verzehrte. In Göthe's Werther ist dieses Alles in der Wahrheit der Sache erfaßt und mit dem Genie der Kunst dargestellt, während in Siegwart die ganze abstrakte Leerheit und Realitätslosigkeit der Klopstock'schen Dichtung, verschwistert mit der weichmüthigen Empfindelei der Petrarchisten, herrscht, und an die Stelle psychologischer Konsequenz die gezwungene Vermittelung zwischen religiöser Entsagung und leidenschaftlicher Exaltation gesetzt wird. Scenen der Andacht drängen sich in die Inbrunst der Liebe, moralische Empfindungen in die Regungen der Sinnlichkeit, die Sprache der Natur wird von den Seufzern empfindelnder Gemüthsüberspannung unterbrochen. Siegwart sollte eine Klostergeschichte geben und hiermit die Wirkung der Rührung erhöhen, die Einbildung mit neuen Reizmitteln beleben. So stiegen denn Überspannung und Schwärmerei zu der äußersten Höhe, und der Gefühlsspiritualismus zu einem solchen Grade platonischer Überschwänglichkeit, daß selbst diejenigen Dinge, welche aus der Wirklichkeit hereingeführt werden, als farblose Abdrücke erscheinen müssen. Die Charaktere sind ohne Gründlichkeit und Gestalt; wie Schatten schweben sie auf dem Plane einer gehaltlosen Handlung und in der Umgebung des Todes und der Gräber. Dabei fehlt es nicht an redseliger Ausführlichkeit, obwohl die Sprache im Ganzen lebendig fortgeht, meist durch wohlgefällige Frische anspricht und das Lob der Deutschheit verdient, freilich auch zu sehr den Schritt und Ton des Verses annimmt. Übrigens ist nicht zu leug-

nen, daß dem Verfasser einzelne Schilderungen idyllischer Zustände und lokaler Verhältnisse gelungen sind, zugleich auch mancher Zug frommer Gemüthlichkeit und sittlicher Wahrheit aus dem Buche spricht. Das Aufsehen, welches dasselbe in allen Ständen, durch ganz Deutschland machte, und worin es beinahe selbst den Werther überholte, verdankte es nun eben dem Umstande, daß in ihm die schwachmüthige Physiognomie der Zeit sich treu und lebendig spiegelte, und daß zugleich den philanthropinischen Tendenzen, die gerade damals sich bethätigen wollten, Wort und Recht gegeben wurde. Die sentimentale Verstiegenheit, die von den Bremer Beiträgern ausgegangen, in Gleim's Genossenschaft gepflegt, von Klopstock auf die Höhe der Begeisterung gehoben war und in dem Göttinger Bunde freundlich empfangen und geborgen wurde, erhielt im Siegwart gewissermaßen ihren Abschluß und die Fülle ihrer Befriedigung, freilich in einem solchen Maße, daß sie sich, um mit Schiller zu reden, „der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich machte." — Wie geringfügig nun Miller's nationalliterarische Stellung aus dem Gesichtspunkte rein ästhetischer Werthschätzung auch seyn mag, so gebührt ihm doch insofern ein Platz in unserer Geschichte, als er den eigenthümlichen Geist und Geschmack einer merkwürdigen Epoche unserer Literatur nach einer bestimmten Seite hin nicht ohne Talent in seinen Schriften charakterisirt.

Es würde unserem Zwecke nicht entsprechen, wollten wir noch alle anderen Theilnehmer an der Göttinger Dichtergesellschaft des Weiteren erwähnen, indem sie sich weder durch kritische noch productive Thätigkeit in der Nationalliteratur erhebliches Verdienst erworben, sondern fast nur durch einige Kleinigkeiten oder doch unbedeutende Werke ihren Namen überliefert haben. So Hahn aus Zweibrücken, der, im Ganzen wohl begabt, im Drange seines persönlichen Mißmuths zu keiner nachhaltigen Leistung kommen konnte und eines frühen Todes starb. Doch ist eins seiner wenigen Gedichte („Teuthard an Minnehold", d. h. an Miller) dadurch bemerkenswerth, daß es die teutonische Stimmung des Bundes sehr charakteristisch ausspricht[1]). Auch Karl Fr. Cramer (Sohn

1) So heißt es z. B. am Schlusse:

„Dein Herz ist deutsch und deutsch mein Herz,
Es liebt Dich, wiß es ganz! Verflucht,
Was Franzensitte lehrt!"

des berühmteren Joh. Andreas) verdient kaum flüchtige Erwähnung. Sein Buch über Klopstock, „Klopstock, Er und über Ihn" hat ihn bekannt gemacht, ein Denkmal der übertriebenen Verehrung des Messiasdichters von Seiten der Bundesglieder, zugleich aber auch ein Denkmal der hohlen Abstraktion, womit man in diesem Kreise Vaterland, Freiheit und Dichtung auffaßte. Der sanftgestimmte Brückner, der, ein Feind des Bardenthums und des Dithyrambensturms, in idyllischer Bescheidenheit lebte und dichtete und selbst Gellert gegen Voß in Schutz nahm, ist uns eben durch seinen Briefwechsel mit diesem Letzteren näher gerückt, als durch seine Dichtungen.

In bedeutsamer Eigenthümlichkeit steht dagegen Claudius (Matthias, aus Reinfeld in Holstein gebürtig, 1740—1815) in der Umgebung der Bundesbrüder, deren Kreise er nicht sowohl durch förmliche Aufnahme, als durch freundschaftliche Beziehungen und die Gemeinschaftlichkeit der poetischen Grundsätze und Sympathien angehörte. Sein Bild tritt uns aus seinen Schriften am treuesten und anschaulichsten entgegen, die er unter dem Namen Asmus oder der Wandsbecker Bote aus zerstreuten Blättern (z. B. dem Wandsbecker Boten, einer politischen Zeitung, dem Göttinger Musenalmanache, dem deutschen Museum u. s. w.) selbst gesammelt hat[1]). Auch enthalten außer Anderem die Briefe von Voß, der sich einige Zeit in Wandsbeck aufhielt und mit Claudius damals sehr nahe befreundet war, manche treffende Züge aus seinem Leben und seinem persönlichen Thun und Treiben. Besonders ersieht man daraus, wie er in der Weise der Göttinger die ländliche Idylle praktisch ausführte und in der kleinlebigen Häuslichkeit sein Wohlbehagen hatte, wobei es an mancherlei Übertrei-

---

„Und jedem Folger Fluch! Hier ist
Mein Wort, hier meine Hand! Schlag ein!
Und ewig sey der Bund!"

Dieser Hahn ist nicht zu verwechseln mit seinem Landsmanne und Namensgenossen L. Ph. Hahn, der gleichzeitig lebte und mehrere Trauerspiele gedichtet hat.

1) Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten, Hamburg 1775 ff. 8 Th. Neue Ausg. 1819 in 4 Bänden. Mit dem Motto: Asmus, omnia sua secum portans.

bung und falscher Naivität nicht fehlte [1]). Wandsbeck, ein Städtchen unweit Hamburg, war sein Elysium, von welchem er sich kaum auf ein Jahr zu trennen vermochte, um sich in Darmstadt als Staatsbeamter zu versuchen. Er besingt es in der Romanze „Wandsbeck", freilich in etwas burlesker Art. Die Naturschönheit wird vorzüglich gerühmt.

„Schön ist die Welt, schön unsre Flur,
Und unser Wald vor allen
Ist schön, ein Liebling der Natur,
Voll Freud' und Nachtigallen."

Überhaupt ist ihm die Naturlust nächst der Religion das All und Eins des Lebens. Gott und Natur gehen in einander über wie Seele und Leib. In der Natur ist ihm Gott überall gegenwärtig, er „trifft ihn gleichsam auf der That," er „sieht's vor Augen, wie er frisch die volle Hand ausstreckt, und wie er seinen großen Tisch für alle Wesen deckt" [2]). Niemals geht er durch einen Wald, ohne daß ihm einfiele „wer wohl die Bäume wachsen mache," und dann „ahndet ihn so von ferne etwas von einem Unbekannten," er denkt an Gott und „ehrerbietig schauert's ihn dabei." Überall knüpft er nun in solcher Weise sein Glauben und sein sittlich Wollen an die Erscheinungen der Natur. Doch ist ihm diese wieder nur die Folie für das Übernatürliche. Durch sie findet der Mensch sich selbst gehoben, denn, wie er an Andres schreibt, „mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich größer, als Alles, was ihn umgiebt und sehnt sich nach etwas Anderem." Da er in der sichtbaren Natur nichts sieht „als Zeitliches und Örtliches," weiß er „von einem Ewigen und Unendlichen." Alles in der Natur ist bloße Erscheinung und deutet auf ein unbegreifliches Jenseits hin. Er ist geneigt, sagt er in dem Aufsatze über Lavater's physiog. Fragmente, „die ganze sichtbare Welt als eine Glocke anzusehen, die

1) Was er in dem Liede „Der Frühling" sagt:
„Heute will ich fröhlich, fröhlich seyn,
Keine Weis' und keine Sitte hören,
Will mich wälzen und für Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren"
führte er nach Voßen's Bericht mit diesem wirklich aus. Die wechselseitigen Besuche und Speisungen sind in der That oft bis zur Komik, um nicht Schlimmeres zu sagen, natürlich. Vgl. Voß, Briefe.

2) Abendlied eines Landmanns.

wir davon (d. h. von dem verborgenen Grunde) haben läuten hören, ohne recht zu wissen, in welchem Thurme sie ist." Seine Religion aber ist das Christenthum und zwar das einfach biblische; oder vielmehr Christus selbst, wie er hier leibte und lebte, ist seine Religion. „Er ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger, wie ein Stern in der Nacht aufgeht." Wie sehr er Alle achtet, die da recht handeln, so hält er es doch (z. B. gegen Eberhard's neue Apologie des Sokrates) für eine „Toleranzgrille, die alten Philosophen ohne Unterschied zu Christen machen zu wollen, weil sie eine hohe Moral gepredigt haben." Stand er nun mit dieser Überzeugung von dem engsten Bezuge zwischen Natur und Gott, zwischen Religion und Tugend in den Grundsätzen seiner Göttinger Freunde, so traf er mit ihnen auch in dem Eifer für Vaterland und die Ideen der Menschheit zusammen. Er singt vom „alten Barden-Vaterland" und von „der alten Treue," er läßt „das unbezwungene Land" von Braga auf's Neue „zur Ahnentugend weihen."

„Die Männer sollen jung und alt
Gut vaterländisch, tüchtig
Und bieder seyn und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig."

Die Fürsten sollen

„Die Deutschen lieben, und ihr Blut
Nicht saugen, nicht Blut dürsten."

Er selbst, „der Wandsbecker Leiermann," will „deutscher Bote" heißen[1]). Wir hören hier und sonst z. B. in dem Vaterlandslied[2]) dieselbe patriotische Begeisterungsstimme, wie bei Klopstock und den Göttingern. Beim „süßen Namen Vaterland schlägt ihm das Herz und sein Gesicht wird feuerroth." Im Ganzen aber bleibt ihm die religiöse Weltauffassung das Element, in welchem er Alles ansieht und genießt. Er möchte auch hier gern den Ton der kindlichen Naivität behaupten, die er in den übrigen Lebensverhältnissen darlegt, geräth indeß wie auch sonst wohl, mehr als mit dem Ernste der Sache verträglich, auf spielende Weisen, später in die Dunkelgänge einer sogar unduldsamen Mystik, wofür er freilich von Anbeginn ein geneigtes Gemüth besaß.

1) Neujahrsgedicht des Wandsbecker Boten.

2) Das Vaterlandslied, eine Nachbildung von Klopstock's gleichnamigem Gedichte.

Er sympathisirte frühzeitig mit Hamann's christlichem Sibyllenthum, mit Herder's poetisirendem Bibelenthusiasmus und Lavater's Wundergläubigkeit. Sankt Johannes war ihm, wie er selbst berichtet, von Jugend auf der liebste Evangelist. In ihm ist nämlich „so etwas ganz Wunderbares, Dämmerung und Nacht — — so etwas Schwermüthiges und Hohes und Ahndungsvolles." Er versteht freilich nicht Alles, was dieser Jünger schreibt, obwohl es ihm ist, „als ob dessen Engel ihm das Licht halte und ihm bei gewissen Stellen etwas in's Ohr sagen wolle"[1]). Claudius hatte die neuen Lehren von der Geistesfreiheit nie mit Energie und tiefer Überzeugung zu den seinigen gemacht, obgleich er in der Jugendstimmung, wie alle seine poetischen Genossen, ihnen zugewendet war. Es kann daher nicht auffallen, daß er in der Umkehr zu dem historischen Positivismus sich beeilte und schon vor der Revolution den konservativen Standpunkt wieder eingenommen hatte. Die Revolution konnte ihn in seiner Traditionsergebenheit nur befestigen. Wie er nun seitdem in der Religion die Vernunft und Philosophie mehr und mehr unter das „Oben" der Offenbarung und „den Sinn für das Unsichtbare" stellte, so verfinsterte sich auch in der Politik sein Auge mit jedem Tage mehr, und man trifft ihn zuletzt auf dem Wege der ärgsten Reaktion, so mild er auch seine Predigten für den Absolutismus einrichten mag. Er huldigt der Theorie des diskretionären Patriarchalismus, der unbedingten göttlichen Institution. Von „einem Vernunftregimente, was wohl klug, aber nicht gut machen könne," will er nichts wissen. Schon „in der Nachricht von einer Audienz beim Kaiser von Japan" meint er, „Gott habe die Besten und Edelsten unter den Menschen gewählt, die demüthig, weise, gerecht, reines Herzens und barmherzig waren, daß sie bei den anderen Vaterstelle vertreten sollten. Das seyen nun eben die Fürsten, Könige und Kaiser." In dem Aufsatze „über die neue Politik" wird dieser Gesichtspunkt stärker hervorgebildet und nicht ohne einige zelotische Beimischung weiter ausgeführt. Gleichmäßig charakterisirt sich sein Eifer gegen das rationalistische Aufklärungstreiben, und hier sind es hauptsächlich die Briefe an Vetter Andres „über die neue Theologie", in denen er seine reaktionäre

1) Paraphrasis Evang. Johannis.

Stimme laut werden läßt. Bemerkenswerth in beiderlei Hinsicht ist das Gedicht „Urian und die Däuen," worin er in Versen Nachricht geben will von der neuen Aufklärung und ihrem schlimmen Wesen. Daß bei solcher Wendung, die unseren Asmus sogar veranlaßt, „den Censurbären," welchen der Löwen-König eingesperrt, wieder losgelassen zu wünschen[1]), sich Voß, der dem Vernunftrechte in Staat und Religion bis an's Ende seiner Tage huldigte, von ihm entfernte, begreift man leicht; daß aber auch Herder, der in seinen späteren Jahren selbst eine Art kontrolirende Polizei auf Schulen und in der Religionspolemik wünschte, ihm sich abwandte, beweist nur, daß die retrograde Bewegung bei dem guten Claudius mehr als gewöhnlich auffallend seyn mußte.

Was nun seine Gedichte angeht, so sieht man ihnen, wie seiner ganzen Schriftstellerthätigkeit, das Streben an, sich mit dem Tone naiver Unbefangenheit dem Volke zu nähern, was ihm denn auch öfter und besser gelingt, als fast allen anderen gleichstrebenden Dichtern jener Zeit, und hierin gerade sollte ihm sein wohlverdienter Ruhm nicht geschmälert werden. Manche Lieder (wie z. B. besonders das Abendlied „der Mond ist aufgegangen," das Rheinweinlied und mehrere andere) werden seinen Namen in unserer Literatur so sicher verewigen, als deutscher Sinn und deutscher Klang der Sprache darin auf's Reinste wiedertönen. Sie sind Blumen, dem vaterländischen Boden lebendig entsprossen, die man freundlich und liebevoll an Herz und Seele drücken kann[2]). Auch in seinen prosaischen Aufsätzen findet man sich oft angenehm angeregt und erwärmt von der trefflichen Gesinnung und praktischen Lebensweisheit, selbst mitunter von den Zügen geistvoller Ironie. Dieses kann jedoch die Kritik nicht abhalten, das Urtheil zu fällen, daß im Ganzen der Ton wahrer Unmittelbarkeit fehlt, daß das Gesuchte und Manierirte, die einförmige Naivitätskoketterie und selbstgefällige Witzspielerei mißliebig wirkt, daß namentlich in den Gedichten der reine ästhetische Effekt durch solcherlei Eigenheiten geschwächt, selbst häufig genug ganz verhindert wird, wozu noch kommt, daß es in vielen Hinsichten der Darstellung an Einheit des Ausdrucks, an plastischer Gediegenheit und überhaupt an tech-

1) In der Fabel „der Löwe und der Bär."

2) Claudius erinnert in seinen Liedern sehr oft an Hebel's „Allemannische Gedichte" so z. B. in dem schönen Liede „die Frau mit den Kindern."

nischer Feinheit mangelt. Es herrscht zu viel Sichgehenlassen, zuviel Alltäglichkeit und Schlotterhaftes darin, als mit echter Poesie verträglich ist. Auch verirrt sich die Muse wohl zu Gegenständen, an denen sie vergebens ihre Verschönerungsmittel verschwendet. Was soll man z. B. zu dem Liede für Schwindsüchtige sagen? Was braucht's hier noch der redseligen Veranschaulichung all der leidigen Umstände, welche diese Krankheit in natura uns schon so widerwärtig und peinlich aufdringt? Wie Claudius hier das Alltägliche malt, so begeguet's ihm oft. Dergleichen ist kindischer Tand, womit die Dichtkunst nichts gemein hat.

Wenn wir nun unserem Wandsbecker Boten die Hand reichen für die vielen freundlichen Worte, mit denen er uns erquickt und, womit er, wie Herder von ihm sagt, „die Silbersaiten des Herzens" rührt [1]), wenn wir ihm trotz mancher Mängel den apollinischen Lorbeer nicht abstreiten dürfen; so können wir doch ebenso wenig die Meinung derer theilen, die ihn aus einseitiger Wahl des Standpunkts den Ersten unserer Literatur beizugesellen Lust haben, obwohl wir nichts einzuwenden finden, wenn man ihn, wie Gelzer jüngst [2]), mit einem „Christbaume" vergleichen will, dessen tausend Lichter überallhin scheinen, wo „für kindliche Freude und herzliche Erwärmung noch eine Stätte ist."

Wenn wir Leisewitz (aus Hannover 1752 — 1806) noch besonders nennen, so kann es nur deswegen geschehen, weil er vorübergehend dem Bunde sich einverleibt hatte, dem er sonst in Absicht auf literarische Werkthätigkeit nicht eigentlich angehörte. Denn einerseits hat er in der lyrischen Sphäre, welcher sich der Verein besonders widmete, fast nichts geleistet, andererseits steht er mit seinem Trauerspiele, „Julius von Tarent," worauf es nur ankommen kann, fast ganz unter dem Lessing'schen Principe, mögen wir nun auf Komposition und Haltung, oder auf Charakteristik, Dialog und Ausdruck sehen wollen. Es hat mit diesem in unserer Literatur vielgenannten Dichtwerke dieselbe Bewandtniß, wie mit vielen anderen — die Tradition vererbt darüber eine Art festes Urtheil in Lob oder Tadel. Weil Lessing das Stück

1) Briefe an Merck II. S. 35. Sehr richtig deutet übrigens Herder hier zugleich an, daß die Gedichte fast ohne Inhalt sind.

2) Gelzer, die deutsche poet. Literatur seit Klopstock und Lessing. Leipzig 1841. S. 161.

für ein Göthe'sches gehalten, und weil Eschenburg auf dasselbe die Fabel von der Löwin mit einem Jungen angewandt, so hat man ihm oft unbesehen die Gunst dieser Autoritäten gern zu Gute kommen lassen. Es ist bekannt, daß dieses Trauerspiel ein Konkurrenzstück ist, wobei Klinger mit seinen Zwillingen den Preis gewann[1]). Für beide Trauerspiele ist der Stoff aus derselben Quelle, der Geschichte des Mediceischen Hauses in Florenz, geschöpft, die Behandlung aber zeigt, daß beide Dichter ganz verschiedenen Standpunkten angehörten. Sehen wir hier von Klinger's Produktion ab, die sich durch größeren Sturm und wilden Drang dem damaligen Zeitgeschmacke empfahl; so wollen wir dem Julius von Tarent das Verdienst eines wohl durchdachten Planes, einer im Ganzen gut gehaltenen Charakteristik und selbst eines gewissen tragischen Effekts nicht abstreiten, obwohl die Art, wie der Vater den Sohn mit der Überlegung eines Richters in dem Augenblicke der Umarmung blos zum Zwecke der Gerechtigkeit eigenhändig mordet, weder tragische Erhabenheit enthält, noch sonst poetische Auffassung verräth. Auch dürfen wir nicht verkennen, daß der dramatische Vortrag wenigstens für jene Zeit ein rühmliches Zeugniß besseren Geschmacks ablegt. Im Allgemeinen aber leidet das Stück an dem dramatischen Grundfehler, nämlich am Mangel fortschreitender Handlung und einer von der Handlung hinlänglich getragenen Charakteristik. Es ist Alles mehr Beschreibung als genetische Selbstentfaltung, und schon hierin steht die Produktion hinter Lessing's Emilia ungemein zurück. Gefühle, Leidenschaften sollen im Drama vor unseren Augen sich erzeugen, nicht aber, wie hier meist geschieht, mit spitzfindiger Analyse zerlegt werden. Oft merkt man in diesem Punkte Hamlet'sche Reminiscenzen, wobei die Absichtlichkeit sich schlecht verdeckt. In der zweiten Scene des vierten Akts treffen wir den unglücklichen Julius sogar in der Reflexion über den Schädel mit Hamlet zusammen. „Die Hand voll Staub in diesem Sarge, ehemals der große Theoderich, liebte den Schädel in jenem, die schöne Agnese." Diese Phrase und die weiteren sich daran reihenden Vergänglichkeitsgedanken lauten beinahe wie Abschriften aus Shakspeare. Durch

1) Der bekannte Schauspieler und dramatische Dichter Schröder hatte einen Preis für ein Trauerspiel ausgesetzt, dessen Gegenstand Brudermord seyn sollte.

solcherlei metaphysische Grübeleien, die hier weder in der Idee des Stücks liegen, noch überhaupt zu wahrhaft dramatischen Momenten erhoben worden sind, wird der Gang der Begebenheit und Empfindungen häufig unterbrochen, und das wahre tiefgehende tragische Pathos paralysirt. Doch mag das Trauerspiel, gut aufgeführt, noch wohl vor vielen anderen seiner und unserer Zeit das Interesse des Zuschauers gewinnen können.

Der rhein-mainländische oder süddeutsche Dichterkreis.

Um das Jahr 1769 sammelten sich in Straßburg mehrere junge Talente, die, von Jugendlust und Dichtungsdrange getrieben, in Genuß und poetischen Ergüssen ihrer genialen Laune genügen wollten. Unter ihnen stand Herder mit dem Scepter der Wissenschaft, leitend und ermäßigend, während Göthe alsbald der produktive Mittelpunkt ward, um den die dortigen Freunde, ein Lenz, Wagner, Lerse, Jung Stilling und nicht lange darauf Andere, wie Lavater, Fr. H. Jacobi, selbst Merck und sonst noch Manche aus entfernteren Gegenden kreisten. Wir haben schon oben in der Übersicht bemerkt, wie Göthe damals seine Schauplätze änderte, indem er bald in Frankfurt und Darmstadt, bald in Wetzlar oder Gießen länger oder kürzer weilte, und wie an jedem Orte Genossen gleichen Strebens sich um ihn gesellten, bis er in Weimar den festen Punkt gewann, von welchem aus er ein halbes Jahrhundert hindurch den Himmel unserer Literatur überstrahlte. Bedeutsam genug erscheint dieses kometische Irren in jener Zeit und jenen Gegenden, indem es uns persönlich vergegenwärtiget, wie der revolutionäre Verjüngungstrieb in der Literatur seine Unruhe, sein drangvolles Versuchen, sein allseitiges Anknüpfen durchzuführen strebte, um endlich in einem gesammelten Bewußtseyn zu nachhaltigen Produktionen zu erstarken. Auch das ist schon angeführt, daß Schiller in diese Irrbahn hinüberreichte, und es scheint kein Zufall, daß beide Genien, von denen der eine dem anderen aus weiter Ferne in dem unruhigen Gange nachzog, in der Zeit ihres regelmäßigen Laufs von demselben Orte als die glänzendsten Doppelsterne innigst befreundet umherleuchten sollten.

„Die Epoche," sagt Göthe selbst von jener Zeit, „in der wir lebten, kann man die fordernde nennen; denn man machte

an sich und Andere Forderungen auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beste sey, was der Mensch sich wünschen könne." Diese Charakteristik der Zeit stellten literarisch vorzüglich die rheinmainländischen Genialitäten dar; wie sie denn überhaupt mehr als ihre Göttinger Zeitgenossen den literarischen Sturm-Drang der Epoche vertraten und von dem „Freiheits- und Naturgeiste" am meisten ergriffen waren, „der jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren raunte, man habe ohne viel äußere Hilfsmittel Stoff und Gehalt genug in sich selbst, und Alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte." Es ist daher wohl als ein bezeichnendes Moment anzusehen, daß gerade die Fabel von Faust in dieser weiten Genossenschaft ein Lieblingsgegenstand der Behandlung wurde[1]), nicht minder, daß Göthe den Prometheus dichtete, in welchem er die bekannte antike Titanenmythe zu dramatisiren versuchte. Diese unvollendete Jugendarbeit des großen Dichters, in welcher die berühmte Ode „Prometheus" als Monolog vorkommt, kann ganz eigentlich für ein rechtes Wahrzeichen der Originalitätsstürmerei jenes Kreises gelten. Denn sowie das Alterthum in dieser Fabel den Trotz des Natur-Titanismus gegenüber dem herrschenden Göttergeschlechte zur Anschauung bringen wollte, so mochte Göthe in ihrer neuen Bearbeitung den Revolutionsgedanken des damaligen jungen literarischen Deutschlands aussprechen und versinnlichen wollen[2]). Wie aber unter den Genossen, die sich mehr oder weniger nahe zusammenfanden, „ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen," sich bemerkbar

1) Göthe faßte schon in Straßburg die erste Idee zu seinem Faust, Klinger bearbeitete die Fabel in einem Romane und Maler Müller machte daraus in seiner Weise ein Drama. Daß auch Lessing diesem Stoffe sich zugewendet, ist schon oben angeführt worden.

2) Später (1802) hat Herder ebenfalls den Prometheus dramatisirt, aber aus dem Standpunkte des neunzehnten Jahrhunderts und seiner eigenen kosmopolitischen Humanitätsidee, weshalb auch „den entfesselten Prometheus." Der Zweck ist die Veranschaulichung des Fortschrittes der Menschheit in der Kultur. „Agathia, die reine Menschlichkeit," als des prometheischen Werkes Ziel, will uns Herder vor die Augen führen, wobei freilich die antike Farbe ganz verwischt ist.

machte, wie „ein leidenschaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beschränkte Theorien" obwaltete, wie man sich „dem Anpreisen falscher Muster widersetzte" und wie dieses Alles sammt dem, was daraus folgt, „tief und wahr empfunden, oft aber auch einseitig und ungerecht ausgesprochen wurde," lesen wir gleichfalls bei Göthe selbst[1]). Schon haben wir oben bemerkt, daß eben wegen dieses größeren Dranges der Genialitätsberechtigung auf Seiten der Rheingenossenschaft ihre Produktivität sich hauptsächlich in der objektiven Thatentfaltung äußern wollte und darum das Drama suchte, während die Göttinger den Ernst der Gemüthsinnerlichkeit in der Lyrik vorzugsweise ausdrücken mochten. In dramatischem Pathos die Welt ihrer subjektiven Urgedanken und Naturempfindungen auszuströmen, im Sturmschritte der Handlung die Glut ihrer leidenschaftlichen Überzeugungen in die lahme Menschengesellschaft hinauszuschleudern und mit der Gewalt ihrer Originalitätsideen die veraltete Ordnung der Dinge, das Philisterium der Sitte, den Pedantismus in Literatur und Wissenschaft zu durchbrechen, fühlte jene kecke Jüngerschaft sich berufen und befähiget. Daß bei solchem Ungestüm natürlicher Unmittelbarkeit der Kunstregel weder Raum noch Recht gegeben wurde, ist begreiflich, ebenso auch, daß dabei weder in der Anordnung der Handlung, noch in Charakteristik und Styl Maß und richtiges Verhältniß herrschen konnten. Fast überall streift man an die äußersten Grenzen menschlicher Beziehungen. Zwischen dem Bösen und Guten kennt man keine Vermittelung; die Leidenschaft wird Wahnsinn, das Unglück wird zur Verzweiflung, die Sprache bewegt sich in dithyrambischer Anstrengung und Gewaltigkeit. Gerstenberg hat (1768) mit dem Ugolino, dieser Marter- und Gräueltragödie, die undisciplinirte Genialitätsdramatik eröffnet, und Schiller's erste Bühnenstücke sind noch echteste Kinder derselben, und können, da sie sich in der Gunst des Publikums am meisten erhalten haben, als die lebendigsten Zeugen des bezeichneten Drang- und Qual-Geistes gelten. Göthe, wie sehr er seinerseits unter dem Einflusse desselben stand, ward doch gleich Anfangs durch seine angeborene Neigung für objektive Gestaltung an Maß und Ordnung hingewiesen und konnte sich daher auch bei der echten Genialität, die ihm zu Theil gewor-

1) Tag- und Jahreshefte (Bd. 31. S. 4. ff.).

den, nicht wohl in die Abgründe unbegrenzter Triebkräftigkeit stürzen. „Der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn jedoch," sagt er, „verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkennt, aber sich ihr gleichsetzen möchte"[1]). Obwohl nun Göthe's Jugendwerke, namentlich auch der Götz und Werther, selbst noch der Faust (als Fragment), den Genialitätsdrang der Epoche bethätigen, so tragen sie dagegen im Vergleich mit allen übrigen Produktionen dieser Genossenschaft die unverkennbarsten Züge der Mäßigung, das reinste Gepräge der Wahrheit und der Freiheit des Bewußtseyns. Darum stehen sie denn auch als unvergängliche Denkmäler echter Dichtkunst da, während jene und selbst Schiller's Dranggeburten (die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe) mit dem Siegel der Vergänglichkeit gezeichnet sind.

Indem wir nun Einiges im Besonderen hervorzuheben gedenken, bemerken wir zuvörderst, daß Göthe und Schiller, da sie sich aus der dämonischen Gewalt emporrangen und in dem Fortschritte stetiger Metamorphose zu der Reinheit klassischer Schöpfungen mehr und mehr hinauf läuterten, ihren eigentlichen Platz nicht hier finden, sondern von der Höhe ihrer nachfolgenden Ausbildung zu betrachten und in der Gesammtheit ihres literarischen Wirkens aufzufassen und zu würdigen sind. Ihre Bilder haben wir daher später aufzustellen und in voller Lebensgröße auszuführen. Wenn dann weiter auch solche Namen (wie z. B. Lavater, Fr. H. Jacobi), an die sich nicht sowohl die poetisch-produktive Sturmliteratur, als manche Drangbewegungen im Gebiete wissenschaftlicher Leistungen knüpfen, für ein besonderes Kapitel zurückgestellt werden; so haben wir, da auch Merck schon in der übersichtlichen Charakteristik der Epoche seine Schilderung gefunden, für jetzt nur wenige Männer vorzuführen, welche nächst Göthe und Schiller besondere Aufmerksamkeit ansprechen können, mögen sie nun dem rheinischen Literatenkreise unmittelbar, wie Lenz und Klinger, oder nur mittelbar, wie z. B. der Maler Müller und einige Andere, angehören.

Überblicken wir diese literarische Landschaft, so ist es nun

1) Dichtung u. Wahrheit. Bd. III. S. 316 (Werke Bd. 26.).

Straßburg, wo, wie gleich Anfangs angedeutet worden, die ersten Figuren der rheinischen Dichtergenossenschaft uns entgegenkommen. Sie bilden eine eigene Gruppe, alle gleich drangvoll der neuen Literaturströmung zugewandt, die durch Herder dorthin geleitet worden war, enthusiastisch für Shakspeare gesinnt, dessen Werke ihnen als poetische Bibel galten, und mit dem sie in „originalem Muthwillen" wetteifern wollten. Wir sehen hier jenen Leopold Wagner, den Göthe im Faust in der Person seines Namensvetters satirisirt, „einen guten Gesellen, der, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben, doch mitzählte." Was er dichtete, war ohne Bildung, wenn auch nicht ohne Talent. Das Trauerspiel „die Kindesmörderin," zu welchem er Idee und Stoff aus einer Mittheilung Göthe's, die dieser ihm hinsichts der Katastrophe seines Gretchens im Faust gemacht hatte, entwendete, trägt ganz den Stempel der sich selbst überlassenen regellosen und undisciplinirten Naturgenialität, die sich im Gräßlichen und Rohen bis zur äußersten Grenze gefällt und selbst die Polizei herausforderte, ihre Geburt von der Bühne fern zu halten. Die Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten," die man für ein Produkt Göthe's hielt, war gleichfalls aus konversatorischen Elementen mit diesem hervorgegangen und sollte eine geharnischte Apologie desselben gegen Nicolai und dessen Gefolge bilden. Nicht ohne humoristische Züge und treffende Satire steht die Produktion doch gleichfalls zu sehr unter dem Principe dämonischer Willkür, als daß ihr in der Literatur eine bleibende Stelle hätte zu Theil werden können.

Höher hinauf rückt J. M. Reinhold Lenz (aus Liefland, 1750—1792), der als Hofmeister mit zwei jungen liefländischen Edelleuten nach Straßburg gekommen war und hier mit Göthe bekannt wurde, ohne daß sich jedoch ein näheres Verhältniß zwischen Beiden gebildet hätte. Sie theilten sich einander mit, weil sie „als gleichzeitige Jünglinge ähnliche Gesinnungen hegten." Lenz gehörte so ganz dem unwilligen und unruhigen Subjektivitätsgeiste der Zeit an, daß er als dessen vollkommenster Repräsentant gelten darf. Er übertraf in dem Streite der innerlichen Selbstqual und Eigendünkelei, der damals die strebende Generation beherrschte, nach Göthe's Bericht „alle übrigen Un- und Halbbeschäftigten, welche ihr Inneres untergruben." Er lebte und bewegte sich fast nur in einbildnerischen Vorstellungen und Gefühlen, um bei aller

planlosen Nichtsthuerei immerfort etwas zu thun zu haben. So suchte er denn auch durch die verkehrtesten Mittel „seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben und vernichtete sein Werk immer wieder selbst." Er schien im Ganzen „nur zu sündigen, um sich zu strafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte zu pfropfen." Mit einer unerschöpflichen Produktivität verband er ein zwar schönes, aber kränkelndes Talent. Seine „albernsten, barockesten Fratzen" durchschlich eine liebliche Zärtlichkeit. Dabei waren seine Tage „aus lauter Nichts zusammengesetzt", dem er durch Rührigkeit Bedeutung zu geben wußte. Wieland nennt ihn „eine seltsame Komposition von Genie und Kindheit", den Alle in Weimar, wo ihn sogar der Hof einige Zeit duldete, liebten, der aber doch zugleich „voller Affenstreiche war" und darum oft „ein schlimmerer Kerl zu seyn schien, als er war und zu seyn Vermögen hatte." Auch fand Wieland in ihm „mehr Imagination als Verstand, viel pruritum und wenig Zeugungskraft." Wie die Kinder richtete er mannichmal Unheil an ohne Bosheit, bloß weil er nichts Anderes zu thun wußte, und es verging kein Tag, wo er nicht „einen dummen Streich machte" [1]). Er knüpfte in launenhafter Genialität allerlei Seltsamkeiten zusammen, und wählte sich darum auch besonders Shakspeare zu seinem Vorbilde, dessen Ausschweifungen und Auswüchse er sich anzueignen suchte, ohne seine gründliche Tiefe und das Maß, welches alle scheinbaren Wunderlichkeiten jenes mächtigen Genies durchherrscht, zu erfassen. In dieser Shakspearomanie übersetzte er das Stück Love's labours lost in freieste Weise, wobei er indeß einen nicht geringen Grad sprachlicher Gewandtheit bekundet. In den Anmerkungen verfährt er „bilderstürmerisch" gegen die Herkömmlichkeiten des Theaters und meint, so überall nach Shakspeare's Weise zu handeln. Er wußte übrigens in das Gemeinste Poesie zu legen, freilich ohne künstlerische Haltung und Ausführung. Es wurde ihm nur wohl, „wenn er greuzenlos im Einzelnen verfloß." Daß ein Individuum mit solchem Ungestüm der Triebe bei solcher inneren Haltlosigkeit und Krankhaftigkeit [2]), mit so vielen Ansprüchen, so großem Dünkel bei gänzlicher Berufslosigkeit und Zerfahrenheit den feindseligen bedrückenden Mächten des Lebens anheim-

1) Briefe an Merck I. S. 95 u. 100. und II. S. 66, 68, 97.

2) „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind," schreibt Göthe an Merck.

fallen mußte, lag in dem natürlichen Gange der Dinge, sowie es selbst nicht zu verwundern ist, daß der Unglückliche bei seiner subjektiven Stimmung und den auf ihn andrängenden Mißgeschicken in Kurzem dem Wahnsinne zur Beute ward, der ihn eine lange Reihe von Jahren hindurch verfolgte, bis ihn endlich nach mehrfachen Irrfahrten der Tod in Moskau 1792 von der Qual des Daseyns befreiete [1]).

Jene Physiognomie der Persönlichkeit von Lenz hat sich nun in seinem schriftstellerischen Wirken vollkommen dargestellt. Bald dies bald jenes versuchend und sich in ordnungsloser Wirrheit und Wildheit umhertreibend, hat er uns kein Werk zu bieten, auf dem die Anschauung befriedigt ruhen möchte. Sehr charakteristisch sagt er von sich selbst (an Merck), daß seine Gemälde ohne Styl seyen, wild und nachlässig auf einander gekleckst, daß ihm zum Dichter Muße und warme Luft sammt der Glückseligkeit des Herzens fehle, daß er halb in Schlamm versunken liege und sich nur mit Verzweifelung emporarbeiten könne. Diesen Charakter tragen vorzüglich seine dramatischen Werke [2]), in denen die Überschwänglichkeit der Naturgenialität alle Forderungen der Kunst und Form von sich ablehnt und in ungezügelter Wildheit ihre dämonische Macht schalten und walten läßt. Lenz meint, den Shakspeare nachzubilden, wenn er Spaß und Ernst, das Gemeinste und Höchste, das Gräßliche und Ausgelassenste ohne Motiv, nach der reinsten Laune des Zufalls mit einander zusammenbringt. So in dem „Hofmeister", worin er das Erziehungsthema behandelt und die Mißlichkeiten der Hofmeisterei in Absicht auf Geschlechts- und andere Verhältnisse aus einander legt. An schlüpfrigen und sinnlichen Scenen fehlt es ebenso wenig, als an großmüthigen Zügen und doktrinären Vorträgen über Erziehung, Alles wunderlich durch einander. Im „neuen Menoza" will der Dichter den herkömmlichen socialen und moralischen Verbesserungstheorien entgegenarbeiten, geräth aber auch

1) Über die Beziehung Lenzen's zur Sesenheimer Friederike, in deren Gunst er, nachdem Göthe sein Verhältniß mit ihr aufgegeben, nach gewissen unsicheren Nachrichten auf eine etwas zweideutige Weise getreten seyn soll, kann hier um so weniger Weiteres bemerkt werden, als eben die Sache noch sehr im Ungewissen schwebt.

2) Tieck hat 1828 Lenzen's Werke in 3 Theilen neu herausgegeben und in dem Vorworte sich auch über den Charakter und die Schicksale desselben ausgesprochen, unter Anderem über seinen Wahnsinn Interessantes mitgetheilt.

hier, obwohl manche humoristische Partikularitäten vorkommen, auf bedenkliche Abwege, nicht bloß in ästhetischer, sondern auch in moralischer Hinsicht. „Die Soldaten", wohl zumeist ein Produkt seines Umgangs mit den Offizieren der Straßburger Garnison, geben die Anschauungen, welche er in solcher Welt gewonnen. Wie wenig ein gebildeter Geschmack sich mit den dargebotenen Scenen, und ein vernünftiger Sinn mit den darin mitgetheilten Ansichten, trotz der Tieck'schen Apologie, befreunden kann, so darf doch einigen, aus dem Leben gegriffenen Zügen das Interesse kräftiger, warmer Zeichnung und anschaulicher Wahrheit nicht abgesprochen werden. Anderes, Dramatisches wie Erzählendes, übergehen wir billig, um uns einem Dichter zuzuwenden, der den Typus dieser Epoche am kräftigsten dargestellt und am konsequentesten durchgeführt hat, wir meinen Göthe's Landsmann Klinger, von dem jener im Vergleich mit Lenz bemerkt: „Lenz, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hin und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen; Klinger hingegen, als einflußreicher Schriftsteller, als thätiger Geschäftsmann, erhält sich noch bis auf diese Zeit" [1]).

Friedr. Maximilian von Klinger (1752 oder 1753—1831) war in Frankfurt a. M. in niederem Stande geboren und starb auf hoher Stufe der Ehre und des Ansehns als russischer Generallieutenant, Kurator der Universität Dorpat und Gemahl einer natürlichen Tochter der Kaiserin Katharina. Klinger kündigte mehr als gewöhnlich in seinem äußeren Wesen an, was er in der That war. Entschieden von Charakter und reiner Gesinnung sich bewußt, von früher Jugend an auf den Ernst des Lebens hingewiesen, indem er schon als Knabe, selbst dürftig und verlassen, für die Erhaltung einer armen Mutter sorgen mußte, im Gefühle, Alles, was an ihm war, sich selbst verschafft und geschaffen zu haben, hiermit auf seine eigene Persönlichkeit fußend und vertrauend, erschien er in großer wohlgebauter Gestalt, mit regelmäßiger Gesichtsbildung, in sauberer Anständigkeit mit dem Zuge stolzer Unabhängigkeit, der durch sein ganzes Betragen ging, welches weder „zuvorkommend noch abstoßend" sich dem Ganzen nach in gemäßigter Mitte hielt. „Klinger," sagt Göthe, zu dem er nach Per-

1) Dichtung u. Wahrh. III. S. 254. Man findet hier Klinger's Porträt in wenigen, aber meisterhaften Zügen gezeichnet.

son und Erziehung den entschiedensten Gegensatz bildet, und dessen „harte Heterogeneität" in Weimar er so sehr fühlte, daß er „mit ihm nicht wandeln zu können," gesteht, „Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüthe und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten." Es war hierdurch die Strenge, wozu ihm schon die Geburt die Anlage mitgegeben, allmälig zu stoischer Trotzigkeit und Selbstgenügsamkeit aufgewachsen, die sich um so fester bildete, als er, von der Straßenarbeit durch Zufall in die Schule wissenschaftlicher Ausbildung gelangt [1]), von der Aristokratie reichsstädtischer Spießbürgerlichkeit umgeben und mißachtet, später im Kriegsdienste bei den Östreichern und Russen den starren Formen der Disciplin unterworfen und hier zuletzt unter der Unbeugsamkeit eines systematischen Despotismus zu Glanz und Glück emporgehoben, in seinem Lebensgange den Kampf mit Herkommen und Menschen vielfach bestanden und dadurch gegen beide sich mehr und mehr abgeschlossen und in die Welt seiner persönlichen Selbstheit zurückgezogen hatte. Er mochte wohl von sich selber sagen (in der Rechenschaft): „ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dies so ernstlich als ehrlich that, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von selbst." So also ganz auf sich ruhend, blieb er dem Inneren der Dinge und Verhältnisse unzugänglich und drang nicht in ihre Wahrheit ein, sowie sie hinwieder sein Inneres nicht befruchten und zu einer Heimat reicher Gefühle und Ansichten bilden konnten. Klinger war ein tüchtiger Charakter, der sich durch folgerichtige Beharrlichkeit zum Meister des Geschickes machte [2]), allein es fehlte der Himmel der Idee, von welchem eine helle Sonne erwärmend und erleuchtend über sein Leben und seine Werke hingeschienen. Selbst auf dem Strome des Lebens von Extrem zu Extrem fortgetragen, aus dem Winkel der Armuth in den Glanz des

1) Ein Lehrer des Gymnasiums in Frankfurt, der ihn bei einer Handarbeit auf der Straße bemerkte, nahm sich seiner an und sorgte, daß er auf die Anstalt kam. Seine akademischen Studien machte er in Gießen, wo er bereits das Trauerspiel „Otto" verfertigte. Er verkehrte hier, wie Göthe, viel mit dem bekannten Juristen Höpfner.

2) Als er in der Schlacht an der Moskwa seinen einzigen Sohn verlor, worüber seine Gemahlin sich zur Blindheit ausweinte, blieb er, obwohl hart ergriffen, männlich stark in fester Stellung.

Glückes versetzt, ohne die Mittelstufen der Gesellschaft zu durchschreiten und auf diesem Wege die feineren Bezüge in den Verhältnissen zu erfahren, beurtheilte er auch die Welt nur nach Extremen. Das Gute und Böse lagen in abstraktem Gegensatze aus einander, das Menschliche war ihm durch keine Mitteltinten zu einem Bilde ausgeglichen, Paradies und Hölle waren die Standpunkte, von denen aus er die Welt sich ansah und würdigte, und es ist wohl nur Selbsttäuschung, wenn er meint (in der Rechenschaft), er habe die Verhältnisse aller Stände, „ihr Glück, ihre Täuschungen, ihre Schuld und Unschuld" kennen gelernt. Das Gemüth, dieser Spiegel des Menschlichen im Menschen, war ihm getrübt; Klingern fehlte hiermit die Lyrik des Herzens, die dem Dichter die rechte Weihe seines Berufes giebt. Seine Produktionen sind daher auch ohne wahre lyrische Innerlichkeit. Geprägt mit dem Siegel abstraktiver Verstandesstrenge, getragen von der Macht eines thatkräftigen Wollens, treten sie wie steinerne Riesengestalten vor uns hin, die mit festen Zügen ein erstarrtes Leben uns entgegenhalten. Das Drama und der Roman sind die Formen, in denen er seine Männerhärte zum Principe seiner Dichtung gemacht; für den lyrischen Gesang hatte ihm eben die Muse keine Stimme gegeben und den Zauber der Melodie versagt.

Wir finden in Klinger's schriftstellerischem Leben und Wirken zwei Hälften, die man als die dramatische und epische bezeichnen kann. Jene fällt hauptsächlich der Sturm- und Drangepoche zu, diese der russischen Dienstzeit — dort tobte die Jugend im Aufruhr der Leidenschaft, rüttelnd an den Riegeln und Pforten des Herkommens, der Ordnung und der Regel, hier zürnt der Mann mit der Miene der Verfinsterung und stoischen Selbstherrschaft über das Unheil, welches er in der Menschheit findet. Was Klinger selbst sagt, „daß der Dichter den Menschen zu einem höheren Wesen macht, an das man glaubt, weil er sein Gewebe, gesponnen aus der Wirklichkeit und der inneren höheren Ahndung in uns, an eben dieselben knüpft", und was er deshalb von dem Dichter fordert, daß er „nicht bloß idealischen Sinn habe, sondern auch den Geist, die Wirklichkeit und das praktische Leben überhaupt recht innig und wahr zu erkennen" [1]), hat er in seinen Werken am wenigsten

1) Aus der Schrift: „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur," womit er seine Schriftstellerbahn schloß.

erfüllt, die mit der Physiognomie seines abstrakten Stoicismus den Mangel an echter psychologischer und historischer Entwickelungsweise verbinden, und uns die Menschen mehr wie künstliche Automate hinstellen, als wie selbstbelebte und ihr Daseyn in Wechselwirkung mit den äußerlichen Bedingungen aus sich gestaltende Wesen vorführen. Überall finden wir, daß seine eigene Abgeschlossenheit, sein eigner „erworbener und festgehaltner Charakter," wie er von sich selbst urtheilt, den er „immer ohne Furcht dargestellt," auch Ton und Haltung seinen Werken giebt. Wenn daher Göthe sagt, daß sich in diesen „eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede" zeige, wenn er „darin die Mädchen und Knaben frei und lieblich, die Jünglinge glühend, die Männer schlicht und verständig" findet, wenn er „die Figuren, die Klinger ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben" nennt, wenn es demselben „nicht an Heiterkeit und guter Laune" fehlen soll; so können wir dieses nur aus Göthe's Gewohnheit erklären, nicht bloß „einen Jeden gelten zu lassen für das, was er war", sondern auch „für das, was er gelten wollte"[1]), Jeglichem aber, setzen wir hinzu, die möglichst gute Seite abzugewinnen und vornehmlich jedes bessere Streben freudig anzuerkennen. Doch kann er bei dem Allen nicht verhehlen, daß uns Klinger den heiteren Scherz „durch bitteres Mißwollen hier und da verkümmert."

Wie Klinger durch sein ganzes Leben die vollkommenste Stetigkeit seines ernsten Charakters offenbart, der nur in der Frühe stürmisch vordrang, während er in der Spätzeit mehr und mehr in sich erstarrte, so geht auch derselbe Typus durch alle seine Werke, und wir finden Wesen und Weise seiner einseitigen Abstraktion in Weltauffassung und Menschenkenntniß ebenso sehr in den dramatischen Schöpfungen seiner Sturm- und Drang-Begeisterung, als in den Romanen und sonstigen Schriften seiner zweiten Lebenshälfte, wo er jede Zeit, die ihm von vielen Geschäften übrig blieb, „in der tiefsten Einsamkeit und möglichsten Beschränktheit verbrachte." Die Freiheitsschwärmerei seiner Jugend erscheint im Alter nur als Verzweifelung an ihr selbst und ihrem Ziele, aber nimmer als Verrath an sich selber, wie bei so manchen Anderen seiner Mitstürmer. Rußland's Czarenherrschaft hat ihn nie erknechtet, und

1) Dichtung u. Wahrh. Bd. II. Vgl. damit Eckermann's Gespräche.

er jubelt, daß er Alexander's, seines Kaisers, Adel sehen kann. „Ich lebe unter Alexander dem Ersten — dem Edelsten der Menschen — Höheres weiß ich nichts zu sagen“ [1]). Ohne Menschenpflege hatte er aus der Hand der Natur seine erste Erziehung erhalten und mit ihren Zuständen die vertrauteste Bekanntschaft machen müssen. Er wurde daher, zumal da sein persönliches Wesen dieser Seite sich zuneigte, alsbald ein Zögling Rousseau's, dessen Emil sein Haupt- und Grundbuch bildete. Göthe nennt ihn den reinsten Jünger des Naturevangeliums, welches damals unter der Fahne jenes Genfer Philosophen von dem neuen Geschlechte verehrt wurde. Klinger hat in dem Werke „Geschichte eines Deutschen aus der neuesten Zeit“ die Grundsätze jenes seines Lehrers durch eine besondere Dichtung verherrlichen wollen. Alle seine Schriften wenden sich daher dem wirklichen Menschenleben mehr oder minder ab, um in meist übertriebenen Farben nur die Auswüchse desselben zu schildern oder die Tugenden idealer Mustermenschen zu zeichnen, die nicht durch das Leben, sondern trotz demselben sich auf die Höhe moralischer Freiheit erhoben haben. „Das düstere Gemälde der Erfahrung an der Welt und ihren Bewohnern“ [2]) entrollt sich in seinen Dichtungen. Er giebt in ihnen mehr nur das Schauspiel seiner eigenen finstersichtigen Subjektivität, als das der objektiven Wahrheit der Dinge [3]). Sie sind didaktische Exempel einer urkräftigen Persönlichkeit, die nicht ihre Freude daran hat, die Welt als Gabe Gottes aus dessen Hand zu nehmen, sondern nur die Genugthuung genießt, sie zu verachten oder zu überwinden. Zu reiner Dichtung fehlte ihm mit dem Genie die rechte Sympathie, ohne die es keine echte Begeisterung geben kann. Eine gewisse Lebendigkeit der Imagination nebst Biederkeit der Gesinnung ertheilt seinen Werken allerdings ein Interesse, welches uns oft den Mangel eigentlich poetischer Bedeutung übersehen läßt. Hätte Klinger Phantasie genug gehabt, er würde ein deutscher Byron geworden seyn, dem er an mißmuthiger Weltansicht und großartiger Leidenschaft nicht weicht. Unausgeglichen, wie bei diesem, erscheinen auch bei ihm die Gegensätze, unversöhnt der Mensch und

1) A. a. O. 2) A. a. O.

3) Merck wirft Klingern vor, daß seine Poesie die Menschen von anderen abzieht und „sie inwendig mit der Bettelkapezerei ihrer eigenen Hoheit und Würde ausmeublirt.“ Briefe II. S. 49.

das Geschick. Seine Dichtung schwankt zwischen beiden hin und her, sein Ideal trifft nirgends mit der Wirklichkeit, seine Begeisterung niemals mit der echten Herzenswärme zusammen, seine Menschen sind ohne Gleichniß, und seine Handlungen breiten sich ohne Maß und Kunst aus einander. Nur das Große und Gewaltige hatte für Klinger Werth, das Geheimniß des Schönen blieb ihm stets verschlossen. Er war meist in Feuer oder Unwillen [1]). Unter den deutschen Dichtern steht er zunächst bei Schiller, dem er in der Energie des Willens und in der poetischen Tendenz sich vergleichen läßt, nur daß ihm eben der Genius nicht wie diesem die Weihe reinerer Kunst und echter Originalität verliehen hatte.

Wir haben schon bemerkt, daß Klinger's Werke sich in zwei Hauptpartien scheiden, in dramatische und novellistisch-epische, die wieder den zwei Hälften seines Lebens fast genau entsprechen, der jugendlichen und der gereiften männlichen, und, wollte man äußerliche Beziehungen nehmen, seiner deutschen und seiner russischen Lebensseite [2]). In den dramatischen Produktionen haben wir nun ganz eigentlich ein treues Charakterbild der Epoche, die selbst von einem Drama Klinger's, „Sturm und Drang", worin ein schottischer Familienzwist den Gegenstand bildet, den Namen erhalten hat. Klinger stand neben Göthe so recht in der Mitte der drangvollen Strebungen, die ihn um so mächtiger forttrieben, je energischer von Natur sein Wollen und Begehren war. Doch blieb er der sentimentalen Seite fremd und gab uns dagegen den titanischen Kampf mit all seinen Anstrengungen und in seiner ganzen dämonischen Gewalt. Hier ist Jegliches, was er bietet, urkundliche Beglaubigung des Geistes, der jene Zeit beherrschte. Klinger kommt nicht aus den Waffen; wir vernehmen ihr Geklirr, wo und wie er sich bewegt. Wir wollen nicht dabei verweilen, wie er sich theils an Göthe, theils später an Schiller lehnte, und wie umgekehrt dieser wieder von ihm (z. B. vielleicht in seinen Räubern Motive aus den „Spielern") geborgt haben mag, und bemerken sofort

1) Wieland nennt ihn „den Löwenblutsäufer." An Merck I. S. 109 u. II. S. 106.

2) Klinger hatte schon 1794 und wiederum 1809—1816 selbst eine Ausgabe seiner Werke veranstaltet, worin er nur mit Auswahl aufnahm, was er geschrieben, und mehrere Jugendwerke fortließ. Eine neue Ausgabe erschien 1843 in 12 Bänden, wobei jene letztere zum Grunde liegt.

bloß im Allgemeinen, daß ihm für dieses Fach gerade am meisten der Beruf fehlte. Denn hier kommt es vornehmlich darauf an, daß der Dichter Menschen menschlich schildert, daß er in die Innerlichkeit der Seele steigen kann, um das Räderwerk zu erkennen, welches die That nach Außen treibt; hier gilt's, die Natur mit der Idee auf's Innigste zu vermählen, der Handlung Leben, der Sitte Wahrheit, dem Worte treffende Kraft und freien Gang zu geben und die Phantasie an die Gesetze der Wirklichkeit zu weisen. Nichts von diesem Allen hat Klinger erreichen können. Seine Personen stehen auf keinem realen Boden, ihr Thun und Treiben wird nicht aus ihrem Gemüth herausgeboren, sie treten wie Maschinen auf, fertig und gleichsam aufgezogen, es fehlt ihnen Natur, Individualität und Wahrheit. Sie sind Figuren, die einherstelzen und in maßlosem Pathos gezwungene Leidenschaft und erhabene Tugend aussprudeln, oder in gemeiner Rhetorik kraftgenialische Rohheit und teuflische Verworfenheit zur Schau tragen. In Absicht auf Handlung will die Gestaltung des Stoffes nicht gelingen. Klinger kann nur einen Theil an den anderen setzen, aber keinen Fortschritt eines bestimmt gestellten Anfangs zu seinem entsprechenden Ende durch naturgemäße Vermittelung leiten. Es fehlt an Fluß, an dramatischen Motiven, an sachlichem Interesse. Das Große soll uns überwältigen, das Gräßliche rühren, das Maßlose den Sinn betäuben. Kurz, es kommt dem Dichter nicht auf's Handeln, sondern auf den Effekt an. Der Styl geht hiermit meist in's Gesuchte über, die Darstellung fällt in rohe Stücke aus einander und die plastische Wohlgefälligkeit gewinnt keinen Raum; dabei tobt der Ausdruck in Dithyramben fort und der Sprache wird mit der Natur auch die Frische, das Leben, die Macht der Herzensoffenbarung genommen. Sie ist durchkältet-starr und pomphaft-hohl. Mit den „Zwillingen" (1774), diesem bekannten Preisstück, verkündigte Klinger sofort, wohin sein Genius ihn trieb. Das Stück behandelt den Brudermord und steht gleich dem Konkurrenzstücke von Leisewitz, „dem Julius von Tarent," auf dem Boden der Geschichte des Mediceischen Hauses. Es ist jenes Trauerspiel das wahrste Dokument der Zeit und ihres Geschmacks. Ein düster unheimliches Gemälde wahnsinniger Gewalt, die in wildem Drange nicht Ziel und Richtung kennt. Alles, was die Unnatur Kolossales erzeugen kann, ist zu schauen, alle Extreme sind in harter Be-

gegnung dargestellt. Hier schmelzende Sanftheit, dort Trotz und Leidenschaft bis zur Wuth, hier Verzweiflung und Kummer, dort Rache und roher Ungestüm. Segen und Fluch, Bitten und Verwünschungen wechseln in schroffer Folge. Alles wird wie in geschlossener Phalanx fortgedrängt ohne selbstbildende Belebung und Innerlichkeit. Übrigens enthält die Tragödie Stellen, welche würdig sind, zu einem Ganzen verbunden zu werden, dem höhere Kunst das Siegel der Schönheit aufgedrückt[1]).

In drangvoller Eile ließ Klinger nun den Zwillingen, die mit außerordentlichem Erfolge gekrönt wurden, und ihm den Weg zur Theaterdirektion bei der Seiler'schen Truppe in Leipzig bahnen halfen, eine große Zahl von Stücken folgen, die mehr oder weniger das allgemeine Gepräge seiner Art und Weise in besonderen Formen zur Anschauung bringen. Doch merkt man, wenn man vergleicht, daß, je weiter abwärts, desto mehr der Ton erlahmt, die Charaktere negativer werden, und die Handlung sich in Reflexion erbreitet. Auch dem Schiller'schen Einflusse wird mehr Zugang gegeben, während die ersten Stücke deutlich an Göthe und Shakspeare mahnen, so „Otto" an Götz und „das leidende Weib"[2]) an Werther, „die neue Arria" an Margarethe von Anjou bei Shakspeare, „Roderico" dagegen und „der Günstling" an Schiller's Don Karlos und Fiesco; wie denn dieses zum Theil schon Gervinus und Andere gefunden und bemerkt haben. Namentlich erinnert „der Günstling" stark an Schiller's Absichten und Methode. Dieses Stück, welches uns in seinem Helden Brancas einen zweiten Posa geben möchte, spielt wie Don Karlos auf spanischem Boden, ist von gleicher kosmopolitischer Begeisterung durchdrungen und ruhet auf gleicher idealer Weltanschauung. Der Ton klingt gemäßigter, die Handlung erscheint getragener, als in den früheren Stücken, obwohl immer noch dem Überschwänglichen ein weiter Raum gestattet worden. — Unter den späteren Dramen tritt in der „Medea in Korinth" Klinger's Sturmgeist noch einmal mit der Gewalt früherer Tage hervor, obwohl weniger dämonisch-wild,

1) Er hatte die Zwillinge in fünf Tagen niedergeschrieben.

2) Das „leidende Weib" wird von Tieck (Vorr. zu Lenz) diesem zugeschrieben, hauptsächlich deswegen, weil es in Klinger's Selbstausgabe seiner Werke fehlt. Allein hier fehlen viele Stücke. Jenes gehört ihm sicher an. Vgl. Merck, Briefe II. S. 287.

als intensiv geschärft und vom Hauche bitterer Kälte begleitet. Immer bleibt dieses Werk, wie viel ihm auch an dramatischer Gestaltung mangeln mag, ein Zeugniß, wie weit ein eigentlich prosaisches Talent sich in eine Art Form der Dichtung drängen kann.

Seit 1780 finden wir Klinger in russischen Dienstverhältnissen, wo er als Vorleser bei dem Großfürsten, nachherigem Kaiser Paul, angestellt wurde. Er verließ Deutschland und sein bisheriges eng umschriebenes Leben, um, nach einer weiteren Reise durch die Schweiz, Italien und Frankreich, in glänzender Umgebung zu Petersburg eine vielbeschäftigte, ehrenvolle Bahn zu betreten. „Ich habe," sagt er, „in einem großen Reiche von der Zeit an gelebt, da ich dem männlichen Alter entgegentrat; viele Geschäfte sind mir aufgetragen worden, die mich mit allen Ständen in Verkehr setzten — aber nach ihrer täglichen Beendigung verbrachte ich die mir gewonnene Zeit in der tiefsten Einsamkeit, der möglichsten Beschränktheit."

Man begreift, wie ein Mann, in dem der Drang freiester Thätigkeit bisher getrieben, der voll abstrakt-deutscher Idealität, dabei von Natur zu persönlicher Isolirung geneigt war, in der Kälte russischer Barbarei und soldatischer Herrschaft ganz auf sein Inneres zurückgedrängt werden und aus Mangel an humaner Mittheilung und Erweckung in sich erstarren mochte. Doch blieb er in der Mitte üppiger Verschwendung, umgeben von Verbrechen und höfischen Kabalen, fest auf dem Grunde seines sittlichen Charakters ruhen. Freilich wurde der frühere Drang nun zu kalter Abgeschlossenheit verdichtet, die Kraft des freien Wirkens zu strenger Regel angespannt und seine Weltansicht, von Anbeginn verdunkelt, verfinsterte sich jetzt vollends in ernster Resignation. In dieser Lage, worin er noch dazu viel Unmenschliches sehen, ja selbst das Gräßlichste in der Ermordung des Kaisers Paul erfahren mußte, suchte er nun, nachdem er das Drama allmälig bei Seite ließ, sich in epischen Formen weiter auszusprechen. Eine Reihe von Romanen folgte. Wir begegnen hier, wenn man von einigen früheren Versuchen absieht, derselben Kraftüberspannung wie in den Dramen, nur eben in einer anderen Farbe. Die Richtung bleibt die gleiche, bloß Sprache und Ton werden spröder, die ganze Darstellung kälter und der Drang wandelt nun mit dem eisernen Tritte starrer Ruhe, in sich verfesteter Trotzigkeit. Die Menschenzeichnung ist die alte, auch hier keine Entwickelung von

Innen, keine Vermittelung zwischen den Extremen, auch hier Tugendhelden oder Teufel; die Handlung geht nicht durch ihren Trieb, sie wird äußerlich fortgeschoben, die Maschine waltet, nicht menschliche Freiheit und Selbstlebendigkeit. Die Welt erscheint im Argen, das Verderbniß hat die Oberhand und „Alles verschlimmert sich ihm (dem Dichter) unter den Händen der Menschen" (Göthe). Im Allgemeinen waltet der trostlose Skepticismus, dem allein der Muth eines großwollenden Charakters entgegentritt. Nur der moralischen Energie kann es gelingen, die Höhe des Guten zu behaupten, nur den seltenen Charakteren, denen die Kraft des Höchsten verliehen, ist es beschieden, die Ehre des Menschlichen zu retten, indem sie in sich die Freiheit des Subjekts der Welt gegenüber bewahren und erstarken lassen. Was Klinger in der „Rechenschaft" sagt: „ich habe den Geist der Menschheit durch seine Höhe und Tiefe beobachtet und verfolgt," dem will er jetzt Ausdruck geben. Dieses bildet das gemeinsame Thema, die herrschende Idee, welche in allen Klinger'schen Romanen mit großem rhetorischem Aufwande und ausgebreitetem Räsonnement, meist in pathetischer Geschraubtheit behandelt und ausgeführt wird. Er sucht in diesen Werken das ganze Menschenleben mit all seinen Verhältnissen, all seinen Zwecken und Einrichtungen, allen Stufen seiner Gunst und Ungunst, hier von der Kraft der Tugend zum Himmel emporgetragen, dort von der Last der Bosheit in den Pfuhl der Hölle herabgezogen, uns vor den Blick zu stellen. Als das sprechendste Denkmal seiner epischen Produktivität steht der Faust vor uns aufgerichtet[1]). Gleich einer Statue, aus mächtigem Granitblocke roh und ungemeißelt ausgehauen, hebt er sich empor. Wir haben schon bemerkt, wie der Faust als das eigentliche Urbild der jungen Genialitäten dieser Epoche und ihres Dranges erscheint, und wie deshalb diese Sage damals mehrseitige Versuche neuer Bearbeitung erfuhr. Aus demselben Grunde mochte bereits zu Shakspeare's Zeit, wo gleicher Originalitätensturm brauste, der gewaltige Marlow den aus Deutschland hinübergekommenen Stoff behandelt haben. Faust ist ein Gegenstand, an dem ein deutscher Dichtergenius seinen geweihten Beruf, das Geheimniß menschlicher Natur in spre-

1) Der Titel des Klinger'schen Romans heißt: Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt.

chenden Zügen darzustellen, am bedeutsamsten bewähren kann, indem in dieser Fabel die Idee des Schicksals im germanisch-christlichen Sinne am tiefsten eingeschlossen liegt. Wie Göthe es gelungen, diesen Sinn in jener Tiefe zu erfassen und das Menschliche, was an die Sage geknüpft ist, aus dem Grunde derselben hervorzuheben, soll unten weitere Erwähnung finden. Klinger hat nun gerade in diesem Werke sein Unvermögen, in das Innere der menschlichen Natur, des Lebens, der Geschichte und Verhältnisse überhaupt einzudringen, dessen wir oben schon gedacht, auf's Deutlichste dargelegt. Hier, wo Kern und Substanz innerlich ist, wo so ganz und gar das Subjekt in seiner absoluten Selbstfreiheit uns erscheinen will, verläuft sich bei Klinger Alles äußerlich. Da tönt keine Stimme herauf aus dem Grunde seelenhafter Geistigkeit, da ist kein lebendiger Wechselbezug zwischen Welt und Freiheit, keine Vermittelung zwischen den Thaten des Gemüths und der Rache des Geschicks, kein Verhältniß zwischen Gut und Bös, zwischen Versuchung und Verbrechen. Über dem Ganzen lagert die schwarze Wolke des Schrecklichen und Ungeheuerlichen. Von dramatischer Genesis keine Spur, ebenso wenig von lyrischer Geistesstimmung oder psychologischer Charakteristik. Statt dessen erhalten wir eine Reihe von geschichtlichen Scenen, eine Art Bericht einer historischen Weltumsegelung, welche übrigens jeder Andere ebenso gut als der Doktor Faust hätte machen können. Es versteht sich, daß uns vornehmlich die Nachtseiten der Geschichte vorgeführt werden, so rabenschwarz als möglich. Faust ist eine wandelnde Maschine, der Teufel sein Maschinenmeister. Die großwortige Emphase drängt sich vor, ohne jedoch die innerliche Leerheit und Hohlheit zu verdecken. Des Gemeinen läuft viel mitunter, wie denn das Ganze mit einer effektmacherischen Gemeinheit schließt, indem der den Faust fortführende Teufel seine Anwesenheit mit einem garstigen Gestanke verräth. Wie weit bleibt das Alles zurück, wir wollen nicht sagen hinter Göthe's Meisterwerke, sondern selbst hinter der sinnvollen alten Bearbeitung im Style der Marionettenbühne? Daß übrigens in diesem Klinger'schen Fauste in der That manche echt großartige Scenen vorkommen, wollen wir durchaus nicht in Abrede stellen, nur möge es Niemanden gefallen, wie wir denn davon noch Beispiele haben, wegen solcherlei Glanzpartien das Buch dem Göthe'schen Werke an die Seite zu setzen, wo-

fern man in der That die Absicht hat, das Wahre und Falsche, das Klassische und Gewöhnliche in unserer Literatur zu Nutz und Frommen Anderer kritisch zu sichten und nach seinen Ansprüchen mit Gerechtigkeit zu bestimmen.

Nachdem wir den Faust näher charakterisirt haben, mögen wir uns einer weiteren Besprechung der anderen Romanschriften Klinger's leicht überheben, indem dort alle nach Ton, Tendenz und Styl ziemlich vollständig vorgebildet liegen. Wir können dieses noch um so mehr, da der letzte Band der neuen Ausgabe eine ziemlich ausführliche Betrachtung der Werke des Dichters und eben auch der Romane enthält, die, wenn wir sie auch nicht ganz zur unserigen machen können, doch viel Treffendes bietet. In dem „Raphael de Aquilas" wird die fanatische Verfinsterung des Christenthums von dem verheißenden Morgenlichte des Korans umhellt, und die Erhabenheit idealer Gesinnung wirft ihre glänzenden Strahlen in die Mitte der Schatten und Gräuel menschlicher Verirrungen. Die „Geschichte Giafars, des Barmeciden" führt uns in die Umgebung orientalischer Weltanschauungen, unter die Bekenner des Islams und stellt uns in ihrem Helden ein neues Bild eines Edlen dar, der, nach dem Wohle der Menschheit ringend, doch dem Drange der Umstände erliegen muß, die zu überwinden er voll hoher Gesinnung sich berufen glaubte. „Die Reisen vor der Sündfluth" verbreiten sich mit gleichmäßiger Schärfe über die Machtanmaßung der Fürsten wie über die Schwäche der Völker, aber es fehlt an freier Auffassung und Entwickelung. Was Klinger selbst von der Satire sagt, daß sie nämlich „eine aus wahrer moralischer Energie entsprungene Indignation über Thorheiten und Laster sey," zugleich seine Idee vom Sarkasmus, der nach ihm „mit einem Zuge ein vollendetes Gemälde aus der moralischen Welt entwirft, aus den kühnen Gedanken ein feuriges Bild gestaltet, das aus dem Spiegel der Wahrheit glühend herausleuchtet," scheint er hier in Ausführung haben bringen wollen [1]). „Der Faust der Morgenländer" stellt sich dicht neben das vorhergehende Werk. Hat er dort die Welt in ihren bösen Mächten vorgeführt, so zeigt er hier das Walten milder Ruhe; das Herz fin-

1) Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur.

det den Frieden, die Zerrissenheit weicht der Versöhnung, die freilich mehr eine Folge stoischer Apathie, als innerlicher Gemüthsbefriedigung ist. Im „Sahir", welcher die frühere Geschichte „vom goldenen Hahn" umgearbeitet enthält, ergeht er sich in freieren Schritten, und weiß mit einer Art Urbanität das Menschliche an Menschen zu beurtheilen. Wir vernehmen hier von ihm über die Bedeutung der Kultur, über Civilisation und ihre Folgen manches kluge Wort. „Die Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" spielt auf die Revolution hin und auf Rousseau's Bildungsgrundsätze, worauf wir schon oben hingedeutet haben. Wir sehen hier wieder den Gegensatz zwischen dem idealen Subjekte und der realen Welt in seiner ganzen unvermittelten Kluft. Gleiches zeigt uns „der Weltmann und der Dichter," in welchem Werke jener Zwiespalt nur scheinbar zur Ausgleichung gebracht wird. Klinger hat hier offenbar sich selbst im Auge, indem an ihm beide Verhältnisse persönliche Wirklichkeit erlangt hatten. Was er in der eben angeführten Schrift bemerkt: „Es gehört hohe moralische Kraft dazu, den Verstand durch Welterfahrung, durch thätiges Geschäftsleben und in dem Umgange mit höheren Ständen aufzuklären, ohne daß das Herz in dieser Schule auftrockene," wird in der Schrift gewissermaßen als Thema ausgeführt.

Wir haben zum Öfteren Klinger's Werk „Betrachtungen und Gedanken" (seit 1801, 2 Bände) erwähnt. Dasselbe schließt sein eigentlich schriftstellerisches Wirken und vermacht der Nachwelt die Resultate der Erfahrung und des Nachdenkens eines vielbewegten Lebens, das übrigens noch lange über das Ziel der literarischen Thätigkeit des merkwürdigen Mannes hinausgehen sollte. Es herrscht darin im Allgemeinen die alte Weise, wenn auch gemildert und gemäßigt. Es ist ein ungestümer Aphorismendrang ohne Fluß der Gedanken und der Sprache. Die Schwere der Rüstung, aus der Klinger nie herauskam, bemerkt man auch hier; wir hören Sporen und Degen, wie überall. Doch wird in dieser Weise Manches geboten, was man zu den Schätzen der Weisheit rechnen darf.

Verlassen wir nun mit Klinger die nächste Umgebung Göthe's und sehen wir uns in dem literarischen Kreise, in welchem wir eben stehen, etwas weiter um, so erblicken wir zwar in einiger Ferne, aber doch als Genossen des Geistes, der hier waltet, den

Maler Friedr. Müller aus Kreuznach (1750—1825). Seine Kunst und Dichtung ruhet auf demselben Principe und bewegt sich in derselben Manier. In beiderlei Hinsicht ist ein Hinneigen zu einer gewissen Absonderlichkeit bei derber Naturwahrheit nicht zu verkennen. Das niederländische Genre waltet dort wie hier, und die Freiheit der Behandlung macht sich ebenmäßig geltend, artet aber auch ebenmäßig mehr als billig in Originalitätssucht aus, wobei denn das Eindringen von mancherlei Geschmacklosigkeit nicht zu vermeiden ist. Seit 1776 malerischer Studien wegen in Rom, wendete er sich hauptsächlich Michel Angelo's Werken zu, gerieth dadurch aber, wie manche Andere, die jenes großen Meisters Geist zu fassen suchen, ohne seiner Tiefe mächtig zu seyn, in das Karikirte und Manierirte. Was er daher in der Kunst geleistet, hat wenig Beifall finden können; auch würden ihn die artistischen Abhandlungen, die er hier und da geschrieben, wohl wenig bekannt gemacht haben. Daß ihn die Geschichte nennt, verdankt er eigentlich nur seinen Dichtungen. Er stand gleich anfangs in der Reihe der stürmenden Genialitäten. Es that ihm Noth, wie er bei Gelegenheit seines Faust sagt, „dann und wann Bewegung und Ausbruch der Glut zu geben, die, auf eins verschlossen, sein Herz endlich ganz verschmoren würde." Er schrieb Idyllen und dramatische Versuche. In beiden Gattungen sieht man ihm neben dem Originalitätsdrange die Haltungslosigkeit an, welche den meisten Jüngern dieser Zeit eignet. Wenn er hier bis zur Höhe echt poetischer Gestaltung aufsteigt, fällt er dort in das Gemeine herab, ohne Form und Maß sich gebehrdend; will man sich an den Farben ergötzen, womit er die Natur in ihrer sinnlichen Frische zeichnet, so fühlt man sich alsbald verstimmt durch die geschmacklose Derbheit, mit der er die Züge der Schönheit selbst zerstört. Es ist ein Herüber- und Hinüberfallen aus dem Erhabenen in das Burleske, aus dem Natürlichen in das Bizarre, aus der Wahrheit in die Übertreibnng. Doch bleibt er bei all diesen Fehlern ein Talent, dessen Poesien gegenüber der vorhergehenden konventionellen Nüchternheit und unwahren Formenspielerei in unserer Literatur willkommen geheißen werden durften, obgleich man wohl Anstand nehmen kann, ihn mit Tieck (im Phantasus I.) ein „wahres Genie" zu nennen und ihm „die Fülle und Lieblichkeit eines Giulio Romano" beizulegen. Nachdem er sich seit 1774

in einigen idyllenartigen Produktionen versucht, gab er 1778 das „dramatisirte Leben Faust's" heraus, welches Stück mit der „Niobe" und „Genovefa" seinen poetischen Standpunkt am wahrsten bezeichnet [1]).

Daß wir hier abermals dem Faust begegnen, gehört, wie schon bemerkt, zu den Zeichen der Zeit, die in der Absolutheit des Subjekts das Recht des freien Geistes durchsetzen wollte. Faust personificirt, wie bekannt, jenen Drang genialen Übermuths und das Schicksal, welches sich an solche Anmaßungen knüpft. Vergleicht man Müller's Faust mit dem Klinger'schen, so hat er schon durch die dramatische Belebung, noch mehr aber durch die größere Flüssigkeit und Frische der Behandlung vor demselben Manches voraus, obwohl er im Ganzen durch die Ungleichheit des Tons und die kraftgenialische Rohheit meist viel tiefer steht. Von Göthe's Faust unterscheidet ihn, abgesehen von der klassischen Behandlung, der Mangel an Innerlichkeit und psychologischer Entwickelung. Es ist eher das ungebehrdige Toben und Brüllen eines wilden Thieres, das gegen die eiserne Vergitterung wüthet, als die Leidenschaft des Menschen, die aus der Enge der Brust gegen das Gesetz der Welt anstürmt. Sein Faust soll ein „großer Kerl seyn, der Muth genug hat, Alles niederzuwerfen, was ihm in den Weg tritt, dabei Wärme genug im Busen trägt, sich in Liebe an einen Teufel zu hängen, der ihm offen und vertraulich entgegenkommt." Worauf es damals ankam, nämlich „das selbstständige Wesen aufrecht zu erhalten gegen Schicksal und Welt, die uns niederdrängen und durch Konventionen niederbeugen," spricht Müller selbst als Tendenz seiner Dichtung aus. Wie bei Klinger, so ist nun auch hier der metaphysische Sinn der alten Sage ganz verkannt worden; statt dessen wird eine Reihe von allerlei wüsten Auftritten vorgeführt, in denen die vorgebliche Genialität des Helden sich auf die gemeinste Weise blosstellt. Ein Verschwender und Schuldenmacher, ein Spieler und Lüstling, der wegen lauter Liederlichkeit sich dem Teufel verschreibt, ist weder poetisch an sich, noch der Faust unserer deutschen Volksfabel. Wenn der Famulus Wagner, die Folie des Faust'schen Löwenthums, in über-

1) Müller's Werke erschienen gesammelt Heidelberg 1811, 3 Bde. Neu aufgelegt ebend. 1825.

schwänglicher Melancholie sich nach dem Unendlichen sehnt und Thränen weint, während jener tobt; so liegt darin nur ein Zeugniß mehr von der Unpoesie, womit hier geschaltet wird. Freilich soll dieser umgekehrte Faust mit seinem Herrn das Thema des Stücks in seiner Weise darstellen, und der Dichter läßt jenen zu ihm sagen: „Junge, unsere Herzen weichen beide aus ihrem engen Zirkel," allein die Trübsal erscheint zu absichtlich neben der genialen Wildheit und ist in ihrer Art zu gewöhnlich ausgeführt, als daß die echte Kunst dabei sich beruhigen könnte, so wenig als an dem ganzen wüsten Treiben, welches, von Prügeleien und Trinkereien durchwebt, sich in der burschikosen Kraftsprache und ihren Kernsprüchen gefällt. Wenn die Satire sich hören läßt, oder der Humor der Hölle laut werden will; so glaubt man die Stimmen krampfhafter Überreizung zu vernehmen, nicht die Sprache eines edlen Unwillens oder freier Ironie. — In der „Niobe" ist Styl und Haltung edler, die Charakterzeichnung gelungener, indeß auch hier erreicht der Dichter die Reinheit nicht, die man von einem Stücke, welches in das Antike hinüberspielt, vor Allem zu erwarten hat. Das Übertriebene in Leidenschaft und Sprache drängt zu oft hinein, um eine wohlgefällige Gestaltung zu gestatten. — Die „Genovefa" vermeidet jene Auswüchse mehr, indem sie, in milderen Scenen sich bewegend, das Element genialer Wüstheit wenig zuläßt. Auch empfiehlt sich dieses Stück durch die frische Anschaulichkeit, womit hier und da mittelalterliche Verhältnisse dargestellt werden, und verräth überhaupt einen gewissen Grad echter Begeisterung, in manchen Partien auch tiefsinnige Lyrik. Doch vermißt man im Ganzen die freie Reproduktion der Zeit und Sitten, welchen der Stoff angehört, sowie es auch immer nicht an solchen Zügen fehlt, die den Mangel an durchgebildeter Kunst bezeugen. Daß man zugleich oft mehr als angenehm an Göthe's Götz erinnert wird, hat schon Gervinus richtig bemerkt.

Müller's Idyllen haben bei Vielen Beifall und ein gewisses Ansehen gewonnen, und namentlich ist es Tieck, der sich ihrer mit besonderem Eifer angenommen hat. Zunächst haben sie nun allerdings das Verdienst, der französirenden Naivität und faden Sentimentalität, welche sich bei uns um jene Zeit in dieser Dichtart geltend machte und durch Geßner gleichsam klassische Autorisation erhalten hatte, sich mit kecker Natürlichkeit gegenüber zu stellen,

nur daß sofort auch hier der Mangel an künstlerischer Bildung sich zu häufig aufdrängt. Das bekannte „Natur, du bist doch gar zu natürlich," leidet vielfache Anwendung, besonders in den Pfälzer Idyllen „die Schaafschür" und „das Nußkernen." Es ist nicht zu leugnen, daß es dem Dichter gelungen ist, hier die Wahrheit des Wirklichen meistens mit seltener Lebendigkeit und in den sprechendsten Bildern vorzuführen, worin er selbst Voß hinter sich läßt, als dessen Vorgänger er zum Theil zu betrachten ist; allein diese Wahrheit wird auch fast durch keinen Zug idealer Freiheit und Mäßigung gemildert, und wir gestehen aufrichtig, daß diese Genre-Malerei uns beim Lesen und Betrachten oft mit dem Gefühle des Widerwärtigen erfüllt hat. Die Idyllen „Bacchidion und Milon" und der „Satyr Mopsus" werden von Tieck den schönsten Poesien an die Seite gesetzt. Gern geben wir zu, daß frische sinnliche Natur in ihnen herrscht, daß manche Bilder kräftig ausgeführt erscheinen, selbst den lyrischen Gesängen, die uns daraus entgegentönen, wollen wir ihren Werth nicht zu sehr absprechen; allein „bis zur Entzückung" hat uns Alles das nicht hingerissen. Wir können uns unmöglich dem mißliebigen Eindrucke entziehen, den der unstete Wechsel zwischen dem Edlen und Gemeinen, dem reinen Naturausdrucke und der nackten Derbheit, der auch in diesen Versuchen keineswegs vermieden ist, auf uns macht. Doch drückt die Schwere des ungemilderten Realismus hier allerdings viel weniger, als in den beiden ersten Produktionen, und, wenn wir die letzten zwei unter einander vergleichen wollen, so ist Bacchidion und Milon in Absicht auf Kunst und Geschmack wohl das vollendetere Werk. Die ritterlich-romantische Idylle „Ulrich von Costheim," ebenso die patriarchalische „Adam's erstes Erwachen," in welcher die Geßner'sche Abstraktion und sentimentale Naivität, „diese Leere, die sich nicht poetisch bevölkern läßt," vorwaltet, können wir füglich übergehen. Es genügt, sie genannt zu haben. Bemerken wollen wir noch, daß Müller zu Göthen in kunstgeschichtlichem Verhältnisse und in darauf bezüglichem persönlichem Verkehre stand, sowie er mehreren Dichtern dieser Epoche näher befreundet war.

Schon haben wir oben im Vorbeigehen an Ludw. Philipp Hahn erinnert, um eine Verwechselung mit dem gleichnamigen Hahn des Göttinger Bundes, dessen Landsmann er war (Beide

gehörten der Geburt nach Pfalz-Zweibrücken an), zu verhindern. L. Phil. Hahn (1746 — 1787) hat sich seiner Zeit durch dramatische Produktionen, deren ganzer Charakter ihn auf's Engste den Stürmern zugesellt, einen gewissen Ruf erworben. Außer einigen anderen Trauerspielen, z. B. dem „Grafen Karl von Adelsberg" und „Robert von Hohenecken," die mehr oder weniger im Tone des Götz von Berlichingen geschrieben sind und in Fassung und Darstellung das Übermaß genialer Unmittelbarkeit hinlänglich bekunden, war es „der Aufruhr von Pisa," wodurch er seinen Namen damals besonders bekannt machte. Dieses Trauerspiel ist gleichsam ein Ugolino nach dem Ugolino, indem es dieselbe Geschichte, welche Gerstenberg in seinem berühmt gewordenen Stücke dieses Titels schon 1768 gedichtet hatte, zum Gegenstande hat, auch ganz in Gerstenberg's Manier gehalten ist. Wie dieser hat Hahn aus Dante's „göttlicher Komödie" den Stoff entnommen und in der Bearbeitung an den grauenvoll-dunkeln Farben, womit jener große Dichter die Geschichte (in der Hölle) erzählt, nicht nur nichts gemildert, sondern eher noch schwärzer aufgetragen. Hahn hört da auf, wo Gerstenberg anfängt, indem er die der gewaltigen Katastrophe des Verhungerns selbst, welche Gerstenberg schildert, vorausgehende Geschichte der Pisaner Unruhen schildert, in deren Folge eben der schauderhafte Untergang des Grafen Ugolino und seiner Söhne im Hungerthurme zu Pisa statt fand. Shakspeare's Kühnheit wird von Hahn überboten, um das non plus ultra origineller Naturdichtung zu geben. „Männerherzen," so sagt der Verfasser selbst, „wird er (der Ugolino) erschüttern, daß sie schwanken, beben werden, wie die Erle im Waldthal beim Abendsturm." Der Haß zwischen dem Erzbischof Ruggieri und Ugolino, die Rache jenes, der diesen zuletzt in den Thurm einsperrt und, nachdem er seine Gemahlin nebst einem seiner Söhne hatte ermorden und ihre Särge in den Thurm bringen lassen, diesen verschließt und den Schlüssel in den Arno wirft, ist die eigentliche Substanz der Handlung, deren „Übertriebenheit in einigen Monologen" der Verfasser selbst anerkennt. Man sieht ihm an, daß er nicht ohne Begabung war, allein der Drang genialer Individualität führte ihn über alle Grenzen echter Poesie, und weder Erfindung noch Charakteristik und Sprache können die dramatische Kritik bestehen. Namentlich ist Ugolino's trotzige

Härte, welche der Dichter selbst entschuldigen zu müssen glaubt, und seines geistlichen Feindes Ruggieri Nichtswürdigkeit, in der sich die Richards, die Franz Moors, die Marinellis und alle anderen Renommées der Schändlichkeit zu einer Person verbinden, auf eine Höhe getrieben, wo alle Wahrheit aufhört und die Karikatur sich die Bedeutung der Dichtkunst anmaßt. Daß das Stück zum Überfluß noch über seine eigentliche Katastrophe, den Schluß des Thurms, hinausgeht, kann seinen tragischen Werth nicht vermehren.

Wendet sich nun der Blick an den Eingang dieser Drangzeit selbst zurück zu der Gruppe, welche wir dort in Straßburg um Göthe gebildet sahen, so erscheint darin neben den Stürmern ein junger Mann, der durch den milden Ernst seiner Haltung unsere Aufmerksamkeit um so mehr erregt, als er sich späterhin auch literarisch nicht geringen Ruf erwerben sollte. Er ist Jung, derselbe, den wir in der Literaturgeschichte unter dem Namen Stilling kennen lernen.

Jung (1740 — 1817) gehört nicht zu den Genialitäten, die wie Titanen den Himmel erobern wollten, wohl aber zu denen, welche mit dem sentimentalen Enthusiasmus des Gemüthes gegen die Schranken todter Formen und verlebter Autoritäten vordrangen. „Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hilfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Übel, augenscheinlich bestätige." In diesen Worten Göthe's haben wir den Text zu Allem, was sich über Jung sagen läßt, der auf jenem religiösen Fundamente mit Lavater zusammensteht. Jung war in einer Gegend (im Fürstenthume Nassau-Siegen an der Grenze von Westphalen) geboren, wo die pietistischen Regungen sich mit der Wundersucht, die damals im südlichen und südwestlichen Theile von Deutschland herrschte und besonders durch Lavater von Zürich her gefördert wurde, in Verbindung gesetzt hatten und zu der aus dem Norden vordrängenden rationalistischen Aufklärung in entschiedener Gegensätzlichkeit standen. Seine Familie, in welcher der Sinn für das Räthselhafte, Schwärmerische und Mystische überhaupt gewissermaßen herkömmlich und vererbt war, neigte dieser frommgläubigen Stimmung besonders zu. Es konnte daher wohl nicht fehlen, daß Jung, dessen persönliches Wesen ursprünglich

„auf dem Gemüthe ruhte," unter dem Einflusse jener Umgebungen und Traditionen die angeborene Richtung in sich erstarken und besonders beleben ließ. Rechnet man dazu die eigenthümlichen Lebensverhältnisse, in denen er seine Jugend verbrachte, so wird uns begreiflich, wie in ihm sich die damalige Gemeinde der Stillen im Lande, die wundergläubige Sentimentalität der Frommen, die idyllische Religionsfreudigkeit auf's Anschaulichste vergegenwärtigen mochte. Er hielt sich selbst für ein Kind besonderer göttlicher Gunst und Vorsicht. Von Eltern geboren, die in ländlicher Beschränkung durch die Arbeit ihrer Hände sich nähren mußten, war er selbst anfangs dem Handwerke (der Schneiderei) hingegeben, das er, durch eigene Belehrung etwas höher gebildet, gegen das Schulmeisteramt vertauschte, von welchem er, da ihm die Sache nicht nach Wunsch gelingen wollte, zur Nadel zurückkehrte, und, nachdem er abermals den Lehrerberuf als Hauslehrer versucht hatte, sich den Studien der Medicin widmete, die ihn in Straßburg in Göthe's Nähe und Bekanntschaft brachten. Einige Zeit hindurch lebte er darauf in Elberfeld, wo er, als Augenarzt glücklich und hilfreich wirkend, zu großer Berühmtheit gelangte. Später als Staatsökonom an höheren Lehranstalten (z. B. in Heidelberg und Marburg) thätig, starb er in Karlsruhe, wo ihn die Freundschaft des trefflichen Fürsten Karl Friedrich geehrt und besonderer Auszeichnung gewürdiget hatte. Seine Schriften zeigen uns, wenn auch in verschiedenen Abschattungen, einen Mann, der, die Wehmuth seiner Jugend mit dem Glauben an eine unmittelbare göttliche Leitung verbindend, seine eigentlichste Bildung auf die Romantik des Christenthums und die Erwartungen von einem jenseitigen Reiche der Seligen gegründet hatte. Die Bibel, welche außer einigen verwandten Büchern seinem Geistesdrange die erste Nahrung geboten, blieb auch im Verlaufe seiner wissenschaftlichen Studien und seines ganzen Lebens die Grundquelle seiner tiefsten Überzeugungen. Denn, obgleich er später, als er durch Lebenserfahrungen vielfach mißlicher Art hin und wieder in seinem Glauben an Gottes persönliche Verbindung mit ihm wankend wurde, in die Drängniß des Zweifels gerieth und bei der Philosophie des großen Königsberger Weisen Trost und Gewißheit suchte; so kehrte er doch alsbald zum Evangelium zurück, das ihm allein Zuflucht bot und Beruhigung gewährte. Daher fand er sich denn auch

später berufen, die antibiblischen Tendenzen der Aufklärung sammt den revolutionären Bewegungen in der Politik in mehreren Schriften, wie z. B. im „Heimweh" und besonders „in der Siegesgeschichte der christlichen Religion," zu bekämpfen und ihnen gegenüber die Wiederkunft Christi zu verkündigen. Daß übrigens trotzdem ein Mann wie Jung, der, wenn auch nicht ohne Verstand, doch mit überwiegender Gefühlsinnigkeit das Leben, die Welt und die Geschichte betrachten wollte, der, statt auf die Kraft denkgläubiger Vernunft und eines tapferen Willens zu vertrauen, überall, wie wir bemerkt, eine ganz specielle göttliche Hilfe in Aussicht nahm und die persönlichste Vorsehung voraussetzte, dem Druck des Lebens oft erlag und der trübseligen Mißstimmung, welche die Zeit ohnedies beherrschte, mehr oder weniger anheimfallen mochte, daß sogar „sein Herz mitunter an der göttlichen Vatertreue zweifelte," daß ihm die Lebensreise „so schwer und bitter" wurde, daß er klagen konnte über „die Sonnenstiche und Gewitter," die ihn mehr betroffen, als ihn „des Lebens Wonne gelabt," beweist nur, wie er in der That im Kreise der Wertherſympathien stand und aus ihnen sich niemals recht losgerungen hat. Denn, wenn wir sehen, daß er in späteren und spätesten Jahren sich der Wirklichkeit und ihren Forderungen mehr und mehr entfremdete und sich zuletzt völlig in das Jenseits hineinschwärmte, wenn wir ihm in den Erwartungen des Eintritts des tausendjährigen Reichs, in den Einbildungen von Geistererscheinungen und selbst auf dem Wege visionärer Täuschungen begegnen müssen, wenn er sogar, nachdem er in den „Scenen aus dem Geisterreiche" den Verkehr abgeschiedener Geister mit den Lebendigen aufgewiesen, in einer „Theorie der Geisterkunde" den gemeinen Geisterglauben auf rationelle Grundlagen zurückzuführen und die Resultate naturwissenschaftlicher Forschungen für dergleichen Nebeleien in Anspruch zu nehmen bemühet ist; so können wir in dem Allen nur eine andere Form seiner Jugendträume und früheren Gemüthsanschauungen finden. Übrigens hat er sich nie in den Zelotismus der Partei verloren und die Rechte der Vernunft in fanatischer Dunkelsucht verhöhnt, wie manche Andere auf dieser Seite. In seinem „Theobald, oder die Schwärmer" sucht er sogar die Irrwege zu beleuchten, auf welche übergläubige Verblendung führen kann. Im Ganzen indeß behauptet die ro-

manhafte Religionsansicht (wie er sie sich selbst beilegt) bei ihm das Übergewicht, mit der er sich den Lavater-Stimmungen anschließt, denen er in „seiner Verklärung Lavater's" ein poetisches Denkmal setzte [1]). Wie viel menschliche Schwäche wir nun auch an Jung zu bemerken haben, immer erscheint er uns als ein Mann, der in deutscher Art und Weise die Idyllität des Gemüthes als das Princip der Lebens- und Weltbetrachtung geltend machen wollte, als ein Mann, „der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menschen immer zu seinem köstlichen Geleite hatte." (Göthe). Und so erinnert er uns einerseits an Claudius, den er übrigens an Tiefe des Gefühles übertrifft, während er ihn an geistiger und poetischer Begabung nicht erreicht, andererseits deutet er auf J. Paul hin, mit dem er hauptsächlich darin zusammentrifft, daß er gleich ihm seine gemüthvollen Jugendanschauungen durch alle Stufen des Alters trägt, obwohl sonst sein bescheidenes Talent mit dem Geistesreichthume und der idealen Erfindungskraft desselben keine Parallele gestattet. — Im Ganzen glich der gute Stilling, wie Göthe sagt, einem Nachtwandler, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen soll.

Die Schriften Jung Stilling's sind von sehr ungleichem Werthe, bekunden übrigens insgesammt nur jenen mäßigen Grad des Talents, den wir eben angedeutet haben. Es ist mehr die individuelle Weise der Auffassung und Darstellung, als die Bedeutsamkeit und Kunst in gründlicher und wesentlicher Behandlung der Gegenstände, was ihnen ein besonderes Interesse giebt. Sehen wir von denen ab, die in die wissenschaftlichen Sphären streifen, so bleibt eine Reihe von Romanen übrig, durch welche Stilling bei einem großen Theile der deutschen Lesewelt weithin sich eine Art Gunst gewonnen hat. Es gelang dieses nicht sowohl durch den inneren Werth als eben durch das specifische Naturell, womit sich des Verfassers Individualität vor Augen stellt; wie denn überhaupt Jung's literarischer Ruf ganz eigentlich auf der subjektiven Innigkeit beruhet, womit diese seine Schriften, den freidenkerischen Strebungen der Zeit gegenüber, die fromme Richtung in weiten Kreisen belebten und vorschoben. Mit Recht haben bereits Andere Stilling's Autobiographie dem Werthe nach

1) Lavater's Verklärung, besungen von Heinrich Stilling. Frankfurt 1801.

an die Spitze seiner Werke gestellt, besonders die erste Hälfte, welche 1777 unter dem Titel „Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft" erschien, später aber in erweitertem Umfange als „Heinrich Stilling's Leben" neu herausgegeben wurde. Jene erste Partie, in der uns seine Jugenderlebnisse bis zum Eintritte in das männliche Alter erzählt werden, gab er hauptsächlich auf Göthe's Anregung und unter dessen Mitwirkung heraus, dem er, wie den anderen Genossen der Straßburger Gesellschaft, seine Lebensgeschichte „auf das Anmuthigste" vortrug, indem er „dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen wußte." Stilling setzt in dem Buche dem großen Dichter ein freundliches Denkmal und meint, es sey Schade, „daß so Wenige den vortrefflichen Menschen (mit den großen hellen Augen, der prachtvollen Stirn und dem schönen Wuchse) seinem Herzen nach kennen." Der eigenthümliche Werth dieses Buches liegt nun in der einfachen Weise, womit die Eindrücke und Empfindungen einer frommgemüthlichen Jugendzeit vorgeführt, in der kunstlosen Naivität, womit der Wechsel von Freud und Leid, die Scenen aus der Natur und dem Hause sammt den Bildern der Familienglieder gezeichnet werden, wobei die ungezwungene Art, in welcher das Jugendidyll von dem Dämmerlichte sehnsuchtsvoller Wehmuth und frommseligen Vertrauens durchzogen erscheint, das Interesse steigert und belebt. Man wandelt, wandert und fühlt mit dem Verfasser, man ist gerührt und erbauet zugleich, und Wieland hat Recht, wenn er diese Stilling's Geschichte „ein in seiner Art einziges Naturprodukt" nennt (an Merck), dessen Inhalt „vor lauter Wohlthun wehe thut"[1]). Daß der Verfasser uns oft mit zu genauer Sorgfalt in das Einzelste führt und daher manchen Zug in das Gemälde bringt, der die Anschauung eher trübt und stört, als fördert und ergänzt, daß der

---

1) „Als Knabe schon von Berg- und Hüttenmännern
Hab' ich entzückt ein kleines Buch gelesen;
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern,
Und ist ein herzig kleines Buch gewesen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend —
Mit Namen hieß es: Heinrich Stilling's Jugend."
Freiligrath.
Aus dem Gedichte „Dorfgeschichten."

Ton nicht selten in das Gewöhnlichste herabfällt, und die Sprache vielfach ohne diejenige Bildung erscheint, die ihr aus dem Gesichtspunkte ästhetischer Schätzung eignen muß, dieses und mancherlei Anderes, was durch den Anstrich des Kleinlichen mißfällt, mag bei diesem Buche, wo es mehr auf Wahrheit als Dichtung ankommt, mehr auf die Reinheit der Empfindung als die Schönheit der Ausführung, ohne nähere Bezeichnung bleiben. Es ist eine Werthergeschichte in seiner Art, ein treues lebendiges Seelenbild, wie einst der fromme Fiesole sie zu malen pflegte, nachdem er still gebetet und den Himmel in seine enge Zelle geladen hatte. Daß es mit dieser seiner stillen Bescheidenheit und Herzensinnigkeit einen eigenthümlichen Gegensatz gegen die gleichzeitigen picarisch-abenteuerlichen und theilweise liederlich-humoristischen Autobiographien (z. B. Bahrdt's Leben) bildet, während es mit ihnen doch durch die besondere Betonung der individuellen Zustände und Verhältnisse wiederum nahe zusammenhängt, ist wohl schon von Anderen berührt worden. Die spätere Erweiterung des Buches bietet weniger Interesse. Es fehlt die sinnige Einfalt, welche die ersten Bändchen durchzieht; Farbe und Ton der Darstellung verlieren ihre natürliche Frische, und die Erlebnisse stehen hinter dem reinen Idyllenleben der Jugend weit zurück. — Der Beifall, den übrigens diese erste Produktion Stilling's bei einem großen Theile des deutschen Volks fand, veranlaßte ihn zu einer Schriftstellerei, die mehr oder minder von praktischen Nebenzwecken bestimmt und bedingt war, und wobei die Muse oft mehr im Dienste der Nothdurft arbeitete als im Bewußtseyn der freien Idee. In die meisten der nun folgenden Romane spielen die Erinnerungen aus der Jugendgeschichte hinüber, und wir vernehmen vielfach nur längst bekannte Töne, welche zwischen die pragmatischen Tendenzen und Ausführungen wie verloren hindurchklingen. Es kommt dem guten Stilling weniger auf die Poesie an, als darauf, die Menschen mit der göttlichen Weltregierung zu befreunden und in moralischer wie politischer Hinsicht allerlei nützliche Wahrheiten vorzutragen. Er verläßt dabei seinen Gesichtspunkt nicht, von welchem aus ihm die Dinge und Verhältnisse in dem Dämmerlichte mystischer Gemüthlichkeit erscheinen. Die Gegenwart verliert sich in die dunkelnde Perspektive einer geträumten Zukunft, und nur sparsam erscheint die Wirklichkeit mit den Zü-

gen ihrer eigenthümlichen Wahrheit. „Die Geschichte des Herrn von Morgenthau" geht geradezu auf religiöse Zeitfragen hinaus, im „Florentin von Fahlendorn," ebenso in dem schwächeren „Theodore von Linden" spielt die sentimentale Religions- und Jugendidylle, die Stillingsfreude und Stillingswehmuth wieder lebendiger, während in „Theobald oder die Schwärmer" die Auswüchse der Schwärmerei, die Gefahren religiöser Überspannung und das mystische Unwesen, welches damals in Preußen wie in den Rheinlanden und bis Baiern hin herrschte, mit einer Klarheit und Mäßigung dargestellt werden, die man sonst an dem Verfasser nicht gewohnt ist. Dieses Buch bildet eine Art poetisches Gegenstück zu den Reisen Nicolai's, mit dessen rationalistischem Pragmatismus Jung sonst nichts gemein haben mochte, dem er vielmehr wegen seiner antipietistischen Streifzüge im Sebaldus Nothanker mit „der Schleuder des Hirtenknaben"[1]) einen strafenden Stein an die Stirne geworfen hatte. Fast wider Willen eröffnet uns der fromme Mann hier eine helle und reiche Aussicht auf das Treiben des verirrten pietistischen Geistes und die Spiele einer Mystik, die mit der Geistesverdunkelung die betrügerischen Absichten des Egoismus nur zu eng verband. Abgesehen von dieser historischen Bedeutung hat jenes Buch wenig ästhetischen Werth, indem in ihm keinerlei poetische Auffassung und Behandlung anzutreffen ist. In den späteren Schriften finden wir Jung fast ganz auf dem Standpunkte der romantischen Reaktionäre, der Stolberge, Schlegel und Anderer, von denen ihn im Übrigen seine stille Gottinnigkeit und der einfache Sinn, womit er seine Jugendträume den Forderungen der Wirklichkeit entgegen hielt, wesentlich unterscheidet. In dieser Glaubens-Verfestigung gegen die Denkmächte der Zeit rüstete er sich, zwar auf dem Boden des Protestantismus, aber doch mit sehr umnebelter Weltauffassung, wider den Antichrist zu kämpfen, der ihm in der Aufklärung dem biblischen Christenthume, in der Revolution der gottgegründeten Staatsordnung Gefahr und Verderben zu drohen schien. Wir müssen sehen, wie der Mann, dem Göthe „gesunden Menschenverstand" auf gemüthlicher Grundlage beilegte, fast alle Spur des Ersteren verleugnet und in die bodenlose Tiefe eines phantastisch-irrenden Gefühls hinabsinkt.

1) So nannte Stilling eine kleine Schrift gegen Nicolai.

Schon „das Heimweh" (1794) entfaltet neben manchen lobens- und beherzigenswerthen Ansichten und Mahnungen in einem überschwänglichen Allegorienkrame allerlei faselige Gemüthsbetrachtungen über Philosophie, Aufklärung, Revolutionsfreiheit und die christlichen Hoffnungen auf das Jenseits und giebt zugleich Zeugniß von der Sucht nach geheimem Ordenswesen, welches damals im südlichen Deutschland herrschte, indem sonderbar genug der eine Orden (der Illuminatismus) durch einen anderen, von Jung neu erfundenen, nämlich einen christlichen Glaubensorden, bekämpft werden soll. Der arme Stilling, durch viele Sorgen und schlimme Erfahrungen geprüft, fühlt schon jetzt sich fremd auf der bösen Erde und sehnt sich nach dem Sonnenscheine des göttlichen Reichs. Er klagt, daß ihn „der Dämmerungsschleier in tiefes Trauern hüllt," er fragt

„Wann athmen wir doch freier,
Wann wirst Du bei uns seyn?"

Das Harren dauert ihm zu lange, er sehnt sich nach Licht. — Die Beschäftigung mit dem Geisterreiche, woran wir schon erinnert haben, trat in den Vordergrund seines späteren Lebens, und „die Scenen aus dem Geisterreiche" (1803), die „Theorie der Geisterkunde" (1808) und deren „Apologie" (1809) geben hinlänglich Zeugniß von der visionären Stimmung, welche ihn über das Gewirr einer nicht verstandenen Wirklichkeit hinausheben sollte. Daß er auch in dieser Hinsicht eine Art Prophet für die Gegenwart gewesen, wird man leicht eingestehen, wenn man die Blätter aller Art sammeln will, die in unseren Tagen „das Hereinragen" einer jenseitigen Geisterwelt in die diesseitige Wirklichkeit uns beweisen sollen.

Nachdem wir nun die genialischen Dichtungs-Genossen, welche in größerer oder geringerer Nähe um Göthe kreisten, ohne wie er aus dem Drange und Sturme einer originalitätssüchtigen Subjektivität zur Freiheit echter Kunstschöpfung emporzusteigen, möglichst vergegenwärtiget haben und im Begriffe stehen, zu einigen anderen literarischen Individualitäten überzugehen, die, wenn auch zum Theil in diesen Kreis hinüberreichend, doch ihre eigenthümliche Bedeutung mehr vom wissenschaftlichen als poetisch-produktiven Standpunkte aus geltend machen, erblicken wir auf der

äußersten Grenze noch einen Mann, der gleichsam wie ein halber Fremdling und doch mit dem unverkennbaren Gepräge der Geistesverwandtschaft in diese literarische Zone herüberneigt. Wilhelm Heinse (1749—1803), der, obwohl in Thüringen geboren, doch noch im frischesten Alter in die Rheingegend (nach Düsseldorf) und in Berührung mit Rheingenialitäten, z. B. Fr. Jacobi, kam, auch Göthe'n nicht fremd blieb, dem er in Elberfeld bei Jung begegnete und dessen „Genie von der Wirbel bis zur Zehe" ihn zur Bewunderung hinriß, kann wohl nur von dieser Stelle aus und in dieser Umgebung seine richtige Zeichnung erwarten. Nach Begabung, Bildung und Richtung steht er unter den Literaten jener Zeit als ein solcher, in dem der Übermuth der Natur- und Subjektivitätsdrängniß von damals zu maßloser Leidenschaftlichkeit individualisirt erscheint. Ausgerüstet mit einem feurig-sinnlichen Temperamente, lebendiger Phantasie und geistreicher Auffassungsgabe, hatte er durch die Hemmnisse und den Druck der Verhältnisse, die ihm zumal auf der ersten Hälfte seiner Lebensbahn begegneten, nicht, gleich vielen Anderen, sein Gemüth und seinen Sinn zu weichsehnsüchtiger Schwermuth verstimmen oder zu stoischer Schroffheit und Finstersichtigkeit verhärten und verdüstern lassen, sondern sich nur um so mehr zu kecker Ausgelassenheit gesteigert, je weniger ihn eine freundliche Gunst des Schicksals frühzeitig genug in die Verbindung mit den Grazien der Sitte und Sittlichkeit gebracht. Überhaupt führte ihn sein Weg durch solche Verhältnisse und zu solchen Menschen, die nicht geeignet waren, seine angeborene Weltsucht zu mäßigen oder den Luxus seiner Geistesschwelgerei zu beschränken, im Gegentheile in beiderlei Hinsicht Erregung und Stoff vermehrten. Nach einem Jugendunterrichte, der so sehr als möglich darauf hinausging, wie er an Gleim schreibt, „den Gedanken alle Wege abzuschneiden, in seinen Kopf zu schlüpfen," wo er, sich selbst überlassen, in Wäldern herumstreifte und „seine wollüstige Melancholie" nährte und pflegte, statt alter Klassiker Hoffmannswaldau las, gerieth er als siebenzehnjähriger Jüngling in die Zucht zweier Mädchen, mit denen er „einige schönste Jahre lebte, und die ihn noch etwas weiblicher als Musarion in der Lebensweisheit unterrichteten." Da schlug ihm „ein wollüstiges Getümmel" im Busen, er taumelte von Wonne und schwelgte wie in „Mahomed's Himmel." Als er darauf nach Jena kam, fand er Alles

bitter und ungenießbar, steif, pedantisch und geistlos. So dem Ernste wissenschaftlicher Studien abgewendet, begab er sich nach Erfurt, wo damals Wieland lebte, der dorthin berufen war, um der kurmainzischen Universität durch seinen Ruhm zu Ansehen zu verhelfen. Dieser, freundlich wie er war, nahm sich des jungen talentvollen Mannes an, und bestimmte zunächst seine literarische Richtung. Der Jünger schritt aber alsbald über die Grenzen hinaus, welche der Sänger der Musarion und der Grazien um den Dichter der Lebensfreuden und Weltlust gezogen haben wollte. Gleich die „Sinngedichte" athmeten einen Ton, der neben kynischen Ingredienzien Hoffmannswaldau'sche Studien erkennen ließ. Obgleich sie meist ohne Bedeutung, oft kaum mittelmäßig sind, so steigerten sie doch Gleim's Gunst, an den er durch Wieland empfohlen war, zu einem ungewöhnlichen Grade, und er fand an diesem Pflegevater aller Talente einen nachhaltigen Stützpunkt wie seiner Lebensbedürfnisse so auch seiner literarischen Neigung, die alsbald unter solchem Schutze und dem Einflusse eines ausschweifenden Priapusdichters [1]) in den üppigsten Petronismus hinausging. Da er nach einigem Verweilen in Halberstadt von Jacobi nach Düsseldorf gezogen wurde, um sich an der Iris zu betheiligen, kam er in eine Umgebung, welche seinen Sinn für äußerliche Schönheit mächtig erregte. Denn in der Nähe einer vortrefflichen Bildersammlung und in der Mitte kunstliebender Freunde, dabei von Jacobi's phantasirendem Dilettantismus vielfach berührt, ward er von der höchsten Sehnsucht nach dem Wunderlande alles Schönen, nach Italien's Himmel und Kunst, entzündet. Als er dann seinen Wunsch erfüllen konnte und das Reich seiner Erwartung betreten durfte, „so fühlte er seine Pulse schneller schlagen" und berauschte sich in Kunstgenuß und allen Freuden, die das reichbegabte Hesperien ihm bot. Dabei lernte er denn freilich unter den Werken, die ihn hier umgaben, nicht wie Göthe das Maß der Sitte und die Würde der Form, womit sie ihm aus dem Alterthume still und heiter entgegentraten; vielmehr erglühete seine Sinnlichkeit

1) Ein Hauptmann von der Golz, der in seinen „Natürlichkeiten" Gedichte n Grecourt's Geschmack geben wollte, war einige Zeit der literarische Freund heinse's und ganz geeignet, dessen wollüstige Phantasie mit seiner militärischen ngebundenheit zur üppigsten Extravaganz zu steigern. Vgl. Gervinus, a. a. O. V. S. 5 ff.

unter dem schönen Himmel und in der Welt der Kunst nur um so heißer. Von hier aus sandte er die Übersetzungen von Tasso's befreietem Jerusalem und von Arioste's rasendem Roland, in wenig anziehender Prosa, obwohl mit hohem Bewußtseyn von der Trefflichkeit des Geleisteten. Nach seiner Rückkunft gelang es ihm, in Mainz, wo damals der Erzbischof und Kurfürst K. Friedr. Joseph von Erthal die alte Universität neu illustriren wollte und zu dem Zwecke mehrere berühmte Männer, katholische und protestantische, z. B. Joh. Müller, Georg Förster, dorthin zog, ein Unterkommen zu finden, indem er, zuerst Lektor des Kurfürsten, bald als Hofrath und Bibliothekar angestellt wurde. Zu dieser Zeit schrieb er seine Romane, „Ardinghello" und „Hildegard von Hohenthal," die hauptsächlich seinen Namen in unsere Literaturgeschichte eingeführt haben. Heinse erwies sich sowohl in diesen Schriften als überhaupt in allen seinen Produktionen als ein echter Sohn der Zeit, in welchem die genialische Subjektivität sich zu einer Art „poetischer Begier" steigerte, die sich unter der Maske des Schönen als menschlich-berechtiget aufzudrängen suchte. Wenn er in seinem Ardinghello die Schönheit als das einzige Band betrachtet, „welches den gefühlvollen Menschen an die Welt, an die Natur und die lebenden Wesen knüpft," wenn „in dem Genusse aller Art von Schönheit allein die Erfüllung der Bestimmung des Menschen zur Glückseligkeit" liegen soll; so lautet das so übel nicht, wenn man nicht näher zusieht, was dem Verfasser das Glück der Schönheit bedeutet. Es ist, wie er uns in der „Hildegard" vorzudociren bemühet ist, sinnliche Abwechselung durch alle Stufen hindurch bis zum Genusse der sinnlichsten Liebe; in diesem Genusse erreicht der Mensch erst seine eigentlichste Bestimmung, die daher die Kindererzeugung seyn soll [1]). Heinse war frühzeitig bedacht, diese Lehre in seinen Schriften zu veranschaulichen. So in seiner deutschen Bearbeitung des Petronius (1773), in welcher er bereits dem Genie das Recht einräumt, Alles zu sagen, was ihm beliebt, und uns oft genug an die Freisittlichkeit des Bordells erinnert; so in „den Kirschen" nach Dorat (1773), desgleichen in der „Laidion" (1774), worin die Hetärenphilosophie die sokratische verstummen macht, und das strahlendste Kolorit die Sinne blendet;

1) Daß Wieland's Privatüberzeugung mit Heinse in diesem Punkte übereintraf, sehen wir aus den Briefen an Merck.

die Vorrede zu „den Erzählungen für junge Damen" (1775) ist voll verfänglicher Tiraden und geht auf Gleiches hinaus. Vorzüglich aber wird in den beiden Hauptwerken seiner Muse jene Menschenbestimmung klar gemacht und die Emancipation der Sitte von der Sittlichkeit, des Lebens von aller Regel und Ordnung, wodurch der subjektive Genußdrang behindert wird, mit kühner Rede und zugleich mit einer Begeisterung der Leidenschaft empfohlen, die, um mit Schiller zu reden, zur „sinnlichen Karikatur" sich steigert. Er treibt das Princip der Natur und individuellen Originalität bis zur Selbstverzehrung in wahnsinniger Glut. Wie sehr ihn daher die Stürmer zum Theil als ihren Genossen anerkannten, erweiset außer Anderem Göthe, der, als er noch zu ihnen zählte, sich nicht scheuete, „den eine Canaille" zu nennen, der in Heinse „das Genie" verkennen wollte, vor dessen Laidion er mit Bewunderung über die Fülle des Geistes und die Macht der Sprache stand. Nahm doch selbst der besonnene Boie kein Bedenken, den Ardinghello, von dem er sogar zuerst Bruchstücke in seinem deutschen Museum (freilich kastrirt) mittheilte, „ein Meisterstück der üppigsten Phantasie und Philosophie" zu nennen, von dem er wünschte, daß er es selbst hätte schreiben können, ohne es jedoch geschrieben zu haben [1]). Ja, selbst die anständig-sittlichen Göttinger Anzeigen ließen sich verführen (schon 1787), den Ardinghello wegen seiner poetischen Originalität nicht wenig zu rühmen, obwohl sie meinten, daß der Held „einen Brand an den Tempel der Grazien lege." Später noch (1806) bedenkt sich Bouterweck nicht, ebendaselbst Heinse entschieden „unter die ersten, originellsten und genievollsten Köpfe Deutschlands" zu setzen, ihn „ein wahres, dem ungekünstelten Genusse geweihetes Kind der Natur" zu nennen. Dagegen wandten sich auch Viele seiner Verehrer und Zeitgenossen von ihm ab, als er den Kultus der Wollust und des Cunnus zu stark und rücksichtslos predigte. Wieland, aus dessen Schule er zunächst hervorgegangen, hatte Eckel vor solch sinnlicher Überschwänglichkeit und weiß es schon 1778, bevor noch die Hauptwerke der Heinse'schen Genialität erschienen, Merck'en Dank, daß er „dem apokalyptischen Thiere" (Heinse) etwas auf's Ohr gegeben. Auch Göthe ließ ihn fallen, er konnte sich mit der kynischen

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Boie und Halem, der in Halem's Biographie abgedruckt ist.

Nacktheit, die Heinse mehr und mehr zur Schau stellte, und die ihn im Ardinghello „anwiderte," nicht weiter befreunden. Schiller, haben wir gehört, nennt den Ton im Ardinghello „eine sinnliche Karikatur ohne ästhetische Würde," der „die bloße Begier" zu einer Art poetischem Schwunge erhebt [1]). Daß Männer wie Fr. Stolberg sich in solcher Poesie nicht finden konnten, begreift sich leicht, und es kann uns nicht Wunder nehmen, wenn er seine Freunde (in Oldenburg) bittet, das böse Büchlein zu verbrennen, wenn ihnen „an der Tugend ihrer Schwestern, Weiber und Kinder etwas gelegen ist." — Sehen wir nun von diesen und ähnlichen Urtheilen ab, so dürfen wir in Heinse allerdings ein Talent anerkennen, dem bei Auffassung der sinnlichen Lebensverhältnisse und ihrer mannichfachen Bezüge zu dem Menschlichen eine ansprechende Energie in der Darstellung beschieden war, wodurch seine Werke vornehmlich als nachdrückliche Protestationen gegen die beschränkten Moralpoesien und die steifen Romanpredigten, wie sie damals zum Theil sich breit machten, erscheinen. Auch ist nicht zu leugnen, daß unsere Literatur an seinen Romanen „Ardinghello" und „Hildegard" Werke besitzt, in denen sich bei aller Übertreibung eine nicht gewöhnliche Kunst der Sprache und der Schilderei bekundet, obwohl die echte Poesie mit der genialischen Ungenirtheit, der losen Komposition, der petronischen Lüsternheit, die aus Allem oft mit großer Frechheit hervorblickt, und mit dem Mangel an innerer Gehaltbildung sich ebenso wenig zufrieden finden kann, als der einsichtige Kunstkenner mit der Art, wie im Ardinghello die bildende und in Hildegard die musikalische Kunst besprochen wird. Im „Ardinghello und die glückseligen Inseln" (1787) fühlen wir die ganze Fülle der Eindrücke, welche Italien und seine Genüsse auf den Dichter gemacht hatten. Obwohl Bildnerei und Malerei das vorzügliche Thema bilden, so wird doch das ganze Übermaß der sinnlichen Lebensphilosophie gleichzeitig ausgeschüttet, und, indem scheinbar die antike Schönheit gefeiert werden soll, erscheint die naturalistische Derbheit der Niederländerei als der eigentliche Grundton des Ganzen. Während man einerseits in die Welt der Kunst und auf den Boden, wo sie blühete, oft auf das Lebendigste und Anschaulichste hineingeführt wird und mit Wohlge-

1) Über naive u. sentim. Dichtung.

fallen die Vertrautheit fühlt, welche der Verfasser sich an Ort und Stelle mit seinen Gegenständen erworben hat, ebenso besonders in den Schilderungen der Lokalitäten und Denkmäler Rom's eine bedeutende Kenntniß und darstellende Kunst auf's Erfreulichste gewahren kann, läßt andererseits das taumelhafte Gefasel einer zügellosen Einbildungskraft und das wilde Gebährden einer naturberauschten Sinnlichkeit, die ununterbrochene Feuerglut der Sprache, wobei Sinn und Gedanke stets aus der Fassung gebracht werden, endlich das viele, oft wenig begründete Hin- und Herreden über allerlei Fragen der Politik, der Wissenschaft und selbst der Kunst weder Sammlung, noch irgend eine entschiedene Lage des Gefühls zu Stande kommen. Es bleibt dem Leser kein bestimmter Eindruck, keine ästhetische Anschauung einer gehaltigen Schöpfung, sondern nur die Blendung vor dem grellen Scheine einer glutstrahlenden Phantasie. „Hildegard von Hohenthal" (1795) überbietet in vielen Hinsichten die sinnlichen Motive im Ardinghello, was den reinen Geschmack um so mehr unangenehm berührt, als dabei die Prätensionen einer gewissen sittlichen Scham vorgeschoben werden. Nimmt man dazu, daß die poetische Erfindung und Behandlung hier noch weniger bedeutet, die Charaktere noch schwankender hingestellt werden, die didaktischen Bezüge aber sich noch äußerlicher von der Handlung ablösen, als dort, daß endlich selbst Sprache und ganze stylistische Haltung nicht mit der früheren Sicherheit und Energie erscheinen, sondern gar oft an Verschraubtheit und künstlicher Berechnung leiden; so können wir dieses Produkt noch weniger als ein Werk echter Kunstbegeisterung betrachten und gelten lassen. Die „Fiormona" erinnert uns hier und da an Boccaccio's Fiametta, ohne jedoch die lyrische Reinheit dieses anziehenden Romans zu erreichen. Sie hat in ihrer novellenartigen Ausführung keine sichere und bestimmte Farbe. In den sinnlichen Schwung, der auch hier vorwaltet, mischt sich die sentimentale Affektation, welche meist unmotivirt in die Gluten der Leidenschaft greift. Überhaupt aber beweist die lüsterne Steigerung der Lust zu sündigen und das verwegene Spiel mit Reizungen und Entsagen die Unmacht des Verfassers, sich zu einer entschiedenen Gemüthslage zu bestimmen und von dieser aus seinen Gegenstand mit Freiheit zu ergreifen und mit der Kunst des Meisters zu gestalten.

Fast noch bedeutsamer als Heinse's Dichtungen sind seine Briefe,

in denen freilich dieselbe Ungebundenheit hervortreibt, dasselbe genialische Sichgehenlassen waltet, die indeß sowohl in Absicht auf Kunstgeschichte und literarische Kritik, als auch auf sonstige persönliche und ästhetische Bezüge höchst anschauliche und werthvolle Darstellungen und Ausführungen (z. B. über die Düsseldorfer Gallerie) enthalten, zugleich auch die treffendsten Züge zu Heinse's Charakteristik selbst darbieten [1]).

Viertes Kapitel.

Die kraftgenialischen Bewegungen auf dem Gebiete wissenschaftlicher Leistungen.

Es ist schon bemerkt worden, daß die verschiedenen Phasen unserer poetischen Literatur mit den gleichzeitigen wissenschaftlichen Strebungen, namentlich solchen, welche die allgemein menschlichen Beziehungen angehen, in naher lebendiger Wechselwirkung stehen. Wir konnten diese Wechselwirkung vom Anfange des achtzehenten Jahrhunderts an verfolgen, und wahrnehmen, wie dieselbe um so inniger und bedeutsamer wurde, je entschiedener das Bewußtseyn der nationalen Selbstständigkeit des literarischen Geistes überhaupt bei uns sich entwickelte. Doch werden erst die folgenden Epochen, in denen die Wissenschaft ihre reichste Fülle erschließt, uns jenes Verhältniß in seiner ganzen Tiefe und Umfaßlichkeit erkennen lassen. Die Zeit, welche uns jetzt beschäftiget, bietet in dieser Hinsicht noch keine so erheblichen und vielseitigen Erscheinungen dar, daß die Geschichte der nationalen Literatur dabei lange zu verweilen hätte; auch hat Mehreres, dessen ersten Anfängen man hier wohl begegnet, seine eigentliche historische Entwickelung und Stellung erst in der nächsten Periode und bleibt hier schon deswegen unberührt, um in seinem wesentlichen Zusammenhange nicht unterbrochen zu werden. Dahin gehört z. B. namentlich die Ge-

1) „Briefe zwischen Gleim, Wilh. Heinse und Joh. v. Müller," herausgegeben von W. Körte 1806. Hier finden sich auch (im 2ten Theile) die Briefe an Fr. Jacobi abgedruckt, welche leicht die interessantesten seyn dürften. Vgl. damit Fr. Jacobi's auserlesene Briefe, Thl. I.

schichte, für welche in den Sturmjahren keine angemessene Witterung herrschte; auch die Naturwissenschaft entfaltete erst später im Gefolge der neuen philosophischen Geisteserhebung ihren höheren wissenschaftlichen Charakter. Wenn demnach diese Seite für unsere Darstellung noch wenig Stoff zu geben hat, so drängen sich doch Erscheinungen auf, die das Princip und Walten der literarischen Genialität auch im Gebiete des wissenschaftlichen Denkens auf unzweideutige Weise bekunden. Indem wir nun unsere Aufmerksamkeit dahin wenden, wollen wir nur das Hervorstechendste kurz anhalten und die literarischen Hauptfiguren, an die sich jenes knüpft, in rascher Zeichnung vergegenwärtigen. Religion, Philosophie und Staat sind die Felder, welche dem der Dichtung am Nächsten liegen und sich in Deutschland gerade am Innigsten in jene verwebt haben. Sie erscheinen nun auch von dem poetischen Genialitätsdrange am Lebendigsten berührt. Jede dieser Provinzen hat ihren Vertreter erhalten, die theologisch-religiöse in Lavater, die philosophische in Fr. H. Jacobi, die politische in Schlözer. An die Charakteristik dieser Männer wollen wir daher die geschichtliche Darstellung der bezüglichen Drangbewegungen knüpfen und von ihnen die nöthige Beleuchtung auf das ganze Gebiet jener Wissenschaften fallen lassen.

Johann Kaspar Lavater (1741—1801) war berufen, von seiner Vaterstadt Zürich aus das Princip der genialen Originalität vornehmlich auf Seiten der Religion durch ganz Deutschland hin in Bewegung zu setzen, während gleichzeitig vom entgegengesetzten äußersten Norden, von Königsberg her, Hamann die Stimme kritisch-prophetischer Glaubensbegeisterung in die Welt der freidenkerischen Vernunftpragmatik erschallen ließ, und Herder, dessen Jünger und Landsmann, die Lehre inspirativer, poetischer Gottesauffassung zu verkündigen beeifert war. Mit Beiden sympathisirte Lavater auf das Innigste, wie fast mit Allen, denen das subjektive Fühlen die höchste Geistesstimme war. Fritz Stolberg, Jung Stilling, Fr. H. Jacobi hielten zu ihm, und er zu ihnen. Besonders aber fand sich Herder in der Zeit seiner Jugendstürmerei zu Lavater hingerissen, der ihn durch „seinen inneren apostolischen Charakter, durch seinen Glauben an Gott und an die Intuition eines himmlischen Menschen," wie er an denselben schreibt, ganz und gar eingenommen hatte. Lavater steht nun so individuell-

genialisch, so entschieden und eigenthümlich auf diesem theologisch-intuitiven Punkte, den er dem Wesen nach bis an sein Ende behauptete, indeß Andere, wie z. B. selbst Herder, später sich der ruhigdenkenden Betrachtung zuwendeten, daß er vor Allen als eigentlichster Vertreter der kraftgenialischen Religionsromantik zu betrachten ist. Göthe sagt von ihm: „Auch er, um so viel früher geboren als wir, ward von dem Freiheits- und Naturgeiste der Zeit ergriffen, der jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren raunte: man habe ohne viele äußere Hilfsmittel Stoff und Gehalt genug in sich selbst, Alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte." Sollen wir sofort aussprechen, wie Lavater's Person und Verhalten sich stellten; so wüßten wir von ihm nichts Anderes zu sagen, als daß er die subjektive Anmaßung eines rein individuellen Christenthums zum festesten Mittelpunkte seiner Lebens- und Weltauffassung machte und das moralische wie eudämonistische Heil des Menschen lediglich und ausschließlich hiernach bestimmt haben wollte. Mit dem Grundsatze, „die Überzeugung eines Jeden sey sein Gott," hat er diesen Standpunkt der absoluten religiösen Individualität sofort ausgesprochen. Statt des Christenthums nahm er Christus als leibliche Persönlichkeit, den er mit seiner Phantasie idealisirte und in dem ihm Alles aufgehen sollte. Daher konnte Göthe auch an ihn von „Deinem Christus" schreiben, wie denn überhaupt in demselben Briefe (1781) der bezeichnete Standpunkt Lavater's auf's Treffendste definirt wird. „Bei dem Wunsche und der Begierde, in einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen, und in ihm Dich bespiegeln, Dich anbeten kannst[1])." Lavater bedurfte „nichts Geringeren, als eines unmittelbar verbundenen Jesus," dessen Wirklichkeit ihm

1) In dem Gedichte „Christus" spricht Lavater jene Hingebung an Christus unter Anderem in folgender Weise aus:

„Dein Alles, Christus, und mein Nichts
Laß täglich mich empfinden!"

— — — — — —

„Der Glaub' an Dich und Deine Kraft
Sey Trieb von jedem Triebe,
Sey Du nur meine Leidenschaft,
Du meine Freud' und Liebe!"

der berüchtigte Wunderthäter, der Pater Gaßner, an den er jene Worte richtet, aufweisen soll. In seinen „Vermischten Schriften" (1774), worin er außer Anderem „von den Gaben des heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebets" handelt, treffen wir das Programm seiner ganzen theologischen Art und Wirksamkeit [1]). „Ich finde, daß alle (biblischen Verfasser) darin übereinkommen, daß die Gottheit sich gewissen Menschen auf eine unmittelbare, augenscheinlichere und nähere Weise als durch die gewöhnlichen Werke und Veränderungen in der Natur geoffenbart habe. — — Ich finde ferner, daß die Verfasser dieser Schriften in dem Gedanken stehen, daß es eins der vornehmsten Verdienste des gekreuzigten Nazareners Jesu sey, daß diese unmittelbare Gemeinschaft zwischen dem Menschengeschlechte und der Gottheit — — wiederhergestellt werden sollte. Ich finde, daß diese Verfasser behaupten, daß der Glaube oder die einfältige Annahme des göttlichen Zeugnisses eine ganz außerordentliche, alle gewöhnlichen Kräfte des Menschen weit übersteigende Kraft haben soll." Besonders will er die Macht des Gebets in der Bibel angedeutet finden. „Die Verfasser der heil. Schrift," sagt er in dieser Hinsicht, „stehen in dem Gedanken, die Gottheit lasse das geschehen, wofür mit festem Glauben, daß es geschehen werde, gebetet wird." Die Folgen des Gebetes sind ihm „nicht bloß natürliche Folgen in dem Herzen des Beters, sondern positive äußerliche Wirkungen." Das Gebet wurde ihm so eine allmächtige Macht, mit der ihm Jegliches gelingen sollte, und das ihm „die Brauchbarkeit Gottes" gleichsam in die Hand gab. — Wer aber Gott haben will, muß ihn „lebendig" haben, und nur der hat ihn lebendig, der seiner „so erfahrungsmäßig gewiß ist," als hätte er mit ihm in einer fortgesetzten Korrespondenz gestanden. Daher soll Gott ihm „so genießbar werden, als es immer ein sichtbarer Mensch seyn kann." Wenn Lavater später an die Wunder glaubte, die ein Pater Gaßner und die Charlatane des Magnetismus übten, wenn er sich selbst wohl Wunderkraft zutraute, so geschah es immer auf jenem Grunde. Mit der Idee, die er sich von Christus gebildet, hing sein Begriff von der Menschheit genau zusammen, und es schien ihm unmöglich, „wie ein

1) 1. Bändchen, zweites Stück.

Mensch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Christ zu seyn." (Göthe). Daß ihm bei solcher Überzeugung und Stimmung nur das harte Dilemma übrig blieb: „Entweder Christ oder Atheist," begreift sich leicht. Zuletzt trieb er diese Christomanie bis zu monomanischer Leidenschaft. Er mochte nichts Höheres mehr gelten lassen, was er nicht in sich individualisiren konnte, und Gott wie die Welt gingen ihm im Gottmenschen Christus, und dieser mit ihm selbst zusammen. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht auffallen, daß er auch Andere zu seinem Christenthume hinüberziehen mochte und darum dem Proselytenwesen nicht durchaus fremd blieb; wie er denn solches z. B. an Mendelssohn [1]) und selbst an Göthe versuchte, den er aus dem weltlichen Christenthume in sein geistliches überführen wollte. Mit diesem Sinne gab sich Lavater allen Ausgeburten des Mysticismus hin, wie sie im südlichen Deutschland in den siebenziger und achtziger Jahren in Menge zu Tage kamen, den Zauberspielen, Teufelsbannereien und Wundergaukeleien eines Pater Gaßner, den er (an Merck) den „ehrlichen" nennt, wie den Betrügereien eines Cagliostro und den magnetischen Täuschungen eines Mesmer und Anderer. Lavater stand zuletzt mitten in diesem obskurantistischen Gewirre, wie solches Nicolai in seinen mehr berührten Reisen auf's Breiteste schildert, theils von Anderen betrogen, theils sich selbst betrügend. Daß seine Gegner, unter die später selbst mehrere seiner früheren Freunde traten, ihn des Kryptokatholicismus beschuldigen mochten, kann bei derlei Vorkommenheiten nicht befremden. Er wollte ja, wie sein Freund Stolberg, ein praesens numen [2]). Der Geist der Epoche schien

1) Die proselytischen Zudringlichkeiten, welche Lavater in der Vorrede zum 2. Theile seiner deutschen Bearbeitung von Bonnet's „Philosophischer Palingenesie" an Mendelssohn richtete, indem er ihn aufforderte, entweder Bonnet's Beweise für's Christenthum zu widerlegen oder zu diesem überzutreten, hatten den reizbaren Moses bis zur Krankheit alterirt. Es ist oben angeführt, wie diesem eine andere literarische Indiskretion von Seiten Jacobi's mittelbar den Tod brachte. Lavater erhielt für jene Zumuthung von Lichtenberg wohlverdiente Züchtigung. Vgl. Lichtenberg's vermischte Schriften, Bd. 3.

2) In der Handbibliothek für Freunde (1790) sagt er selbst, daß er „den konsequenten Katholiken für eines der verehrungswürdigsten und seligsten Produkte der Menschheit" halte, für „das wundervollste Wunder — — für einen anbetungswürdigen Anbeter." Die „magische Kraft eines katholischen Priesters" bringt ihn zur Entzückung. — Übrigens blieb er doch Protestant und wollte das Recht freier Prüfung nicht aufgeben, wie er dieses bei Gelegenheit

in ihm sich zu kaleidoskopischer Selbstanschauung zu versinnlichen. Lavater war der Erbe aller mystischen Wunderlichkeit der Zeit. Jener starkgläubigen Einbildung war nun aber zugleich viel Eitelkeit, der frommen Begeisterung mehr als ein verborgener Zug der weltlichen Gesinnung beigemischt, wofür er, nach eigenem Bericht, von Natur nicht ohne Anlage war, und zu deren Vermehrung die Vergötterung Vieles beitrug, die ihm von Norden bis zum Süden von Seiten der Sentimentalisten, Gemüthsorthodoxen und allen denjenigen zu Theil ward, die sich durch seine persönliche Erscheinung, durch das Anziehende seiner ganzen Individualität, durch „die Übergewalt seiner Gegenwart" bestechen und begeistern ließen und ihn für einen heiligen Mann zu halten keinen Anstand nahmen. Wollte ihm doch die kluge Herzogin Amalie „einen Altar bauen lassen" (an Merck). Überhaupt erschien er den Frauen wie ein neuer Christus, und es umgab ihn, um uns eines Ausdruckes aus Göthe's jüngsten Paralipomenen zu bedienen, ein „mehr oder weniger religiös-moralisch-ästhetisches Serail," wie solches leicht geschieht, wo eine „unmittelbare Aufforderung zum Ideellen, besonders an Weiblein" stattfindet. Auch bei seinem Besuche in Frankfurt drängten sich diese andächtig hinzu. Einige derselben untersuchten sogar die Zimmer, die man dem Propheten eingeräumt hatte, zumal das Schlafzimmer, mit besonderer Aufmerksamkeit, wobei denn Mephistopheles Merck meinte, „die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe." — Da nun aber dieses Leuchten des Mannes ohne sonnigen Kern war, da er mehr irrlichterlirte als wahrhaft erhellte, überhaupt das Große der Erwartung durch das Kleinliche des Wollens und der Mittel vielfach vereitelte und dem Heiligen das Weltliche mehr als billig beimischte, so konnte es nicht fehlen, daß jene Abgötterei von den Besonnenen zurückgewiesen und die Leerheit des ganzen Treibens, die karikirte Glaubensgenialität und die theosophische Ideen-

---

eines Bekehrungsversuches, den man mit ihm machte, entschieden ausspricht. An Fritz Stolberg schreibt er nach dessen Übertritte unter Anderem: „Ich werde nie katholisch werden, d. h. Aufopferer meiner Denk- und Gewissensfreiheit, d. h. entsagend allen unveräußerlichen Menschenrechten." Zugleich nennt er den Glauben, daß nur eine einzige, ausschließend beseligende, schlechterdings unfehlbare Kirche sey, einen „abscheulichen Glauben," vor dem er seinen Freund aus Christenpflicht warnen zu müssen meint.

tifikation mit dem christlichen Heilande alsbald ein Gegenstand des Spottes und der Satire werden mußte. Er fühlte sich selbst unheimlich hingestellt zwischen seine Lobredner und seine Tadler. „Ihr habt mich," schreibt er, „zum Genie hinaufposaunt, lieben Freunde, zum Narren schmettern mich meine Gegner hinunter [1])!" Göthe, der ihn in seinen früheren Briefen „einen braven Geistlichen, einen theueren Mann" genannt, der von der muthigen That, womit derselbe im Bunde mit seinem Freunde Heinrich Füßli die Ungerechtigkeiten des Landvogts Grebel vor der Welt angeklagt hatte, in höchsten Enthusiasmus gesetzt wurde, der von ihm wünschte, „er möchte mannichmal einen Segen auf seine Büste sprechen," fand sich späterhin (1796) veranlaßt, zu schreiben: „es koste dem Propheten (Lavater) nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können." Daß Lavater sich mit den Ansprüchen des Jahrhunderts nicht vertragen konnte und der Vernunft ihre Rechte ungern zugestand, mochte Keinem gefallen, der den Fortschritt der Zeit anerkannte. Darum war auch Wielanden „sein verdammtes Schimpfen und Verfuyen des Jahrhunderts" unausstehlich. Bei alledem muß man anerkennen, daß er es mit den Menschen und der Menschheit herzlich gut meinte. „Menschlichkeit auszubreiten, lieber Freund," schreibt er in der Zueignung seiner Predigten über das Buch Jonas (1773), „Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, ist eine meiner Hauptzwecke." Diese Aussage bethätigte er, wo er konnte. Selbst seine Verirrungen haben noch mehr oder minder dieses Ziel, und es ist bekannt, wie ihn in der Ausübung der Menschenliebe die verhängnißvolle Kugel traf, die seinem Leben ein Ende machen sollte [2]).

1) „Ich kann wohl leiden," schreibt Wieland über Lavater an Merck (1782), „daß ein Mensch ist, was er ist; aber wie ein Prophet und Traumaturg ein weiser Mann, und wie ein weiser Mann ein Narr zum Anbinden seyn kann, davon versteh' ich auf meine Ehre kein Wort." — Man streitet wohl darüber, ob Lavater eine Schule gebildet habe. Er selbst hat dergleichen abgelehnt, allein es ist nicht zu verkennen, daß seine Anhänger einer antirationalistischen oder vielmehr obskurantistischen Schulsektirerei zuneigten und ihn als ihr Haupt verehrten. Unter seinen Freunden steht Pfenninger, sein Amtsgenosse in Zürich, dem auch Göthe nahe kam, oben an. Die Schriften desselben verdienen indeß keinerlei Aufmerksamkeit.

2) Als nach dem Siege der Franzosen über die Russen jene 1800 in Zürich

Lavater, von Natur mit einer lebhaften Phantasie begabt, hatte seinen Geist in der Jugend durch ernste Studien nicht eben gründlich ausgebildet und war unter dem Einflusse Bodmer's, der später sein Lehrer wurde, in seinen imaginativen Richtungen eher gefördert als aufgehalten worden. Wieland schreibt von ihm an Merck: „er weiß nichts von den Griechen, als was er aus etlichen sehr modernen Büchern erschnappt hat," und Göthe führt an, daß er in späteren Jahren selbst seinen Mangel an Gelehrsamkeit in Ernst und Scherz oft genug ausgesprochen habe. Obwohl er mit Philosophie hin und wieder in Verbindung treten wollte, so fehlte ihm doch dafür ganz und gar das eigentliche Organ und dasjenige, was er selbst in seinen physiognomischen Regeln von dem eigentlichen Denker aussagt, indem er ihn einen Mann nennt „mit dem tiefen Bedürfnisse nach wahren, klaren, bestimmten, konsequenten und zusammenhängenden Begriffen." Man merkt diesen Mangel philosophischer Bestimmtheit und Gedankenkräftigkeit in fast allen seinen Schriften, in denen „die wunderbarste Mischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken und trüber Schwärmerei, von Edlem und Lächerlichem zu erblicken ist[1])." Selbst auf sein Handeln und Leben hatte jene Ungründlichkeit geistiger Kraft Einfluß, und er bietet uns gleich von früher Jugend an bis in die späteren Jahre hinab[2]) mehrfache Gelegenheit, das Schwankende in seinem Charakter zu gewahren. Auch dieses fühlte er selbst, wie es denn überhaupt „seine liebste Beschäftigung war, so wie auf Andere, so auf sich selbst zu merken." Unter Anderem schreibt er in seinem Tagebuche: „ich erzittere über meiner entsetzlichen Unbeständigkeit im Guten — über dem unglaublichen Widerspruche, der sich täglich zwischen mei-

einzogen, und Lavater auf der Straße beschäftiget war, Verwundeten Hilfe zu bereiten, wurde er von einem französischen Soldaten getroffen. Obwohl die Wunde nicht tödtlich schien, starb er doch in Folge derselben mehrere Monate nachher, wohl hauptsächlich deswegen, weil er sich während der Heilung durch Amtsgeschäfte zu sehr angestrengt hatte.

1) Göthe, in den Frankfurter Anzeigen (1773).

2) Lavater giebt in seiner eigenen Lebensbeschreibung, die freilich nur bis zu seinem 15ten Jahre geht und später von seinem Schwiegersohne, Georg Geßner, in der Biographie Lavater's (1802 ff. 3 Bde.) gebraucht wurde, über seine früheren Charakterschwankungen hinlängliche Notizen. Damit ist zu vergl. Lavater von Herbst 1832. (In dessen Bibliothek christlicher Denker II.)

nen überlegtesten Grundsätzen und meinen Handlungen und Unterlassungen findet." Eine weitere Folge jener geistigen Unsicherheit war es auch, daß er so leicht Wahres und Falsches durch einander wirrte, aus der Demuth des Gebets in die Anmaßung des Prophetentons überging, sich mehr als billig auf dem Dreifuße gefiel und mit der Miene der Unfehlbarkeit seine Götterspräche von sich gab. Im Übrigen hatte er manche schöne Talente und Anlagen. Voll Zartgefühl und lebendiger Rechtsgesinnung besaß er die Gabe, mit raschem Blicke die äußerlichen Verhältnisse und Bezüge an Personen aufzufassen, was ihn auch wohl zu seinen berühmten physiognomischen Fragmenten mit veranlassen mochte. Da er indeß hierbei ohne kontemplative Gründlichkeit war, so fühlte er sich mit „allen seinen Kräften zur Wirksamkeit gedrängt" und Niemand mochte ununterbrochener handeln als er, welche Neigung zur Vielgeschäftigkeit seinem geistlichen Berufe (er war Prediger in Zürich) und seinem Streben nach Menschenbeglückung auf's Erwünschteste entgegenkam. Gleich einem apostolischen Gesandten suchte er durch seine Predigten das Heil der Christusseligkeit überallhin zu verbreiten. Nicht bloß unter seiner Pfarrgemeinde, sondern auch auf seinen Reisen erschien er als ein prophetischer Bote und begeisterte durch seine geistlichen Reden die Gebildeten wie Nichtgebildeten, dabei Alle mit dem Zauber seiner Persönlichkeit überwältigend. Jene Beredsamkeit mochte an ihm um so wunderbarer scheinen, als er in seiner früheren Jugend ohne jegliches Talent der Rede wie ein Unmündiger erschienen war.

Daß nun ein solcher Mann bei einer ausgedehnten Schriftstellerei nicht zu der Gediegenheit klassischer Darstellung kommen konnte, ist leicht zu erkennen. Auch mußte er hier den vielseitigsten Tadel erfahren, der sich bald in Ernst, bald in Scherz und Ironie aussprach. Daß es hauptsächlich die Berliner Pragmatisten, die Arbeiter an der Berliner Monatsschrift waren, namentlich ihr Hauptanführer Nicolai, die ihn anfeindeten, erklärt sich aus der bezeichneten Stellung, die er in seiner genial-phantastischen Religionsauffassung jenen Vorfechtern der Aufklärung gegenüber einnahm. Allein auch Andere mochten sich mit seinen Produktionen nicht vertragen, und wir sehen, wie Wieland im „Endymion" wegen seines Tagebuchs über ihn lachte, Lichtenberg

seine Physiognomik ironisirte[1]), und Knigge sein Reisetagebuch (1stes Heft), welches die Beobachtungen auf der Reise nach Kopenhagen, wohin ihn Bernstorf mehrere Male eingeladen hatte, enthalten sollte, in „der Reise nach Fritzlar" parodirte. Wenn auch Mercken „das Studentenhafte und Seherartige des Styls" in den Lavater'schen Fragmenten nicht genehm war, so beweist dies nur um so mehr, daß die Vernünftigen überhaupt mit seiner Schriftstellermanier sich nicht befreunden konnten[2]).

Es gehört nicht zum Zwecke gegenwärtiger Darstellung, Alles, was ein Mann wie Lavater geschrieben haben mag, hervorzuheben und näher zu charakterisiren. Wir begnügen uns daher, neben einigen allgemeinen literarhistorischen Notizen dasjenige zu nennen, worin sein Verhältniß zur Zeit und seine religiöse Auffassungsweise am klarsten hervortritt. Das Hauptwerk, das Wichtigste und Bedeutsamste, was er geschrieben und wodurch er seinen Namen in die Geschichte der Literatur vorgeschoben, zugleich die Meinung der Epoche am eigenthümlichsten ausgesprochen hat, ist nun seine berühmte Physiognomik, welche unter dem Titel „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" seit 1775 in vier Versuchen herauskam, nachdem ihr schon zwei einleitende Abhandlungen (seit 1772) vorausgeschickt worden waren, die über Begriff, Wissenschaftlichkeit und Nutzen der Physiognomik sich verbreiteten. Bei der ganzen Unternehmung, welche indeß keineswegs als eine isolirte Erscheinung hervortrat, sondern mit vielen verwandten Bezügen, namentlich mit gleichzeitigen physiognomischen Studien und Liebhabereien zusammenhing, bemerken wir den bekannten Arzt Zimmermann, von dem wir oben im ersten Buche geredet, als apostolischen Gehilfen, indem er seinem geistlichen Landsmanne für sein Werk Wege in's große Publikum bahnte und durch seine eitlen Empfehlungen Ansehn und Unterschriften bei den Großen und Reichen dieser Welt, zumal bei dem hannöverschen Adelthume, verschaffte, durch sein „Gerätsch" aber, wie es Merck nennt, hauptsächlich den Satyr Lichtenberg's dagegen in Harnisch brachte. Das große Werk, in vier prachtvollen Quartbänden, mit Vignetten und schönen Kupfern, Menschen- und Thierporträten aller Art geziert, trat

1) Vgl. Göttinger Taschenkalender, Jahr 1778.

2) Briefe II. S. 141.

nun in die Welt mit der Prätension, in den wichtigsten anthropologischen Wissenschaften und Beziehungen, in Moral, Justiz und der gesammten Pragmatik des Lebens eine Revolution zu bewirken[1]), mit dem Tone divinatorischer Orakelei und theurgischer Inspiration, ganz geeignet, die gedankenlose Menge zu überrumpeln, die glaubensfreudigen Gemüther zu begeistern und die wundersüchtigen Phantasien aller Art zur Ekstase emporzutreiben. Es entstand eine Art physiognomische Epidemie, indem Jeder, der von der neuen Offenbarung gehört hatte, sich für einen Seelendeuter hielt und sich befugt glaubte, aus Mund, Augen und besonders aus den Nasen, auf welche es dem großen Entdecker am meisten ankam, Gedanken, Gesinnung und gesammte Werthhaltung der bezüglichen Inhaber zu erschließen. Die Nasen sollten fortan hauptsächlich zu Rathe gezogen werden bei Besetzung der Staatsämter, bei der Frage nach praktischer Tüchtigkeit und Charakterstärke, „der Rücken einer Nase sollte der Fels seyn, auf den man ewige Freundschaft gründen könnte." Die Fragmente, welche sich „zur Beförderung der Menschenliebe" in die Welt drängten, würden bei konsequenter Anwendung nach und nach der Fluch der Menschheit geworden seyn, wären sie nicht zum Glück ebenso früh in Vergessenheit gerathen, als sie es wegen ihrer Oberflächlichkeit verdienten. „Wenn die Physiognomik das wird," schrieb Lichtenberg, „was Lavater von ihr erwartet, so wird man die Kinder aufhängen, ehe sie die Thaten gethan haben, die den Galgen verdienen." Auch für die Eitelkeit eröffnete das Werk ein weites Reich, indem darin Jeder, der sich für ein Genie oder was sonst Großes zu halten beliebte, oder Solche, „die vom Strahl eines Zeitungslobes erwärmt und deren Ruhm erst von einer freundschaftlichen Kandidatenjunta posaunt" war (Lichtenberg), ein Denkmal erwarten und finden mochten. Daher sprach denn auch Merck „von bösen Monumenten, die Lavater allen jungen Leuten, die noch nichts in der Welt gethan hatten," in der Physiognomik gesetzt habe[2]). Es konnte nicht fehlen, daß bei den Übertreibungen, dem Charlatanismus und der eigenthümlichen

1) Die neue Phrenologie wiederholt nur jene physiognomische Prätension; denn auch von ihr erwarten und versprechen ihre jüngsten Jünger nichts Geringeres als eine Umwandelung des Criminalrechts, der Erziehung und alles Möglichen zum Heile der Menschheit.

2) Briefe II. S. 141.

Industrie, womit das Wunderprodukt gefördert wurde, auf der Seite der Ungläubigen die Lust sich regte, den frommen, viel verheißenden Verfasser zu mystificiren oder ihn sammt seinem Werke dem Spotte der Satire und der Schärfe der Kritik zu unterziehen. In der letzteren Hinsicht muß eben besonders Lichtenberg erwähnt werden[1]), der das Unternehmen in Ernst und Scherz, besonders aber mit den Waffen des Witzes angriff. In dem bekannten Aufsatze „Über die Physiognomik wider die Physiognomen," der zuerst im Göttinger Taschenkalender für 1778 erschien, suchte er hauptsächlich auf das Ungründliche und die gefährlichen Folgen des Werks aufmerksam zu machen, ohne es jedoch widerlegen zu wollen, was ihm, meinte er, „in Sedez" bei einem Publikum nicht gelingen würde, bei welchem „groß Quart so viel sey als eine Demonstration." Lichtenberg, der die Physiognomik überhaupt nicht verwarf, sondern sich damals selbst viel mit ihr beschäftigte, war am Besten im Stande, auf dem Grunde seiner scharfen und ruhigen Beobachtungsgabe, sowie seiner vielseitigen Erfahrung und Menschenkenntniß das Richtige und Gewagte an Lavater's Prunkunternehmen zu bezeichnen[2]). Übrigens ist Lavater's Physiognomik, wenn wir von ihren Vorzügen wie Fehlern absehen wollen, wenn wir die Wahrheit der Grundidee, die oft treffenden Bemerkungen, geistreichen Anschauungen, überraschenden Vergleichungen ebensowohl als die Mangelhaftigkeit der Erfahrung, die Unsicherheit der Grundlagen, die Flüchtigkeit und Allgemeinheit der Urtheile, das orakelnde Pathos, die affektirte Süßthuerei mit dem Christenthume und religiöser Innigkeit, die abgerissene unruhige Drängniß des dithyrambischen Vortrags übergehen, dadurch vornehmlich merkwürdig und als literarisches Wahrzeichen jener Epoche und ihrer genialischen Selbstdünkelei anzuerkennen, daß es das Grundprincip derselben, „die Naturoriginalität des Individuums," in seiner äußersten Geltung aufstellte und das Höchste wie Gemeinste in die Unmittelbarkeit des natürlichen Subjekts verlegte und von hier aus bestimmen lassen wollte. Wegen dieser Beziehung und Stellung

1) Auch „die physiognomischen Reisen" von Musäus (1778) waren eine Art Spottschrift auf Lavater's physiognomische Prätensionen und die physiognomische Manie, welche durch die Fragmente hervorgerufen worden.

2) Über Lichtenberg's nationalliterarische Bedeutung wird in dem folgenden Buche weiter zu reden seyn.

muß nun gerade das Lavater'sche Werk die Aufmerksamkeit und Rücksicht der Geschichte gewinnen, wie wenig es auch aus dem wissenschaftlichen und praktischen Gesichtspunkte die Erwartung erfüllte, mit der es sich bei seinem Eintritte in die Welt umgab. Auch dadurch drängt es sich unserer Beachtung auf, daß es überhaupt als ein sprechendes Denkmal dasteht von der Art und Weise, Aufgaben der Wissenschaft vom Standpunkte des Gemüths aus zu behandeln und das Natürlich-Weltliche mit der Farbe religiöser Begeisterung und dem Helldunkel ideeller Schwärmerei zu verschönern[1]). Daß es zugleich einen an und für sich wichtigen Gegenstand, den schon Aristoteles einer wissenschaftlichen Betrachtung würdig hielt, der seitdem mehrfach berücksichtiget wurde und gerade um jene Zeit wieder in besondere Anregung kam[2]), in die Mitte der neuen literarischen Bewegungen vorschob und jedenfalls zu mancherlei physiologisch-psychologischen Reflexionen und Untersuchungen Anlaß und Winke gab, darf immer als ein Verdienst gerühmt werden[3]).

Was Lavater's anderweitige Schriften betrifft, so sind sie meist religiösen Inhalts oder haben doch nahen Bezug auf religiös-moralische Verhältnisse. Sie sind in ihrem ganzen Charakter den

1) Lavater hat es auch an Abbildungen heiliger Personen, z. B. an Apostel- und Christusköpfen (im 4ten Theil) nicht fehlen lassen. Da nun auch eine Menge von allerlei Thierarten, vom Löwen bis zum Frosche herab, darin abgezeichnet steht, so erscheint das Ganze als eine merkwürdige Gallerie des Höchsten und Gemeinsten in der buntesten Mischung.

2) Die beiden Hauptgegner von Lavaters Physiognomik, Nicolai und Lichtenberg, beschäftigten sich eifrigst mit der Sache. Jener gesteht (an Merck), daß alle seine Nebenstunden der Physiognomik gewidmet seyen. Wie Göthe sich nach dieser Seite neigte, ist bekannt. — Dem Aristoteles, welchem nicht leicht ein Problem der Wissenschaft entging, wird über die Physiognomik eine eigene Schrift (Physiognomica) beigelegt. Unter den späteren Bearbeitern erwähnen wir mit Übergehung vieler Anderen (vergl. Scriptores physiognomiae veteres. Ed. Franzius 1780) bloß den Italiener J. B. Porta, der um den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts den Gegenstand wieder vornahm und dabei auf eine vergleichende Physiognomik hinzielte, indem er in seinem Werke de humana physiognomia menschliche Gesichter mit Thierphysiognomien zusammenstellte. Die von Lessing übersetzte Schrift des Spaniers Huarte „von der Prüfung der Köpfe" kann gleichfalls in diese Kategorie gestellt werden.

3) Selbst Nicolai, der eifrigste Widersacher Lavater's, fand in den Fragmenten desselben kein bloßes Phantasiegebilde, sondern glaubte, die Fruchtbarkeit und Richtigkeit mancher Beobachtungen rühmen zu müssen.

Fragmenten ähnlich und unter sich selbst wieder auf's Höchste verwandt in Gedanken und Form. Gleiche Seltsamkeit in der Mischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Wahrheit und Falschheit, von Begeisterung und Nüchternheit, von Erhabenheit und Gemeinheit, von Idealität und kleinlicher Philisterei; dieselbe Unsicherheit des Styls und Kolorits, dieselbe Nachlässigkeit in der Sprache, die bald in sprunghafter Zerrissenheit holpert, bald in unerträglicher Wortfülle sich hinwälzt. Man muß sich eben damit beruhigen, daß man zu sich selbst sagt: „so denkt, so spricht nur ein Lavater" (Göthe). Lavater's Predigten, die er über verschiedene biblische Schriften gehalten, sind, unwesentliche Schattirungen abgerechnet, im Ganzen von gleichem Tone und Gehalte. Die gewöhnlichste Popularität liegt neben dem üppigsten rhetorischen Schmucke, gedrängte Kürze wechselt mit redseliger Tautologie, neben unmäßiger Wärme und aufsprudelnder Begeisterung schleicht die Kühle herabgestimmter Verständigkeit. Andere geistliche Bücher, z. B. das christliche Handbüchlein, lassen wir unberührt, um an Einiges zu erinnern, was zu seiner Zeit Aufsehen erregte. Dahin gehören „die Aussichten in die Ewigkeit," die seit 1768 in Briefen an Zimmermann erschienen, wodurch Lavater sich zuerst den Gemüthsidealisten empfahl. Die Strahlen einer hoch aufschwärmenden Phantasie brechen überall durch, wo Gedanken sich bilden wollen, und zwischen die Prosabetrachtungen tönen die lyrischen Schwunggefühle Klopstock'scher Erhabenheit. Während Lichtenbergen bei der Lektüre derselben graute, wenn er sah, wie ihr Verfasser „auf der dünnen Scheidewand zwischen Wahnwitz und Vernunft dahinlief, wie wir Anderen auf gleicher Erde," vermißte Hamann darin „mehr mystisch-apokalyptischen Gebrauch der Bibel." Wir sehen, wohin dieser Prophet der Bibelorthodoxie und Anführer des inspirativen Genialitätsglaubens seine Jünger bringen mochte. — Gleich berühmt ward Lavater's „Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" (1771), welches zuerst durch seinen Freund Zollikofer ohne sein Wissen veröffentlicht wurde. Wir sehen hier so recht den Mann, der in Mißkennung der objektiven Wahrheit des Lebens, der menschlichen Natur und ihrer reinen Bestimmung sich einer subjektiven Selbstspielerei hingiebt, dadurch sich in widernatürliche Zustände und Stimmungen hineinschraubt, in allerlei Selbsttäuschung geräth und in

der Einbildung eines besonderen göttlichen und heiligen Berufs allerlei Zwangsmittel anwendet, um sich in steter Einheit mit Gott und seinem göttlichen Gesandten zu erhalten. Die Unbefangenheit des Denkens und Fühlens, der wahrhaft kindliche Glaube, die lautere freie Liebe zu allem Guten und Schönen, kurz, die ganze gott- und religionsfreudige Gesinnung wird durch ein forcirtes Selbstüberwachen und eine geistlose Reflexion in ihrem innersten Wesen verletzt und vernichtet. Dieses Tagebuch ist ein warnendes Beispiel, wie der Mensch, der seine Natur verkennt und sich selbst für so wichtig hält, um jede Kleinigkeit seines Thuns und Denkens zu protokolliren, allmälig in alle Irrwege der Lüge, der Kleingeisterei, der Finstersicht und Selbstdünkelei hineingetrieben wird, aus denen ihn nicht leicht eine gewöhnliche Macht zu retten im Stande ist. In dem Maße nun, wie Lavater durch den Erfolg seiner Schriften und seiner eigenthümlichen christlichen Mission in seinem heiligen Eifer gesteigert ward, ließ er auch in seinen Werken immer mehr die Intoleranz seines persönlichen Christenthums hervortreten. So im „Pontius Pilatus" (1782), worin er die seltsame Idee ausführen wollte, den Pilatus als den Mittelpunkt der wichtigsten Beziehungen in dem Erlösungswerke Christi, als den Richter des Weltrichters, als den Vollzieher des erhabensten und höchsten aller göttlichen Rathschlüsse, darzustellen. Das Werk sollte, wie er sagt, „Alles in Einem seyn, ein historisches, politisches, moralisches, philosophisches, theologisches, religiöses, biblisches, sinnbildliches, schauerliches Ecce homo." Die sonderbarsten Übertreibungen, die leersten Einbildungen, die abenteuerlichsten Kombinationen kommen wie in einem wüsten und phantastischen Traume zusammen, wobei die subjektive Willkür in der Auffassung und Darstellung der christlichen Religion, die äußersten Ergüsse übergläubiger Schwärmerei und mystischer Gefühlsverirrung das Christenthum eher zu einem Gegenstande des Spottes, als der Verehrung und Liebe machen. Lavater hatte sehr Recht, wenn er selbst von diesem Werke meinte, daß es geeigsey, „sich viele Erzfeinde und wenig Erzfreunde zu machen." Wie sehr das Buch Göthe's offenen Wahrheitssinn beleidigte, geht aus den unwilligen Briefen hervor, die er darüber an Lavater schrieb. — In seinem „Jesus Messias" möchte er sich Klopstocken näher an die Seite stellen. Es umfaßt dieses Werk zwei besondere Wer-

ke, einmal nämlich eine poetische Paraphrase der Offenbarung des Johannes in hexametrischer Form, dann die poetische Reproduktion der Evangelien und Apostelgeschichte. Lavater gesteht selbst, daß er ohne Klopstock's Messias, der seit zwanzig Jahren sein liebstes Buch gewesen, diese Dichtung nicht würde haben schreiben können. Es ist eine wahre Ilias post Homerum. Von Poesie findet der ächte Geschmack darin nichts, wenn man nicht einige pathetische Überschwänglichkeiten, wovon besonders die erste Partie, welche das apokalyptische Seherthum fast zu überbieten strebt, angefüllt ist, für Poesie nehmen will. Die zweite Partie, oder das paraphrastische Evangelienwerk, bietet eine breite Sammlung von einem exegetischen, legendarischen, historischen Allerlei, eine Art Vorschule von Stolberg's „Geschichte der Religion Jesu," dem sie auch in der ganzen theologischen Färbung ähnlich ist. Die edle religiöse Begeisterung, welche uns aus Klopstock's Werke mit echtem Hauche anwehet, ist hier zu einer drückenden Schwüle absichtlicher, gezwungener Andächtigkeit herabgesetzt worden; die reine Musenpriesterschaft, die dort mit reinen Händen ihr Amt verwaltet, erscheint hier in pfäffischer Selbstgenügsamkeit und salbungsreicher Bewußtheit. Den späteren „Joseph von Arimathea" (1794), ein episches Gedicht in Jamben, übergehen wir billig; ebenso die ganz verunglückte Probe eines religiösen Drama „Abraham und Isaak," und wenden uns von solchen poetischen Fehlgeburten lieber den lyrischen Versuchen zu, die wir aber, da Lavater nicht ihretwegen in unserer Geschichte seine Stellung haben kann, bloß flüchtig bezeichnen wollen. Lavater hat deren in geistlichem und weltlichem Fache geliefert. Freilich horchen wir auch hier vergebens auf reine Töne echter lyrischer Kunst, allein mitunter dringt doch ein Klang hervor, der von poetischer Stimmung Zeugniß giebt. Die geistlichen Lieder, von denen manche in protestantische Gesangbücher übergegangen sind, und die er gleich zu Hunderten herausgab, erscheinen durchweg als Wirkungen der Klopstock-Begeisterung, die sich in Lavater um so mächtiger regen mochte, als der Dichter des Messias mit ihm den Christusenthusiasmus theilte. Im Allgemeinen sind daher seine sämmtlichen geistlichen Dichtungen ein Nachhall Klopstock'scher Stimmen. Dazu kam, daß damals überhaupt die Richtung der Lyrik vielseitig in das Gebiet der Religion hinüberging. Andreas Cramer dichtete gleich

Klopstock meist im Odentone heilige Gesänge, Gellert hatte dagegen seine religiöse Leier zu populärer Verständlichkeit herabgestimmt, aus dem Göttinger Kreise lauteten viele Gesänge herüber, die voll natur-sympathischer Begeisterung die Werke des Schöpfers priesen. Lavater wollte hinter Keinem zurückbleiben und griff mit vollem Vertrauen in die Saiten seines Psalters, allein nur selten gelingt es ihm, den rechten Ton zu treffen, meistens verliert er sich in überflutende Gefühlsbreite, in moralisirende Nüchternheit und farblose Wortfülle, dabei geräth er oft in das unerquickliche Gebiet theologischer Schwärmerei und hyperorthodoxer Dunkelsucht. Der Mangel an metrischer Kunst und überhaupt an plastischer Gefälligkeit läßt es ohnedies zu keiner rechten Melodie und Wohlgestalt kommen. Höher erhebt er sich in „den Schweizerliedern," wozu er sich durch die helvetische Gesellschaft, deren Mitglied er war, veranlaßt fand. Wie damals bei der ganzen jungen Genialitätsgeneration Rousseau, „in dessen Namen eine stille Gemeinde weit und breit ausgesäet" war, als Stern und Vorbild galt, so lehnte sich auch jene Gesellschaft mit ihren patriotischen Tendenzen an ihn an. Lavater's Schweizerlieder (1767) verrathen nun freilich immer noch den veralteten Regenerationston, ergehen sich in redseligem Wortgepränge, sind angefüllt von moralischen Lehren und selbst nicht ohne religiöse Ingredienzien, klingen dabei ganz so, wie man in den sechziger Jahren, wie Klopstock und zum Theil noch die Göttinger ihren deutschen Patriotismus in selbstgefälliger Überschätzung auszusprechen pflegten. Wie dort von deutscher Treue, Tapferkeit, Keuschheit und dergleichen Vieles gesungen wird, so weiß Lavater Ähnliches von seinen Schweizern reichlich und nachdrücklich vorzutragen. Auch er apostrophirt die Schweizer-Jünglinge und Schweizer-Mädchen, auch er gemahnt sie an Alles, was die alte Sitte und der Väter Tugend Werthes und Schönes hat. Wie republikanisch dabei der Dichter gesinnt und wie sehr er seinerseits in den damaligen Fürstenhaß einzustimmen geneigt war, beweisen mehrere dieser Gedichte[1]),

1) So singt er in dem Liede „die Schweizerbauern" unter Anderem:

„Andre Bauern, was sie pflanzen,
Was sie auf- und angebracht,
Das verschmausen, das vertanzen
Fürsten oft in einer Nacht;

die sich hauptsächlich durch ihre nationalhistorischen Erinnerungen und volksthümlichen Beziehungen dem Patrioten empfehlen mochten. Aber selbst dieser Vorzug hat sie vor der Vergessenheit, der sie meist anheimgefallen, nur wenig schützen können.

Blicken wir nun auf Lavater's eigenthümlichen Standpunkt zurück, so ist er eben der der christlich-theologischen Genialität. Wir sehen in ihm die religiöse Idee in der subjektivsten Unmittelbarkeit gleichsam naturalisirt und damit auch allen Bezügen individueller Willkür und Laune hingegeben. Und dieses eben war es, was wir nach dem Zwecke unserer Darstellung zu vergegenwärtigen die Absicht hatten.

An Lavater reihet sich nicht bloß der Zeit und sonstiger persönlicher Verhältnisse wegen, sondern selbst aus dem Gesichtspunkte sachlicher Beziehungen Friedrich Heinrich Jacobi (aus Düsseldorf 1743—1819). Wie jener bewegte er sich nach allen Seiten hin auf der Angel des Herzens und Gemüthes und suchte die Frage der Religion aus dem Gesichtspunkte der Gefühlsdrängniß und individuellen Ahndungsfülle zur Grundfrage der Zeit zu machen und sie in Alles, besonders aber in die Philosophie hinüberzuführen. Er wollte eben die Antwort des Herzens mit dem Lichte der Philosophie umhellen, Theologie und Philosophie zugleich aber vor dem Altare der Poesie vermählen. Er ist ein „Gottfühler" mit dem Scheine eines Gottdenkers. In diesem Streben, welches von der eigenthümlichen Unruhe einer genialischen Individualitätsinspiration getrieben wird, tritt er uns aus der Mitte der stürmenden Literaten als der eigentliche Repräsentant der Drangphilosophie entgegen. Nur von dieser Seite her und nur von dieser Stellung aus bildet er eine literarhistorische Persönlichkeit, deren Beachtung der Geschichte obliegt. Jacobi erschien Göthen als ein

---

Fürsten, die sich Väter nennen,
Väter, die noch lachen können,
Sehn sie Bauern nackt und arm,
Väter, daß sich Gott erbarm!"

„Wir nur pflanzen für uns selber,
Unser nur ist Feld und Weid' — —
— — — — — —
Und für Fürsten triefet nicht
Euer Schweiß vom Angesicht!"

solcher, „dessen Natur gleichfalls im Tiefsten arbeitete," und der durch sein offenes Vertrauen und die Betrachtung des Spinoza ihm „eine reine Geistesverwandtschaft" zeigte und „ein leidenschaftliches Verlangen nach Mittheilung" in ihm erregte. In der Folge freilich und zwar sehr bald, nachdem der Drang des Augenblicks vorüber war, fühlte er nur zu sehr, wie wenig das Gemachte in Jacobi's Wesen ihm zusagen konnte [1]). Daß dieser selbst aber über den Standpunkt der genialen Gemüthsphilosophie nie wahrhaft hinausgekommen, beweist sein späteres Verhältniß zu der neuen Philosophie, seine Opposition gegen Kant's Transcendentalismus und Schelling's Identitätssystem, und zwar hauptsächlich die Art und Weise, wie er diesen Erscheinungen entgegentrat. Noch in der Schrift „von den göttlichen Dingen" (1811) gesteht er von sich, „daß er nicht Herr sey über sein Gemüth und daher für bestochen gelten müsse." Dieses Letztere hätte er freilich eben bei seinem Widerspruche gegen Kant und Schelling nicht vergessen sollen. „Nur so viel ist nach ihm Gutes an Menschen, nur in soweit ist er sich und Anderen was werth, als er Fähigkeit zu ahnen und zu glauben hat." Das Herz ist ihm „das eigentliche Vermögen der Idee," das ihm keine Transcendentalphilosophie aus der Brust reißen soll. Nicht das denkkräftige Wissen, das er vielmehr in Beziehung auf die höchsten Principien der Überzeugung als Hochmuth zurückweist, sondern „die stille und standhafte Ergebung in das eigentliche Seyn der Dinge" bildet, wie

1) Es ist bekannt, wie Göthe (1779) auf dem Sommerschlosse des Herzogs von Weimar in Ettersburg, wo sich der Hof damals oft aufzuhalten pflegte, und wo, wie auch sonst noch z. B. in Tiefurt, hauptsächlich unter den Auspicien der Herzogin Amalie, allerlei Festlichkeiten und Lustbarkeiten, besonders theatralische Spiele mit Hintansetzung alles Ceremoniels aus- und aufgeführt wurden, eines Tages den Einfall hatte, unter Anderem auch Jacobi's Roman „Woldemar's Briefe" wegen des Halbguten und „des Geruches von Prätension" der öffentlichen Verhöhnung preiszugeben. Nachdem nämlich einige Briefe daraus vorgelesen worden, ließ man das Buch mit seinen Ecken an einen Eichbaum nageln, worauf dann Göthe auf den Baum stieg und aus den grünen Zweigen eine geistvolle Standrede über das unglückliche Machwerk hielt. Göthe äußert sich darüber selbst etwas später in einem Briefe an Lavater (1781), wo er die Scene „Woldemar's Kreuzerhöhungsgeschichte" nennt und die ganze Sache für eine Albernheit erklärt, die eigentlich „verjährt" seyn sollte. Wieland nennt dieses und Ähnliches von damals „Polissonerien." Vgl. Briefe an Merck I. S. 179 u. 180 ff.

er an Herder schreibt, den Mittelpunkt seiner Philosophie wie die Seele seines Charakters[1]). Sehr bezeichnend ist auch, wenn Göthe sagt, Jacobi's Philosophie sey „aus Seelenforderungen" entsprungen. Auf dem Punkte der originalen ichlichen Unmittelbarkeit blieb er so sein lebenlang stehen, und er weiß gegen Schelling und die neueste Philosophie nichts weiter einzuwenden, als sein „ich bin, der ich bin," dieser Machtspruch, wie er es selbst nennt, „begründet ihm Alles; sein Echo in der menschlichen Seele ist die Offenbarung Gottes in ihr." Nur durch ein besonderes Seelenvermögen kann man, wie er an Hamann schreibt, „zu einer gewissen Gottes-Erkenntniß hinauf organisirt werden"[2]). Bei einer solchen Philosophie, die Bouterweck als eine „subjektiv-philosophische Religion" anpreist, meint nun freilich Schelling, könne jeder Haarkräusler und Schneider den Philosophen von Profession machen[3]). Charakteristisch für Jacobi's Philosophie ist, was er 1783 an Hamann schreibt: „Wir insgesammt, an Geist reicher oder ärmer, höher oder geringer, mögen es angreifen, wie wir wollen, wir bleiben abhängige, dürftige Wesen, die sich durchaus nichts selbst geben können. Unsere Sinne, unser Verstand, unser Wille sind öd' und leer, und der Grund aller spekulativen Philosophie ist nur ein großes Loch, in das wir vergeblich hineinsehen." Und doch konnte er sich von der Philosophie nicht trennen. Zuletzt ist freilich das Christenthum, „soweit es Mysticismus ist, für ihn die einzige Philosophie." Diese Dämmerungsphilosophie nun, welche sich über die Dinge einer anderen Welt ängstiget, statt die der gegebenen mit der Macht des Gedankens zu bewältigen, trieb er schon, wie er in seinen Briefen über die Lehre des Spinoza schreibt, als er noch ein Knabe von acht oder neun Jahren „im polnischen Rocke" ging. Schon damals war „der Mann ein Schwärmer, ein Phantast, ein Mystiker." Ein „verzehrendes Feuer trug der Jüngling im Busen"

1) Vgl. Seine auserlesenen Briefe (1825. 2 Bde.), auf die hier überhaupt besonders zu verweisen.

2) Von den göttlichen Dingen. S. 182 u. Werke Bd. I. S. 380.

3) Vgl. Schelling's Denkmal von den göttlichen Dingen. (Eine Gegenschrift gegen die Jacobi'sche Schrift von den göttlichen Dingen). Mit einer Art Ironie fügte es das Schicksal, daß Schelling der Nachfolger wurde von Jacobi auf dem Präsidentenstuhle der Akademie der Wissenschaften in München.

und „alle seine Überzeugungen beruheten auf unmittelbarer Anschauung“ [1]). Es war ihm daher auch Alles willkommen, was ihn von solcher Seite her berührte. Mit Hamann, der ihm übrigens in seiner hypochondrischen Laune nicht immer freundlich vergalt, ihn auch wohl der transcendentalischen Kolik und überhaupt der Grübelei beschuldigte, hielt er Freundschaft, und wurde von ihm „Bruder Jonathan“ genannt, an Herder schloß er sich nicht minder an und dessen „älteste Urkunde“ las er fünfmal, Lavater's Antispinozismus und Antiberlinismus zog ihn zu persönlicher Verbindung hin, die Fürstin Gallitzin zählte ihn zu den Ihrigen, Fritz Stolberg war sein Dutzfreund und blieb es, so sehr ihn auch dessen Übertritt verletzte, und, so lange Göthe noch urkräftig phantasirte, war Fritz Jacobi derjenige, der als Freund zuerst „in das Chaos seiner Gährung“ blicken durfte, weil er ebenfalls „ein unaussprechliches geistiges Bedürfniß empfand.“ Sonst knüpfte Jacobi gern überall an und suchte mit den verschiedensten Personen Verbindung. Er schrieb nicht bloß an Göthe und Lavater, an Hamann und Herder, sondern auch an Georg Forster und Kant, an Wieland und Mendelssohn, an Lessing und Heinse, an Joh. v. Müller und G. Schlosser, an Stolberg, an Fichte und an sentimentale Frauen, kurz, an Alle, die er erreichen konnte. Sein Herz wie sein freundliches Pempelfort [2]) standen Jedem offen, der sich ihm in Freundschaft verbinden wollte. Jacobi gehörte übrigens zu den Menschen, welche bei gutmüthiger Gesinnung, lebendiger Geistesbeweglichkeit und überwiegender Reizbarkeit der Gründlichkeit des Denkens und der Entschiedenheit des Charakters entbehren. Seine Jugendbildung war nicht geeignet, der leichten Anlage größere Festigkeit zu geben und den Mangel der Tiefe durch die Konsequenz ernster Studien und Gewohnheit zu ersetzen. In guten Verhältnissen geboren und ursprüng-

1) Werke I. S. XII. u. XIII.

2) Pempelfort, ein kurfürstliches Jagdschloß in der Nähe von Düsseldorf, war lange Zeit der Wohnsitz von Jacobi's Familie. Göthe nennt es „den angenehmsten und heitersten Aufenthalt,“ dem es nie an Fremden fehlte, die sich „in diesen reichlichen und angenehmen Verhältnissen sehr wohlgefielen.“ Unter sie gehörte auch Hamann, der in dem „Elysium-Pempelfort“ ein neues Leben zu leben glaubte. S. dessen Briefe, Werke Bd. 7. S. 363 ff., wo S. 371 eine detailirte Beschreibung der Villa.

lich für den Kaufmannsstand bestimmt, hatte er den Ernst und die Strenge wissenschaftlicher Zucht nicht erfahren, sondern war in einer Art weltäußerlichen Modebildung herangewachsen, zunächst unter französischem Einflusse in Genf, wo er die feinere Salonslektüre kennen lernte, auch ein wenig von Rousseau erfuhr; später kam er mit Diderot in Berührung, während er bei dem Allen und im Ganzen der tiefer gehenden Wissenschaft fremd blieb. Was er von deutscher Bildung sich aneignete, beschränkte sich anfangs auch nur auf das Leichtere, auf das Gebiet belletristischer Literatur. Nachdem er dem Kaufmannsberufe entsagt, suchte er meist auf dem Wege autodidaktischer Selbsthilfe eine gewisse gelehrte Bildung nachzuholen, konnte aber bei seiner beweglichen, nach der Oberfläche gerichteten Natur sich in nichts vertiefen, und so entstand denn eben jener unruhige Dilettantismus, der überall hinfühlte und nirgends heimisch wurde, dabei, von den Mitgliedern seiner Familie und den näheren Bekannten verzogen und vergöttert, in äußerlicher Stellung mehrfach begünstigt, sich in vornehmen Prätensionen und Eitelkeiten gefiel, die Anderen ohne Berechtigung schienen und daher zu mancherlei Widersprüchen Veranlassung gaben, selbst hier und da freundschaftliche Verhältnisse in das Gegentheil hinübertrieben. So bei Wieland, der, freilich seinerseits ebenfalls reizbar und beweglich, zuerst mit Jacobi in der süßesten Freundschaftelei und Briefwechselei schwärmte, mit ihm den Merkur zur Welt brachte, aber schon 1778 erklärte, daß ihm sein Stolz unleidlich sey und er mit ihm in seinem Leben nichts mehr zu thun haben wolle [1]). Indem Jacobi sich einbildete, er könne Alles seyn, Dichter und Philosoph, geistreich und tief, gewandt und gelehrt, ein Schaftesbury und Platon, ein Aufgeklärter und Mystiker, so mußte es wohl kommen, daß er in keiner Hinsicht zu etwas Gediegenem gelangte, daß man in Allem die Unsicherheit fühlt, womit er in der Mitte der Geistesrichtungen der Zeit und ihrer Vertreter stand. Von Einem zum Anderen hinübertaumelnd, mit dem Widersprechendsten in Personen und Ansichten verkehrend, weil er mit Keinem aus tiefem Grunde vertrauet werden konnte, ein heftiger Protestant, dem Stolberg's Übertritt fast das Herz abstieß, aber eben-

1) Briefe an Merck. I. S. 136.

so leicht wieder mit der katholischen Glaubenskonsequenz versöhnt und zu Palinodien aufgelegt, hier auf Offenbarungen, dort auf Vernunft, bald auf die Sinne und Gefühle, bald auf die Freiheit des Denkens hinweisend, zwischen Verstand und Herz hin- und hergeworfen, ohne Philosophie bei philosophischer Einbildung, ohne religiöse Befriedigung bei ewigem Gerede von Religion, heute im Glauben festgewurzelt, morgen dem Zweifel und dem Jammer über Vergänglichkeit und Lebensnichtigkeit hingegeben [1]), konnte er in keinem Zweige der Literatur sicheren Boden gewinnen, und vergebens sehen wir uns in ihm nach dem echten Philosophen und Dichter um, obwohl er nach beiden Seiten hin Versuche gemacht hat. Daß ein Charakter wie dieser, der so ganz auf seine dämonische Individualität angewiesen war, der Lessingen zumuthete: „er solle nur auf die elastische Stelle treten, die ihn fortschwinge, und das Philosophiren würde dann von selbst gehen“ [2]), der in zweideutiger Schwäche kalt und warm zugleich athmete, wie ihm schon Hamann vorwarf, sich aus dem Drängnisse der Epoche, in welcher er seine Blüte hatte, niemals herausarbeiten konnte, begreift sich wohl von selbst. Wer sein letztes Hauptwerk „von den göttlichen Dingen“ vergleicht, findet nichts Anderes, als was schon die beiden Romane „Allwill“ und „Woldemar,“ die aus der Mitte der Sturmzeit herrühren, enthalten. Sinn, Ansichten, dilettantische Oberflächlichkeit und Anmaßung, Styl und ganze Darstellung, Alles wie dort. Wollen wir auch nicht mit Schelling über diese Schrift sagen, Jacobi erweise sich darin „als einen Lügner, der zu seiner Brandmarkung weiter nichts brauche, als die eigene Handlung,“ so können wir doch mit einstimmen, wenn er hinzusetzt, „daß er in einem heiligen Wahnsinne alles Wissen verdamme.“ Wunder kann es nun nach Allem diesen nicht nehmen, wenn wir Jacobi auf der Seite derjenigen treffen, die dem Verderbnisse der rationalistischen Aufklärung entgegenarbeiten wollten, obwohl er, wie angedeutet, mit dem eigentlichen Christenthume in

1) Schreibt doch der Offenbarungsselige an Hamann (1786), daß bei ihm Alles auf die schwermüthige Trauer über die Natur des Menschen hinauslaufe. Hamann hatte daher wohl Recht, wenn er ihn „aus dem Labyrinthe der Weltweisheit in die kindliche Einfalt des Evangelium's“ versetzen wollte.

2) In der Schrift „Über die Lehre des Spinoza.“

keiner sehr innigen Beziehung stand. Er gesteht an Herder (1783), daß er längst „dem Lichte der Weisen von damals, den triefenden Flammen ihrer Pechkränze, ihrem Tage in Koth und ihrem Dampfhimmel entflohen, und daß „die reine Mitternacht mit ihren Sternen ihm lieber ist." Gleichzeitig schreibt er an Hamann, daß er, an die öde Stelle, an das bezeichnete Loch der Philosophie hingeängstigt, „nur noch aufrecht gehalten und gestärkt werde durch fromme Ahndung." Und doch fürchtet er später, Kant möchte ihn für einen zu argen Supranaturalisten halten [1]). Mit der Revolution konnte ein so verzärtelter, energieloser Charakter wohl nicht sympathisiren, wie freisinnig er sonst auch seyn mochte, und wir hören, wie er gleich im Anfange derselben, wo noch keinerlei Greuel ihre Wege befleckt hatten (1789), ausruft, Gott möge uns Deutsche vor der Art Vernunftregierung bewahren, zu welcher Mirabeau der Welt verhelfen wolle. Die Fortschritte jener großen Bewegung scheinen ihn sogar wider Willen einer konservativen Strenge zugetrieben zu haben. Die Ansicht, „daß willkürliche despotische Gewalt und passiver blinder Gehorsam ein schlechterdings nothwendiges Ingredienz jeder gesellschaftlichen Ordnung seyen," dürfte wohl eine Folge der nächsten revolutionären Anschauungen gewesen seyn [2]). Dabei ist er jedoch überzeugt, daß die Verfassungen sammt und sonders nichts mehr von ihrem alten Bildungstriebe enthalten, und daher auch nicht lange mehr dauern können. Er schreibt (1791) an Schlosser, wie sehr ihm Burke's Werk wider die französische Revolution gefallen, und wie sehr er Religion in's Land wünsche, um „dem Plunder der Gesetzgebung" Werth zu geben. Zugleich meint er, daß der jüngste Tag herankommen müsse, weil dieser allein helfen könne, ohne ihn aber das Beste sey, „sich einander je eher je lieber die Hälse zu brechen, um dem ungereimten, nichtswürdigen, eckelhaften Dinge, Menschheit, ein Ende zu machen."

Jacobi's Schriften sind nun das reinste Abbild seiner Per-

1) An Kant, 1789. Dieser Brief, in welchem er gesteht, „daß er sich vor jenem großen Denker als einem mächtigen Eroberer und weisen Gesetzgeber im Reiche der Wissenschaften in Ehrfurcht neige," sticht sonderbar ab gegen die Art, wie Jacobi später Kant's Kriticismus befeindete.

2) Brief an die Gräfin Julia von R. (1790).

sönlichkeit [1]). Ohne eigentlichen Beruf für Schriftstellerei, durch Göthe, Lessing und Andere hauptsächlich dazu angeregt, schwankend zwischen halbfranzösischer und halbdeutscher Bildung, vornehm und genialisch zugleich, gefällt er sich in fragmentarischer Halbheit, in geistreichem Gedankenspiele, in abgerissener Kürze und zugespitzter Sprache. Man sieht, daß er die Schulform und doktrinäre Strenge vermeiden möchte und dagegen die stylistische Selbstgefälligkeit und Prätension vorschiebt. So drängt sich das Gemachte mit dem Bewußtseyn französisch-akademischer Feinheit fast überall hervor und stört die freie, frische Bewegung. Wollen wir auch keineswegs verkennen, daß in dem Hin- und Herspringen, was Jacobi's Schriften uns zuletzt verleidet, mancher glänzende Gedankenfunke aufblitzt, mancher anziehende Gefühlston durchlautet, viele treffende Punkte emportauchen und mancherlei bedeutsame Probleme der Betrachtung entgegengebracht werden; so herrscht doch im Ganzen so viel Mangelhaftigkeit in Begründung und Ausführung, Lockerheit in Zusammenhang und Entwickelung, Unsicherheit in der Bestimmung der Begriffe und eine solche überstürzende Drängniß in der Folge und Bewegung der Gedanken, in der Mischung von Einfällen, Ansichten und Empfindungen, von poetischer und prosaischer Darstellungsweise, daß sich dabei ebenso wenig der wissenschaftliche Denker als der ästhetische Leser befriedigen kann, insofern Beiden es mehr auf ein nachhaltiges Interesse, sey es der Wahrheit oder der freien Kunstbehandlung, ankommt, als auf eine augenblickliche Erregung des Geistes und des Gemüths.

Wir haben schon bemerkt, daß Jacobi's späteste Schriften in Charakter und Haltung denjenigen gleich sind, welche er mitten in der Epoche des Sturms und Dranges verfaßte. Die gleiche drängende, unruhige Skizzenhaftigkeit in den Romanen der Frühzeit wie in den spätesten philosophischen Werken, dieselbe Punktualität und Kasuisterei in philosophischen Fragen, Bemerkungen, Ansichten, dieselbe Manier ästhetisirender Moralisation und moralisirender Ästhetik. Seine zwei Romane „Allwill's Briefsammlung" und „Woldemar" fallen ihrer ersten Abfassung nach in die

1) Jacobi hatte seit 1812 eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke begonnen, die Fr. Köppen und Fr. Roth fortsetzten.

drangvollsten Jahre der kraftgenialischen Epoche[1]). Sie geben daher auch in ihrer Art die Strahlen derselben zurück. In beiden herrscht der Grundsatz der genial-moralischen Individualität, der sich besonders im Allwill durchzusetzen sucht. Was Hamann über den Woldemar sagt, daß ihm „dieser Lieblingsheld zu derjenigen Klasse von Wesen zu gehören scheine, welche eine unbeschränkte Unabhängigkeit der rohen Natur gern mit den Ergötzlichkeiten des geselligen Lebens verbinden möchten," bezeichnet die Tendenz beider Produktionen, die sich überhaupt nach Inhalt und Form gleichen wie ein Ei dem anderen. Jacobi selbst gesteht (an Hamann), daß seine Absicht bei beiden Schriften, soweit sie überhaupt aus Absicht und nicht bloß „aus überfüllter Seele" geschrieben seyen, die gewesen, an's Licht zu bringen, „was im Menschen der Geist vom Fleische Unabhängiges hat, und damit der Kothphilosophie (!) jener Tage, die ihm ein Gräuel, wenigstens seine Irreverenz zu bezeigen." Er wollte „Menschheit, wie sie ist, begreiflich oder unbegreiflich, auf das Gewissenhafteste vor Augen legen — — das Einfache, das Unauflösliche, was sich nicht erklären läßt, theilweise näher an das Auge bringen," überhaupt „*den Sinn erregen* und durch *Darstellung überzeugen*." Gervinus hat diese Romane als Gegenstücke von Werther bezeichnet. Wir mögen die Zusammenstellung gelten lassen, sofern allerdings dem individuellen Behagen das Moralische anheimgegeben wird, in welcher Hinsicht Allwill's Erklärung deutlich genug klingt. „Glaube mir, Holde," so schreibt er an Lucie, „das Beste ist, wir bleiben eines Sinnes mit der Natur. Ihr Wesen ist Unschuld, und wenn wir annehmen, was sie uns nach Zeit und Umständen in die Ohren raunt, werden wir uns so wohl befinden, als Jemand unter dem Monde. Wir brauchen *starke Gefühle, lebhafte Bewegungen, Leidenschaften*. Was man gewöhnlich mit einem vernünftigen, klugen Wandel meint, ist eine erkünstelte Sache." Wir sehen hier den Helden so recht auf genialischem Wege, und die Unschuldspredigt der Lucie, womit das Werk schließt, zeigt

1) Allwill erschien zuerst (seit 1775) in der Iris und im deutschen Merkur, weiter (1781) in Jacobi's vermischten Schriften und dann von Neuem 1792 mit einer erläuternden Vorrede, zuletzt in den Werken 1812. Bd. I. Der Woldemar kam zuerst 1779 heraus, später umgearbeitet 1794 und dann ebenfalls wieder in den Werken 1812.

den genialen Kraftmann nur in dem phantastischen Zauberlichte, womit sentimentale Weiber ihre Männerideale zu umgeben lieben. Ein Gegengift gegen das moralische Gift, welches in Allwill treibt, können wir in dieser Epistellektion nicht finden, so sehr auch Jacobi selbst es hineingelegt zu haben meint. Ähnliches finden wir in Woldemar [1]). Wollen wir also der Tendenz nach die Vergleichung mit Werther nicht ablehnen, so bleiben beide Produktionen der Ausführung nach unter jedem Vergleichungspunkte stehen. Wenn in Werther poetische Auffassung ist und lebendige Organisation, so herrscht hier überall atomistische Zusammenwürfelei; wenn dort die Stimme des Gefühls aus dem frischen Herzen tönt, und die Leidenschaft mit dem Drange natürlicher Macht hervorquillt, klingt bei Jacobi Alles wie gemacht, und die französische Vornehmigkeit, die Bewegung der Salons, das Bewußtseyn geistreicher Bildung macht alle vergeblichen „Ergießungen der überfüllten Seele" zu bloßen künstlichen Springwassern. Die Charaktere erscheinen ebenso abgekältet, als die ganze Ausführung an Klügelei und metaphysisch-psychologischer Spitzfindigkeit krankt. Will nun Jacobi vollends, wie er sagt, „durch Darstellung überzeugen," so kann es keinen ärgeren Widerspruch geben zwischen Wollen und Vollbringen, als hier. Denn für nichts hatte er weniger Talent, als für die Darstellung. Das aphoristische Vielerlei seiner Überzeugungen, die Hast seiner Empfindungen, von denen keine sich zu einer getragenen Gemüthsstimmung ausbilden konnte, der Taumel seiner Vorstellungen, von denen selten eine zu einem vollen Gedanken sich bestimmen mochte, die ganze Halbheit seines Denkens und Fühlens, seines Wissens und Wollens ließen es nicht zu der Freiheit und Ruhe bei ihm kommen, welche die wesentlichen Bedingungen echter und reiner Darstellung sind. Mit Recht sagt Wieland und mit ihm Göthe von dem Allwill, daß Alles darin aussehe „wie kurz und klein zusammengeschlagen," und als „schubkarrenweise" angefahren, obwohl die Materialien herrlich seyen [2]). Von Handlung findet sich wenig, und das Wenige selbst ist höchst unbedeutend und verkriecht sich in der Sprudelei von Ansichten,

1) Über „Woldemar" giebt Friedr. Schlegel (Charakteristiken und Kritiken Bd. I. S. 1 ff.) ein in vieler Hinsicht treffendes und bei aller Schärfe meistens wahres Urtheil ab.

2) Briefe an Merck. II. S. 64.

Gefühlen, Zweifeln, Fragen, philosophischen, religiösen, moralischen und sentimentalen Ergüssen. Dabei kommt man aus der Zwei- oder vielmehr Allseitigkeit der subjektiven Auffassungsweise der Dinge, der Welt und der Menschen zu keiner Einheit und Stetigkeit des Gedankens und der Gesinnung. Naiv genug, sagt der Verf. von dem Allwill (es gilt auch von Woldemar), „es sey mit Dichtung gleichsam nur umgeben" [1]). Was Jacobi bei dieser Gelegenheit von sich selber schreibt und schon oben berührt worden ist, „schon als Knabe war der Mann ein Schwärmer, ein Phantast, ein Mystiker — oder welches ist der rechte Name unter so vielen?" hat er in jenen Werken uns, ohne es zu ahnen, deutlich vorgestellt. Am entschiedensten drängt sich die Unmacht der Darstellung in der Sprache auf, welche ohne Fluß, ohne natürliche Frische in gekünsteltem Gange hintreibt und ebenso marklos erscheint, als das, was sie zu sagen hat, ohne Substanz ist. Nebenher wird indeß mancherlei angeregt, auch oft Geistreiches und Interessantes geboten, und gern geben wir dem Verfasser zu, daß überall „eine geschäftige Hand hervorblicke" [2]).

Jacobi's eigentlich philosophische Werke haben wir theils schon beiläufig charakterisirt, theils ist ihre Charakteristik in jener der eben behandelten Werke begriffen. Diese enthalten Themen, Standpunkte, Methode und Darstellungsweise für alle seine philosophischen Schriften bis auf die „göttlichen Dinge" herab, bei deren Widerlegung Schelling so ziemlich alle schwachen Punkte der Jacobi'schen Philosophie überhaupt meist richtig, wenn auch im Ganzen mit zu herkulischer Derbheit, getroffen und niedergeschlagen hat. Der Grundmangel dieser Philosophie aber ist der Mangel an wissenschaftlicher Energie und denkkräftiger Überzeugung. Jacobi kann zu keinem Entschlusse kommen, er kann auf keinem Wege geradezu fortschreiten, immer schielt er auf andere hinüber und wird dadurch irre auf dem gewählten, wovon das Resultat ein unauflösliches Zaudern und Zweifeln seyn muß. Obwohl er

1) Werke I. S. XII und XIII.

2) A. a. O. Vorrede XVII. Überhaupt giebt diese ganze Vorrede dem, was wir über das Gemachte in der Ausführung oben gesagt haben, hinlängliche Bestätigung, und man sieht daraus, daß Hamann wohl Recht hatte, wenn er an Jacobi über den Woldemar schrieb, daß es ihm schwer geworden seyn müsse, das Ganze zusammenzusetzen.

diesen Vorwurf, der ihm schon von Friedr. Schlegel gemacht wurde, abzulehnen sucht [1]); so wird er nichts desto weniger für Jeden, der seine Werke etwas näher anblicken will, schon durch den bloßen Augenschein begründet. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß Jacobi eine reine Glaubensphilosophie geltend machen wollte. Er legte dabei die Ansicht zu Grunde, „alle menschliche Erkenntniß gehe aus von der Offenbarung und dem Glauben," d. h. nicht gerade von der historisch-theologischen Offenbarung, sondern von der sinnlichen, inneren wie äußeren. Diese bietet ihm ein unbegreifliches Wunder, welches schlechthin anzuerkennen ist, oder woran geglaubt werden muß [2]).

Alle wissenschaftliche Philosophie führt nach ihm auf Spinozismus, der einerlei seyn soll mit Fatalismus und so ziemlich auch mit Atheismus. Daß er in seinen „Briefen über die Lehre des Spinoza," in welchen er diese Behauptung nachzuweisen sucht, Lessingen Spinozismus zur Last legte und hierdurch den freundtreuen Mendelssohn bis in's Innerste verletzte, ja, gewissermaßen die Ursache seines Todes wurde, ist bereits an seinem Orte bemerkt worden. Von diesem antispinozistischen Standpunkte aus forderte Jacobi nun weiter, daß alles menschliche Erkennen auf einen persönlichen Gott gehen müsse; wer eine Allgemeinheit an die Stelle des lebendigen Gottes setzt, begeht „unsinnliche Abgötterei." Das Wesen Gottes kann aber eben nur in Offenbarungen sich mittheilen, nur im Glauben erfaßt werden, und demnach muß der Verstand der Offenbarung unterthan seyn. Insofern stimmt er mit Friedr. Schlegel überein, weicht jedoch darin von demselben ab, daß er nicht wie er aller inneren und äußeren unmittelbaren Offenbarung erst von der christlich-positiven ihre Haltung und Festigkeit zukommen lassen will. Jacobi erscheint überhaupt von Seiten der Christuslehre nicht sehr orthodox, und was er in seinen „göttlichen Dingen" dem Wandsbecker Boten über die Christusvorstellung antwortet, wornach Christus nur als ein Ideal dessen gilt, was von dem Menschen Göttliches angeschauet werden kann, wobei die wirkliche objektiv-historische Existenz gleichgültig bleiben soll, und Christus nur das ist, was er in Jedem ist, und allein in des einzelnen Menschen Überzeugung ein wahr-

1) Werke III. Vorr. XXIX.

2) Werke II. S. 34 und 166 ff.

haft göttliches Wesen bildet, klingt beinahe wie die Christologie einer neuesten Zeit und Schule [1]). Übrigens nennt Jacobi selbst seine Philosophie „Unphilosophie," die ihr Wesen hat „im Nichtwissen" [2]), und wir können ihm nur die vollste Gerechtigkeit wiederfahren lassen, indem wir ihm dieses vollkommen zugeben. Dabei hält er Fichte im Gegensatze zu seiner eigenen Glaubensphilosophie „für den wahren Messias der spekulativen Vernunft, für den echten Sohn der Verheißung einer durchaus reinen, in und durch sich selbst bestehenden Philosophie." Jedenfalls muß uns diese Anerkennung eines energischen Denkens mit Jacobi versöhnen, wenn wir ihm über seine philosophische Gefühlsirrlichterlei uns abwenden möchten.

Nach dieser Bezeichnung des allgemeinen Charakters der Jacobi'schen Philosophie ist es für unseren Zweck nicht nöthig, seine einzelnen philosophischen Schriften einer näheren und genaueren Erörterung zu unterziehen. Die hauptsächlichsten sind „die Briefe an Mendelssohn über Spinoza," die Schrift „David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus," dann besonders das mehr erwähnte Buch „von den göttlichen Dingen," wogegen, wie gleichfalls schon angeführt worden, Schelling sein „Denkmal von den göttlichen Dingen" schrieb, weil in ihr die damalige Identitätslehre Schelling's mehrfach und nicht immer mit den besten Gründen von Jacobi angegriffen worden war. Aus dem polemischen Gesichtspunkte verdient die Abhandlung „über das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen", besondere Aufmerksamkeit, indem darin Kant's System theilweise mit treffender Kritik erwogen und beurtheilt wird; wie es denn überhaupt als ein Verdienst Jacobi's anzuerkennen ist, daß er der Anmaßung verständiger Abstraktion das Recht idealvernünftiger Betrachtung gegenüberstellte, wie wenig er selbst auch die wahre Vernünftigkeit und ihr Verhältniß zum Wissen begreifen und verdeutlichen mochte.

Die Bewegungen des Geistes, wie sie sich in der Zeit, von welcher hier geredet wird, kund gaben, können nicht stattfinden, ohne auf die gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt und insbesondere auf die staatlichen Zustände Bezug zu haben. Sie sind selbst

1) Werke III. S. 285 ff.

2) A. a. O. S. 9.

mehr oder minder Resultate einer gegebenen oder herannahenden Umwandelung bisheriger Staatsverhältnisse, einer sich auflösenden Stabilität des politischen Mechanismus zu neuer lebendiger Entwickelung. Daß Letzteres nun gerade in dieser Epoche der Fall war, ist schon angedeutet worden. Nicht bloß hatte Friedrich II. durch seine Kriegs- und Friedensthaten Deutschland's politisches Bewußtseyn aufgeregt, sondern auch im Auslande ereigneten sich Dinge, die mit bedeutsamer Belebung auf unsere vaterländischen Zustände zurückwirkten. Hierhin gehört vor Allem die Erhebung der nordamerikanischen Kolonien gegen England, wodurch nicht bloß den unbestimmten politischen Fortschrittsrichtungen ein bestimmter Anlehnungspunkt geboten, sondern auch eine vielseitige Anregung der öffentlichen Meinung gegeben wurde. Man fing an, das Für und Wider nicht bloß in Büchern, sondern auch in fliegenden Blättern und Zeitschriften vor dem Volke zu verhandeln. Freilich konnten in dieser Hinsicht damals, wo noch eine Unzahl kleiner Regenten das deutsche Vaterland unter polizeilicher Autokratie gefangen hielt und durch die Hand knechtischer und brutaler Beamten jede freie Stimme, welche sich gegen Mißbrauch administrativer oder gerichtlicher Gewalt, gegen Verschwendung und Sittenverderbniß der Fürsten und ihrer Höfe erheben wollte, unterdrückte, sich die Organe der öffentlichen Meinung nur leise und behutsam aussprechen; allein immer erscheint es als ein Fortschritt, daß hauptsächlich unter Friedrich's Ägide und etwas später durch Joseph's Reformationseifer dem politischen Urtheile hin und wieder ein lauteres Wort gestattet wurde. Auch darf nicht unbeachtet bleiben, daß in dieser Beziehung die Vielhäuptigkeit in dem deutschen Staatsthume, welche vordem der kirchlichen Reformation gedient hatte, auch jetzt der politischen Regung mit fördernder Gunst begegnete. Mehrere kleine Fürsten fanden um diese Zeit eine Ehre darin, nach Friedrich's und Joseph's Beispiele veraltete und verdorbene Zustände zu bessern, und ließen deshalb unter Begünstigung literarischer Geistesstrebungen die Freiheit der Presse überhaupt zu einiger Erweiterung gelangen. So kamen allmählig und gleichsam unter der Hand politische und sociale Zeitfragen zu offener Besprechung, wie wir dessen denn schon in der vorigen Epoche an Möser und namentlich an Moser Beispiele gefunden haben. Allein das wahre Organ politischen Lebens ist die

Journalistik. Durch sie allein gelangen seine Bewegungen in das Volk, und nur in diesem haben sie ihre rechten Ziele und die Kräfte, sie zu erreichen. Von den literarischen Zeitschriften, welche in diesem und dem vorhergehenden Zeitabschnitte aufkamen und sich eine freiere Sprache über theologische wie sociale Gegenstände und Begebnisse erlaubten, haben wir zum Theil schon geredet und bemerkt, daß solche hauptsächlich von Berlin aus in das übrige Deutschland eindrangen. Neben der allgemeinen Deutschen Bibliothek Nicolai's nahm besonders die Berliner Monatsschrift das Wort, um, wenn auch vielleicht hin und wieder etwas zu kleinlich, doch im Ganzen mit freimüthiger Gesinnung die Finsterwerke zu beleuchten, welche gegen die Entwickelung eines besseren Geistes von mehreren Seiten her angelegt und ausgeführt wurden. Der Krieg der Meinungen, den sie hervorrief, der Kampf der Personen, welcher sich an sie knüpfte, war ein förderliches Mittel, den öffentlichen Gedankenverkehr zu beleben und überhaupt das allgemeinere Volksbewußtseyn für derlei Fragen und Zwecke zu interessiren. Daß auch der Wieland'sche Merkur, der seit 1773 erschien, bei aller politischen Behutsamkeit doch zur Erweckung und Bildung des nationalen Geistes und freieren Volksbewußtseyns beitrug, kann nicht verkannt werden. Freilich war Wieland, der sich hauptsächlich vor Berlin und Wien fürchtete und meinte (an Merck 1776), diese Orte müßten „glimpflich und prudenter" behandelt werden, indeß er „alle Universitäten preißgeben wollte," nicht eben ein Held politischer Drängniß, allein nichts desto weniger ließ er doch manches Korn der neuen Saat durch seinen Götterboten ausstreuen. Auch das Götting'sche Magazin der Wissenschaften und Literatur, welches Georg Forster und Lichtenberg (1780—1782) herausgaben, half der öffentlichen Stimme, sowie namentlich das von Göckingk (1784) unternommene Journal von und für Deutschland, welches hauptsächlich Persönlichkeiten veröffentlichen sollte, aber die vielen Hindernisse schwer überwinden konnte, willkommene Dienste leistete. Bei dem Allen war die eigentliche Staatswissenschaft neben der Geschichte noch ziemlich in der Wiege der Schule geblieben und konnte erst um das Ende dieses Zeitraums auf die Beine treten, um in freier Selbstbewegung möglichst nachzuholen, was die meisten anderen gebildeten Nationen ihr vorausgeeilt waren. Planck

und Spittler gehören ihrer Tendenz und Weise nach dem Sturm und Drange ebenso wenig an, als Joh. v. Müller ihn in Geschichte und Politik vertreten kann. Dohm's Denkwürdigkeiten sind ihrem ganzen Charakter nach allerdings Kinder dieser Zeit, erschienen aber erst später. Herder warf mit unbefangenem Muthe und Sinne die Fackel der Philosophie in das Gebiet der Geschichte und zum Theil auch der Politik, allein er hat seine eigenthümliche Bedeutung mehr in dem forttreibenden Verhältnisse zur Literatur überhaupt und stand zu Geschichte und Politik in keiner unmittelbaren Beziehung. Unter diesen Umständen nun ist nicht zu übersehen, wie Göttingen zunächst berufen war, hauptsächlich die Pflanzschule der geschichtlichen und politischen Wissenschaftlichkeit zu werden, wie wenig es auch sich selbst dieses Berufs recht inne werden mochte. Wir haben hier nicht noch einmal zu erwähnen, daß Pütter, freilich nicht im Dienste des Volks, sondern der Fürsten und großen Herrn, politische und sociale Fragen beantwortete und in seiner Reichsgeschichte das deutsche Reich gelehrt-aristokratisch behandelte, daß neben ihm Achenwall die Statistik einführte, die wiederum die Grundlage und Einleitung werden sollte für die eigentliche Sturmbewegung, womit Schlözer den Genialitätsdrang auf der Bahn politischer Wissenschaft und Schriftstellerei hervorbrechen ließ. Wenngleich zunächst in historischen Forschungen und Arbeiten rüstig thätig und besonders um Aufklärung der geschichtlichen Verhältnisse der nordischen und mongolischen Völker und Reiche, sowie um das Studium der Universalgeschichte bemühet, behauptet er doch seinen eigentlich nationalliterarischen Ruhm und Stand in der politischen Journalistik, der er zuerst für damalige Zeiten mit bewundernswerther Kühnheit gleichsam die Zunge zu lösen wagte. Hier stand er nun unter den Stürmern, hier rückte er mit dem vollsten Trotze der Verständigkeit gegen die Burgen vor, in denen sich Willkür- und Zwangherrschaft deutscher Fürstenlaune verschanzte. Was Göthe's Götz und Schiller's Räuber poetisch niederwarfen, das schlug Schlözer mit der schweren Hand seiner Prosaderbheit zu Boden. In ihm sehen wir den eigentlichen Vertreter des politischen Originalitätsprincips, das er im Drange subjektivster Energie zur Geltung bringen wollte.

Schlözer (1735—1809) lebte, nachdem er russische Dienstverhältnisse versucht, seit 1769 bis an seinen Tod als Professor

der Geschichte und Staatswissenschaft in Göttingen. Er setzte wesentlich, wenngleich im Geiste einer neuen Generation fort, was Moser und Möser bereits in der vorigen Epoche begonnen [1]). Beiden gesellt auf dem Wege des politischen Fortschritts, hielt er sich doch in Tritt und Bewegung näher zu Moser, bei dem sich schon Symptome drangvoller Emancipationsstrebung kund gaben. Dagegen stand Möser ihm in Charakter, Bildung und Allem, was echte Humanität heißt, zu fern, als daß hier eine nähere Beziehung hätte eintreten können. Wir haben gesehn, wie dieser treffliche Mann, auf dem Grunde einer gediegenen, freien Geistesaufklärung und einer ernst gehaltenen Gesinnung, überall dem Menschlichen sich widmete ohne Selbstsucht und Sonderinteresse, wie er von der Höhe der Zeit herab seine Theilnahme jeder Seite nationaler Wohlfahrt zuwendete und für das Volk und im Sinne des Volks den Fortschritt wollte, wie er darum auch namentlich der neuen Bewegung in der Literatur sich innigst befreundete, in Allem mit der Klarheit des Verstandes die Idealität der Vernunft, mit dem Ernste des Willens die Milde des Gemüths in schönem Wechselbezuge vereinend. Schlözer dagegen ist nur Verstand und isolirt sich auf diesem Punkte mit all seinem Denken und Streben. Weder für die großartige Geistesfreiheit der antiken Bildung, noch für den Aufschwung der vaterländischen Dichtung hatte er Sinn und Empfänglichkeit. Die massenhaften Mongolenzüge gelten ihm höher als die patriotischen Unternehmungen der Griechen, und „Miltiades wird ihm, wie Schlosser sagt, zum Dorfschulzen, verglichen mit den rohen Hordenführern und den Hunderttausenden, an deren Spitze ein Dschingischan und Tamerlan ficht [2])." Sein Auge ging auf das Äußerliche, eben auf die Massen, für die feineren Geistesbezüge, für die sittliche Größe, die in Griechenlands kleinen Staaten sich zusammendrängte, für die Erhabenheit der Idee, welche dort das Leben trug und bewegte, hatte er kein Organ. Ohne höhere Begeisterung und weltmännische Feinheit, der materiellen Positivität ergeben und in ihren Interessen selbst materialisirt, ging er mit rohem Schritte und starrer Konsequenz seinen Weg, meist schroff, nicht selten bis zur Leidenschaftlichkeit unruhig und derb. Darum fehlte ihm auch zum echten Geschicht-

1) Vgl. Adolph Bock, Schlözer. Hannover 1844.

2) Geschichte des 18. Jahrh. u. s. w. Bd. III. Abth. 2. S. 236.

schreiber, besonders zum Geschichtschreiber der Menschheit, der rechte Beruf. Weder Ruhe der Betrachtung, noch Vertiefung in die edleren Seiten des Menschlichen war ihm eigen. Eben nur verständig-positiv, mangelte ihm die Achtung vor Allem, was über die gemeine Wirklichkeit hinausgeht und in das Reich der idealen Menschenwürde hinanreicht. Sein historisches Verdienst liegt daher ganz eigentlich in der gelehrten Forschung und Kritik, zugleich darin, daß er die Geschichte von dem Einflusse theologischer Bevormundung zu emancipiren suchte. Daß er sich oft den Rücksichten der Gewalt mehr, als es dem Manne des Rechts und wahrer Freiheit gestattet ist, bieten mochte, daß er den Anwandelungen der Eitelkeit und Ruhmsucht nicht immer mit der Festigkeit der Gesinnung entgegen trat, die man von dem erklärten Feinde der Tyrannei und jeder rechtswidrigen Gewaltthat erwarten darf, daß er überhaupt in seinen Freiheitstendenzen sich keineswegs gleich blieb und oft in stark konservative Äußerungen überging, wo er früher dem Urkundenrechte mit der ganzen Heftigkeit seines Wesens entgegengekämpft hatte, daß er endlich überhaupt weniger des Volkes Freiheit als sein materielles Wohlbefinden im Auge hatte, und daher auf die nordamerikanische Revolution schelten konnte, während er Peter den Großen pries, dieses und Ähnliches kann uns nicht hindern, in ihm dem Ganzen nach den Mann von Charakter zu erkennen, der wußte, was er wollte, und sich nicht scheuete, das Gewollte muthig durchzusetzen und der Zeit zu geben, was ihr gebührte.

Von dieser letzteren Seite her tritt er uns nun eigentlich hier entgegen und wir haben sein Wirken und seine literarische Bedeutung von diesem Punkte aus der Anschauung etwas näher zu bringen. Zunächst ist es Schlözer's Ehre, daß er das Mittel fand und wählte, den politischen Zeitbedürfnissen die Möglichkeit zu gewinnen, ihr Recht vor demjenigen Tribunale gelten zu machen, von welchem allein ihnen wahre Abhilfe werden kann. Wir haben schon angedeutet, daß es in dieser Hinsicht an einem angemessenen Organe der öffentlichen Meinung fehlte. Dieses nun stellte Schlözer her, indem er zuerst, wenn wir Büsching's politisch-statistisches Magazin, welches mehr dem Interesse der Gelehrsamkeit als dem der Reformation politischer Zustände gewidmet war, außer Acht lassen, eine eigentlich politische Zeitschrift unternahm, in

der er die verschiedenen Zweige des Staatslebens, Verwaltung, Justiz, Beamtenwesen nebst anderen Socialverhältnissen zu offener Sprache brachte. Der Muth und die freisinnige Rücksichtslosigkeit, womit er das Unternehmen ausführte, sind um so höher anzuschlagen, als er meistens und vorzugsweise deutsche Staaten und Regierungen bezielte, von deren Willkür damals noch manche empfindliche Rache zu erwarten war. Mit seinem „Briefwechsel," der 1775 zuerst in fliegenden Blättern erschien, bald aber zu einem regelmäßigen Journale unter dem Titel „Neuer Briefwechsel" umgewandelt wurde, rückte er anfangs leise und gleichsam nur plänkelnd vor, von unverfänglichen statistischen Beziehungen ausgehend, um zuvörderst die Luft zu prüfen, in der er sich fortzubewegen gedachte, und sich allmälig zu dem Sturmgange zu steigern, vor dem „Alle die, welche in den Ritzen und Löchern unserer verfallenen Reichsburg hausten," erbebten. Seit dem Jahre 1782 erhielt die Zeitschrift den Titel „Staatsanzeigen," unter dem sie ihre Macht und Furchtbarkeit erweiterte und erhöhete. So schuf denn der dreistderbe Mann „ein Tribunal, vor dessen Aussprüchen bald alle Finsterlinge Deutschlands, alle die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre despotischen Beamten und Schergen erblaßten, wenigstens diejenigen unter ihnen, die noch so viel Ehre und Schaam übrig hatten, daß sie erröthen oder erblassen konnten" [1]). Schlözer's Verfahren bei diesem Unternehmen erscheint um so schwieriger, als es damals wie noch jetzt bei uns höchst mißlich war, durch Thatsachen zu beweisen. Es kam also darauf an, das Thatsächliche mit der allgemeinen Betrachtung möglichst zu verweben und es so in das Publikum einzuschmuggeln, was dann freilich, wie es zu geschehen pflegt, nach der Contrebande nur um so begieriger griff. Wann werden wir doch in diesem Punkte aufhören, Deutsche zu seyn? Man ruft allseitig die Schule in die Praxis und doch verpönt man dasjenige, wodurch wahre praktische Lebensbehandlung erst möglich wird — die Sprache der Thatsachen! Schlözer's Zeitschrift, die in ihrem ganzen Tone und Benehmen über die friedliche Epik der patriotischen Phantasien Möser's hinausstrebt, dagegen sich dem patriotischen Archive von Moser nähert, welches zum Theil gleichzeitig (seit 1784) erschien und

1) Schlosser, a. a. O. S. 254.

mit dreister Rede, freilich oft neben zu großer frommgläubiger Erbaulichkeit, die Schlechtigkeiten der öffentlichen Socialverhältnisse zur Schau ausstellte, darf man in jeder Hinsicht ein national-politisches Ereigniß nennen. Das Staatsrecht, und zwar zunächst und vorzugsweise das positive, erfuhr durch dieselbe in mehrfacher Beziehung neue Bestimmungen, wie denn Schlözer überhaupt auf diesem Felde viel todtes Land urbar machte. Die wichtigsten Fragen der Politik werden von ihm berührt und meistens vom Standpunkte des Fortschritts aus behandelt. Hauptsächlich aber behält er das unmittelbare Leben im Auge, dessen Forderungen er mit Energie und deutlichster Betonung ausspricht. Sein Journal wurde eine öffentliche Macht, auf deren Wort die Mächtigsten hören zu müssen glaubten. „Was wird Schlözer dazu sagen?" fragte einst die große Regentin, Maria Theresia, ihren Staatsrath. Das Pfaffenthum in seinem Obskurantismus, die Hierarchie mit ihren anmaßlichen Übergriffen, die Willkür hauptsächlich der deutschen Kleinfürsten und ihrer Beamten, nicht minder die Mißbräuche der Städteregierungen fanden dort Rüge und Züchtigung. Mit diesen Blättern setzte der kühne Professor der Georgia Augusta die Schule in die Mitte des Lebens; sie wurden die Hilfstruppen für die kecken Lehren, die er in seinem Hörsale vor zahlreicher Versammlung auszusprechen kein Bedenken trug. Die vielseitige Unterstützung, welche er nicht bloß aus Deutschland, sondern auch vom Auslande her erhielt, die ihm von Gelehrten und Staatsmännern, von Ministern und Geschäftsleuten aller Art in mitarbeitender Theilnahme gewährt wurde, dabei der große Umfang eigener Kenntnisse und die Eigenthümlichkeit seiner unruhigdrangvollen Persönlichkeit machten es ihm möglich, mit dieser Waffe nach allen Seiten hin treffend und wirksam streiten und vertheidigen zu können. Nicht bloß für seine Zeit hat er gewirkt, sondern durch die ungemeine Zahl seiner Schüler, deren viele ihn bis in die spätesten Zeiten überlebten, und die Erinnerungen an seine Lehren, sowie die Grundsätze seiner Staatsanzeigen in die letzten Befreiungskriege hinüberführten, wurden die Folgen seiner Wirksamkeit an die Ereignisse der Gegenwart geknüpft, die nicht aufhören möge, an dem Freimuthe eines Mannes sich zu erkräftigen, dem sie zum Theil das bescheidene Gut ihrer öffentlichen Freiheit, dessen sie jetzt freilich noch unter manchen Klauseln ge-

nießen darf, zu verdanken hat. Denn obgleich Schlözern, wie wir schon angedeutet haben, echte Volksgesinnung nicht begeisterte, wenn er selbst aus tadelhafter Rücksicht die wahre Staatsfreiheit der Gewaltmacht und traditionellen Positivität nicht selten opfern mochte, wie ihm auch Mirabeau nachdrücklichst vorwirft; so steht er doch im Allgemeinen auf dem Boden des Rechts und auf der Wacht der Freiheit und ihres Fortschrittes. Selbst die Revolution, vor der die begeistertsten Freunde der Freiheit alsbald zurückschanderten, begrüßt er mit Lust, indem er in ihr (gewiß mit Grund) den „Durchbruch des allgemeinen Staatsrechts" sah. „Zweifelsohne," meint er, „haben Gottes Engel im Himmel ein Tedeum darüber angestimmt." Die revolutionären Ausschreitungen, statt ihn, wie Andere, gegen die große Begebenheit zu empören, „sind ihm kräftige Lektionen für alle Menschenbedrücker in allen Weltgegenden und unter allen Ständen." Die Revolution, zu der er die erste Einleitung schon in Montesquieu's berühmtem Esprit des lois finden wollte, bestätigte in großartiger Praxis, was seines Lehrens und Strebens eigentlichster Zweck gewesen; weshalb er denn auch auf die meisten ihrer wesentlichen Forderungen einzugehen kein Bedenken trug. Besonders war es die Preßfreiheit, welche ihm nun eine Wahrheit und Wirklichkeit zu werden schien. Sie verlangte er für Alles und vor Allem als das eigentlichste Palladium der öffentlichen Meinung und ihrer Rechte. Ohne sie galt ihm jede freie Staatsverfassung nur für eine Täuschung, und er selbst suchte sich ihrer oft in einem Maße zu bedienen, welches über die Schranken unserer Tage weit hinausreicht. Lauter, als er für sie sprach, spricht heute noch Niemand für sie [1]).

---

1) Wie in Schlözer's politisch-literarischen Verhältnissen überhaupt sich mehrere Parallelen mit Tagesbegebenheiten der Gegenwart darbieten, so unter Anderem auch in Sachen des Criminalverfahrens. In dieser Hinsicht sind besonders seine „Briefe nach Eichstädt" interessant und vergleichbar, indem er in ihnen unter Beziehung auf einen bestimmten Fall im Fürstenthume Eichstädt die Öffentlichkeit des Verfahrens schon damals auf's Entschiedenste vertheidigte. Ob wir nach siebenzig Jahren (es geschah 1785) endlich erlangen werden, was jeder Zeit so nahe liegt? — Adhuc sub judice lis est, und Processe dauerten bisher im guten Deutschlande, wie bekannt, in der Regel ziemlich lange. Daß übrigens damals die Publicität für solche, die sich ihrer bedienen wollten, noch ihre großen Gefahren hatte, geht aus der bekannten Geschichte des Pfarrers Waser aus Zürich hervor, der hauptsächlich wegen Mittheilung

Wollen wir nun noch einen Blick auf die Form der Schlözer'schen Arbeiten werfen, so kann ihnen von diesem Gesichtspunkte aus freilich keine besondere Stelle in unserer Literatur zuerkannt werden. Denn, wenn sie auch nicht mehr an der kurialistischen Schwerfälligkeit und Geschmacklosigkeit leiden, die man bei Karl v. Moser noch vielfach zu bemerken hat, so erheben sie sich doch auch keineswegs auf die Höhe der ästhetischen Bildung, welche unsere Prosa zu jener Zeit schon in mehreren Bezügen erstiegen hatte. Der Mangel an Befreundung mit den altklassischen Studien sowie mit der schönen Literatur überhaupt läßt sich überall bemerken, sowie ihm andererseits auch der Drang eine ruhigere Berücksichtigung des Formellen nicht wohl gestatten mochte. Überhaupt aber kam es Schlözern nicht auf das Wie, sondern nur auf das Was an, welches er denn, von Natur ohne Gemüth und Phantasie, mit seiner harten ungelenken Verständigkeit zu handhaben sich eifrigst angelegen seyn ließ.

Schon haben wir bemerkt, daß die Geschichtschreibung, sowie mehrere andere wissenschaftliche Fächer, erst in der folgenden Epoche zu der Stufe freierer Kunstdarstellung und nationalliterarischer Bedeutsamkeit emporstiegen und deshalb für jetzt kaum besondere Erwähnung finden können. In der Geschichte, welche bereits in der vorhergehenden Epoche durch Möser einen schönen Anfang kunstmäßiger Behandlung erfuhr, würde freilich Joh. v. Müller theils nach seiner individuellen Stimmung, theils auch selbst in Absicht auf die Zeit seiner historischen Hauptarbeit [1]), schon hier seinen Platz nehmen dürfen, wenn er sich nicht mit seiner literarischen Gesammtthätigkeit zu bestimmt in die Mitte des folgenden Zeitraums stellte und überhaupt mehr die Farbe der neuen Romantik als die der eigentlichen Dranggenialität an sich trüge. Viel inniger gehört Christian W. v. Dohm (1751—1820) dieser Epoche an, denn obwohl, wie schon im Vorübergehen berichtet worden, seine berühmten „Denkwürdigkeiten" erst in unserem ge-

eines Aktenstücks über die Züricher Finanzverwaltung in den Schlözer'schen Staatsanzeigen (wozu noch die Anklage wegen Entwendung anderer Urkunden gezogen wurde) die Strafe der Hinrichtung leiden mußte. So gings also auch in Republiken!

1) „Die Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft" erschienen in ihrem 1sten Theile bereits 1780.

genwärtigen Jahrhundert bekannt gemacht wurden, so fallen sie doch nach Abfassung, Tendenz und ihrem gesammten Geiste in jene frühere Zeit. Auch begegnen wir Dohm hier noch auf anderen Wegen, indem er, abgesehen von seinen früheren staatswissenschaftlichen und historischen Schriften, das „encyklopädische Journal" herausgab und dann mit Boie (1776) das Deutsche Museum gründete und eine Zeitlang (bis 1778) mit redigirte, wodurch er sich namentlich um die alte und ältere deutsche Literatur, sowie überhaupt um die Literargeschichte, wesentlich verdient gemacht hat, da in dieser Zeitschrift ein reicher und vielseitiger Schatz von Mittheilungen und Arbeiten im Gebiete der Wissenschaft, Dichtung und praktischer Lebensfragen eröffnet wurde [1]). Ohne gerade den Genialitätsenthusiasmus der jungen Literaten von damals zu theilen, und mit seinen Strebungen zugleich dem praktischen Leben zu nahe gestellt, um in dem Sturmschritte derselben sich halten zu können, erscheint er doch ganz durchdrungen von der frischen Geistesluft, die aus jenen Kreisen wehete, voll Begeisterung für die Entwickelung der Freiheit des Vaterlandes und des deutschen Nationalsinnes. Er ging in alle progressiven Tendenzen der Zeit ein, pädagogische, politische und literarische. Überall wollte er auf dem Grunde tüchtiger Wissenschaft neues Leben in die nationale Starrheit bringen. Seine „Denkwürdigkeiten," deren wir hier mit Übergehung anderer Schriften von ihm besonders zu erwähnen haben, geben dessen nach allen Seiten hin Zeugniß. Sie sind voll der lebendigsten Anschaulichkeit Hinsichts der Begebenheiten wie der politischen und socialen Zustände und Verhältnisse seiner Zeit, deren Bild bis zu Friedrich II. Tode sie uns meist in sprechenden und gründlich gezeichneten Zügen vergegenwärtigen. Aus unmittelbarer Erfahrung geschöpft, mit offenem Sinne aufgefaßt, mit freier Hand ausgeführt, bieten sie einen treuen Spiegel nicht bloß der Geschichte jener Tage, sondern auch eines patriotischen, verständigen und gemüthreichen Schriftstellers. Freilich fehlt ihnen die Leichtigkeit sammt der persönlichen Selbstgefälligkeit französischer

1) Obwohl Dohm und Boie selbst nicht die thätigsten Mitarbeiter waren, so haben sie doch durch die Besorgung dieses äußerst freisinnigen und trefflichen Journals sich ein unverkennbares Verdienst erworben. Boie setzte die Herausgabe bis 1788, und unter dem Titel „neues deutsches Museum" bis 1791 fort, wo er das Unternehmen aufgab.

Memoiren, freilich schimmern sie nicht in dem Glanze der Beredsamkeit und geistreichen Dialektik, womit ein Genz Denkwürdigkeiten schreiben mag, dafür aber tragen sie das Siegel der Wahrheit der Sache und das Gepräge der tüchtigsten Gesinnung. Daß Dohm, nachdem er an dem neu errichteten Karolinum in Kassel einige Zeit angestellt gewesen, 1779 einem Rufe nach Berlin an die Staatskanzlei folgte und hierdurch in die diplomatische Praxis und Erfahrung eingeführt wurde, deren Geheimnisse er in wichtigen Zeiten kennen lernte, daß er auf diesem Wege den Blick des Staatsmannes mit der Gründlichkeit des Gelehrten zu vereinigen lernte, wodurch seine Denkwürdigkeiten, abgesehen von Einzelheiten, im Ganzen ein eigenthümlich-literarisches Gepräge erhalten mußten, mag hier mehr nur angedeutet, als ausgeführt werden.

6-100